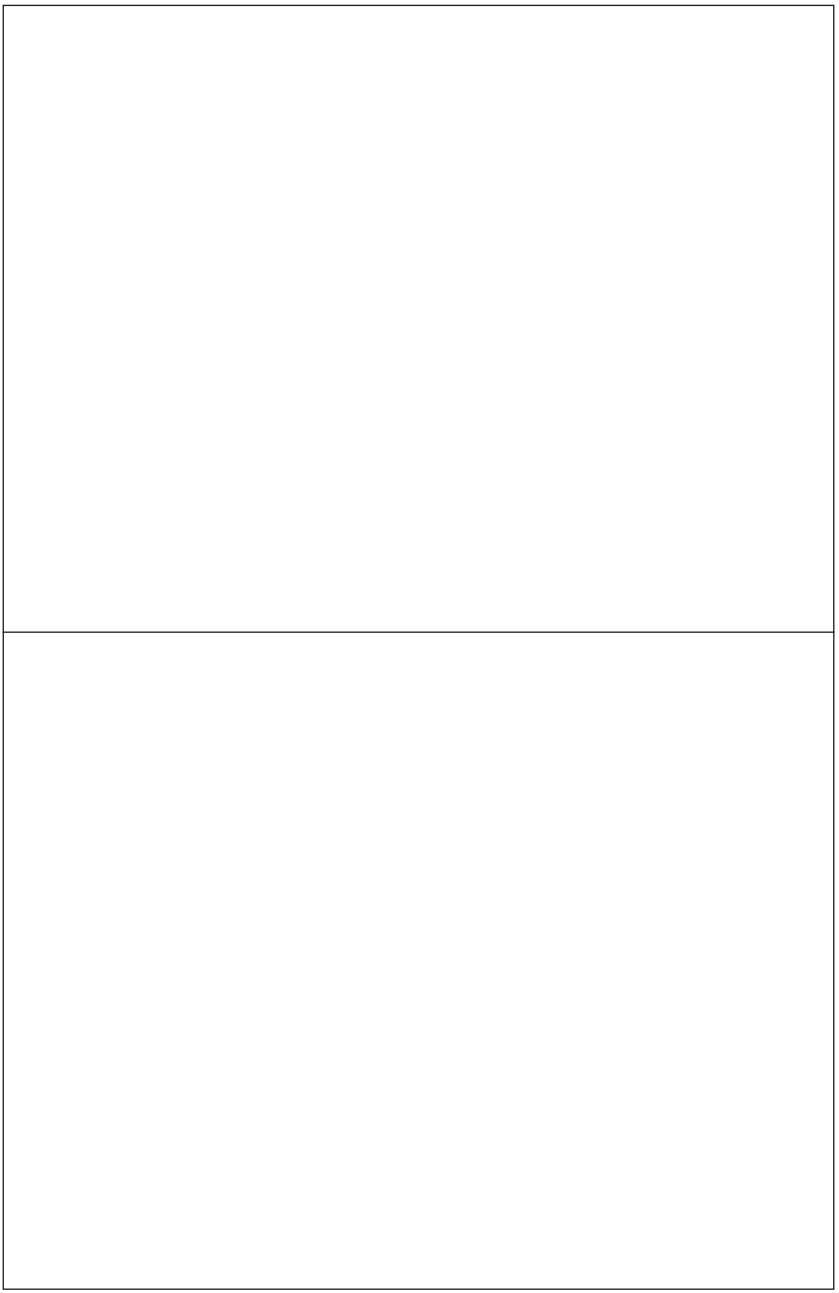
Friedrich Naumann STIFTUNG FÜR DIE FREIHEIT

Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung

20. Jahrgang 2008

Nomos

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY



https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung

20. Jahrgang 2008

im Auftrag
der Friedrich-Naumann-Stiftung herausgegeben
von Birgit Bublies-Godau, Monika Faßbender,
Hans-Georg Fleck, Jürgen Frölich,
Hans-Heinrich Jansen und Beate-Carola Padtberg

Nomos

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Anschrift der Redaktion:

c/o Archiv des Liberalismus
Theodor-Heuss-Str. 26
D-51645 Gummersbach

e-mail: Juergen.Froelich@fnst-freiheit.org

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://www.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8329-3774-4

1. Auflage 2008
© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2008. Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Inhalt

Editorische Notiz 11

Beiträge
Themenschwerpunkt: Sechs Jahrzehnte Freie Demokratische (Bundes-)Partei

Marie-Luise Recker
Kleinere Parteien im Parteiensystem der Bundesrepublik Deutschland 13

Ernst Wolfgang Becker
Ein Intellektueller für die Vitrine? – Theodor Heuss und die Neubegründung des Liberalismus in Deutschland 1945–1949 29

Ines Soldwisch
Die Demokratische Partei Deutschlands (DPD) in der liberaldemokratischen Tagespresse der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) 47

Anne Rüter
Blücher als Marshallplan-Minister und Parteivorsitzender – Mitstreiter für eine liberale Wirtschaftsordnung 59

Hans Peter Mensing
Heuss und das Amt des Bundespräsidenten 83

Andrea von Lucke
Die Krise von 1956. Die Spaltung der FDP-Bundestagsfraktion unter der Führung August Martin Eulers und die Folgen für die hessische FDP 97

Monika Fassbender
Die Friedrich-Naumann-Stiftung als Vermächtnis von Theodor Heuss? 113

Annette Koch-Wegener
Erhard und die FDP – Aufstieg eines Wirtschaftsministers, Sturz eines Kanzlers? 129

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Klaus Weber
Die Konjunktur der Linksliberalen 1966-1970 – Das Beispiel Ralf Dahrendorf 153

Tabea Esch
Das Kirchenpapier der FDP – Ausdruck oder Ende eines »geläuterten Liberalismus«? 173

Jürgen Frölich
(K)Ein besonderer liberaler Weg zur Annäherung zwischen beiden deutschen Staaten? Die Kontakte zwischen FDP und LDPD in den 1970er und 1980er Jahren 199

Theo Schiller
Die neuere Entwicklung der FDP – ein politikwissenschaftlicher Überblick 213

Weitere Beiträge

Marco Iorio
Zwischen Liberalismus und Libertarianismus. Wilhelm von Humboldts politische Philosophie 233

Knut Wolfgang Nörr
Liberales und Serviles in deutschsprachigen Texten des Frühliberalismus 253

Carl Heinze
Nation, Einheit, Freiheit und die eigene Geschichte. Geschichtsbilder und Geschichtskonstruktionen im Liberalismus des Vormärz 263

Rezensionen

Birgit Bublies-Godau
Biographien im Aufschwung? Zum Verhältnis von Revolutionsbiographik und Revolutionshistoriographie im Lichte der 160. Wiederkehr der Revolution von 1848/49 in Deutschland: 285

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bockhofer, Reinhard (Hrsg.): Verachtet, verfolgt, verdrängt. Deutsche Demokraten 1760-1986. Erinnerung anlässlich des Grundgesetztages am 23. Mai 2005

Boutemard, Christoph Suin de (Hrsg.): Heinrich Albert Oppermann. Zivilgesellschaftliches Handeln in historischer und aktueller Perspektive
Judel, Günther Klaus (Hrsg.): Carl Vogt – Erinnerungen an die deutsche Nationalversammlung 1848/49. Briefe aus dem Exil
Reinalter, Helmut (Hrsg.): Biographisches Lexikon zur Geschichte der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa, Bd. 2/ Teil 1
Schüler, Sibylle/ Möller, Frank (Hg.): Als Demokrat in der Paulskirche. Die Briefe und Berichte des Jenaer Abgeordneten Gottlieb Christian Schüler 1848/49

Duncan Brack/Ed Randall (Hrsg.): Dictionary of liberal Thought – *Axel Kellmann* 300

Gerhard Schwarz/Gerd Habermann/Claudia Aebersold Szalay (Hrsg): Die Idee der Freiheit. Eine Bibliothek von 111 Werken der liberalen Geistesgeschichte – *Ines Soldwisch* 302

Barbara Marx/Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): Sammeln als Institution. Von der fürstlichen Wunderkammer zum Mäzenatentum des Staates – *Patrick Ostermann* 304

Sebastian Panwitz: Die Gesellschaft der Freunde 1792-1935. Berliner Juden zwischen Aufklärung und Hochfinanz – *Beate-Carola Padtberg* 307

Heinz Stübig: Nationalerziehung. Pädagogische Antworten auf die »deutsche Frage« im 19. Jahrhundert – *Franz-Josef Kos* 312

Hartwig Brandt/ Ewald Grothe (Hrsg.): Rheinbündischer Konstitutionalismus – *Beate-Carola Padtberg* 315

Uta Monecke: Zwischen staatlicher Obrigkeit und bürgerlichem Aufbruch. Preußische Zensur und städtische Zensoren in Halle und Naumburg 1816-1848 – *Lutz Sartor* 318

Jost Hermand: Heinrich Heine. Kritisch. Solidarisch. Umstritten – *Monika Faßbender* 321

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Anthony Howe/Simon Morgan (Hrsg.): Rethinking Nineteenth-Century Liberalism. Richard Cobden Bicentenary Essays – *Detmar Doering* 323

Jonathan Parry: The Politics of Patriotism. English Liberalism, National Identity and Europe, 1830-1886 – *Detlev Mares* 326

Holger Fischer (Hrsg.): Lajos Kossuth. Wirken – Rezeption – Kult – *Enikö Gal* 329

Ralf Zerback: Robert Blum. Eine Biografie – *Gerd Fesser* 333

Helmut Bleiber/ Walter Schmidt/ Susanne Schötz (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, Bd. 2 – *Michael Wettengel* 336

Oded Heilbronner: »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Dynamit«. Populäre Kultur, populärer Liberalismus und Bürgertum im ländlichen Süddeutschland von den 1860ern bis zu den 1930ern – *Lutz Sartor* 340

Carl-Wilhelm Reibel (Bearb.): Handbuch der Reichstagswahlen 1890-1918. Bündnisse-Ergebnisse-Kandidaten – *Jürgen Frölich* 343

Lothar Albertin, Christoph Müller (Hrsg.): Hugo Preuß: Politik und Gesellschaft im Kaiserreich – *Siegfried Graßmnann* 345

Adolf von Harnack: Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität gehalten von Adolf v. Harnack – *Matthias Wolfes* 350

Friedrich Wilhelm Graf/ Dina Brandt (Hrsg.): Ernst Troeltsch: Rezensionen und Kritiken (1894 – 1900) – *Matthias Wolfes* 353

Karl Holl: Ludwig Quidde (1858 –1941). Eine Biografie – *Helmut Metzner* 356

Michael Maurer: Eberhard Gothein (1853-1923). Leben und Werk zwischen Kulturgeschichte und Nationalökonomie – *Ewald Grothe* 360

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

James R. Moore: The Transformation of Urban Liberalism. Party Politics and Urban Governance in Late Nineteenth-Century England – *Mark Willock* 363

Arndt Kremer: Deutsche Juden – deutsche Sprache. Jüdische und judenfeindliche Sprachkonzepte und -konflikte 1893-1933 – *Matthias Wolfes* 366

George R. Whyte: The Dreyfus Affair. A Chronological History – *Reiner Marcowitz* 369

Axel Kellmann: Anton Erkelenz. Ein Sozialliberaler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik – *Hans-Georg Fleck* 371

Jörg Udo Hülsmann: Mises. The Last Knight of Liberalism – *Detmar Doering* 376

Aygün Keser: Liberale versus starker Staat? Der Liberalismus von den Anfängen im Osmanischen Reich bis zum Ende der 1. Türkischen Republik – *Jörg Dehnert* 379

Ernst Wolfgang Becker (Hrsg. und Bearb.): Theodor Heuss – Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949 – *Barthold C. Witte* 382

Hans-Volker Schwarz: Die Berliner Liberalen im Brennpunkt des Ost-West-Konfliktes 1945-1956 – Vom Landesverband der LDP Groß-Berlin zur FDP Berlin (West) und LDP(D) Berlin (Ost) – *Peter Juling* 387

Ines Soldwisch: »… etwas für das ganze Volk zu leisten und nicht nur den Zielen einer Partei dienen…« Geschichte der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) in Mecklenburg 1946–1952 – *Hans-Georg Fleck* 393

Heide Hammel: »Die Zukunft hat schon begonnen«. Johann Peter Brandenburg. Oberbürgermeister der Stadt Pforzheim 1947-1966, FDP-Abgeordneter des Landtags von Baden-Württemberg 1946-1964 und 1968-1976 – *Jörg Brehmer* 397

Milène Wegmann: Der Einfluss des Neoliberalismus auf das Europäische Wettbewerbsrecht 1946-1965. Von den Wirtschafts-wissenschaften zur Politik – *Ines Soldwisch* 400

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ludger Helms: Die Institutionalisierung der liberalen Demokratie. Deutschland im internationalen Vergleich – *Eckard Jesse* 402

Autorenverzeichnis 405

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Editorische Notiz

Die FDP feiert am 11. und 12. Dezember dieses Jahres ihren 60. Geburtstag als Bundespartei. Dies war Anlass für ein Kolloquium, das unter dem Titel »Es begann mit Heuss in Heppenheim. Sechs Jahrzehnte Freie Demokratische (Bundes-)Partei« im Oktober 2007 vom Archiv des Liberalismus in der Gummersbacher Theodor-Heuss-Akademie veranstaltet wurde. Im Themenschwerpunkt des Jahrbuchs 2008, mit dem die Herausgeber in gewisser Weise auch »gratulieren«, sind fast alle bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge in überarbeiteter Form – Redaktionsschluss war der 1. April – dokumentiert. Die Herausgeber danken allen Beteiligten am Kolloquium, aber auch den anderen Autoren und den Rezensenten für ihre Mitwirkung.

Wir nutzen diese Gelegenheit zugleich zu einem Hinweis, die Zukunft unseres Periodikums betreffend: Dies wird das letzte Jahrbuch in der alten Form sein. Ab der nächsten Ausgabe werden wir auf gedruckte Rezensionen verzichten; aktuelle Vorstellungen und Besprechungen von Literatur zur Liberalismus-Forschung sollen ab Beginn 2009 dann in regelmäßigen Abständen auf der Homepage des »Archivs des Liberalismus« (www.archiv.fnst.org) veröffentlicht werden. Wir wollen damit dem Wunsch nach größerer Aktualität Rechnung tragen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Beiträge

Marie-Luise Recker

Kleinere Parteien im Parteiensystem der Bundesrepublik Deutschland

Das Parteiensystem der Bundesrepublik war bisher durch eine bipolare Struktur gekennzeichnet. Neben den beiden großen Volksparteien – Unionsparteien und Sozialdemokratie – steht eine Zahl kleinerer Parteien, die – je nach programmatischer Ausrichtung und politischer Stärke – als Partner den beiden großen Parteien zur Seite treten und ihnen so zur Regierungsmehrheit verhelfen können. Diese bipolare Struktur war nicht von Anfang an angelegt, doch mit der Entscheidung von CDU und CSU zu einer bürgerlichen Koalition nach den ersten Bundestagswahlen 1949 und dem gleichzeitigen Entschluss der SPD, in die Opposition zu gehen, wenn sie nicht den Kanzler stellen könne, war die Konkurrenz der beiden Großen um die Regierungsmacht in Bonn, welche sie durch entsprechende Zusammenarbeit mit kleineren Parteien erreichen wollten, bis heute dominant für die Ausprägung des westdeutschen Parlamentarismus.

Welche Rolle kam somit den kleineren Parteien zu? Welche dieser Parteien konnte eine maßgebende Funktion für das bundesrepublikanische Parteiensystem erreichen? Wie veränderte sich dies im Zeitverlauf? Wie differenzierte sich das westdeutsche Parteienspektrum aus? Welche Rolle übernahmen die kleineren Parteien bei der Entfaltung wie bei der Konsolidierung des westdeutschen Parteiensystems? Wie gestalteten sich die Übergänge zwischen der politischen Mitte und dem linken und rechten Rand? Welche Bedeutung erreichten links- und rechtsextreme Parteien? Wie konnten Neugründungen sich einen Platz sichern? Wohin steuern die kleineren Parteien im gegenwärtigen deutschen Parteiensystem? Dies sind Fragen, die im Zentrum der folgenden Überlegungen[1] stehen.

1 Der Aufsatz versteht sich als generelle Skizze, so dass – schon allein wegen der großen Zahl entsprechender Titel – auf umfangreiche bibliografische Nachweise verzichtet wird. Die umfangreichste Darstellung ist noch immer Richard Stöss (Hrsg.): Parteien-Handbuch. Die Parteien der Bundesrepublik Deutschland 1945-1980. 2 Bände. Opladen 1993.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

In einem vielzitierten Aufsatz hat Jürgen Falter[2] die Bundestagswahl 1949 als eine Wahl zwischen Weimar und Bonn bezeichnet, da sie – im Unterschied zu späteren Urnengängen – noch von einer Parteienvielfalt geprägt gewesen sei; immerhin zogen zehn Parteien und einige unabhängige Kandidaten in den Ersten Deutschen Bundestag ein. Zu den kleineren Parteien, die nun Abgeordnete in den Plenarsaal am Rhein entsenden konnten, zählte eine Reihe links- und rechtsradikaler Gruppierungen, Parteien der bürgerlichen Mitte, Regionalparteien sowie Interessenparteien. Auf CDU/CSU und SPD entfielen ca. zwei Drittel der Mandate, der Rest verteilte sich auf die Mitglieder der kleineren Parteien. Diese Relationen verdeutlichen, welches politische Potential – oder welcher politische Sprengstoff – für das westdeutsche Parteiensystem sich in den kleineren Parteien verbarg.

Nach der Aufhebung des Lizenzierungszwangs am 17. März 1950 kam es zur Neugründung von mehr als zwanzig Parteien, darunter etliche am rechten Rand des Parteienspektrums. Hatten die westlichen Besatzungsmächte die Bildung von rechtsextremen und Flüchtlingsparteien noch untersagt, so zeigte diese Welle von Neugründungen die Pluralität der politischen Interessenartikulation in der Frühphase der Bundesrepublik, aber auch die Instabilität des noch jungen parlamentarischen Systems. Allerdings erwiesen sich die Versuche, das nationalkonservative bzw. rechtsradikale Potential politisch zu bündeln, als nicht erfolgreich. Der 1949 gegründeten Sozialistischen Reichspartei,[3] der wichtigsten dieser Parteien am rechten Rand, eindeutig an nationalsozialistische Traditionen anknüpfend, gelang es zwar in den folgenden drei Jahren, zum Zentrum des Rechtsradikalismus zu werden, wobei ihr organisatorischer Schwerpunkt im protestantischen Norden, vor allem in Niedersachsen lag. Ihr Versuch, durch eine aggressive Sammlungspolitik ihre Position weiter auszubauen, rief jedoch politische Gegenkräfte auf den Plan, die einen Verbotsantrag vor dem Bundesverfassungsgericht befürworteten und schließlich verwirklichten. Das Verbot im Oktober 1952 traf die Partei bereits in einer Phase des politischen Niedergangs, personeller Querelen und heftiger interner Diskussionen um den programmatischen und politischen Kurs.

Dieses Muster setzte sich in den folgenden Jahren fort. In dem Versuch, einerseits den rechten politischen Rand hinter den eigenen Fahnen zu versammeln, andererseits aber auch die programmatische Profilierung voranzutreiben, kam es immer wieder zu Assoziations- und Dissoziationsprozessen unter den dort existierenden Parteien, so dass die Herausbildung einer relevanten politischen Kraft nicht gelang. Differenzen über Stil und Programm, aber auch heftige

2 Jürgen Falter, Kontinuität und Neubeginn. Die Bundestagswahl 1949 zwischen Weimar und Bonn, in: Politische Vierteljahresschrift 22 (1981), S. 236-263.

3 Vgl. hierzu jetzt Henning Hansen: Die Sozialistische Reichspartei (SRP). Aufstieg und Scheitern einer rechtsextremen Partei. Düsseldorf 2007.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

personelle Querelen taten ein Übriges, um die Konsolidierung des rechten Parteienspektrums zu unterbinden.
Dies galt auch für den zweiten Anlauf zu einer Sammlung dieses Lagers in den 1960er Jahren. Der spektakuläre Aufstieg der NPD und ihr Einzug in sieben Landesparlamente war eher der wirtschaftlichen Rezession sowie der Entstehung eines oppositionellen Vakuums nach Bildung der Großen Koalition geschuldet als dem Vorhandensein eines entsprechenden eigenen Stammwählerpotentials. Die starke Polarisierung zwischen den etablierten Parteien nach der nächsten Bundestagswahl, vor allem beim Thema Ostpolitik, entzog der NPD die Voraussetzungen ihres Aufstiegs. Auch das gegenwärtige rechte politische Lager mit Republikanern, DVU und NPD an der Spitze profitiert eher vom politischen Protest als von der Herausbildung einer eigenen Klientel.
Insgesamt verfügte und verfügt der parteipolitisch organisierte Rechtsextremismus in der Bundesrepublik über keine geschlossene sozialmoralische oder ideologische Gruppe der Wählerschaft, auf die er sich stützen könnte. Organisatorisch war er in mehrere Parteien oder zumindest Flügel gespalten, die sich programmatisch-politisch gegenseitig attackierten, damit die Sichtbarkeit und die Zugkraft der Spitzenfunktionäre untergruben und so die Wahlchancen minimierten. Eine Überwindung der organisatorischen Zersplitterung und die Herausbildung einer einheitlichen rechten Wahlpartei gelangen immer nur zeitweise und unter spezifischen historischen Konstellationen.
Auf der linken Seite des politischen Spektrums war die Situation ähnlich. Die größten Chancen für die Konsolidierung des linksextremen Lagers lagen in den Jahren vor Gründung der Bundesrepublik Deutschland, als die KPD als eine der vier Lizenzparteien in neun Landesparlamente einziehen konnte und zunächst kurzfristig auch an den meisten Landesregierungen beteiligt war. Allerdings begannen ihre Ausgrenzung aus dem Spektrum der legitimen politischen Kräfte und ihr politischer Abstieg bereits 1947/48 mit der Verhärtung der Ost-West-Fronten und dem Aufkommen des Kalten Krieges. Politische Isolation und programmatische Radikalisierung kennzeichneten ihre Position im frühen Parteiensystem der Bundesrepublik. Politisch war sie somit bereits gescheitert, als das Bundesverfassungsgericht im August 1956 das Verbot der Partei aussprach und sie in die Illegalität abtauchte.
Marginalisiert und politisch erfolglos blieben auch spätere Versuche, linkes, außerparlamentarisches Protestpotential politisch zu formieren. Die DKP, die sich im September 1968 in Frankfurt am Main konstituierte, stand mehr oder weniger in direkter Kontinuität zur alten KPD, was ihr politisches Schicksal besiegeln sollte. Daneben sprossen in den 1960er Jahren aber auch andere kommunistische Gruppierungen, maoistische Kreise, trotzkistische Kräfte, an Liebknecht und Luxemburg orientierte Zirkel aus dem Boden, doch blieben sie sektiererische Splittergruppen, vermochten keinen politischen Einfluss

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und keine eigenständige Position zu gewinnen. Ihre programmatischen Ziele waren so weit von der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Realität der Bundesrepublik entfernt, dass sie nicht Fuß fassen konnten. Vom linken und rechten Rand drohte dem westdeutschen Parlamentarismus keine ernstzunehmende Herausforderung – dies war ein wesentlicher Unterschied zur Weimarer Republik.

Die politische Ausgrenzung und das Verbot von SRP und KPD zwangen auch die anderen, neben Union und Sozialdemokratie agierenden Parteien, ihren Standort zwischen der politischen Mitte und der Peripherie des westdeutschen Parteienspektrums zu bestimmen. Dies gilt insbesondere für die kleinen bürgerlich-konservativen Parteien, die teils noch vor 1949, teils mit dem Fall des Lizenzierungszwangs gegründet worden waren und die sich als Konkurrenz, aber nicht als grundsätzliche Opposition zu den beiden Großen verstanden. Hierzu gehörten Regionalparteien wie die Bayernpartei, Kopf und Spitze einer bayerisch-partikularistischen Bewegung, die Zentrumspartei mit ihren Hochburgen in Westfalen, dem Rheinland und dem Oldenburger Münsterland, letztlich auch die Deutsche Partei, die mit ihrem protestantisch-konservativen Profil ihren Schwerpunkt in Niedersachsen und in Schleswig-Holstein hatte. Hierzu zählten aber auch Interessenparteien wie der Südschleswigsche Wählerverband, die politische Vertretung der dänischen Minderheit, oder der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten,[4] der sich vor allem der Belange der Flüchtlinge und Vertriebenen verpflichtet fühlte. Auch die FDP ist dieser Parteiengruppierung zuzurechnen, in den ersten Jahren nach ihrer Gründung ein eher labiler Zusammenschluss liberal-demokratischer und nationalliberaler Kräfte, die ihren Ort im bundesdeutschen Parteiensystem erst noch finden musste.

Angesichts der Sogkraft bundespolitischer Tendenzen war den Regionalparteien keine politische Zukunft beschieden. Die Bayernpartei verlor schon früh im Schatten der CSU ihre politische Basis, mehrfache Übertritte von Mandatsträgern und Mitgliedern zur christsozialen Konkurrenz in den 1950er Jahren beschleunigten den Zerfall der Partei. Ähnlich sah es für die Zentrumspartei aus. Hier war es die CDU, die, unterstützt vom katholischen Klerus, das Erbe des politischen Katholizismus angetreten hatte und nun die kleinere Konkurrenz bedrängte. Die Strategie der Zentrumspartei, über Kooperation und Wahlbündnisse mit der CDU das eigene Überleben zu sichern, erwies sich als zweischneidiges Schwert: Zwar konnte sie hierdurch

4 Der BHE war 1950 in Kiel als Partei gegründet worden und hatte sich – um seine programmatischen Schwerpunkte klarzustellen – 1952 in Gesamtdeutscher Block/Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten umbenannt. Die beste Darstellung ist noch immer Franz Neumann: Der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten 1950-1960. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur einer politischen Interessenpartei. Meisenheim 1968.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihre parlamentarische Präsenz für eine Weile wahren, doch wurde sie gleichzeitig von der CDU zur Ader gelassen und politisch marginalisiert.
Ein ähnliches Schicksal widerfuhr der Deutschen Partei, wenn sie auch länger politisch überleben konnte. In der Tradition der Welfenbewegung und der Deutsch-Hannoverschen Partei entwickelte sich die DP innerhalb relativ kurzer Zeit zu einer Partei von überregionaler Bedeutung. Angetrieben von dem Ziel ihrer politischen Führung, zur entscheidenden Kraft jenseits von CDU und CSU aufzusteigen, pendelte sie im politischen Spektrum stärker als andere Parteien zwischen bürgerlich-konservativem Selbstverständnis und offenem Rechtsextremismus hin und her. Nach rechts zeigte sie sich offen durch ihren entschiedenen Kampf gegen die Entnazifizierung und ihr Werben um das Wählerreservoir der ehemaligen Nationalsozialisten. Auch die politische Kooperation mit anderen Parteien rechtsaußen[5] war ein Indikator für die Verflechtung der DP mit diesem nationalistisch-rechtsextremen Rand. Allerdings wurden diese Affinitäten nach rechts kompensiert durch ihr bürgerlich-konservatives Taktieren in den Parlamenten. In den ersten drei Bundestagswahlen errang die DP einen Teil ihrer Mandate über Wahlkreisabsprachen mit der CDU, was den Weg in eine bürgerliche Koalition vorgab. Hier zeigte sie sich als antisozialistische, mittelständisch orientierte, nationale Belange betonende Kraft. Angesichts dieser koalitionären Zusammenarbeit und der engen Bindung an die CDU büßte die DP erkennbar an politischem Profil ein, wurde schon bald nur noch als Bestandteil des Bürgerblocks und nicht mehr als eigenständige, betont föderalistische Kraft identifiziert. Dies warf innerhalb der Partei die Frage nach der eigenen Existenzberechtigung auf. Ein Teil, insbesondere der so genannte Ministerflügel, plädierte für eine enge Anlehnung an die CDU und schloss sich ihr zu Beginn der 1960er Jahre an, der Rest versuchte, durch ein Zusammengehen mit dem BHE sich als »dritte Kraft« jenseits der großen Parteien zu etablieren. In der so entstandenen Gesamtdeutschen Partei (GDP) trafen sich also zwei Organisationen, die bisher wichtige Wählergruppen integriert und an den Bürgerblock herangeführt hatten, die durch diese Integration aber immer mehr ihre eigene Klientel und ihren Daseinsgrund verloren. Bei der DP waren es bürgerliche Wähler aus den konservativen Randzonen an der Schwelle zum Rechtsextremismus, beim BHE waren es Vertriebenenwähler, die in der Aufbauphase der Bundesrepublik ein beträchtliches Wählerpotential dargestellt hatten. Allerdings erwiesen sich die in die Fusion gesetzten Hoffnungen als völlig überzogen: Die GDP erreichte 1961 ganze 2,8% der Wählerstimmen, dies war für viele ehemalige DP-Mitglieder der Anlass, nun zur CDU überzuwechseln oder eine neue politische Heimat am rechten Rand zu suchen.

5 Vgl. hierzu Hermann Meyn: Die Deutsche Partei. Entwicklung und Programmatik einer national-konservativen Rechtspartei nach 1945. Düsseldorf 1965, S. 135ff.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Dem BHE erging es ähnlich. Diese Anfang 1950 gegründete Partei hatte bereits kurz nach Kriegsende zahlreiche Vorläufer, »Notgemeinschaften« Vertriebener, freie Wählergruppen auf kommunalen Listen und andere Organisationen, mit denen das alliierte Verbot der Gründung von Vertriebenenparteien umgangen und die Lebensinteressen der fast 10 Millionen Vertriebenen aus den ehemals deutschen Ostgebieten organisiert werden sollten. Diese politisch-ideologische Grundstruktur des BHE als Versuch, die Interessen der Vertriebenen zu repräsentieren, unterscheidet sich von den anderen hier betrachteten Parteien in einem wesentlichen Punkt: Es ging ihm nicht um die Durchsetzung abstrakter politischer Prinzipien, sondern um die Wahrung der Interessen einer Bevölkerungsgruppe, die sozial und kulturell noch nicht in der Bundesrepublik integriert war und die vornehmlich auf die Beseitigung konkreter sozialer Missstände abzielte. Auch im BHE prägten sich zwei Flügel aus, nämlich einer, der die Vertriebenen und ihren Anspruch auf das »Heimatrecht im Osten« als nationalistisches Oppositionspotential nutzen wollte und damit ideologische Grundmuster ansprach, die in dieser Deutlichkeit sonst nur von den Parteien rechtsaußen vertreten wurden, und ein zweiter, der die Partei eher als sozialpolitisch orientierte Interessenpartei sah, also die Ausgestaltung des »Lebensrechts« seiner Klientel im Westen in den Mittelpunkt seiner Politik stellte und über Regierungsbeteiligungen bestmögliche Lösungen für die sozialen Probleme der Vertriebenen anstrebte. Dies führte die Partei in verschiedene Koalitionsregierungen, auf Bundesebene in die bürgerliche Koalition unter Adenauer, in einigen Ländern aber auch in politische Bündnisse mit der SPD.

Diese politisch-programmatische Konzentration des BHE sozialpolitisch auf die konkreten Belange der Vertriebenen, außenpolitisch auf das Beharren auf den ehemals deutschen Ostgebieten als Teil der deutschen Nation, prägte zunächst den Stellenwert der Partei innerhalb der Bonner Koalition, war aber gleichzeitig der tiefere Grund für ihr politisches Ende. Mit der teilweisen Übernahme dieser ostpolitischen Positionen durch Adenauer, der Konsolidierung der westdeutschen Wirtschaft und der sozialpolitischen Befriedung der Vertriebenen verlor der BHE mehr und mehr sein politisches Profil in der Koalition, so dass sich auch für ihn die Frage nach seiner politischen Zukunft stellte. Zur Zerreißprobe für Partei und Bundestagsfraktion wurde die Saarfrage, da die Zustimmung zum Saarstatut von vielen als Präjudiz für die Aufgabe der ehemaligen Ostgebiete des Deutschen Reiches angesehen wurde. In der entsprechenden Abstimmung spaltete sich die Fraktion, der kleinere Teil trat aus ihr aus und schloss sich CDU und FDP an, der größere Teil verließ die Koalition. Fortan verstärkte die Partei ihre nationalen Forderungen, betonte das Selbstbestimmungsrecht sowie das Recht auf Heimat und attackierte die »Verzichtspolitiker«. Regional kam es auch mehrfach zur Zusammenarbeit

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mit Rechtsextremen. Dennoch vermochten auch dieser Kurs und die Fusion mit der Deutschen Partei 1960 die Partei nicht zu retten. Regional konnte sie noch bis Ende der 1960er Jahre leidlich überleben. Doch zu diesem Zeitpunkt war die Partei in ihrer Substanz von der CDU ausgezehrt und von der NPD rechts überholt worden.

Das hier knapp skizzierte buntscheckige Bild einer Vielzahl kleinerer Parteien, das – neben Union und Sozialdemokratie – das frühe westdeutsche Parteiensystem prägte, war Ausdruck unterschiedlicher regionaler, sozialer und ideologischer Interessen und Prägungen. Hieraus eine eigenständige »dritte Kraft« zu formen, wie es von einigen dieser Parteien angestrebt wurde, gelang jedoch nicht, da die Konkurrenz untereinander und die unterschiedlichen politisch-programmatischen Aussagen einem solchen Konsolidierungsprozess entgegen standen. Stattdessen sollte ihre wesentliche Funktion während der 1950er Jahre darin liegen, den Christdemokraten als einer verschiedene Sozialmilieus übergreifenden und aufsaugenden Sammelpartei neue Anhänger zuzuführen. War die CDU zunächst vorwiegend im katholischen sozialen, politischen und kulturellen Lebensraum verankert gewesen, so gelang ihr nach und nach der Einbruch in ihr bis dahin verschlossen gebliebene und sie sogar ablehnende Sozialmilieus. Auf diese Weise erwiesen sich die Christdemokraten erfolgreich im Einsammeln traditionsgebundener Sozialmilieus oder interessenspezifischer Gruppen; nach dem Zentrum (und der damit erreichten Homogenisierung und Arrondierung des katholischen Lagers) waren dies vor allem die DP und der BHE. Selbst aus dem ursprünglich zu den rechtsextremen Parteien tendierenden Wählerpotential konnte die CDU Stimmen gewinnen. »Was als asymmetrische Konzentration des Parteiensystems erschien«, so das Fazit von Karl-Heinz Naßmacher[6], »war die nachträgliche und phasenverschobene Bildung einer bürgerlichen Sammelpartei« durch die Integration der Wähler aus verschiedenen politisch-kulturellen Milieus.

Getragen und begünstigt wurde dieser Prozess der Sammlung des bürgerlichen Lagers um die Unionsachse durch den Niedergang regionaler Traditionen und Bindungen im Laufe der 1950er Jahre sowie durch generelle gesellschaftliche Wandlungsprozesse, in deren Folge die die kleineren Parteien tragenden sozialkulturellen Milieus ausgehöhlt und aufgelöst wurden. Gerade der Blick auf die regionale und lokale Eben zeigt, wie hier die CDU in die Hochburgen dieser Parteien eindringen und sie nach und nach erobern konnte. Hierbei beruhte ihr Erfolg auch darauf, dass sie »gleichsam diese unterschied-

6 Karl-Heinz Naßmacher: Zerfall einer liberalen Subkultur. Kontinuität und Wandel des Parteiensystems in der Region Oldenburg, in: Herbert Kühr (Hrsg.): Vom Milieu zur Volkspartei. Königstein/Ts. 1979, S. 30-134, hier S. 119.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lichen Hausbewohner unter ihrem Dach beherbergte, ohne zugleich und sofort die Probe auf ihre Integrationsfähigkeit zu wagen«[7]. Die ideologische und sozialstrukturelle Bandbreite der Union ermöglichte es den Anhängern der kleineren Parteien, zur CDU zu wechseln; gleichzeitig verstärkten sie deren weltanschauliche und soziale Heterogenität.

Von nicht geringerer Bedeutung für diese Integrationsleistung erwies sich die Bindung der kleineren Parteien an die Christdemokraten im Rahmen der Bonner Koalition. Die populäre Gestalt des Kanzlers und engagierten Wahlkämpfers Adenauer dominierte das Erscheinungsbild des Kabinetts in der Öffentlichkeit, die von ihm verkörperte Westbindung brachte der Bundesrepublik außenpolitische Anerkennung und Souveränitätsgewinne, die Erfolge der sozialen Marktwirtschaft und das »Wirtschaftswunder« der 1950er Jahre hatten bittere Jahre des Mangels und der Kargheit abgelöst, und der Ausbau des Sozialstaates tat ein übriges, um alle gesellschaftlichen Schichten an diesem ökonomischen Aufstieg partizipieren zu lassen. Die politische Bilanz der Koalition in Bonn wurde jedoch vor allem der Union zugeschrieben, während die kleineren Partner hiervon nicht gleichermaßen profitieren konnten, vielmehr an Gewicht und Präsenz verloren.

Die SPD konnte nicht in gleichem Maße von der Substanz der kleineren Parteien zehren wie die Unionsparteien. Zum einen verstand sie sich noch zu sehr als Arbeiterpartei, als dass sie bereit und in der Lage gewesen wäre, Mitglieder anderer sozialkultureller Milieus aufzunehmen, und zum anderen gab es im linken politischen Spektrum der frühen Bundesrepublik deutlich weniger Parteien, die politisch-programmatische Schnittmengen mit der SPD aufwiesen. Dennoch vermochte auch sie in den 1950er Jahren neue Anhänger aus konkurrierenden Parteien gewinnen, so Vertriebenenwähler aus dem BHE, protestantisch-bürgerliche Mitglieder aus Gustav Heinemanns Gesamtdeutscher Volkspartei sowie gewisse neutralistische Gruppen, die die Westbindung und Wiederbewaffnung der Bundesrepublik ablehnten. Allerdings blieb dieser Zuwachs für das Wähler- und Mitgliederprofil der Partei marginal. Erst mit dem Kurs der Umorientierung in der praktischen Politik und der Neubestimmung programmatischer Positionen in Godesberg 1959 sollte sich auch die SPD für neue Schichten öffnen.

Die FDP war in den 1950er Jahren denselben Restriktionen und Auszehrungsprozessen ausgesetzt wie ihre kleineren bürgerlichen Schwesterparteien, doch gelang es ihr, eine eigenständige Substanz zu erhalten und sich als dritte Kraft im westdeutschen Parteiensystem zu behaupten. Auch sie war zunächst strukturell eine eher heterogene Partei, hatten doch zwei unterschiedliche Konzep-

7 So Dorothee Buchhaas: Die Volkspartei. Programmatische Entwicklung der CDU 1950-1973. Düsseldorf 1981, S. 119.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tionen[8] den liberalen Neuanfang nach 1945 geprägt, nämlich zum einen das Bild einer Partei der Mitte mit einer Ausgleichsfunktion zwischen dem (so perzipierten) politischen Konfessionalismus der CDU und dem Sozialismus der SPD, sowie die Vorstellung von der FDP als einer antisozialistischen, bürgerlich-nationalen Rechtspartei. Diese Dichotomie war jedoch in den Hintergrund gedrängt worden durch das Bekenntnis zur freien Marktwirtschaft und die Ablehnung jeglicher Sozialisierung. Dennoch sollte der Konflikt um den politischen Kurs, wie er sich aus diesen unterschiedlichen Wurzeln ergab, die Partei noch lange prägen.

Wie auch andere kleinere Parteien des bürgerlichen Lagers reihte sich die FDP nach den ersten Bundestagswahlen in eine Koalition mit den Unionsparteien ein. Dennoch war die Rolle des sekundären Parts innerhalb dieses Bündnisses innerparteilich nicht unumstritten: Angesichts des Gründungsbooms neuer Interessen- und Splitterparteien zu Beginn der 1950er Jahre tauchten auf dem nationalliberalen Flügel der FDP vorübergehend Überlegungen auf, sich zum Kopf und Motor einer Sammlungsbewegung[9] rechts der CDU zu machen und so zur »Dritten Kraft« im bundesdeutschen Parteiensystem zu werden. Diese Blütenträume verwelkten jedoch schnell, vielmehr führten das ungeklärte Rollenverständnis, die Führungs- und Organisationsschwäche der Partei sowie ihre mangelnde Profilierung gegenüber dem größeren Koalitionspartner zu einer empfindlichen Wahlniederlage 1953; hier hatte die FDP der Anziehungskraft der Adenauer-Partei Tribut zollen müssen. Der nun einsetzende Dauerkonflikt mit der Union in Fragen der Außenpolitik sowie des künftigen Wahlrechts endete schließlich in der Aufkündigung der Koalition durch die FDP und der Spaltung von Bundestagsfraktion und Partei. Damit hatten die Liberalen ein ähnliches politisches Schicksal erlitten wie zeitgleich der BHE.

Mit dem Austritt aus der Bonner Koalition musste die FDP ihre Position im westdeutschen Parteiensystem neu bestimmen. Der Anstoß für die Reflexion über Standort und Selbstverständnis der Partei kam nicht zuletzt aus dem schlechten Abschneiden bei der Bundestagswahl 1957, die die Partei bedrohlich in die Nähe der 5-Prozent-Hürde gebracht hatte. Weil sie sich zudem im Bund auf den harten Oppositionsbänken wiederfand, standen ihre Existenzberechtigung und programmatisch-strategische Eigenständigkeit zur Diskussion. Bis zu diesem Zeitpunkt war sie in ihrem Sozialprofil eine bürgerliche Honoratiorenpartei gewesen, die insbesondere die Freiheit marktwirtschaft-

8 Dies ist prägnant dargelegt von Dieter Hein: Zwischen liberaler Milieupartei und nationaler Sammlungsbewegung. Gründung, Entwicklung und Struktur der Freien Demokratischen Partei 1945-1949. Düsseldorf 1985.

9 Vgl. hierzu Jörg-Michael Gutscher: Die Entwicklung der FDP von ihren Anfängen bis 1961. Königstein/Ts. ^{2}1984, S. 134ff.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lichen Handelns herausgestellt, aber auch immer die Interessen des kaufmännischen und selbstständigen Mittelstandes unterstützt hatte. Nun öffnete sie sich für eine Wählerstrategie, die aus der Verengung auf das selbstständige mittelständische Bürgertum herausführen und auch die neuen Mittelschichten ansprechen sollte.

Der Bundesgeschäftsführer und spätere Generalsekretär Karl-Hermann Flach hatte schon vor der Bundestagswahl 1957 versucht, die FDP auch ideologisch-programmatisch als »dritte Kraft« im bundesdeutschen Parteiensystem zu etablieren. Mit CDU/CSU, SPD und FDP – so Flach – erhalte »das deutsche Parteiengefüge auch seine historisch konsequente Richtung. Das sozialistische, das liberale und das konservativ klerikale Element bilden die Grundlagen des Dreiparteiensystems in Deutschland.«[10] Dies war nicht nur ein ambitionierter Versuch, die FDP auf gleicher Augenhöhe neben den beiden großen Parteien zu positionieren, er wies auch auf einen systemfunktionalen koalitionspolitischen »Kurs der Mitte« hin, bei der die Partei durch gesamtdeutsche Akzente die Distanz zur CDU, durch ihren sozial- und wirtschaftspolitischen Kurs die nach wie vor bestehenden Unterschiede zur SPD markieren würde. Diese langfristig angelegte Konzeption kleidete man wahlstrategisch in das Bild vom »Zünglein an der Waage«, durch das die Partei zum ausschlaggebenden Faktor für Regierungsbildungen rechts oder links der Mitte werden würde.

Zustatten kam diesem neuen Funktionsverständnis, dass mittlerweile auf der Bundesebene die FDP die einzige verbliebene kleinere Partei war. Als Koalitions- und Regierungspartei in den 1950er Jahren war sie eine unter mehreren bürgerlichen Parteien gewesen, aus denen der Kanzler seine Partner auswählen und die er auch wieder in die Opposition stoßen konnte. Dies hatte ihr politisches Gewicht eingeschränkt. Mit der Entwicklung zum Dreiparteiensystem wuchs der FDP jedoch eine zentrale Funktion als Mehrheitsbeschaffer wie als Korrektiv für aus liberaler Sicht einseitige oder falsche politische Positionen zu. Dies unterstrich ihre politische Bedeutung und eigenständige Stellung.

Ohnehin leitete der Godesberger Parteitag der SPD eine grundlegende Umstrukturierung des westdeutschen Parteiensystems ein. Deren Öffnung zu einer neue politische Strömungen und soziale Schichten integrierenden Volkspartei ebnete ihr nicht nur den Weg zur strukturellen Mehrheitsfähigkeit, sondern eröffnete auch neue Koalitionsoptionen. Mit diesem Schritt wurden alle Bundestagsparteien untereinander koalitionsfähig. Gleichzeitig mussten auch die Unionsparteien dem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel Rechnung tragen, der in den späten 1950er Jahren eingesetzt hatte: Die sie

10 Karl-Hermann Flach: Dritte Kraft. Der Kampf gegen Machtmißbrauch in der Demokratie. Bonn o.J. (1957), S. 5.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

prägenden traditionellen Sozialmilieus begannen sich aufzulösen, der alte Mittelstand schrumpfte, und eine neue Mittelschicht akademisch gebildeter Angestellter wie freiberuflich Tätiger bildete sich vor allem in den Städten heraus. Dies untergrub ihr bisheriges Erfolgskonzept und ließ die Notwendigkeit einer programmatischen, organisatorischen und personellen Reorientierung aufscheinen.

Vor dem Hintergrund der Restrukturierung des westdeutschen Parteiensystems war es an der FDP, ihre Rolle neben den beiden Volksparteien zu bestimmen. Das zeitgenössisch gern bemühte Bild vom »Zünglein an der Waage«, das durch seine koalitionspolitische »Neigung« der eigentliche Initiator von Regierungsbündnissen sein würde, verdeckte allerdings die Tatsache, dass die Partei in dieser Entscheidung keineswegs so frei war, wie hier impliziert, sondern sich im Allgemeinen schon im Wahlkampf zu künftigen Koalitionsabsichten festlegen musste. Auch die zunehmende Gleichrichtung der Parteienkonstellationen auf Bundes- und Landesebene schränkte den Handlungsrahmen der Liberalen ein. Hatte die koalitionspolitische Vielfalt dort der Partei in den 1950er Jahren Spielräume der Differenzierung und Variation gegeben, so setzte die Tendenz, nun in Bonn und in den Landeshauptstädten keine politisch konträren Koalitionen mehr einzugehen, dem Manövrierraum der FDP Grenzen.

Ihre zentrale Funktion kann für die 1960er und 1970er Jahre eher als Juniorpartner und politisches Korrektiv in einer Koalition umschrieben werden. In bestimmten Politikfeldern gelang es ihr, ihr Profil durch eine Strategie des begrenzten Konflikts herauszustreichen, was sich auch in Wahlen auszahlte, sie konnte eine »Aufpasserrolle« gegenüber dem größeren Regierungspartner ausüben, mäßigend auf dessen Flügel einwirken und damit dem Regierungssystem Kontinuität und moderaten Zentrismus verleihen. Dies schuf zwar immer wieder Konflikte und Auseinandersetzungen, doch haben gerade sie den Liberalen Einfluss und Aufmerksamkeit beschert und damit ihr politisches Überleben gesichert.

Koalitionswechsel waren auch unter der Prämisse der Existenz als »dritte Partei« ein schwieriges Unterfangen, drohten sie doch das parlamentarische Überleben zu gefährden. Dies zeigte sich bereits in den 1960er Jahren, als die Partei von der Union abzurücken begann und auf eine Annäherung an die SPD abzielte. Der hiermit verbundene Versuch der Parteispitze, das Erscheinungsbild der Liberalen zu modernisieren und sie für neue Themen und Wählerschichten zu öffnen, konnte nur gegen erheblichen innerparteilichen Widerstand durchgesetzt werden. Die kurzfristig nur schwer veränderbare Mitgliederstruktur der Partei sowie die innerparteiliche Erosion und Zerreißproben in mehreren Landesverbänden setzten dem intendierten Umorientierungsprozess Grenzen. Die Parteiführung war somit genötigt, die Koalitionsfrage bis wenige Tage vor der Bundestagswahl 1969 offen zu lassen und eine Äquidi-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

stanz zwischen den beiden Volksparteien vorzutäuschen. Das Wahlergebnis war für die FDP eine herbe Enttäuschung, hatte sie doch die Sperrklausel nur knapp übersprungen und das bisher schlechteste Resultat im Bund erzielt. Der Kurswechsel hatte die Partei einen Großteil der Wähler aus dem alten Mittelstand verlieren lassen, ohne ausgleichende Gewinne bei neuen Wählerschichten zu erlangen. Auf ihrem Weg durch das politische Koordinatensystem war sie noch nicht an ihrem Zielort angelangt; erst in den nächsten Bundestagswahlen konnte sie sich stabilisieren und damit die neue Koalitionsoption dauerhaft absichern.

Der Koalitionswechsel 1982 war von ähnlichen Turbulenzen geprägt. Der Bruch mit der SPD und die Wahl eines neuen Bundeskanzlers durch ein konstruktives Misstrauensvotum stürzten die FDP erneut in eine schwere innerparteiliche Zerreißprobe und drohten ihre Existenz zu gefährden. Der innerparteiliche Widerstand gegen den »fliegenden Koalitionswechsel« führte zum Austritt prominenter Exponenten sozialliberaler Politik aus der Partei, aber auch zum zumindest zeitweisen Verlust des Unterbaus auf Länder- und kommunaler Ebene sowie zu einem erneuten Wähler- und Mitgliederaustausch. Erst in den nächsten Bundestagswahlen wurde die Basis der Partei stabilisiert und ihre Position als Juniorpartner in der schwarz-gelben Koalition wieder honoriert.

Damit unterstrich die FDP die Rolle der kleineren Parteien im bundesdeutschen Parlamentarismus der 1960er und 1970er Jahre. Ihre Stellung als parlamentarisch »dritte Kraft« neben den beiden großen Volksparteien ermöglichte es den Liberalen, als Mehrheitsbeschaffer eine Schlüsselstellung im Prozess der Koalitionsbildung einzunehmen. Die Regierungswechsel zu Brandt 1969 und zu Kohl 1982 waren nur möglich, weil sich die FDP jeweils auf einen neuen Koalitionspartner und Regierungskurs festlegte, wenn auch unter erheblichen innerparteilichen Zerreißproben, und auch bei den frühzeitigen Rücktritten von Adenauer 1963 und Erhard 1966 hatte sie eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Dieser Funktion entsprach es, dass sie in den jeweiligen Koalitionen wichtige Ämter übernahm und damit mehr Nutzen aus ihrer gouvernementalen Präsenz zog als es ihrer kleinen parlamentarischen Repräsentanz entsprach.

Die Gefahr für die Existenz der FDP im bundesdeutschen Parteiensystem zu Beginn der 1980er Jahre erwuchs allerdings nicht allein aus dem Koalitionswechsel 1982, sondern nicht minder aus dem Aufkommen einer neuen Partei, der »Grünen«, mit dem die Mehrheitsbeschaffungs- und Korrektivfunktion der Freien Demokraten grundlegend infrage gestellt wurde. Der Parteibildungsprozess der »Grünen« war höchst schwierig, sie waren gleichsam eine »Partei wider Willen«[11], nach dem Gefühl vieler Mitglieder eher eine »Anti-

11 So Joachim Raschke: Die Grünen. Wie sie wurden, was sie sind. Köln 1993, S. 486.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Parteien-Partei«[12]. An ihrem Anfang standen Protestbewegungen insbesondere gegen den Bau neuer Atomkraftwerke, aber auch gegen den »Raubbau an der Natur« und gegen die unabsehbaren Risiken großindustrieller Projekte generell. Neben dieser elementaren »grünen« Farbe des Umweltprotestes finden sich aber auch »bunte« alternative Ansätze, Lebensstile und habituelle Orientierungen, die bis in die späten 1960er Jahre zurückreichten. Dies galt ebenso für die »roten« Wurzeln der neuen Partei, marxistische, leninistische, maoistische, trotzkistische, anarchistische oder spontaneistische Strömungen aus dem Umfeld der Studentenbewegung. Zur Farbenlehre des Protestes gehörte gleichfalls das Lila der Frauenbewegung, die innerhalb der Partei ein wichtiges Netzwerk ausbildete.

Diese grünen, bunten, roten und lila Tendenzen zu einer Partei zu bündeln, erwies sich als ein höchst schwieriger und wechselvoller Prozess. Auf dem Weg von einer alternativen Bewegung zu einer politischen Partei durchliefen die »Grünen« verschiedene »Häutungen«, in denen immer wieder spezifische Mitgliedergruppen die Partei verließen, hierbei aber auch die Heterogenität der politischen Aussagen abgeschliffen wurde. Erst hierdurch konnte die »wundersame Wandlung der ›Anti-Parteien-Partei‹ zur Parlaments- und Regierungspartei«[13] gelingen. Der Schwerpunkt »grüner« Aktivitäten lag zunächst auf der kommunalen und Landesebene; erst mit der Gründung der Bundespartei im Januar 1980 erhoben sie auch den Anspruch, ein prägender Faktor des deutschen Parteiensystems zu werden. Mit dem Einzug in den Bundestag bei den vorgezogenen Wahlen 1983 spielten sie nun auch auf dieser Bühne mit.

Die Präsenz der »Grünen« im Bonner Bundeshaus veränderte das Parteiensystem von Grund auf. Nach Selbstverständnis und politisch-programmatischer Grundorientierung verstanden sich »Grünen«-Wähler und -mitglieder als »links«, was sie für eine Kooperation mit der Sozialdemokratie öffnete. Damit wuchs der SPD zu dem Zeitpunkt, als die FDP sich an die Seite der Union stellte, ein neuer Partner zu. Ein bipolares Parteiensystem prägte forthin die Politik im Bonner Bundeshaus wie im Berliner Reichstag. Für die kleineren Parteien – für die FDP wie für die »Grünen« – implizierte dies weniger Bewegungsfreiheit als zuvor, waren sie doch nun dem größeren Partner verbunden und konnten nur mir ihm zusammen die Regierung übernehmen und eine gemeinsame Politik gestalten. Auch auf die Länderebene schlug diese Polarisierung durch; nur in spezifischen Fällen kamen hier andere Koalitionskonstellationen zum Tragen. Gerade für die FDP versperrte das Aufkommen der »Grünen« die Möglichkeit, sich weiterhin als »dritte

12 So die Charakterisierung von Petra Kelly, zit. nach ebd.

13 Patrick Horst: Totgesagte leben häufig länger, manchmal lange. Zu den Überlebenschancen der Grünen vor dem koalitionspolitischen Erfahrungshintergrund der FDP, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 32 (2001), S. 841-860, hier 842.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kraft« neben den beiden Volksparteien zu profilieren und als »Zünglein an der Waage« den Ausschlag für die Koalitionsbildung zu geben, wie sie dies seit den 1960er Jahren beansprucht hatte. Regierungswechsel wurden nun allein durch Wahlen möglich, wobei das eine oder das andere »Lager« den Sieg davontragen würde.

Das Aufkommen und der politische Durchbruch der »Grünen« basierten auf tiefen sozialstrukturellen und wertemäßigen Umbrüchen, auf postmaterialistischen Individualisierungs- und Entbindungsprozessen in der westdeutschen Gesellschaft dieser Jahre. Da die anderen Parteien, voran Union und SPD, hierauf keine politisch überzeugenden Antworten zu geben wussten, hatte sich den »Grünen« ein Raum eröffnet, den sie seitdem auf Dauer besetzen konnten. Ohnehin hatte die historisch gewachsene Verflechtung zwischen den traditionellen Parteien und ihren Trägerschichten begonnen, sich aufzulösen, hatten normative Bindungsmotive an Bedeutung verloren und die Beziehung der Anhänger zu ihrer Partei an sozialer Tiefe und emotionaler Intensität eingebüßt[14]. Dies vergrößerte die Volatilität der Wählerschaft und deren Bereitschaft, sich neuen politischen Angeboten zuzuwenden. Diese nachlassende Integrationskraft der Großparteien öffnete den kleineren Parteien Bewegungsräume, um ihr eigenes politisches Angebot zu offerieren; eher als die großen »Tanker« sahen sie sich imstande, neue politische und gesellschaftliche Einstellungen, Interessen und Bedürfnisse im Elektorat aufzunehmen und Antworten hierauf zu formulieren.

Die Wiedervereinigung 1990 und die Schaffung eines gesamtdeutschen Parlaments tarierten das deutsche Parteiensystem wiederum neu aus. Die Ausdehnung der westdeutschen Parteien in die neuen Länder und deren Zusammenschluss mit ostdeutschen Parteien und Bürgerrechtsbewegungen veränderten Struktur, Gewicht und Profil der jeweiligen Parteien deutlich. Für CDU und FDP stellte sich die Frage, wie man sich gegenüber dem jeweiligen ostdeutschen Pendant verhalten solle, das zwar als langjährige Blockpartei politisch diskreditiert war, aber durch seine Mitgliederstärke und seine Organisationsstruktur ein Einfallstor in die neue Wählerschaft bot. Beide entschieden sich für eine Doppelstrategie, nämlich einerseits mit der (reformierten) östlichen Schwesterpartei zusammenzuarbeiten, sich aber gleichzeitig Partner aus dem Kreis der oppositionellen Gruppen zu sichern und so deren »oppositionellen Charme« auf sich zu übertragen. SPD und Grüne dagegen setzten allein auf die Kooperation mit neuen, unbelasteten und ihnen nahestehenden politischen Kräften aus dem Bereich der Bürgerrechtsbewegungen.

14 So Peter Gluchowski/Hans-Joachim Veen: Nivellierungstendenzen in den Wähler- und Mitgliedschaften von CDU/CSU und SPD 1959-1979, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 10 (1979), S. 312-331. Ähnlich Oscar W. Gabriel/Oskar Niedermayer: Parteimitgliedschaften. Entwicklung und Sozialstruktur, in: dies./Richard Stöss (Hrsg.): Parteiendemokratie in Deutschland. 2. aktualisierte Auflage, Bonn 2001. S. 274-296.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hier jedoch standen deren Zielperspektive einer durch authentische Reformen erneuerten DDR ebenso wie deren Skepsis gegenüber den Organisationsformen einer politischen Partei einer Zusammenarbeit zunächst entgegen. Erst unter dem Druck der anstehenden Volkskammerwahlen im März 1990 beschleunigte sich die politische Kooperation. Die Vereinigung der jeweiligen west- und ostdeutschen Parteien erfolgte dann im Spätsommer 1990 noch vor der staatlichen Wiedervereinigung; allein das aus den oppositionellen Bewegungen der DDR hervorgegangene »Bündnis 90« und »Die Grünen« gingen vorerst nur eine Listenverbindung ein und schlossen sich erst im Mai 1993 zusammen.

Somit war das gesamtdeutsche Parteiensystem von unterschiedlichen Strukturen in Ost und West gekennzeichnet. In den ersten gesamtdeutschen Bundestagswahlen im Dezember 1990 konnten sich alle hier betrachteten Parteien auch in den neuen Bundesländern erfolgreich etablieren, selbst FDP und Bündnis 90/Die Grünen erreichten dort 12,9% bzw. 6,1% der Stimmen.[15] In den folgenden Urnengängen zeigte sich jedoch, dass dieses Ergebnis für die kleineren Parteien ein einigungsbedingtes Strohfeuer gewesen war; weder auf Bundes- noch auf Landesebene vermochten sie im östlichen Deutschland auf Dauer Fuß zu fassen. Ohne ausreichend organisatorische Basis und ohne eine ihrem politischen Profil entsprechende Wählerschaft konnten sie dort keine Wurzeln schlagen.

Vor allem aber vermochte sich nach 1990 – zunächst im Osten, mittlerweile auch im Westen – mit der PDS eine fünfte Partei auf Bundesebene zu etablieren. Sie galt lange als »Partei der Vereinigungsverlierer«[16], also als politische Heimat für diejenigen, die durch die Wiedervereinigung und ihre sozioökonomischen Folgen betroffen waren und sich sozial benachteiligt fühlten. Ebenso fand die Partei ihre Kernklientel unter den Angehörigen der seinerzeitigen »sozialistischen Dienstklasse«, also der ehemals Privilegierten des DDR-Systems. Mit diesem Profil gelang es ihr, sich in den neuen Bundesländern gleichrangig neben CDU und SPD zu etablieren und dort Teil eines Dreiparteiensystems zu werden. In dem Maße, wie sich diese politische Ausrichtung im Zeitverlauf überlebte und überdies der Wunsch immer stärker wurde, auch im westlichen Bundesgebiet politisch präsent zu sein, musste die Partei jedoch auf neue politische Inhalte setzen. Hier gelang es ihr, durch die Selbststilisierung als Anwalt der »Modernisierungsverlierer«, die durch den Um- und Abbau des Sozialstaats infolge der gewandelten ökonomischen Rahmenbedingungen besonders betroffen waren, an ihre alten Stärken im Osten anzu-

15 Zahlen nach: Forschungsgruppe Wahlen: Wahlergebnisse in Deutschland 1946-1998. 4. Ausg. Mannheim 1998, S. 141.

16 Oskar Niedermayer: Die Wählerschaft der Linkspartei.PDS 2005. Sozialstruktureller Wandel bei gleich bleibender politischer Positionierung, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 37 (2006), S. 523-538, hier S. 524.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

knüpfen und neue Wähler im Westen zu gewinnen. Mit dieser Profilierung der nun in »Die Linke« umbenannten Partei als Partei des sozialen Protestes konnte sie mittlerweile am linken Rand des deutschen Parteienspektrums Fuß fassen.

Die Existenz einer fünften Partei tangierte nicht nur die Erfolgschancen und Bewegungsspielräume der vier Konkurrenten, generell veränderte sich die Parteienkonstellation, verlor das bisherige »Lager«-Schema an Bedeutung. Mit der Präsenz von fünf Parteien im Bundestag (und teils auch in den Landesparlamenten) öffneten sich allen Akteuren neue Koalitionskonstellationen, sei es als Zweier- oder als Dreierbündnis. Von entscheidender Bedeutung ist hierbei, wieweit sich die neue »Linke« als strukturgebende Partei im gesamtdeutschen Parteiensystem festigen und als eigenständige Mitbewerberin im Kreis der kleineren Parteien behaupten kann, aber auch, wieweit sie als möglicher Koalitionspartner akzeptiert wird. In den östlichen Bundesländern ist dies mittlerweile der Fall, dort hat sich die ehemalige PDS als (noch) Juniorpartner einer der beiden Volksparteien etablieren können. In den westlichen Bundesländern zog sie mittlerweile in vier Landtage ein, doch ist die Frage, wieweit ihre Abgeordneten dort nach programmatischem Profil und politischem Hintergrund als potentielle Bündnispartner angesehen werden können, höchst umstritten. Mit einem Fünfparteiensystem wird die Stellung der Parteien zueinander variationsreicher, wächst die Bereitschaft, jenseits des Zusammengehens der beiden Großen neue politische Kombinationen zu erproben. Die politische Gesamtkonstellation dürfte hierdurch unruhiger, instabiler, weniger auf Maß und Mitte angelegt werden. Solange die beiden Volksparteien nicht wieder zu ihrer alten (numerischen) Stärke aufschließen können, bleibt das deutsche Parteiensystem volatiler als zuvor, werden die Koalitionskonstellationen bunter und vielgestaltiger, als dies für die »alte« Bundesrepublik galt. Erneut sind es die kleineren Parteien, die diese »Farbigkeit« bewirken.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ernst Wolfgang Becker

Ein Intellektueller für die Vitrine? – Theodor Heuss und die Neubegründung des Liberalismus in Deutschland 1945–1949

1. *Mißglückter Aufbruch. Die Gründung der FDP in Heppenheim*

Gründungsparteitag der FDP in Heppenheim, Pressekonferenz nach der Wahl von Theodor Heuss zum Vorsitzenden, 12.12.1949, v.l.n.r.: Carl-Hubert Schwennicke, Theodor Heuss, Franz Blücher, Hermann Höpker Aschoff; Foto: DENA, SV-Bilderdienst.

Am 11. und 12. Dezember 1948 hatten sich in Heppenheim an der Bergstraße die Landesverbände der liberalen Parteien aus den drei westlichen Besatzungszonen zur FDP zusammengeschlossen. Ein Photo steht quasi als Gründungsdokument am Beginn der Geschichte dieser Partei. Es zeigt Mitglieder des Vorstands, von links nach rechts den Vorsitzenden der Berliner LDP,

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Carl-Hubert Schwennicke, den frisch gekürten Parteivorsitzenden Theodor Heuss, seinen Stellvertreter Franz Blücher sowie den Finanzexperten Hermann Höpker Aschoff.

Vielsagend sind ihre Mimik und Haltung, denn darin ist die innere Befindlichkeit der liberalen Protagonisten regelrecht eingemeißelt: Anspannung, Erschöpfung, Enttäuschung. Nichts kündet von der zu erwartenden Aufbruchsstimmung einer Partei, die nach fast 80 Jahren die verschiedenen liberalen Strömungen vereinigt hatte. Das Photo, das freilich nur einen zufälligen Augenblickseindruck ablichtet, spiegelt somit treffend den Verlauf des Gründungsparteitages wider und wird darüber hinaus zum Menetekel für den Zustand und die kommende Entwicklung der FDP.

Was war passiert? Als sich die 89 Delegierten der westdeutschen Landesverbände und West- Berlins in Heppenheim trafen, konnten die Bruchlinien innerhalb der neu zu gründenden Bundespartei nicht mehr überbrückt werden. Schon die Namensfrage geriet zur Kraftprobe zwischen den einzelnen Parteiflügeln. Als die Benennung »Liberale Partei Deutschlands« mehrheitsfähig zu werden schien, mußte Theodor Heuss den Rücktritt von seiner Kandidatur für den Parteivorsitz androhen, um schließlich den unverfänglichen Namen »Freie Demokratische Partei« durchsetzen zu können. »In der Namensfrage«, so zehn Tage später in einem Brief an Hans-Heinrich Welchert, »hatte ich die Bedingung gestellt, auf den Begriff liberal zu verzichten – nicht als ob ich antiliberal wäre, aber m[eine] geistige Herkunft ist anderer Art, und ich will nicht eine Traditionskompagnie führen.«[1]

Konnte Theodor Heuss sich in dieser Frage noch durchsetzen, so gerieten die Vorstandswahlen zu einem Desaster für ihn und seinen württemberg-badischen Landesverband. Stimmten schon für Heuss nur 72 der Delegierten bei 15 Enthaltungen, so fiel sein engster Parteimitarbeiter und Geschäftsführer der südwestdeutschen DVP, Ernst Mayer, mit 31 Stimmen glatt durch, obwohl er einer der treibenden organisatorischen Kräfte für den Zusammenschluß der Partei gewesen war. Ihn hatte Heuss als seine rechte Hand für die Parteiorganisation vorgesehen. Mit dieser Niederlage bekam Mayer die Quittung für seinen scharfen, wenig diplomatischen Politikstil. In seiner Auseinandersetzung mit dem nationalen Sammlungskurs seiner innerparteilichen Gegner vor allem aus Hessen und Nordrhein-Westfalen hatte er sich im Vorfeld des Parteitages einer Rhetorik bedient, die auch nach Ansicht von Heuss in der »Pointierung zu geschliffen, in der Aggression zu heftig« war.[2] Zum anderen sollte mit dieser Abstrafung auch generell der Führungsanspruch der

1 Theodor Heuss an Hans-Heinrich Welchert, 22.10.1948. In: Theodor Heuss: Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949. Hrsg. und bearb. von Ernst Wolfgang Becker. München 2007, S. 450f. Bei Zitaten von Theodor Heuss aus diesem Band werden auch im folgenden spezifische Schreibweisen von Heuss beibehalten.

2 Theodor Heuss an Karl Theodor Bleek, 14.12.1948. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 441.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

südwestdeutschen DVP mit ihrer Galionsfigur Heuss demontiert werden, die sich in der linksliberalen Tradition der Weimarer DDP bzw. der württembergischen Demokraten und der früheren Volkspartei verstand. Sichtlich enttäuscht, ja ratlos bemerkte der Düpierte zwei Tage später in einem Schreiben an den hessischen Delegierten Karl Theodor Bleek:

> »Hätte ich nicht aus Pflichtgefühl vermeiden müssen, von Anbeginn den Start der Partei zu verderben, so legte es sich für mich sehr nahe, den Vorsitz sofort wieder abzugeben. Ich muß annehmen, daß ich damit denen, die sich beim Wahlakt zum ersten Vorsitzenden der Stimme enthalten haben, eine nachträgliche Freude bereitet hätte, aber im Interesse der Sache konnte ich mir diese Rolle als Freudebringer nicht gestatten. Ich für meine Person bin im Augenblick ziemlich ratlos, wie rein technisch der Weitergang der Dinge sein wird.«[3]

Heuss selbst hätte diese Entwicklung vielleicht verhindern können, wenn er sich nicht im Laufe der Vorstandswahlen zurückgezogen hätte, um noch – bezeichnend für ihn – an seiner großen Programmrede zu feilen.[4]
Und schließlich führte der Parteitag auch sachlich zu keinem tragfähigen Ergebnis. So verabschiedeten die Delegierten weder ein Parteiprogramm noch eine Parteisatzung, sondern nur eine »Heppenheimer Proklamation« zu tagesaktuellen Fragen.[5] Strittige Punkte zu den Grundgesetzberatungen im Parlamentarischen Rat blieben in der Schwebe. Die Vormachtstellung der Landesverbände wurde auch in der Bundespartei nicht angetastet. Die Abschlußrede von Heuss am 12. Dezember 1948 über »Unsere Deutsche Mission. Geschichte und Aufgaben« war in ihrem weitausgreifenden, historisch grundierten Duktus und ihren allgemeinen, liberal getönten Aussagen auch nicht dazu angetan, deutliche Positionen im innerparteilichen Machtkampf zu umreißen und einen programmatischen Kurs vorzugeben; vielmehr beschränkte sich Heuss auf den kleinsten gemeinsamen Nenner und klammerte alle Divergenzen aus, verhinderte damit freilich auch, die junge Partei schon in ihrer Geburtsstunde auseinanderbrechen zu lassen.[6]
Seinen innerparteilichen Gegnern galt Heuss seit Heppenheim als Verlegenheits- bzw. Übergangskandidat[7], und selbst der ihm damals noch nahestehende Thomas Dehler bemerkte einige Wochen später, daß man Heuss »als den guten great old man [bewertet], den man in die Vitrine stellt.«[8] Zum »libe-

3 Ebd., S. 440.
4 Vgl. ebd.
5 Abgedruckt in: Peter Juling: Programmatische Entwicklung der FDP 1946 bis 1969. Einführung und Dokumente. Meisenheim am Glan 1977, S. 86f.
6 Redenotizen in: Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Nachlaß Theodor Heuss, N 1221, 27 (= Bundesarchiv).
7 So Dieter Hein: Zwischen liberaler Milieupartei und nationaler Sammlungsbewegung. Gründung, Entwicklung und Struktur der Freien Demokratischen Partei 1945-1949. Düsseldorf 1985, S. 337, Anm. 78.
8 Zitiert nach ebd., S. 338.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ralen Opa für die Vitrine« ist es dann nicht mehr weit, wie ihn jüngst der Politikwissenschaftler Franz Walter titulierte.[9] Kurzum: Der Start von Theodor Heuss als erstem Bundesvorsitzenden der FDP war alles andere als geglückt. Und auch der Blick zurück offenbart keine Erfolgsgeschichte.

2. *Phasen des Mißerfolgs. Theodor Heuss als Parteipolitiker in der Nachkriegszeit*

Erste Phase: Bemühungen um eine überkonfessionelle bürgerliche Sammlungspartei

Zunächst ist daran zu erinnern, daß, wäre es nach Theodor Heuss gegangen, sich im deutschen Südwesten erst einmal keine eigenständige liberale Partei gebildet hätte. In Heidelberg, wo Heuss mit seiner Frau seit 1943 lebte, gehörte er zu einem lockeren Kommunikationsnetz von Intellektuellen unterschiedlicher parteipolitischer und ideologischer Provenienz. Hier wie auch in anderen Städten hatten die Erfahrungen mit dem Scheitern der Weimarer Republik und mit der nationalsozialistischen Herrschaft dazu geführt, die Idee einer demokratischen Einheitspartei zu ventilieren.[10] Heuss selbst hielt die aus dem 19. Jahrhundert stammende Parteienstruktur für überholt, ja verhängnisvoll, da sie verantwortlich für die Zersplitterung der demokratischen Kräfte in Weimar und damit für das Scheitern der Republik gewesen sei. Um eine Wiederbelebung konfessionell geprägter Parteien – hier dachte er vor allem an das Zentrum – zu verhindern, sprach er sich für eine überkonfessionelle bürgerliche Sammlungspartei aus, die sich auch wirkungsvoll gegenüber den Arbeiterparteien positionieren könne: »Ich persönlich bin nicht für die Wiederbelebung der alten Partei u. Parteiungen, sondern für einen neuen vorsichtigen überkonfessionellen Versuch.«[11] Er hatte bereits mit ehemaligen Angehörigen des Zentrums an seinem Wohnsitz Heidelberg darüber verhandelt, doch ließ sein Umzug nach Stuttgart im September 1945 das Projekt dort versanden. [12]

In Stuttgart waren die Würfel bereits zugunsten einer eigenständigen liberalen Partei, der Demokratischen Volkspartei (DVP), gefallen. Seine Enttäuschung

9 So in Spiegel Online unter: http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,490361,00.html (abgerufen am 29. 1. 2008).

10 Vgl. Sean A. Forner: Für eine demokratische Erneuerung Deutschlands: Kommunikationsprozesse und Deutungsmuster engagierter Demokraten nach 1945. In: Geschichte und Gesellschaft 33 (2007), S. 228-257.

11 Theodor Heuss an Karl Barber, Anfang September 1945. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 130. Vgl. auch Theodor Heuss: Betrachtungen zur innerpolitischen Lage (30. Mai 1945); Theodor Heuss: Lebenslauf (August 1945), beide in: Theodor Heuss: Aufzeichnungen 1945-1947. Aus dem Nachlaß hrsg. u. mit einer Einleitung versehen von Eberhard Pikart. Tübingen 1966, S. 80 u. 105f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

darüber vermochte Heuss gegenüber einem ehemaligen Parteifreund kaum verhehlen: »Ich würde in Berlin an der Christlich-Demokratischen Union teilgenommen haben und bin etwas unglücklich darüber, wie nun im ganzen Reich die Chance, eine konfessionell umgrenzte Partei aus der deutschen Zukunft ausgeschaltet zu haben, verdorben ist.«[13] Abfinden wollte sich Heuss freilich bis in das Frühjahr 1946 damit nicht, unterstützte er doch die zunächst erfolgreichen Bemühungen in Heilbronn um eine überkonfessionelle Volkspartei und ließ auch in Stuttgart nichts unversucht, doch noch seine Idee einer Sammlungspartei durchzusetzen. Jedoch der Gründungsparteitag der württemberg-badischen DVP am 6. Januar 1946 erteilte diesem Anliegen eine Absage, und die weitere Verfestigung der Parteienlandschaft ließ Heuss' Bemühungen ohnehin illusionär erscheinen. Als Vorstandsmitglied der DVP, als Kultusminister und Mitglied der Verfassunggebenden Landesversammlung von Württemberg-Baden zog er dann gegen die kulturpolitischen Vorstellungen der CDU zu Felde – die Idee einer bürgerlichen Sammlung war nun auch für Heuss ein Anachronismus.

Zweite Phase: Der überzonale Parteivorsitzende

Gegenüber einer überregionalen, gar gesamtdeutschen Parteibildung wahrte Heuss zunächst noch Distanz. Vor allem lehnte er es ab, unter den Einfluß der ostzonalen Liberal-Demokratischen Partei (LDP) und ihres Vorsitzenden Wilhelm Külz und damit auch der sowjetischen Besatzungsmacht zu geraten: »Ich glaube«, so Heuss in einem Schreiben Ende Juni 1946 an Thomas Dehler, »daß ich mich bei Ihnen nicht gegen den Verdacht wehren muß, Partikularist geworden zu sein, aber es wäre für uns etwa ein unerträglicher Zustand geworden, unsere Arbeit beeinflussen zu lassen von Parolen, wie Külz sie ausgibt, vielleicht ausgeben muß.«[14] Um dem deutschlandweiten Führungsanspruch der LDP zu begegnen, erklärte sich die südwestdeutsche DVP schließlich zu einem Zusammenschluß der liberalen Landesparteien in der US-Zone bereit.

Am 28./29. September 1946 konstituierte sich die DVP für die amerikanische Zone; Theodor Heuss wurde ihr Vorsitzender – nach seinen Worten nicht ganz freiwillig, wie er gegenüber Toni Stolper gestand: »Das Schicksal zwingt mich, da ein anderer fehlt, in der amerikan[ischen] Zone jetzt der ›Parteivorsitzende‹ der bürgerlichen Demokraten zu sein – schlimm für die

12 Zu diesem überkonfessionellen Sammlungsversuch im deutschen Südwesten vgl. Hein (wie Anm. 7), S. 47-55; Günther Serfas: »Lieber Freiheit ohne Einheit als Einheit ohne Freiheit«. Der Neubeginn der Demokratischen Volkspartei in Württemberg-Baden 1945/46. Heidelberg 1986, S. 26-35 u. 70-83; Jürgen C. Heß: Fehlstart. Theodor Heuss und die Demokratische Partei Deutschlands 1947/1948. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 9 (1997), S. 83-121, hier S. 88-90.

13 Theodor Heuss an Karl Brammer, 24.11.1945. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 130.

14 Theodor Heuss an Thomas Dehler, 28.6.1946. In: Ebd., S. 184.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bücher, die ich schreiben wollte.«[15] Der Zonenverband blieb aber ein Papiertiger ohne eigenes Gewicht und hatte keine Entscheidungsbefugnisse gegenüber den Landesverbänden; außerdem tagte der Vorstand nur selten. Letztlich diente die Zonenpartei den Württembergern allenfalls als Propagandaplattform für ihre Auseinandersetzung mit der ostzonalen LDP und der sowjetischen Besatzungspolitik, nicht als Keimzelle für eine liberale Gesamtpartei.[16] In seiner Rolle als Vorsitzender einer zahnlosen Zonenpartei konnte Heuss somit keine Statur gewinnen.

Dritte Phase: Gesamtdeutsches Scheitern. Die Demokratische Partei Deutschlands (DPD)

Ein halbes Jahr später sollte Theodor Heuss wiederum die Gelegenheit bekommen, als Parteiführer Geschichte zu schreiben. Am 17. März 1947, nachdem sich über Monate zäher Verhandlungen hinweg ein großer Erwartungsdruck aufgebaut hatte, schlossen sich die liberalen Parteien der amerikanischen, britischen und sowjetischen Zone in Rothenburg ob der Tauber zur Demokratischen Partei Deutschlands (DPD) zusammen – der einzige Versuch einer gesamtdeutschen Parteibildung in der Nachkriegszeit. Organisatorisch blieb die Partei ein Torso. Und schon in der Verlegenheitskonstruktion einer Doppelspitze – Heuss übernahm als Vertreter der westlichen Zonen gemeinsam mit Wilhelm Külz als Repräsentanten der Ostzone den Vorsitz – kündigte sich allen Einheitsbekundungen zum Trotz die Spaltung der Partei und Deutschlands an.[17]

Heuss beurteilte die Politik der ostzonalen LDP, vor allem ihre Nähe zur sowjetischen Besatzungsmacht und zur »Einheitsfront der antifaschistisch-demokratischen Parteien« weiterhin kritisch. Doch er sah in der Gründung der DPD auch die Chance, eine gesamtdeutsche Option hinsichtlich freier und gleicher Wahlen zu einer nationalen Volksvertretung offenzuhalten.[18] Nation und Demokratie waren für ihn untrennbar miteinander verbunden, aber diese Haltung wurde zunehmend von den fundamentalen Differenzen in der Deutschlandpolitik der Alliierten wie auch innerhalb der DPD überrollt. Beharrte Külz weiterhin auf der nationalen Einheit unter Zurückstellung aller anderen Ziele, so begannen einige westliche Landesverbände, sich auf die vorrangige Bildung eines demokratischen und wirtschaftlich potenten Weststaates einzustellen. Sie zogen damit allmählich die Konsequenzen aus dem Kalten Krieg. Heuss und sein südwestdeutscher Landesverband scheuten hin-

15 Theodor Heus an Toni Stolper, 1.10.1946. In: Ebd., S. 216.
16 Vgl. Hein (wie Anm. 7), S. 271-275.
17 Vgl. ebd., S. 292f.
18 Vgl. Heß, Fehlstart (wie Anm. 12), S. 97; Ders.: »Machtlos inmitten des Mächtespiels der anderen …« Theodor Heuss und die deutsche Frage 1945-1949. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 33 (1985), S. 88-135, vor allem S. 97-100.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gegen eine eigene Entscheidung auf diesem Felde und wollten den Alliierten die Initiative überlassen, obwohl sie zweifelsohne Deutschland auf der Seite der westlichen Werteordnung sahen.[19]
Die DPD war aufgrund dieser Divergenzen nicht mehr zusammenzuhalten. Heuss selber kam die Aufgabe zu, den Bruch mit Külz und der ostzonalen LDP vorwegzunehmen. Der Bogen war für ihn überspannt, als Külz und die LDP sich im Dezember 1947 dem von der SED initiierten »Volkskongreß für Einheit und gerechten Frieden« angeschlossen hatten, der eine deutsche Delegation aus Parteivertretern für die Londoner Außenministerkonferenz bilden sollte. Heuss sah darin einen Vertrauensbruch, weil Külz sich nicht an eine Resolution des DPD-Vorstandes[20] gehalten und ein sich selbst legitimierendes, undemokratisches, pseudo-nationales Gremium unterstützt habe. Er reagierte darauf auf die für ihn typische Weise eines Bildungsbürgers, nämlich mit einem langen persönlichen Brief an seinen Mitvorsitzenden, dem er am 19. Dezember 1947 enttäuscht mitteilte:

> »Was ich dann von dem sogen. Volkskongreß las, bezw. was ich zufällig am Radio davon hörte, hat mich in meinem historisch-politischen Gefühl geradezu beelendet. Die übermittelten Reden-Fetzen, die ich vernahm, waren billiger Stahlhelm-Stil mit veränderten Vorzeichen, kein ernsthaftes Wort von der weltgeschichtlichen Problematik, in der wir drinstehen, Plattitüden von Volksversammlungsphrasen. Konnte ein Mann von Ihrer politischen Erfahrung einen Augenblick ernsthaft daran denken, daß die londoner Konferenz den Applaus einer zweitausend[-köpfigen] Menschenversammlung in Berlin, die höchst zufällig zusammendirigiert war, als Geschichtsauftrag für Deutschland empfände. Vielleicht war es ganz schön, Menschen vor sich zu haben, die glaubten, Geschichte zu machen. Einem halbwegs nüchternen Urteil mußte doch von Anbeginn klar sein, daß derlei nicht der Start ist, um zu einer Delegation von Rang zu kommen. Ich hätte ein solches Verfahren auch verschmäht und bekämpft, wenn es in der Westzone oder mit der Westzone gemacht worden wäre. Das ist ein Mißverstehen oder Mißbrauchen der Demokratie. Und dazuhin einfach schlechter Stil.«[21]

Heuss sah die Voraussetzungen für eine weitere Zusammenarbeit nicht mehr gegeben. Auch wenn er einen »schroffen Bruch« mit seinem alten Parteifreund aus Weimarer Zeiten persönlich vermeiden wollte, so hatte ein solcher Brief, der in Abschrift an zahlreiche westzonale Parteifreunde verschickt wurde, großes Gewicht und bereits das Ende der DPD vorweggenommen. In der Sitzung des gesamtdeutschen Parteivorstandes am 18. Januar 1948 zerbrach die DPD mit dem Auszug ihrer ostzonalen Vertreter faktisch.

19 Vgl. Hein (wie Anm. 7), S. 294-304.
20 Resolution des vorläufigen Reichsvorstandes der DPD vom 3.11.1947. In: Karl-Heinz Grundmann: Zwischen Verständigungsbereitschaft, Anpassung und Widerstand. Die LDP in Berlin und der sowjetischen Besatzungszone 1945-1949. Bonn 1978, S. 97.
21 Theodor Heuss an Wilhelm Külz, 19.12.1947. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 332.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vierte Phase: ›The Long and Winding Road to FDP‹

Theodor Heuss war nun Alleinvorsitzender einer Rumpfpartei, der bei der Bildung einer westzonalen Bundespartei keine Bedeutung mehr zukam. Statt des Ost-West-Gegensatzes gingen auf dem Weg nach Heppenheim die Bruchlinien nun quer durch die westdeutschen liberalen Landesverbände. Zwei von Dieter Hein ausführlich beschriebene Konzeptionen stießen dabei aufeinander: Auf der einen Seite stand das vor allem im Südwesten und in den Hansestädten verfolgte Modell einer liberalen Milieupartei, das sich auf eine starke, regional noch weitgehend intakte bürgerliche Lebenswelt stützen konnte, sich in der linksliberalen Tradition der DDP verstand und einen eigenständigen Kurs des politischen und sozialen Ausgleichs zwischen dem konservativ-konfessionellen und sozialdemokratischen Milieu verfolgte. Auf der anderen Seite konstituierte sich eine neuartige Sammlungsbewegung vor allem in Ländern, in denen von der traditionellen Schwäche des parteipolitischen Liberalismus und der Zersplitterung des Bürgertums ausgegangen wurde. Ihre milieuübergreifende Kohäsionskraft zog sie primär aus einem scharfen Antisozialismus und einem betonten Nationalismus, womit sie ihre Anhänger (Flüchtlinge und Vertriebene sowie Politiker ehemaliger Rechtsparteien) mobilisierte. Mit diesem Kurs war eine nationale Sammlungspartei nur bedingt und zwar auf dem rechten Flügel des Parteienspektrums koalitionsfähig.[22]

Dieser Grundsatzkonflikt über den Charakter einer künftigen liberalen Bundespartei stand hinter den Auseinandersetzungen, die über die alliierte Deutschlandpolitik und die künftige deutsche Verfassung seit dem Sommer 1948 geführt wurden. Formierte sich um führende liberale Vertreter in der britischen Zone Widerstand gegen den alliierten Verfassungsauftrag aus den »Frankfurter Dokumenten«, so war es vor allem die südwestdeutsche DVP unter ihrem Generalsekretär Ernst Mayer und Heuss selbst, welche diese Chance zu einer Verfassungsbildung nutzen wollte. Als Vorsitzender der FDP-Fraktion konnte Heuss im Parlamentarischen Rat einen pragmatischen Kurs des Ausgleichs zwischen den großen Parteien verfolgen, um das Grundgesetz auf eine breite Grundlage zu stellen: »Wir bilden das berühmte Zünglein an der Waage«, so in einem Schreiben an seinen Sohn, »u. wollen dafür sorgen, daß die Dinge nicht in die Gegensatzrankünen geraten.«[23]

Aber gerade mit dieser Haltung stieß er auf parteiinterne Kritiker wie den nordrhein-westfälischen FDP-Vorsitzenden Friedrich Middelhauve, der auf stärkere Eigenständigkeit der FDP im Parlamentarischen Rat pochte, ungeachtet jeglicher Durchsetzungschancen. So forderte er im Namen seines Landesverbandes die Staatsbezeichnung »Deutsches Reich«, einen stärkeren

22 Vgl. Hein (wie Anm. 7), S. 202-204.
23 Theodor Heuss an Ernst Ludwig Heuss, 4.9.1948. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 402.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Zentralismus und eine Schwächung des Parlaments zugunsten einer starken Exekutive.[24] Doch Heuss machte gegenüber diesen national-autoritären Vorstellungen deutlich, daß es ihn nicht interessiere, »ob ich eine individuelle oder Parteiauffassung durchsetze, sondern ob ich brauchbare Formen finde, die ohne Vermachtung eine möglichst weitgehende Zustimmung breiter Volksteile finden werden.« Er habe bei seiner »hiesigen Arbeit noch keine Minute daran gedacht, wie sie sich parteipolitisch garnieren läßt.«[25] Doch jenseits der Niederungen der Parteipolitik bewegte sich Heuss im Parlamentarischen Rat auch nicht, denn mit seiner Politik des Ausgleichs, die freilich nicht auf die dezidierte Vertretung liberaler Grundsätze verzichtete,[26] war er ein Exponent der südwestdeutschen Parteikonzeption. Somit spitzten sich die Konflikte zwischen den Landesverbänden zu und eskalierten durch das scharfe publizistische Schwert von Ernst Mayer im Vorfeld von Heppenheim dermaßen, daß der Gründungsparteitag nicht das erhoffte Aufbruchssignal geben konnte.

Fünfte Phase: FDP-Vorsitz wider Willen

In den neun Monaten, die ihm als Parteivorsitzenden verblieben, konnte Theodor Heuss keine Kontur mehr gewinnen und die Bundespartei auch nicht auf eine Linie bringen. Vielmehr sah er sich und seine Arbeit im Parlamentarischen Rat weiterhin empfindlicher Kritik aus dem nordrhein-westfälischen, hessischen und niedersächsischen Landesverband ausgesetzt, die auf diese Weise die Verabschiedung des Grundgesetzes torpedieren wollten. Nur gegen starke Widerstände vermochte Heuss den Bundesvorstand auf eine Annahme des Grundgesetzes festzulegen, freilich unter der Bedingung, »nach Ablauf der ersten Legislaturperiode (vier Jahre) eine Gesamtrevision der Verfassung durchzusetzen«. Zahlreiche Vorstandsmitglieder forderten zudem, den Flaggenfarben Schwarz-Rot-Gold nicht zuzustimmen, woran sich die FDP-Fraktion hingegen nicht hielt.[27] Schon zu diesem Zeitpunkt, Ende April 1949, begann Heuss als Parteivorsitzender zu resignieren, als er seiner Frau gestand, Hermann Schäfer den Vorsitz der Partei angetragen zu haben.[28]

24 Friedrich Middelhauve an Theodor Heuss, 3.11.1948; Resolution des Landesausschusses des FDP-Landesverbandes Nordrhein-Westfalen, beides in: Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Nachlaß Theodor Heuss, N 1221, 88 (= Bundesarchiv).

25 Theodor Heuss an Friedrich Middelhauve, 9.11.1948. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 422 u. 425.

26 So seine energische Ablehnung der aus dem »Elternrecht« abgeleiteten konfessionsgebundenen Bekenntnisschule, die im Parlamentarischen Rat von der CDU und CSU unter dem massiven Einfluß der Kirchen als kulturelles Grundrecht gefordert wurde.

27 FDP-Bundesvorstand. Die Liberalen unter dem Vorsitz von Theodor Heuss und Franz Blücher. Sitzungsprotokolle 1949-1954. Bearb. von Udo Wengst. 1. Halbd.: 1.-26. Sitzung 1949-1952. Düsseldorf 1990, S. 42.

28 Theodor Heuss an Elly Heuss-Knapp, 27.4.1949. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 493.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Unter dem Druck der bevorstehenden Bundestagswahlen konnte der Bremer Parteitag der FDP Mitte Juni 1949 in vielen Fragen noch Kompromisse finden, um sich der Öffentlichkeit als geschlossene Kraft zu präsentieren – der Grundsatzkonflikt über den Kurs der Partei blieb jedoch bestehen. Weil die in Bremen verabschiedete Parteisatzung den Landesverbänden eine Vormachtstellung innerhalb der Bundespartei zugestand, mußte Heuss letztlich ohnmächtig mit ansehen, daß während des Wahlkampfes einzelne Landesvorsitzende eine Politik verfolgten, die ihm zutiefst zuwider war. Als sich die hessische FDP ohne sein Wissen auf ein Wahlkampfabkommen mit der nationalistischen NDP einließ, blieb ihm nur ein folgenloser Protest an den Landesvorsitzenden August Martin Euler: »Ich möchte nicht haben, daß agitatorische Festlegungen erfolgen, die den radikalen Elementen der SPD das Stichwort vom ›Bürgerblock‹ zur Verfügung stellen und die maßvolleren Kräfte dadurch in den Hintergrund schieben.«[29] Und weil der Bremer Parteitag zwar die Flaggenfarben Schwarz-Rot-Gold anerkannt hatte, jedoch der schwarz-weiß-roten Fahne »immer ein ehrfurchtsvolles Gedenken bewahren« wollte,[30] fühlte sich der niedersächsische Landesverband legitimiert, mit den alten Reichsfarben am rechten Rand zu fischen. Dagegen formulierte Heuss deutlich seinen Widerwillen:

> »Es ist nach meiner Meinung ganz unmöglich, daß wir im Wettlauf um einen Pseudo-Nationalismus unsere eigene Entschließung mißachten. Ich bin in großer Sorge, wenn die niedersächsischen Freunde glauben, mit dieser Melodie den Wahlkampf bestreiten zu sollen. Ich bitte Sie sehr um Ihren Einfluß, eine solche Entwicklung abzubremsen, denn niemand bei uns im Süden denkt daran, einen solchen Weg mitzugehen. Das Nationalgefühl der Deutschen muß auf eine andere Weise in Ordnung gebracht werden. Ich auf jeden Fall lehne es ab, so nebenher als Führer einer Traditionskompagnie des Herrn Hugenberg angesehen oder mißbraucht zu werden.«[31]

Schließlich kritisierte er zwei Tage vor der Wahl seinen Stellvertreter und baldigen Nachfolger, Franz Blücher, weil dieser sich öffentlich in der Koalitionsfrage schon zu sehr festgelegt habe.[32] Doch als der »Alte von Rhöndorf« Theodor Heuss als Bundespräsidenten in sein politisches Kalkül miteinbezog, war dieser der Koalitions- und Parteitaktik bald enthoben – Adenauer hatte von ihm, dem Parteiführer ohne Fortune, eine schwere Bürde genommen.

29 Theodor Heuss an August Martin Euler, 18.7.1949. In: Ebd., S. 514.
30 Bremer Plattform 1949. Beschlüsse des 1. Bundesparteitages am 11. und 12. Juni 1949 in Bremen. In: Juling (wie Anm. 5), S. 92.
31 Theodor Heuss an Hermann Föge, 19.7.1949. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 517.
32 Theodor Heuss an Franz Blücher, 12.8.1949. In: Ebd,, S. 525f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

3. *Politik über Parteigrenzen hinweg: »Erziehung zur Demokratie«*

Müssen wir also eine Negativbilanz ziehen hinsichtlich der Bedeutung von Theodor Heuss für die Wiederbegründung des Parteiliberalismus nach 1945? Oder verengen wir mit diesem Urteil unsere Perspektive nicht allzu sehr? Dazu einige Bemerkungen:

Erstens: Heuss betrachtete nach 1945 die Gründung einer genuin liberalen Partei skeptisch. Dies hatte mehrere Gründe. Zum einen sah er sich schon als junger Mann weniger in einer Tradition des individualistischen und staatsfernen Liberalismus, sondern betonte seine demokratische, d. h. von seiner württembergischen Heimat und von Friedrich Naumann geprägte Herkunft. Diese stand für ein einflußreiches Parlament, allgemeines, gleiches Wahlrecht, einen starken, handlungsfähigen Staat sowie für politische Zentralisierung.[33] Noch Ende 1948 bewahrte er Zurückhaltung gegenüber der Bezeichnung »liberal«, »da sie mir ein bißchen zu belastet worden ist mit reiner Wirtschaftstheorie und leicht die Färbung des Lässigen bekommen hat. Ich suche den wagenden und den sich selbst behauptenden Menschen, der zugleich in der breiten Verantwortung und Gebundenheit steht.«[34] Zum anderen stand Heuss unter dem Eindruck des Scheiterns der Weimarer Republik und der dabei offenbar gewordenen Schwäche der liberalen Parteien. Um eine erneute Zersplitterung des bürgerlichen Lagers zu vermeiden, trat er nach 1945 für das Projekt einer überkonfessionellen Sammlungspartei ein, das jedoch schon erfolgreich von der CDU besetzt war. Und schließlich maß er Parteibindungen ohnehin keine große Bedeutung zu, wenn er dem Historiker Erich Eyck unverblümt gestand: »Mir selber ist es ziemlich wurscht, ob einer [aus dem ehemaligen Naumann-Kreis; d. Verf.] zur CDU oder SPD ging, da ich den Parteikram nicht ganz so wichtig nehme, wie es vielleicht nötig wäre.«[35]

Zweitens: Eine grundsätzliche Ablehnung von Parteien folgte für Heuss daraus aber nicht. Vielmehr bejahte er wie sein Mentor Naumann Parteien als wesentliche Träger der Staatsgewalt in der Demokratie und als Instrument der politischen Willensbildung im Volk. Sie erfüllten für ihn eine wichtige gestalterische und erzieherische Funktion.[36] Doch mißtrauisch blieb er gegenüber einer zu starken organisatorischen Durchdringung von Parteien, welche den Handlungsspielraum von Führungspersönlichkeiten einschränken würde.

33 Vgl. dazu Dieter Langewiesche: Liberalismus und Demokratie im Staatsdenken von Theodor Heuss. Stuttgart 2005.
34 Theodor Heuss an Fred Heining, 27.12.1948. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 452.
35 Theodor Heuss an Erich Eyck, 7.10.1947. In: Ebd., S. 313.
36 Vgl. Jürgen C. Heß, Theodor Heuss vor 1933. Ein Beitrag zur Geschichte des demokratischen Denkens in Deutschland. Stuttgart 1973, S. 89-114.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Damit war er freilich ebenso Teil eines grundsätzlichen Problems des Liberalismus, der auch nach der Jahrhundertwende in Zeiten der Massendemokratie organisatorisch rückständig blieb. Dies vor Augen, stand Heuss in der Tat als Parteivorsitzender nach 1945 objektiv vor ungeheuren Schwierigkeiten, die zerstrittenen Erben des Liberalismus – oder die sich dafür hielten – mit starker Hand zu einigen und zu führen. Rückblickend bleibt es fraglich, ob genuine Parteipolitiker wie Franz Blücher oder Thomas Dehler erfolgreicher agiert hätten als Heuss.

Drittens: Doch anders als diese junge, agile Generation von Parteipolitikern empfand Theodor Heuss seine Parteiämter und -verpflichtungen als Belastung. Geradezu als Topos taucht in Dutzenden von Briefen immer wieder der Hinweis auf sein mangelndes Organisationstalent, seine Distanz zu »Parteitaktik und Personenrivalitäten« und seine »Resignation gegenüber den literarisch-wissenschaftlichen Plänen« auf.[37] Schon die Umstände für seinen Verzicht auf das Amt des württemberg-badischen Kultusministers im Dezember 1946, als die Kabinettsbildung zum koalitionstaktischen Postengeschacher zu verkommen drohte, waren nicht dazu angetan, Heuss' Vertrauen in die Parteien zu stärken:

> »Ich habe mich aus eigener Entscheidung aus den Verhandlungen über die Regierungsbildung, nachdem ich ein Mal daran beteiligt war, zurückgezogen, weil ich das Verfahren der CDU-Leitung, eine Kabinettsbildung als Kompensationsgeschäft anzusehen, im Grundsätzlichen ablehne und für eine Gefährdung der Demokratie halte. Das ist aber ein weites Kapitel. Ich für meine Person lehne es ab, wissend, daß das für ein parteipolitisches Denken als Schwäche gelten mag, Personalentscheidungen in der Beamtung nach der Parteizugehörigkeit zu bewerten.« [38]

Nach seiner Wahl zum FDP-Vorsitzenden bekannte er gegenüber einem langjährigen Freund: »Daß ich an die Spitze der Partei getreten [bin], ist, von mir aus gesehen, nur ein Opfer, keine irgendwie als Sieg empfundene Entwicklung meines Lebens, denn außer einer gewissen Beredsamkeit und dem Talent, Schwierigkeiten auszuweichen, bringe ich für dieses Amt nicht allzu viel mit. Vor allem fehlt mir der Trieb zum Organisatorischen und das Bedürfnis, im Rampenlicht spazierenzugehen.«[39] Diese Schwäche fiel auch der amerikanischen Besatzungsmacht auf, als sie in einem Bericht über die Entstehung der FDP feststellte: »However, with respect of the position of a party leader, Heuss has also serious shortcomings. One of them is that he has grown old. Another one is the fact that although he is certainly an author (of a large number of politico-historical books), although he is possibly a statesman, he is

37 Theodor Heuss an Wilhelm Heile, 22.5.1947. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 280.
38 Theodor Heuss an O. A. Isbert, 22.12.1946. In: Ebd., S. 232.
39 Theodor Heuss an Gottfried Traub, 22.12.1948. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 448.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

not a politician, not an organizer, and that his appeal to mass audiences may be doubted.«[40]

Viertens: Was zog Heuss also trotz seiner Vorbehalte immer wieder zurück in die Parteiarbeit? Da ist zum einen ein diffuses Gefühl von Identität und Verantwortung derjenigen Generation zu verzeichnen, die schon in der Weimarer Republik politisch tätig war und den Ausfall einer demokratisch geprägten jüngeren Generation durch den Nationalsozialismus beklagte: »Da aber die mittlere Generation fehlt, müssen wir Älteren wieder mit auf die Bühne treten.«[41] Als Heuss gegenüber Wilhelm Keil Anfang 1949 schon die »Strategie der Rückzugslinien« aus dem politischen Geschäft erwog, um »noch ein paar ordentliche Bücher« zu schreiben, schreckte er sogleich davor zurück, denn »dann kommt die Einsicht, die uns ja alle etwas quält: ist der ›Nachwuchs‹ schon da, der innerlich frei u. gefestigt genug ist zur gemäßen Ablösung. Also bleibt man im Betrieb.«[42]

Fünftens: Neben diesem eher reaktiven Grund, sich der Parteipolitik verpflichtet zu fühlen, wußte Heuss auch um seine spezifischen Qualitäten für ein Parteiamt, denn »immerhin halte ich den Leuten«, so im Oktober 1947, »die großen Reden, die ihnen gefallen, und verhüte in Sitzungen, daß Personalehrgeize zum Intriguenbetrieb führen.«[43] Und diese Eigenschaften waren es wohl auch, die ihn für die verschiedenen liberalen Strömungen mit ihren divergierenden Leitbildern als Parteiführer und später auch einflußreichen FDP-Fraktionsvorsitzenden im Parlamentarischen Rat geeignet erscheinen ließen: sein vermittelndes, Atmosphäre schaffendes Naturell und seine großen, mit historischer Bildung grundierten Reden, die nicht polarisierten, sondern sinnstiftend den Firnis der Einheit über die liberale Kakophonie legten. Wenn Heuss auf Parteitagen oder während ausgedehnter Wahlkampfreisen in seinen Reden die Partei- und Tagespolitik hinter sich ließ und über Liberalismus, Demokratie und Nation in der deutschen Geschichte und Gegenwart sprach, dann betrieb er staatsbürgerliche Bildung über enge Parteigrenzen und -polemik hinweg. Dies geschah nicht durch mitreißendes Pathos, durch gegenwartsenthobene Visionen oder gar Demagogie, sondern, wie ein Beobachter im September 1946 emphatisch feststellte, es lag das Geheimnis des Redners Heuss darin,

40 Weekly Report Nr. 141 des Office of Director for Intelligence der amerikanischen Militärregierung, 22.1.1949, Bundesarchiv, Z 45 F, 3/430-1/13.
41 Theodor Heuss an Paul Klopfer, 2.11.1945. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 123f. Vgl. auch Forner (wie Anm. 10), S. 231.
42 Theodor Heuss an Wilhelm Keil, 2.2.1949. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 468.
43 Theodor Heuss an Erich Eyck, 7.10.1947. In: Ebd., S. 312.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»daß er nur das sagt, was alle wissen, aber so wie er es sagt, nämlich vornehm, in der Fassung der geistigen Durchformtheit, manchmal pointiert, dann wieder warm schwäbisch aus der Anekdote entwickelt oder in patriarchalischer Weise dargeboten, das ist neu, das überrascht immer wieder […]. Heuss zuzuhören, ist an sich schon ein Genuß. […] Er hat das pathoslose, das nüchterne Wort zur Verfügung, darum darf er ein düsteres Bild unserer deutschen Zukunft […] zeichnen und weiß trotzdem den Hörer zu erheben, weiß ihm eine ethische Haltung einzuflößen, die ihn vor Verzweiflung schützt. Wir erfahren, […] daß uns kein einziges Parteiprogramm aus dem Schlamassel reißt, daß nur noch die Menschen übrig bleiben […]. Und dann strömt es aus Gesten, Augen und der ganzen seigneuralen und überlegenen Haltung von Heuss: es ist das urgesund Schwäbische, die Demokratie aus allerbesten Zeiten steht leibhaftig vor uns und wir glauben plötzlich und bestimmt, der freie tüchtige, erfinderische, kluge, sparsame Bürgersinn und die Anständigkeit der fleißigsten Arbeiter werden Deutschland noch einmal retten.«[44]

Fernab jeglicher Parteiprogrammatik Menschentum und (schwäbische) Bürgerlichkeit in den Mittelpunkt zu stellen – damit ließ sich eine Partei auf Dauer vermutlich nicht erfolgreich führen. Doch macht diese Resonanz auf das öffentliche Auftreten von Heuss bei aller Überhöhung zugleich exemplarisch deutlich, welche Integrationskraft seiner Rednergabe für den zerstrittenen Liberalismus nach 1945 und welche Orientierungsfunktion ihr für eine moralisch und materiell destabilisierte Nachkriegsgesellschaft innewohnte.

Sechstens: Was Theodor Heuss seinen Zeitgenossen vermitteln wollte, war ein Liberalismus, der nicht Sache einer Partei war. Es war das, was Friedrich Naumann mit Bezug auf England als »Elementarliberalismus« bezeichnet hatte: »[…] dieses liberale Grundwasser, das unterhalb aller politischen Strömungen ruhen soll, ist in Deutschland nicht vorhanden; und darum kommen wir nicht vorwärts«, so Naumann in seinem Redebeitrag »Der Niedergang des Liberalismus« auf dem 6. Vertretertag des Nationalsozialen Vereins 1901.[45] Vor allem nach der nationalsozialistischen Barbarei griff Heuss darauf wieder zurück, um das moralische Wertesystem zu erneuern.[46] Schon in seiner Rundfunkrede »Aufgabe und Pflicht der Parteien« vom 12. Dezember 1945 forderte er eine Renaissance fundamentaler Werte des menschlichen Zusammenlebens: Toleranz, Menschenwürde, Völkerverständigung, bürgerliche Freiheiten und Fairneß waren ihm Ausdruck eines »elementaren Libera-

44 Th. Heuss als Redner. In: Das neue Vaterland 1, Nr. 12 (12.10.1946), S. 10.
45 Friedrich Naumann: Werke. Vierter Band: Schriften zum Parteiwesen und zum Mitteleuropaproblem. Köln/ Opladen 1964, S. 215-236, hier S. 216.
46 Vgl. Jürgen C. Heß: »Erste Wege aus dem Ruinenfeld«. Theodor Heuss und der Neubeginn liberaler Rhetorik 1945/46. In: Ders./ Hartmut Lehmann/ Volker Sellin (Hrsg.): Heidelberg 1945. Stuttgart 1996, S. 348-386, vor allem S. 382f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lismus«.[47] Und auf dem Gründungsparteitag der württemberg-badischen DVP erinnerte er Anfang 1946 die Delegierten an die geschichtlichen Erfolge des Liberalismus, ohne den es keine deutsche Einheit, keinen Rechtsstaat, keine Industrialisierung, kein Genossenschaftswesen (man denke an Hermann Schulze-Delitzsch) und keine Gewerkschaftsentwicklung (man denke an Lujo Brentano) gegeben hätte.[48] Doch dies waren mittlerweile Leitbilder, für welche die Liberalen nach 1945 nicht mehr den Alleinvertretungsanspruch hatten.

Theodor Heuss vermochte zwar, mit seiner Werthaltung und seinem Politikstil den zerstrittenen Liberalismus nach vielen Anlaufschwierigkeiten für die neun Monate seiner Amtszeit unter einem Dach zusammenzufassen und vordergründig zu integrieren – die Flügelkämpfe innerhalb seiner Partei gärten aber weiter und wurden schon in Heppenheim manifest. Zudem galt Heuss in der FDP als Vertreter eines südwestdeutschen, demokratisch geprägten Liberalismus und konnte somit nicht auf Dauer die Position eines ehrlichen Maklers übernehmen. Von viel größerer Bedeutung war meines Erachtens hingegen das Wirken von Heuss auf einem Felde, das weit über seine parteipolitischen Ambitionen hinausging und dem er selbst den Namen gab, nämlich dem der »Erziehung zur Demokratie«. In einer gleichnamigen Rundfunkrede vom Oktober 1945 ging er der Frage nach, ob man ein Volk zu einer bestimmten Staatsauffassung *erziehen* könne.[49] Skeptisch gegenüber der totalitären Note dieses Anspruchs skizzierte er die vordringliche Aufgabe für die Nachkriegszeit bescheidener, doch zugleich grundlegender: Das demokratische Fundament müsse neu gelegt werden, »und seine Grundrisse müssen nach deutschen Bedürfnissen neu geplant werden«. Was heute schon eingeübt werden könne, seien die »seelischen Elemente einer demokratischen Verfahrensweise«, die sich in der »Achtung vor dem anderen«, in der »Fairneß« ausdrücken. Und er resümiert: »Hier, im *menschlichen Bezirk*, da man Menschenwürde wieder zu sehen und zu achten lernen mag, liegen heute die Elemente der Erziehung zur Demokratie.«

Damit klingt auch das Leitthema an, unter das sich die vielen Aufgaben von Heuss in den Jahren zwischen 1945 und 1949 zusammenfassen lassen. Als »Erzieher zur Demokratie« hat er es in seinen verschiedenen Funktionen mit Inhalt gefüllt: Als Publizist begleitete und kommentierte er die Zeitläufte, nahm Einfluß auf die öffentliche Meinung und regte – durchaus auch streitbar

47 Theodor Heuss, Aufgabe und Pflicht der Parteien. Rundfunkansprache von Kultminister Dr. Theodor Heuss vom 12. Dezember 1945. In: Schicksal und Aufgaben. Reden von Ministerpräsident für Nordwürttemberg und Nordbaden Dr. Reinhold Maier und Kultminister Dr. Theodor Heuss, o.O. und o.J., S. 21-23, hier S. 23.

48 Theodor Heuss: Bindung und Freiheit (6.1.1946). In: Ders. (wie Anm. 11), S. 179f.

49 Theodor Heuss: Erziehung zur Demokratie. Rundfunkansprache von Kultminister Dr. Theodor Heuss vom 3. Oktober 1945. In: Schicksal und Aufgaben (wie Anm. 47), S. 19-21.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

– Debatten an.[50] Als Kultusminister von Württemberg-Baden bewegte er sich auf seinem ureigenen Gebiet, um im Rahmen der Reeducation auf die Jugend einzuwirken und ein lebendiges Kulturleben anzuregen. Als sogenannter »Verfassungsvater« hatte er die Möglichkeit, den Geist und die Grundzüge des Grundgesetzes zu prägen – dies nicht nur vermittelnd, sondern mit großer Verve eigene, bisweilen auch Minderheitenpositionen vertretend, die durchaus nicht denjenigen seiner Partei oder gar Fraktion entsprechen mußten.[51] Als Hochschullehrer war Heuss im engeren Sinne selbst Pädagoge für akademische Kreise, die künftig als Multiplikatoren erzieherisch für die Demokratie wirken konnten. Und als Redner verstand er sich ohnehin als einer, der aus der Geschichte heraus regelrechte Lehrstunden in Sachen Demokratievermittlung entwickelte. Ein solcher Erzieher zur Demokratie hatte es in einer Partei leicht, weil er sinnstiftend und integrationsfördernd wirken konnte (immerhin erreicht die FDP bei den Bundestagswahlen 1949 fast 12 Prozent), und zugleich auch schwer, weil er keinen klaren Kurs vorgab und organisatorisch wie parteitaktisch überfordert war. Doch zu einem Zweck konnte Heuss die bisweilen lästige Parteipolitik mit Sicherheit nutzen: als wirkungsvolle öffentliche Plattform, um einen erzieherisch verstandenen Elementarliberalismus vor allem über Parteigrenzen hinweg in die Nachkriegsgesellschaft hinein zu tragen.

Dieser Spagat sollte sich auch fortsetzen, als Theodor Heuss im Amt des Bundespräsidenten zur Überparteilichkeit verpflichtet war. Seine engen Bindungen zu führenden Repräsentanten der FDP gaben ihm die Möglichkeit, sich sporadisch an parteiinternen Diskussionen und Personalfragen zu beteiligen, ohne dabei freilich einer parteipolitischen Strategie zu folgen. Doch seinen Interventionsversuchen vor allem zugunsten der Adenauerschen Regierungskoalition und -politik war letztlich wenig Erfolg beschieden, so daß er in der zweiten Amtszeit Distanz zur FDP hielt, deren Politikstil, nun geprägt von Dehler, Mende oder Weyer, ihm fremd war. Das auch politisch verstandene, aber überparteiliche Amt des Bundespräsidenten war ihm gemäßer.[52]

50 So zum Beispiel seine Befürwortung von Pensionen für ehemalige Wehrmachtsangehörige (Theodor Heuss: Pensionen für Offiziere? In: Rhein-Neckar-Zeitung, Nr. 27, 4.3.1948) oder sein Streit mit Dolf Sternberger über die Verhandlungsführung von Heuss im Parlamentarischen Rat [Theodor Heuss an Dolf Sternberger, 23.1.1949. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 465f.].

51 So zum Beispiel seine Ablehnung des verfassungsmäßig garantierten Rechts auf Kriegsdienstverweigerung im Parlamentarischen Rat; Theodor Heuss an Paul Helbeck, 21.12.1948. In: Heuss (wie Anm. 1), S. 446f.

52 Vgl. zum Verhältnis von Theodor Heuss zur FDP nach 1949 die unveröffentlichte Magisterarbeit von Martin Hansen Berg: Bundespräsident Heuss und die FDP, Bonn 2001 (Bibliothek der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus). Darüber hinaus untersucht Matthias Weipert, in einem Forschungsprojekt der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, die Beziehungen zwischen Theodor Heuss und der FDP während der Jahre 1949-1959. Die Ergebnisse werden 2009 vorliegen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Der Titel dieser Sektion der Tagung lautet »Am Anfang war Heuss«. Diese Aussage ist so evident wie auch banal, wenn nur an die Bekleidung des ersten Vorsitzes der FDP gedacht ist. Sie ist hingegen problematisch, wenn damit gemeint ist, Theodor Heuss als geistigen und parteipolitischen Ahnherren für die FDP zu reklamieren. Denn auf diese Weise werden die Mißerfolge seiner Parteiarbeit unterschlagen, deren machtideologischen, parteitaktischen und organisatorischen Niederungen er distanziert, bisweilen hilflos gegenüberstand. Vor allem wird man so dem eigentlichen Wirkungsfeld von Theodor Heuss in der Nachkriegszeit nicht gerecht. »Am Anfang war Heuss« – und zwar als einer der Erzieher zur Demokratie. Er bediente nach 1945 offensichtlich Bedürfnisse einer fragmentierten Gesellschaft, die nach dem »Ende der Geschichte« nach verbindlichen Werten jenseits der historischem Verwerfungen und der Parteiprogramme suchte.[53] Als Vermittler liberaler und humaner Werte für den demokratischen Neubeginn war er dabei alles andere als unpolitisch oder gar ein »gemütlicher, eher behäbiger Zigarrenraucher und allabendlicher Rotweinstrinker«, der zum Zerrbild eines »gemütlichen bildungsbürgerlichen Opa[s] des Altliberalismus« abqualifiziert wird.[54] Wer ihn allein als schöngeistigen Literaten und als überforderten Parteipolitiker sehen will, mag zu diesem Urteil kommen und ihn in die Vitrine stellen. Wer hingegen Theodor Heuss in seinen zahlreichen Rollen als Erzieher zur Demokratie umfassend versteht, holt ihn aus dem musealen Schaukasten heraus und sieht in ihm den bildungsbürgerlich geprägten Intellektuellen, der den Weg in die verantwortungsvolle praktische Politik nicht gescheut hat.[55]

53 Dies war auch die Absicht von Theodor Heuss in seinen Biographien über Friedrich Naumann, Hans Poelzig, Anton Dohrn und Robert Bosch, die er während der nationalsozialistischen Zeit verfaßte; vgl. Ernst Wolfgang Becker: Biographie als Lebensform. Theodor Heuss als Biograph im Nationalsozialismus. In: Wolfgang Hardtwig/ Erhardt Schütz (Hrsg.): Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2005, S. 57-89.

54 So Franz Walter: Die Integration der Individualisten. Parteivorsitzende in der FDP. In: Daniela Forkmann/ Michael Schlieben (Hrsg.): Die Parteivorsitzenden in der Bundesrepublik Deutschland 1949-2005, Wiesbaden 2005, S. 119-168, hier S. 122 u. 124.

55 Vgl. dazu auch Thomas Hertfelder: Das symbolische Kapital der Bildung: Theodor Heuss. In: Gangolf Hübinger/ Ders. (Hrsg.): Politik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik. Stuttgart 2000, S. 93-113.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ines Soldwisch

»… der Westen habe kein Verständnis für die besonders gearteten Verhältnisse in der deutschen Ostzone gezeigt…« – Das Scheitern der Demokratischen Partei Deutschlands (DPD) im Spiegel des »Morgen« 1947/48[1]

Wie spiegelt sich die kurzlebige Entwicklung der Demokratischen Partei Deutschlands (DPD) in der Berichterstattung des »Morgen« zwischen dem überzonalen Zusammenschluss der liberalen Parteien in Ost und West im März 1947 und der dritten und letzten Sitzung des DPD-Vorstandes im Januar 1948 wider? Diese Fragestellung soll die Diskussion über die Entstehung und das Scheitern der DPD erweitern, die in der jüngeren zeitgeschichtlichen Forschung mehr oder weniger intensiv geführt worden ist. In seiner immer noch für die LDP-Forschung maßgeblichen Studie legte Ekkehart Krippendorff eine erste längere Einschätzung unter Berücksichtigung der beiden Protagonisten Theodor Heuss und Wilhelm Külz vor.[2] Einige Regionalstudien zur FDP und LDP berücksichtigen auf wenigen Seiten die DPD-Gründung.[3] Dieter Hein widmete sich in seiner Dissertation von 1984 verschiedenen liberalen Zusammenschlüssen auf Länderebene und der Demokratischen Partei Deutschlands als einem »gescheiterten Versuch einer Reichsparteigründung«.[4] Wichtige Quellenauszüge bietet die Dokumentation zur Sonderausstellung der FDP-Bundestagsfraktion aus dem Jahr 1978.[5] Einen knappen

1 Zitat: Neue Zürcher Zeitung, 15. Februar 1948, S. 1, Kopie ADL, DPD 67, o. Bl.
2 Ekkehart Krippendorff: Die Gründung der Liberal-Demokratischen Partei in der Sowjetischen Besatzungszone 1945/48. Entstehung, Struktur, Politik, Düsseldorf 1961.
3 Jürgen Louis: Die Liberal-Demokratische Partei in Thüringen 1945-1952, Köln/Weimar/Wien 1996; Christian Kurzweg: Die Vertriebenenpolitik der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands. Das Beispiel Sachsen 1945-1950, Hamburg 2004; Ines Soldwisch: »…etwas für das ganze Volk zu leisten und nicht nur den Zielen einer Partei zu dienen…«. Geschichte der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) in Mecklenburg 1946-1952, Berlin 2007; Hans-Volker Schwarz: Die Berliner Liberalen im Brennpunkt des Ost-West-Konfliktes 1945-1956 – vom Landesverband der LDP Groß-Berlin zur FDP Berlin (West) und LDP(D) Berlin (Ost), Berlin 2007.
4 Dieter Hein: Zwischen liberaler Milieupartei und nationaler Sammlungsbewegung. Gründung, Entwicklung und Struktur der Freien Demokratischen Partei 1945-1949, S. 278.
5 Zwischen Verständigungsbereitschaft, Anpassung und Widerstand: Die LDP in Berlin und in der Sowjetischen Besatzungszone 1945-1949, zusammengestellt und kommentiert von Karl-Heinz Grundmann unter Mitarbeit von Dieter Hein, Bonn 1978.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Überblick über die gesamtdeutschen Bemühungen aller Parteien geben Manfred Koch, Werner Müller, Dietrich Staritz und Siegfried Suckut.[6] Unter der besonderen Beachtung des Blickwinkels von Theodor Heuss legte Jürgen C. Heß 1997 einen sehr quellengesättigten Aufsatz mit dem viel sagenden Titel »Fehlstart« im »Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung« vor.[7] Der ostdeutschen Parteipresse widmete sich ausführlich Peter Strunk 1996 in seiner Studie.[8] In seiner Dissertation beschrieb der DDR-Historiker Wolfgang Hoffmann schon 1965 den Versuch der ost- und westdeutschen Liberalen zur Bildung einer gesamtdeutschen Partei, natürlich im Sinne der ideologischen Orientierung seiner Seite.[9] Auch Herbert Bertsch beleuchtete aus ostdeutscher Perspektive die Bemühungen um eine liberale Gesamtpartei. Laut Bertsch scheiterte die DPD, »weil die imperialistischen Interessen höhergestellt wurden als das Bekenntnis zum Liberalismus. Speziell in der amerikanischen Besatzungszone begann eine systematische Sabotage an der Errichtung einer Reichspartei«.[10]

Die kurze Lebensdauer der DPD fand ihren Niederschlag auch und vor allem für die Parteibasis der LDP in der liberal-demokratischen Zeitung für die gesamte SBZ, im »Morgen«. Die erste Ausgabe erschien am 3. August 1945.[11] Herausgeber der Zeitung war Wilhelm Külz in seiner Funktion als zweiter Zonenvorsitzender der LDP neben Waldemar Koch.[12] Aus der Berichterstattung der Zeitung über die gesamtdeutsche liberale Partei lässt sich erkennen, über welche Informationen des Zusammenschlusses von LDP und westdeutschen Liberalen die liberal-demokratische Parteibasis, die vornehmlich die »Morgen«-Leser stellte, verfügen konnte. Natürlich muss bei der Untersuchung berücksichtigt werden, dass mit dem SMAD-Befehl Nr. 29[13] der »Morgen« wie alle anderen Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Plakate

6 Manfred Koch, Werner Müller, Dietrich Staritz, Siegfried Suckut: Die beiden deutschen Staaten im Ost-West-Verhältnis. Fünfzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland 1. bis 4. Juni 1982, hrsg. von Ilse Spittmann-Rühle und Gisela Hellwig, Köln 1982, S. 90-107.

7 Jürgen C. Heß: Fehlstart. Theodor Heuss und die Demokratische Partei Deutschlands 1947/48, In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 9/1997, S. 83-121.

8 Peter Strunk: Zensur und Zensoren. Medienkontrolle und Propagandapolitik unter sowjetischer Besatzungsherrschaft in Deutschland, Berlin 1996.

9 Wolfgang Hoffmann: Versuch und Scheitern einer gesamtdeutschen-demokratischen Partei 1945-1948, Berlin Ost 1965.

10 Herbert Bertsch: Die FDP und der deutsche Liberalismus 1789-1963, Berlin (Ost) 1963, S. 196.

11 Nähere Ausführungen zur Namensgebung und Lizenzierung der Zeitung bei Strunk (wie Anm. 7), S. 81ff.

12 Nach der Ablösung Waldemar Kochs als Zonenvorsitzender der LDP im November 1945 übte Külz dieses Amt allein aus.

13 Mit dem SMAD-Befehl Nr. 29 »Über die Tätigkeit der Sektion für Propaganda und Zensur der Politischen Abteilung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland« vom 18. August 1945 erfolgte die Institutionalisierung der Zensurbehörde. Vgl. Strunk (wie Anm. 7), S. 92.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

etc. auch, bis Ende November 1946 der Vorzensur unterlag.[14] Die ab November 1946 anzuwendenden »Richtlinien für die Lizenzinhaber der deutschen periodischen Presse« der Propagandaleitung der SMAD schränkte die Tagespresse in ihrer Berichterstattung sehr ein. Sowjetische Presseoffiziere konnten auch weiterhin die Arbeit der Redaktionen direkt beeinflussen.[15] Im Unterschied zur konkurrierenden Willensbildung in der Presse westlicher Demokratien war die östliche Presse von Anfang an mit systemstabilisierender Funktion in das System der SBZ/DDR eingebunden. Nachrichten wurden durch die Monopolagentur »Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst« (ADN) zentral gelenkt und in den Zeitungen platziert.[16] Nur vor diesem Hintergrund kann und muss die Analyse der Berichterstattung über die DPD im »Morgen« betrachtet werden, die im Frühjahr 1947 bejahend begann und im Frühjahr 1948 mit eindeutigen Schuldzuweisungen in den Westen endete.
Im Februar 1948 waren die Bande zwischen den liberalen Parteien völlig zerschnitten:

> *»Entweder ihr seid frei, dann dürft ihr als Liberale und Demokraten dies und das nicht tun. Müßt ihr es tun, dann seid ihr nicht frei. Seid ihr aber, wie ihr behauptet, frei und tut es trotzdem, dann habt ihr aufgehört, Demokraten und Liberale zu sein.«*[17]

Diese von Ernst Mayer im Koordinierungsausschuss geäußerten deutlichen Worte gegenüber den Vertretern der LDP markierten die letzte Phase der gesamtdeutschen Bemühungen um eine gemeinsame liberale Parteistruktur. Die Zustimmung der LDP zum Volkskongress[18] und die Zustimmung der Westliberalen zum Wirtschaftsrat bildeten den Schlusspunkt dieser zonenübergreifenden Anstrengungen. War dies aus liberaldemokratischer Sicht ein zwangsläufiges Ergebnis?
Das Projekt »liberale Gesamtpartei« folgte von Beginn an keiner stringenten Linie. Von Anfang an gab es kritische Anmerkungen und Bedenken. Kritik übte vor allen Dingen die württemberg-badische DVP.[19] Eine abwartende und vorsichtige Haltung war jedoch in allen westlichen Besatzungszonen schon sehr früh zu spüren:

14 Die Intensität der Vorzensur kann an dieser Stelle nicht untersucht, muss aber bei der Analyse der Beiträge immer beachtet werden.
15 Strunk (wie Anm. 8), S. 107ff.
16 Heinz Pürer, Johannes Raabe: Presse in Deutschland, Konstanz ^{3}2007, S. 173.
17 Ernst Mayer auf der Sitzung des Koordinierungsausschusses, In: Neue Züricher Zeitung, 15. Februar 1948, Kopie: ADL, DPD 67, o. Bl.
18 Vgl. hier das Protokoll der außerordentlichen Sitzung des Geschäftsführenden LDP-Vorstandes am 1. Dezember 1947, ADL, L4-14, S. 1-3.
19 Vgl. Koch u.a. (wie Anm. 6), S. 104.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»Was aus der Demokratie im russisch besetzten Gebiet geworden ist, kann ich von hier aus nicht mit voller Klarheit erkennen. Die Tatsache, dass unser Freund Külz eine Partei für sich bildet, und dass andere alte Freunde wie Lemmer und Schreiber usw. führend bei den dortigen Christlichen Demokraten sind, lässt darauf schliessen, dass unter dem Druck der bolschewistischen Herrschaft Gedankengänge entstehen, die uns fremd sind.«[20]

Auf der LDP-Vorstandssitzung am 30. April 1946 hatte Arthur Lieutenant, der stellv. Zonenvorsitzende, die Ausarbeitung eines Gesamtprogrammentwurfs einer liberalen Partei vorgeschlagen, der in Bad Pyrmont anlässlich des Parteitages der FDP der britischen Zone am 19.05.1946 präsentiert werden sollte.[21] Dieser Vorschlag Lieutenants fand die Unterstützung von vier weiteren Vorstandsmitgliedern und kann als ein gedanklicher Ursprung der DPD angesehen werden..[22] Der Zonenvorsitzende Wilhelm Külz jedoch lehnte es zunächst ab, einen festen Plan bei unklaren Verhältnissen zu fassen.[23]
Diese Meinung änderte Külz allerdings ein paar Monate später, als er von seiner Reise nach Stuttgart zurückkehrte, wo sich am 28. und 29. September 1946 ein Zonenverband der liberalen Parteien der amerikanischen Besatzungszone (FDP Bayern, LDP Hessen, DVP Württemberg-Baden) gegründet hatte. Vermutlich hatte ihn diese Entwicklung in den westlichen Zonen sehr beunruhigt, musste er doch befürchten, den Gesamtführungsanspruch der LDP einzubüßen. Am 2. Oktober 1946 wurden auf Initiative Külz' vom LDP-Zonenvorstand Mitglieder für einen gemeinsamen Koordinierungsausschuss benannt, der die Gründung der gemeinsamen liberalen Partei vorbereiten sollte. Vorgeschlagen wurden: Carl Hubert Schwennicke (LV Berlin), Dr. Wilhelm Frick (LV Brandenburg), Dr. Paul Scheffler (LV Mecklenburg), Prof. Dr. Hermann Kastner (LV Land Sachsen), Carl Delius (LV Prov. Sachsen) und Leonhard Moog (LV Thüringen).[24] Schnell traten organisatorische Probleme auf, von Anfang an kam keine organisatorische Struktur einer gemeinsamen Partei zustande. Lediglich Otto-Heinrich Greve und Arthur Lieutenant wurden auf der ersten Sitzung des Koordinationsausschusses am 8. und 9. November 1946 in Coburg zu Geschäftsführern ernannt.[25] Grundsätze der Parteipolitik wurden nur vereinbart, eine gemeinsame Satzung, ein gemeinsames Programm, ein Parteibüro gab es bis zum Scheitern der Kontakte im Frühjahr 1948 nicht.

20 Brief Wilhelm Heile, Landrat in Syke (Hannover) an Theodor Heuss vom 11. Februar 1946, ADL, N28-10, o.Bl.
21 Protokoll über die Vorstandssitzung der LDP am 30. April 1946, ADL, L4-5, S. 1.
22 Dr. von Stoltzenberg, Pickert, Hausberg, Grundei.
23 Protokoll über die Vorstandssitzung der LDP am 30. April 1946, ADL, L4-5, S. 1 RS.
24 Protokoll über die Vorstandssitzung der LDP am 2. Oktober 1946, ADL, L4-7, S. 3 RS.
25 Protokoll der Sitzung des Koordinierungsausschusses der vier Zonen am 8. und 9. November 1946 in Coburg, ADL N1-2934, S. 3. In späteren Protokollen wird Ernst Mayer als westlicher Geschäftsführer genannt, so auch in der Veröffentlichung von Krippendorff. Vgl. ADL, N54-25, Bl. 254, Krippendorff (wie Anm. 2), S. 146f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Gründung der Demokratischen Partei Deutschlands, die durch Beschluss des Koordinierungsausschusses am 17. März 1947 in Rothenburg ob der Tauber erfolgt war, wurde im »Morgen« zunächst nicht kommentiert. Lediglich die Erklärung der Vereinigung wurde zwei Tage später auf der Titelseite groß im Originalwortlaut abgedruckt. Inhaltlich wurden fünf grundlegende Punkte angesprochen:
1. Wilhelm Külz und Theodor Heuss waren zu Vorsitzenden gewählt worden.
2. Die Einheit der Liberal-Demokratischen Partei der SBZ, der Freien Demokratischen Partei in der britisch besetzten Zone, der Demokratischen Volkspartei in der amerikanisch besetzten Zone, der Demokratischen Partei in Württemberg-Baden, der Liberal-Demokratischen Partei in Hessen, der Freien Demokratischen Partei in Bayern und der Bremer Demokratischen Volkspartei wurde bestätigt.
3. Alle Parteien sollten zukünftig unabhängig vom Namen der Gesamtpartei ihre bisherigen Bezeichnungen weiterführen.
4. Der Vorstand der Gesamtpartei wurde aus den Mitgliedern des bisherigen Koordinierungsausschusses gebildet.
5. Die sich aus dem Beschluss für die Vorsitzenden ergebenden Maßnahmen sollten sofort eingeleitet werden. Welcher Art diese Maßnahmen waren, wurde nicht näher erläutert.[26]
Am 21. März 1947 wurden im »Morgen« die Ansprüche an eine gesamtdeutsche Partei formuliert. Deutschland sei kein Wintermärchen mehr, der freiwillige Zusammenschluss sei nicht nur eine »Angelegenheit parteipolitischer Konzentration von rein organisatorischem Charakter. Er darf als Beweis dafür gelten, daß sich die Abwehrkräfte gegen die innere Zersplitterung immer stärker zu regen beginnen.«[27]
In der LDP-Vorstandssitzung am 9. April 1947 schilderte Lieutenant deutlich die Spannungen, die durch die Gründung der DPD verschärft worden oder neu entstanden seien. Zum Ersten wäre seiner Meinung nach mit einer Genehmigung der Partei durch den Kontrollrat nicht zu rechnen sein. Zum Zweiten brachte er deutlich die liberaldemokratischen Vorbehalte gegenüber der Namensänderung und das darin sich auch manifestierende westliche Misstrauen gegen die LDP zum Ausdruck:

> *»Der neue Namen sei im Wesentlichen von den Schwaben gefordert worden, als deren Sprecher der frühere Dresdner Generalsekretär Mayer heftige Angriffe gegen die LDP in Sachsen gerichtet habe. Mayer habe die LDP-Sachsen schon früher einmal ›die Hure der Roten Armee‹ genannt und die sächsische Partei der Korruption bezichtigt.«*[28]

26 Der Morgen, 19. März 1947, S. 1.
27 Der Morgen, 21. März 1947, S. 2.
28 Niederschrift über die Sitzung des Parteivorstandes der LDP am 9. April 1947 in Berlin, ADL, L4-10, S. 2.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Im »Morgen« wurde der gesamtdeutsche Anspruch der LDP mit Formulierungen wie »In zahlreichen Wahlversammlungen im Westen werden die beiden Parteivorsitzenden Dr. Külz und Lieutenant sprechen.« untermauert.[29] Hier wurde immer wieder das Selbstverständnis der LDP als eigentlicher Kern einer Gesamtpartei in der Öffentlichkeit offenbart. Insofern war die Berichterstattung über das östliche Engagement in den westlichen Zonen durchweg positiv. Betont wurde immer wieder das Bestreben Külz´, »falsche Urteile über die politischen Verhältnisse und wirtschaftlichen Zustände in der Ostzone aufzuklären«[30], hervorgehoben die »Einheit des politischen Gedankengutes, die [...] eine vollkommen innere Verbundenheit aller Verbände der Demokratischen Partei Deutschlands« demonstriere.[31]
Betonung lag in der Berichterstattung auf dem besonderen Engagement der LDP der östlichen Zone, die »sich besonders nachhaltig zu Verfügung stellt«. Auffällig ist die Angabe von Külz als Vorsitzendem der DPD (Heuss als Vorsitzender wird nicht genannt), der in den Wahlkampf der nördlichen britischen Zone unterstützend durch öffentliche Auftritte »eingegriffen« habe.[32] Heuss wurde an anderer Stelle lediglich als Vorsitzender der LDP Württemberg bezeichnet, seine Funktion als Co-Vorsitzender der DPD wurde nicht erwähnt.[33]
In der Ankündigung der Rednerliste zum Eisenacher Parteitag vom 5. bis 7. Juli 1947 wurden alle Programmredner unter der Rubrik »Ihre Persönlichkeit und ihr Arbeitsbereich« mit Text und Bild vorgestellt. Von Theodor Heuss war lediglich ein Bild abgedruckt.[34] Am Tag darauf wurde er als »alter schöpferischer Vorkämpfer demokratischer Ideen«, am Ende des Parteitages als »Kampfgefährte« Külz´ in der Berichterstattung des Parteitages erwähnt.[35] Es wurde somit den Lesern das Bild von Heuss als Mann der Vergangenheit, nicht als Mann der gegenwärtigen Spitzenpolitik vermittelt. Die Bezugnahme Heuss´ in seiner Parteitagsrede auf das politische Agieren Külz´ mit seinem »liebenswürdigen, manchmal gefährlichen Talent der Vereinfachung«[36] wurde nicht gedruckt.
Külz beschwor unter der Überschrift »Der liberale Weg« das Bestreben nach einheitlicher Zusammenfassung der Liberalen. Seiner Meinung nach waren unterschiedliche Auffassungen der Parteien fortschrittsfördernd und lebendig. Resümierend schrieb er selbst im »Morgen«: »Wir wollen Verschiedenartig-

29 Der Morgen, 28. März 1947, S. 2.
30 Der Morgen, 2. April 1947, S. 2.
31 Der Morgen, 16. April 1947, S. 2.
32 Ebd., gemeint war der niedersächsische Landtagswahlkampf.
33 Der Morgen, 15. Juni 1947, S. 1.
34 Der Morgen, 5. Juli 1947, S. 3.
35 Der Morgen, 6. Juli 1947, S. 1. und 8. Juli, Beiblatt, S. 3.
36 Zitiert nach Schwarz (wie Anm. 3), S. 245.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

keiten [...] immer aussprechen und im Geiste der Parteifreundschaft Ausgleich und Verständigung suchen.«[37]
Als Ergebnis des unter dem Vorsitz von Külz zusammengetretenen Vorstandes der DPD berichtete der »Morgen« am 10. Juli 1947 über »die vollkommene Übereinstimmung in allen wesentlichen Fragen liberaler und demokratischer Politik«.[38] Organisatorisch sollten zwei Geschäftsstellen in Frankfurt am Main und Berlin eingerichtet werden, die dem Informationsaustausch und der Koordination in der parlamentarischen Tätigkeit der Landtagsfraktionen der verschiedenen Zonen dienen sollten. Die Berliner Beschlüsse des vorläufigen Vorstandes wurden in zehn Punkten im »Morgen« als Grundsätze der Demokratischen Partei Deutschlands veröffentlicht.[39]
Bei Külz machte sich zunächst Optimismus breit, den er auch nicht verhehlte. In der Sitzung des geschäftsführenden LDP-Vorstands berief er sich auf die gemeinsamen Richtlinien, die durch alle Parteien aller Zonen erarbeitet worden waren und an die Landesverbände weitergegeben wurden. Külz war sich vollkommen sicher, dass nach der Genehmigung der gesamtdeutschen Partei mit je einer Geschäftsstelle im Osten und Westen durch den Kontrollrat eine allgemeine Gründungsversammlung für den Spätherbst 1947 anvisiert werden könne.[40]
Doch diese positiven Ausführungen erhielten bald einen Dämpfer. In den westlichen Zonen wuchs das Unverständnis gegenüber der sehr besatzungsfreundlichen Politik von Külz. Ein erster Hinweis auf die zunehmende Entfremdung zwischen beiden liberalen Lagern auch in der Berichterstattung könnte die zukünftige Nennung der DPD als demokratische Partei**en** Deutschlands sein. Nicht mehr die enge Zusammenarbeit, sondern die enge Verbundenheit zwischen den liberalen Parteien in der Westzone und LDP der Ostzone wurde betont.[41]
Die erste kritische und distanzierende Äußerung, die direkt die Liberalen der westlichen Zonen betraf, erfolgte schon im Oktober 1947. Lieutenant schrieb im »Morgen« über die Zustimmung der westlichen Liberalen zum Wirtschaftsrat:

> *»Sehen diese Deutschen in der Bizone nicht – oder wollen sie es nicht sehen –, daß dieser Wirtschaftsrat ein sehr deutlicher Beitrag für eine mögliche Spaltung Deutschlands ist? [...] Müssen sie nicht auch die größere wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland in Rechnung stellen, oder freuen sie sich gar, das östliche Deutschland damit abschreiben zu können?«*[42]

37 Der Morgen, 6. Juli 1947, Beiblatt, S. 3.
38 Der Morgen, 10. Juli 1947, S. 1.
39 Der Morgen, 15. Juli 1947, S. 2.
40 Protokoll über die erste Vorstandssitzung des Geschäftsführenden LDP-Vorstandes am 28. Juli 1947, ADL, L4-11, S. 4.
41 Der Morgen, 2. Oktober 1947, S. 2.
42 Der Morgen, 1. Oktober 1947, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Trotzdem wurde im »Morgen« weiterhin versucht, in die ostzonale Öffentlichkeit das Bild des sich bemühenden Zonenvorsitzenden Külz zu transportieren.

> *»Auf einer Pressekonferenz erklärten Dr. Külz und Martin Euler, daß völlige Übereinstimmung der liberal-demokratischen Parteien der verschiedenen Zonen in allen Gegenwartsfragen bestehe. [...] Zur Stellung der LDP in der sowjetischen Besatzungszone sagte Dr. Külz, daß von Einschränkungen oder Behinderung der LDP keine Rede sei. Daß die Partei durchaus in Opposition gegenüber der SED existieren könne, komme besonders stark in den Landtagen zum Ausdruck.«*[43]

Dieser Artikel, verfasst von ADN, bedeutete nicht nur, aber gerade für alle LDP-Abgeordneten in den Landtagen, die sich nicht dem Vormachtsanspruch der SED beugen wollten, einen Schlag ins Gesicht, kannten sie doch sehr wohl die Repressionen, die ihnen, aber auch anderen »widerspenstigen« Liberaldemokraten drohten.[44] Am 5. November erschien im »Morgen« die Meldung über eine Vorstandssitzung der DPD, die unter der Führung ihrer beiden Vorsitzenden, Külz und Heuss, eine Kommission von vier Mitgliedern einsetze mit dem Auftrag, eine deutsche Verfassung zu entwerfen. Külz wurde mit der Vorlage eines Entwurfs betraut. Die Diskussionen der Tagung seien »in rückhaltloser Offenheit und aller Gründlichkeit« geführt worden.[45]
Thomas Dehler schrieb nach der Sitzung an Franz Blücher, den 1. Vorsitzenden der FDP der britischen Zone:

> *»Das Ergebnis der Besprechungen war nach meiner Überzeugung die völlige Isolierung der Herren Külz und Lieutenant. Die beiden könnten im Osten eine große Aufgabe erfüllen; ich meine aber, daß ihnen jeder politische Sinn fehlt.«*[46]

Der endgültige Bruch war kaum noch zu verhindern. Nach der Zustimmung des Zentralvorstandes der LDP zum Volkskongress[47] waren die Reaktionen in den westlichen Zonen enttäuscht und empört. In einem Brief an Thomas Dehler machte Friedrich Middelhauve unmissverständlich klar, dass die Westliberalen ihre Politik beibehalten würden »und sie nicht durch irgendwelche opportunistischen und taktischen Konzessionen verwässern lassen wie das jetzt in so krasser Form einmal wieder durch Dr. Külz getan worden ist [...]«.[48] Kritische Stimmen kamen auch aus den Reihen der LDP Berlin. Carl-

43 Der Morgen, 4. November 1947, S. 1.
44 Nicht nachzuprüfen ist leider, ob der Artikel durch die ADN oder die Redaktion des »Morgen« auf der Titelseite platziert wurde.
45 Der Morgen, 5. November 1947, S. 1.
46 Brief Thomas Dehler an Franz Blücher vom 4. November 1947, ADL, N1-15, o. Bl.
47 Vgl. dazu auch die durchweg positive Berichterstattung im »Morgen« vom 2. und 7. Dezember 1947, S. 1.
48 Kopie des Briefes Friedrich Middelhauve an Thomas Dehler am 16. Dezember 1947, ADL, N1-15, o. Bl.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hubert Schwennicke zeigte sich in einem Brief an Theodor Heuss sehr besorgt über die Politik Külz´, bezeichnete seine Zustimmung zum Volkskongress als »Verbrechen an der Partei«.[49]
Die Parteileitung der LDP reagierte im »Morgen« auf Berichte in westlichen Zeitungen, in denen man Külz die Beteiligung am Volkskongress vorwarf und verteidigte die Linie des Parteivorsitzenden. Külz habe sich mit seiner Zustimmung zum Volkskongress nicht gegen einen Beschluss des DPD-Koordinierungsausschusses in Bezug auf eine Repräsentation aller Parteien gestellt, da es diesen Beschluss nie gegeben habe; die Mitglieder des Ausschusses hätten sich lediglich »nur darüber unterhalten, daß eine gemeinsame Repräsentation aller deutschen Parteien so lange nicht zustande kommen kann, als einzelne Parteien sich dagegen aussprechen«.[50]
Heuss schrieb in einem seiner Meinung nach schon Wochen überfälligen Brief an Külz:

> *»Was ich dann von dem sogenannten Volkskongress las bezw. was ich zufällig am Radio davon hörte, hat mich in meinem historisch-politischen Gefuehl geradezu beelendet. [...] aber ich habe die Empfindung, dass Jakob Kaiser, den ich in meinem Leben noch nie gesehen habe, in der Niederlage eine deutsche Figur geworden ist, während Sie, so hart es ist, das auszusprechen, eine gewesen sind. Das schmerzt mich sehr, aber die Dinge muessen auch hart gesagt werden können.«*[51]

Ebenfalls im Dezember 1947 führte das »Sächsische Tageblatt« scharfe Angriffe gegen Ernst Mayer, der seinerseits im Stuttgarter »Demokraten« über die Flucht des Dresdener Kreisvorsitzenden der LDP, Bürgel, berichtet hatte. Das »Tageblatt« kommentierte:

> *»Die Bürgel wissen also, zu wem sie ›flüchten‹, wenn das Maß ihrer politischen Torheiten so voll ist, daß ihnen der Boden unter den Füßen hier zu heiß wird. [...] Und Herr Dr. Külz wird es zu tragen wissen, wenn ihm ob seiner positiven Einstellung zum Deutschen Volkskongreß nun ausgerechnet von ›Ernschtl‹ öffentlich ›das Vertrauen aufgekündigt‹ wurde [...].«*[52]

Enttäuscht kehrten die Vertreter der LDP vom Treffen des Koordinierungsausschusses am 18. Januar 1948 zurück. Die gemeinsame Sitzung hatte in einem Eklat geendet, die ostdeutschen Vertreter hatten die Sitzung frühzeitig verlassen. Was war passiert? In der Sitzung waren dem auf Bitte der Westliberalen nicht anwesenden Külz unter anderem die Einstellung der LDP zum

49 Brief Carl-Hubert Schwennicke (LV Berlin) an Theodor Heuss vom 15. Dezember 1947, ADL, N1-15, o. Bl.
50 Der Morgen, 7. Dezember 1947, S. 2.
51 Brief von Theodor Heuss an Wilhelm Külz vom 19. Dezember 1947, abgedruckt in: Ernst Wolfgang Becker (Hrsg.): Theodor Heuss. Erzieher zur Demokratie. München 2007, S. 332 u. 334.
52 Sächsisches Tageblatt, 11. Dezember 1947, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Volkskongress vorgehalten worden, »an dem sich die Ostzone beteiligt habe, ohne die Vertreter der Westzonen hierüber zu informieren«.[53] Es wurde eine Entschließung zur Debatte gestellt, die »die unterschiedliche Beurteilung der politischen Maßnahmen in den verschiedenen Zonen«[54] problematisierte.

> *»Der Koordinierungsausschuß bestätigt seinen Beschluß vom 3.11., der als deutsche Vertretung gegenüber der Welt ein aus allgemeiner, ungehinderter Volkswahl hervorgegangenes Parlament forderte. Von den Vertretern der Westzone wurde bei aller Beachtung ihrer besonderen Situation den Sprechern der Ostzone nahegelegt, nach der personellen und sachlichen Seite daraus die Folgerungen zu ziehen.«*[55]

Anträge der Vertreter der Ostzone, diesen letzten Absatz der Entschließung abzuändern, wurden seitens der Westzonen abgelehnt, die Resolution mit 13 zu 6 Stimmen (Ostzone) angenommen.
Das Verhalten ihrer Vertreter wurde im Zentralvorstand der LDP begrüßt und eine Resolution dahingehend verabschiedet, dass der Zentralvorstand der LDP »den Vertretern der Ostzone für ihre Haltung [dankt], [sie] billigt und hofft, daß die nunmehr erfolgte Klarstellung baldigst zur wirklichen Einigung aller wahrhaften liberalen Demokraten in ganz Deutschland führt«.[56]
Der »Morgen« berichtete nur in zwei kurzen Artikeln über die Sitzung des Koordinierungsausschusses unter den Überschriften »Protest gegen Bevormundung – Koordinierungsausschuß in Frankfurt macht den Ostzonenvertretern die Mitarbeit unmöglich« (ADN)[57] und »Das Verhältnis LDP-DPD«.[58] Erläutert wurde der Antrag der östlichen Liberalen, den schon oben erwähnten Passus der Resolution zu streichen. Ausführlich dokumentiert wurde eine Stellungnahme des Landesverbandes Thüringen:

> *»Es ist ein schmerzliches Zeichen der zonenmäßigen Aufspaltung unseres Volkes, daß auch in Frankfurt auf der letzten Sitzung des Koordinierungsausschusses in verschiedenen Sprachen gesprochen wurde und daß Gegebenheiten der Situation nicht die Berücksichtigung erfuhren, die allein eine zutreffende Beurteilung der politischen Praxis möglich machte [...].«*[59]

Nach der Niederlage bei der Abstimmung erklärte der in Frankfurt anwesende Lieutenant, dass eine weitere Zusammenarbeit nicht mehr möglich sei. Im

53 Auszug aus dem Protokoll des Zonenvorstandes der LDP am 10. Februar 1948, ADL, L4-15, S. 2.
54 Ebd.
55 Auszug aus dem Protokoll des Zonenvorstandes der LDP am 10. Februar 1948, ADL, L4-15, S. 2.
56 Ebd.
57 Der Morgen, 20. Januar 1948, S. 2.
58 Der Morgen, 21. Januar 1948, S. 2.
59 Der Morgen, 23. Januar 1948, S. 2.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»Morgen« gab er für die Spaltung der Liberalen eindeutige Schuldzuweisungen in den Westen:

> *»Sachliche Gegensätze werden ins Persönliche hinübergespielt, man verdächtigt, gibt anrüchige Schilderungen in andere Zonen und schiebt die Schuld an den gegenwärtigen Zuständen Politikern in die Schuhe, die nichts anderes tun, als eine reale Politik zu treiben. So war es auch bei der DPD in Frankfurt am Main. Weil wir uns am Volkskongreß – wohlgemerkt auf Mehrheitsbeschluß des Zentralvorstandes – beteiligten, weil wir die Beschimpfungen unserer Zonenbesatzungsmacht nicht widerspruchslos hinnahmen, und weil wir nicht den Wünschen des Berliner Landesvorstandes folgten, sollen die beiden Vorsitzenden der LDP die Konsequenzen ziehen. Und das angesichts der Tatsache, daß in Frankfurt 16 Stimmen knapp 40 000 Mitglieder hinter sich hatten und wir aus der Ostzone mit 6 Stimmen (wenn wir Berlin abrechnen) 190 000 Stimmen vertraten.«*[60]

Die Spannungen zwischen Ost- und Westliberalen waren nunmehr unüberbrückbar. Külz fand für seine Vorstellungen von einer liberalen Gesamtpartei keinen fruchtbaren Boden in den westlichen Zonen. Dort herrschte zunehmend Skepsis gegenüber der immer wieder betonten Unabhängigkeit der LDP von der Besatzungsmacht. Die Differenzen über die von der östlichen Besatzungsmacht etablierte Politik machten eine zukünftige Zusammenarbeit unmöglich.[61] Lieutenant bezichtigte schließlich den Westen der Undankbarkeit, da die Liberalen der Ostzone »kein Opfer gescheut haben, um den Aufbau der Partei im Westen zu fördern und schließlich den Zusammenschluß der Partei zur DPD herbeizuführen«.[62]
Die westlichen Liberalen relativierten diese Schuldzuweisungen und gaben sie zurück:

> *»Auch die Annahme, der Westen habe kein Verständnis für die besonders gearteten Verhältnisse in der deutschen Ostzone gezeigt und dementsprechend sich zu einer mehr agitatorischen Geste hinreißen lassen, würde den Bemühungen, die Heuß und seine Freunde […] angestellt haben, nicht gerecht. Wir haben […] darauf hingewiesen, daß die Krise innerhalb der Demokratischen Partei Deutschlands in Wahrheit eine Führerkrise war, die insbesondere in der rußlandfreundlichen Haltung von Dr. Külz ihren Ursprung verdankte. Dabei wirkte sich einzig und allein entscheidend aus, daß Külz und sein Anhang, statt durch Schweigen die eigene Zwangslage indirekt zuzugeben, täglich mit Erklärungen aufwarteten, die eine absolute Billigung der Sowjetpolitik enthielten.«*[63]

Abschließend betrachtet, zeigt sich anhand der Berichterstattung im »Morgen«, dass die Aktivitäten und Bemühungen um eine gesamtdeutsche liberale

60 Der Morgen, 28. Januar 1948, S. 1f.
61 Vgl. Koch u.a (wie Anm. 6), S. 106f; Krippendorff (wie Anm. 2), S. 147f.
62 Der Morgen, 28. Januar 1948, S. 2.
63 Neue Zürcher Zeitung (wie Anm. 1), S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Partei die Berichterstattung dort keinesfalls dominierte, sondern eher eine Randerscheinung war. Ob es allein die Schwierigkeiten, die von Anfang an die Kooperation begleiteten, waren, welche den »Morgen« veranlassten, nicht allzu intensiv über eine gesamtdeutsche Kooperation zu berichten, ist zu vermuten, aber auch beim heutigen Wissensstand nicht nachzuweisen. Vielleicht hat man auch dem Ganzen von vornherein wenig Chancen eingeräumt bzw. einräumen dürfen oder man wollte Schuldzuweisungen an die eigene Parteiführung vorbeugen. In jedem Fall interessierten sich der »Morgen« und andere liberaldemokratische Blätter zum Jahreswechsel 1947/48 weit mehr für den »Fall Schwennicke«.

Kein Zweifel kann bestehen, dass Wilhelm Külz als Parteivorsitzender und Herausgeber des »Morgens« die Linie der Zeitung vorgab; der »Morgen« war damit nicht nur zum Sprachrohr der Liberaldemokraten in der SBZ geworden, sondern fungierte auch als Instrument zur Meinungsbildung im Sinne von Wilhelm Külz.

Obwohl es in der LDP auch Stimmen für die DPD und für Heuss gab, konnten sich solche »westfreundlichen« Auffassungen nicht im »Morgen« artikulieren. Dieser berichtete, solange noch Hoffnung bestand, die DPD nach den Vorstellungen von Külz zu führen, über die ganze Unternehmung zwar spärlich, aber mit positivem Grundton. Als die Liberaldemokraten jedoch in die Defensive gerieten, wandelte sich das Bild ins Negative bzw. wurde es von anscheinend »wichtigeren« Vorgängen (Volkskongress, Schwennicke) verdrängt. In wieweit dieser Wandel in der Berichterstattung aufgezwungen wurde oder dem wirklichen Empfinden der »Morgen«-Leute entsprach, muss allerdings noch geklärt werden. Möglicherweise war es eine Mischung aus beidem.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Anne Rüter

Blücher als Marshallplan-Minister und Parteivorsitzender – Mitstreiter für eine liberale Wirtschaftsordnung

»Liberalismus war und ist mir innere Forderung.«
Franz Blücher[1]

I.

Die Stabübergabe im Vorsitz der FDP von Theodor Heuss zu Franz Blücher (1896-1959), durch die Wahl Heuss' am 12. September 1949 zum ersten Bundespräsidenten der jungen Bundesrepublik erforderlich geworden, verlief ohne besonderes Aufsehen in Presse und Öffentlichkeit. Es genügte offensichtlich ein kurzes Schreiben Heuss' an seinen Nachfolger: »Ich glaube, dass es notwendig ist, Ihnen gegenüber in einem formalen Akt, den dieser Brief darzustellen hat, die Niederlegung des ersten Vorsitzes in der Freien Demokratischen Partei Deutschlands auszusprechen. Ich bin nicht der Meinung, dass daraus eine Zeitungsnotiz gemacht werden soll, aber der Akt soll geschehen sein, falls irgendjemand in der Öffentlichkeit die Frage aufwirft.«[2] Franz Blücher – bisher sein Stellvertreter und ehemaliger Vorsitzender der FDP in der britischen Zone – wurde ohne einen erneuten Wahlgang oder größere parteiinterne Personaldiskussionen geschäftsführend mit dem höchsten Parteiamt betraut.[3] Ein unbeschriebenes Blatt, gar ein Nobody war Franz Blücher daher für seine Partei nicht. Ein Dreivierteljahr vor seinem Amtsantritt als Parteivorsitzender hatte er sich auf dem Heppenheimer Gründungsparteitag der Freien Demokraten im Dezember 1948 bei der Wahl für den Stellvertreterposten von Theodor Heuss eindrucksvoll behauptet. Mit 81 Delegiertenstimmen erzielte er gegenüber Heuss, der bei seiner Wahl zum Parteivorsitzenden 72 Stimmen auf sich vereinigte, sogar ein etwas besseres Ergebnis. Symptomatisch für ihren unterschiedlichen Politikstil hatte Heuss weniger den Zusammenschluss der Zonenparteien mit ihren unterschiedlichen Liberalismusströmungen in den Blick genommen und programmatische Forderungen erhoben als viel-

1 Franz Blücher, Lebenslauf (autobiographisch), Bundesarchiv Koblenz, NL Blücher (im folgenden: BArch), N 1080, 75, Bl. 3.
2 Schreiben Theodor Heuss an Franz Blücher, 21.9.1949, BArch, NL Heuss, N 1221, 63.
3 Eine endgültige Parteisatzung wurde erst auf dem Wiesbadener Parteitag im März 1954 verabschiedet. Auf dem Düsseldorfer Parteitag 1950 wurde er ohne Gegenkandidaten im Amt bestätigt.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mehr seinem Habitus entsprechend über sein demokratisch-liberales Politikverständnis gesprochen. Neben dem Referat von Hermann Höpker Aschoff über den Parlamentarischen Rat referierte Blücher über den neuen marktwirtschaftlichen Wirtschaftskurs seit der Währungsreform und speziell über seine Parteiarbeit im Frankfurter Wirtschaftsrat.[4]

In einer ähnlichen personalpolitischen Konstellation war bereits im Mai 1946 der FDP-Parteivorsitz in der britischen Zone auf Blücher zugekommen. Als der bisherige, auf der Opladener Gründungsversammlung gewählte Parteiführer Wilhelm Heile, in Jugendjahren ein Mitarbeiter von Friedrich Naumann, von den führenden Liberalen seiner Partei auf das Amt des Parteipräsidenten abgeschoben wurde, designierte der Vorstand Franz Blücher kurzerhand zum neuen Parteivorsitzenden, im Mai 1946 wählte man ihn ohne Gegenkandidaten auf dem Bad Pyrmonter Parteitag.[5] Heile war bei der Parteispitze nicht zuletzt aufgrund seiner eigenmächtigen Initiativen zur Parteienfusion der Liberalen mit der CDU wie auch der rechtskonservativen Niedersächsischen Landespartei in Misskredit geraten. Gleichsam im Nachrückverfahren betrauten die Freien Demokraten Blücher zweimal – 1946 und 1949 – mit der Parteiführung. Insgesamt weist Blücher eine fast vierjährige Amtszeit als FDP-Vorsitzender auf; diese dauerte so lange wie die von Theodor Heuss und Thomas Dehler zusammen. Dieser Umstand steht in einem diametralen Gegensatz zu seinem heutigen Bekanntheitsgrad.

Überhaupt galten bereits den Zeitgenossen der frühen Nachkriegszeit Theodor Heuss, südwestdeutsches Urgestein eines Liberalen, und der wortmächtige, häufig umstrittene Franke Thomas Dehler als die weitaus bekannteren Repräsentanten der FDP. Mit dem Namen des früheren Bankdirektors aus Essen Franz Blücher, immerhin Marshallplanminister und Vizekanzler in den ersten beiden Adenauer-Kabinetten, wurde und wird wenig assoziiert. Er wirkte unscheinbar, schattenhaft hinter dem Bundeskanzler. Er galt schon damals nicht nur in seiner eigenen Partei als singulärer Charakter, eine einhellige Einschätzung von Person und Amt fiel schwer; als einer, »der was von Finanzen verstand«, wie gelegentlich kolportiert wurde.[6] Das äußere Erscheinungsbild zeigte einen stets elegant gekleideten Mann von fast 2m Größe mit sehr gepflegten Umgangsformen, bisweilen von den Journalisten »Eden von Bonn«[7] genannt. »Primus in Adenauers humanistischem Gymnasium« lautete

4 Vgl. Notizen aus seiner Rede vom 11.12.1948, Archiv des Liberalismus Gummersbach (im folgenden: ADL), Erika Fischer, N 14-15, Bl. 1-4.

5 Wilhelm Heile (1881-1969), liberaler Politiker und Publizist, vgl. Theodor Heuss: Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949, Theodor Heuss-Stuttgarter Ausgabe hrsg. v. Ernst W. Becker, München 2007, S. 274f.

6 Portraitskizze von Waldemar Lentz, vom 11.11.1957 für die Zeitschrift »Europa!« in: BArch, N 1080, 75, Bl. 165.

7 BArch, N 1080, 75, Bl. 164, u.a. auch: »Wirbel um den ›Eden von Bonn‹«, Weser-Kurier Bremen vom 11.3.1955.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ein anderes zeitgenössisches Bonmot.[8] Engste Mitarbeiter seines Ministeriums charakterisierten ihn im Rückblick mit den Worten: »Mich bestach die Schärfe seines analytischen Verstandes, sein ungewöhnliches Gedächtnis, seine konstruktive Kombinationsgabe und das, was wir seine ›Antenne‹ für Strömungen und Stimmungen, Atmosphäre und Tendenzen nannten.«[9] – »Zu jener Zeit war ich oft enttäuscht, weil Blücher sich nicht immer zum Handeln entschließen konnte, wenn ich das von ihm erhofft hatte. Bei all seiner Intelligenz fehlte Blücher in entscheidenden Stunden die Entschlusskraft.«[10] Selbst Adenauers Wertschätzung im Schriftwechsel mit seinem Vizekanzler fiel mitunter recht unterschiedlich aus. So konnte er ihn grob tadeln, dass Blücher Zweifel an seiner außenpolitischen Kompetenz haben musste: »Ich bin überzeugt, dass Sie sicher das beste gewollt haben, aber wenn ich Ihren Brief lese, so möchte ich fast annehmen, dass damit das Ende jeder Außenpolitik herbeigeführt ist … Die außenpolitische Zukunft Deutschlands ist damit völlig in Frage gestellt.«[11] Demgegenüber konnte er ebenso liebenswürdig auf seinen Koalitionspartner eingehen: »Der Dank erstreckt sich nicht nur auf das schöne Geburtstagsgeschenk, sondern in erster Linie auf die Worte, mit denen Sie die Übergabe begleitet haben. Es ist mir sehr wertvoll, meine engeren Kollegen so an meiner Seite zu wissen.«[12] Adenauers »Erinnerungen« enthalten insgesamt nur spärliche Bemerkungen über ihn.[13]

Mit seiner Person wird häufig die Aussage verbunden, dass er »kaum Spuren hinterlassen habe.«[14] Die vorliegende Untersuchung befasst sich mit Blüchers Engagement beim frühen Aufstieg der Bundesrepublik und fragt nach den Gründen, weshalb ihm der nachhaltige persönliche Erfolg versagt blieb.

Aufgewachsen in einer katholischen Bergarbeiterfamilie im Ruhrgebiet, Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg – ein angefangenes Studium der Staatswissenschaften und der Geschichte konnte aus finanziellen Gründen nicht fortgesetzt werden –, arbeitete Franz Blücher in den dreißiger Jahren in seiner Heimatstadt Essen bei der gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft

8 Walter Henkels: Zeitgenossen. Fünfzig Bonner Köpfe, Hamburg 1953, S. 55.
9 Karl Albrecht: Das Menschliche hinter dem Wunder. 25 Jahre Mitwirkung am deutschen Wiederaufbau, Düsseldorf/Wien 1970, S. 122.
10 Georg Vogel: Diplomat unter Hitler und Adenauer, Düsseldorf/Wien 1969, S. 173.
11 Antwortschreiben Adenauers vom 6.5.1952 auf Blüchers Brief vom selben Tag, in dem dieser die Bindungsklausel (Art. 7 Abs. 3) des Deutschlandvertrages kritisierte, in: Adenauer Briefe 1951-1953. Rhöndorfer Ausgabe hrsg. v. Hans Peter Mensing, Berlin 1987, S. 212f. Ein Abdruck dieses Briefes findet sich auch in: Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, Stuttgart 1965, S. 528f.
12 Im Namen der Bundeskabinetts gratulierte Blücher zum 78. Geburtstag am 5.1.1954, in: Adenauer Briefe 1953-1955. Rhöndorfer Ausgabe hrsg. v. H. P. Mensing, Berlin 1995, S. 71.
13 Konrad Adenauer: Erinnerungen, Bd. I-IV, Stuttgart 1965-1968.
14 Dirk van Laak: Franz Blücher (1896-1959), in: Deutsche Politiker 1949-1969 hrsg. v. Torsten Oppelland, Darmstadt 1999, S. 117.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

GAGFAH, seit 1938 bei der Essener Nationalbank AG, zunächst als Prokurist, später als ihr Direktor. Der berufliche Werdegang beförderte offenkundig seine profunden Kenntnisse auf dem Gebiet der Nationalökonomie, speziell im Bereich der Geld- und Kreditwirtschaft. Im Jahr 1954 portraitierte die »fdk« den Lebenslauf Blüchers in ihrer Artikelserie ›Menschen im Zeitgeschehen‹: »In einem Rückblick auf die 18 Jahre Wirtschaftsleben und die 7 Jahre leitender Tätigkeit im Bankwesen bemerkt Blücher, er habe damals nicht nur wirtschaftliche Kenntnisse in aller Breite und Tiefe erworben, sondern auch unmittelbare Verbindung mit dem Leben unserer Städte, Einblick in die Verflochtenheit der Kommunalpolitik und insbesondere Kenntnisse auf dem Gebiet der Stadtplanung, der Grundstückswirtschaft und der Baufinanzierung gewonnen. Das Wissen um die wirtschaftlichen Zusammenhänge ermöglicht es heute dem Vizekanzler, im so genannten ›Kleinen Kabinett‹[15] um die reibungslose Zusammenarbeit der Wirtschafts- und Finanzressorts der Adenauer-Regierung bemüht zu sein.«[16]

In den »Weimarer« Jahren war er parteipolitisch nicht hervorgetreten.[17] Im Gegensatz zur Mehrzahl seiner Parteikollegen konnte er daher nach 1945 nicht auf eine liberale Parteikarriere zurückblicken. In den 50er Jahren bekannte er, dass er seit 1930 die Zentrumspartei wählte. Er habe, »um eine einheitliche politische Gestaltung zu ermöglichen, Stimmabgabe bei den Wahlen für Brüning«[18] geleistet. Auch in den nachfolgenden Jahren der NS-Diktatur trat er politisch nicht in Erscheinung, setzte sich aber als Bankdirektor kritisch mit der nationalsozialistischen Finanzpolitik auseinander.[19] »Mein Entschluss, auf jeden Fall nach Beendigung der Hitler-Zeit den Versuch zu unternehmen, im kleinen Kreise mit einer politischen Aufbauarbeit zu beginnen, wurde endgültig am 20. Juli 1932, als der grobe Verfassungsbruch von Papens gegenüber der Preußischen Staatsregierung von damals durchgeführt wurde.«[20]

Direkt nach Kriegsende war er Mitglied im Essener Bürgerausschuss. Weshalb er sich in den folgenden Monaten dem Essener Gründungszirkel der Liberaldemokraten anschloss und nicht etwa den Christdemokraten, wie sein katholisches Elternhaus vermuten ließ, beantwortete er mit der möglichen Gefahr einer mangelnden Toleranz in dieser Partei gegenüber Andersdenkenden. Den christlich-ethischen Anspruch als Richtschnur für eine Partei hielt er schlichtweg für vermessen.[21]

15 Hier angesprochen: Kabinettsausschuss für Wirtschaft. Blücher führte de facto den Vorsitz in diesem Ausschuss von 1951 bis 1957.
16 Freie Demokratische Korrespondenz vom 2.2.1954, BArch, N 1080, 75, Bl. 147.
17 Friedrich Henning: Das Portrait: Franz Blücher, in: Geschichte im Westen, 11 (1996), S. 216-223. Vor 1933 soll Blücher Mitglied der DVP gewesen sein, ebd., S. 216, Anm. 1.
18 Stichworte für den Lebenslauf, BArch, N 1080, 75, Bl. 25.
19 F. Henning, Das Portrait (wie Anm. 17), S. 216.
20 BArch, N 1080, 75, Bl. 4.
21 ebd., Bl. 25.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Der Aufruf der Essener Liberalen zur Parteineugründung vom November 1945 weist die Handschrift Blüchers in seinen zentralen Aussagen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik auf, denn auf zahlreichen Kundgebungen im Ruhrgebiet kreisten seine Ansprachen immer wieder um diese Kernaussagen. Die zentrale Botschaft lautete: »Die Wirtschaft ist für den Menschen da und nicht der Mensch für die Wirtschaft. Sie muss ihm die freie Entfaltung seiner Kräfte auf der Grundlage einer gesicherten Existenz gestatten.«[22]
Weitsichtig – angesichts der verheerenden Kriegszerstörungen – heißt es weiter im Aufruf, dass die Nationalwirtschaften keine Zukunft mehr hätten, die großen Wirtschaftsprobleme nur weltumspannend lösbar seien. »Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Zeit sind in Wahrheit Gemeinschaftsprobleme der ganzen Welt und können nur durch Zusammenarbeit aller Völker gelöst werden.«[23] Grundpfeiler liberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik wie »Wettbewerbsfähigkeit« und »Leistungsfähigkeit« werden bereits hier festgelegt. »Die private Initiative und der Wettbewerb steigern die wirtschaftliche Leistung. Sie bedürfen daher der freien Auswirkung. Die Rücksicht auf das Gemeinwohl bestimmt ihre Grenzen. Diese soll das Gesetz ziehen.«[24] Blüchers Liberalismusverständnis geht zunächst von einem untrennbaren Zusammenhang von Freiheit und Sittlichkeit aus. In der Wirtschafts- und Sozialpolitik vertritt er einen neoliberalen Kurs, ohne sich explizit mit den zeitgenössischen nationalökonomischen Theorien auseinanderzusetzen. Möglichst frei von staatlichen Interventionen werde eine prosperierende Wirtschaft dadurch gewährleistet, dass der Staat dem Einzelnen ein Höchstmaß an Leistungsfähigkeit ermögliche, was wiederum letztlich dem Gesamtwohl zugute komme. Eine solide Sozialpolitik könne nur das Resultat einer wachstumssteigernden Wirtschaft sein. Ohne dass er den von Alfred Müller-Armack im November 1948[25] in die Diskussion gebrachten Begriff »soziale Marktwirtschaft« verwendete, ist hier eine inhaltliche Übereinstimmung erkennbar.
In der ersten Hälfte des Jahres 1946 vollzieht der Fünfzigjährige eine mit Konrad Adenauer vergleichbare »Blitzkarriere«[26], wie sie vor allem unter den spezifischen Bedingungen der frühen Nachkriegszeit möglich war. Stationen

22 Gründungsaufruf der Essener Liberalen, in: Politischer Liberalismus in der britischen Besatzungszone 1946-1948. Führungsorgane und Politik der FDP bearb. v. Lothar Albertin u. Hans F.W. Gringmuth, Düsseldorf 1995, S. 12f.
23 ebd.
24 ebd., S. 13.
25 Alfred Müller-Armack: Die Wirtschaftsordnung sozial gesehen, in: Ordo, Nr. 1, 1948, S. 125-154, vgl. Theo Rütten: Deutschland- und Gesellschaftspolitik der ost- und westdeutschen Liberalen in der Entstehungsphase der beiden deutschen Staaten, Diss., Bonn 1984, S. 307ff.
26 Vgl. Rudolf Morsey: Der politische Aufstieg Konrad Adenauers 1945-1949, in: Konrad Adenauer. Seine Deutschland- und Außenpolitik 1945-1963 hrsg. v. Klaus Gotto u.a., München 1975, S. 45.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

seines rasanten Aufstiegs führten ihn seit der Opladener Gründungskonferenz, Anfang Januar 1946, vom FDP-Vorstandsmitglied, im März zum FDP-Vertreter im Zonenbeirat und im Mai 1946 zum Parteivorsitzenden der Freien Demokraten in der britischen Zone. Im Zonenbeirat saß er neben Wilhelm Heile mit Kurt Schumacher und Konrad Adenauer, den Vorsitzenden der beiden mitgliederstärksten Parteien der britischen Besatzungszone, an einem Tisch. In der zweiten Jahreshälfte, im August, holte ihn der von den Besatzungsbehörden ernannte Ministerpräsident Rudolf Amelunxen als Finanzminister ins erste Kabinett des Landes Nordrhein-Westfalen; im Oktober zog er als Abgeordneter in den delegierten Landtag ein. Das Amt des Finanzministers musste Blücher jedoch nach knapp einem Jahr wieder abgeben, da er im Juni 1947 den Fraktionsvorsitz der FDP im Frankfurter Wirtschaftsrat übernahm.

Programmatisches Profil der Zonenpartei versuchte er primär über die Wirtschafts- und Sozialpolitik zu entwickeln. Niedergelegt wurden die Leitlinien dafür im sogenannten »Wangerooger Programm«[27] vom Januar 1948, Resultat einer mehrtägigen Klausurtagung des Parteivorstandes auf der Nordseeinsel. Blücher erhoffte sich hiervon, »Beschlüsse zu fassen, die die bedeutendsten seit der Gründung der Partei sein würden«.[28] Gleichsam als Präambel »Die Freiheit ist unteilbar!« sollten unter diesem Grundsatz ihre gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Konzeptionen subsumiert werden. Forderungen zur Überführung von Großindustrien oder dem Bergbau in gemeinwirtschaftliche oder staatliche Unternehmen, wie sie zunächst letztlich von allen Parteien direkt nach Kriegsende gefordert wurden, erteilten sie explizit eine Absage, da sie »mit dem demokratischen Grundrecht des Staatsbürgers unvereinbar« seien. Die Wirtschaft könne nur dann der »freien Entscheidung des Verbrauchers« entsprechen, »wenn sie sich den Gesetzen des Marktes und des Wettbewerbs unterwirft«.[29]

Anstelle der von den britischen Militärbehörden durchweg zentral gelenkten Wirtschaftsordnung wurde die »Selbstverwaltung« der Wirtschaft gefordert. »Als oberste Organe der wirtschaftlichen Selbstverwaltung zur Vorbereitung gesetzgeberischer Maßnahmen auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik und zur Durchführung wirtschaftspolitischer Ordnungsmaßnahmen werden Wirtschaftskammern gebildet, und zwar für das deutsche Staatsgebiet eine Reichswirtschaftskammer, am Sitze jeder Landesregierung eine Landeswirtschaftskammer«.[30] Als originär freidemokratisches Wirtschaftsmodell sollten diese Wirtschaftskammern als »Anstalten des öffentlichen Rechts« mit paritätischer

27 »Wangerooger Programm«, ADL, Bestand Liberale Parteien bis zur Gründung der FDP, Signatur 2; archiviert als PDF-Dokument; Signatur IN5-190.
28 L. Albertin, H. Gringmuth, Politischer Liberalismus (wie Anm. 22), S. 248.
29 ebd., S. 266ff.
30 ebd., S. 268.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Besetzung von Unternehmern und Arbeitnehmern eingerichtet werden mit ihrer vornehmsten Aufgabe, Sorge für den »Ausgleich wirtschaftlicher und sozialer Gegensätze« zu tragen. Als Steuerungsinstrument für die Wirtschaft umfasste das Aufgabenspektrum im Einzelnen: Abstimmungen über die Lohnpolitik, die Verhinderung von Monopolbildungen ebenso wie eine »selbstverantwortliche Preisentwicklung« bei Abbau der staatlichen Preisbehörden. Auf der Agenda befanden sich weiterhin die Neuordnung des Steuersystems und des Außenhandels sowie eine Stabilisierung der Währung durch gesetzliche Garantien.

Waren Forderungen dieser Art weit entfernt von der besatzungspolitischen Realität angesiedelt, konnte Blücher den Wirtschaftskurs der Bizone zwei Monate später an einem anderen Schauplatz wesentlich stärker beeinflussen. Am 2.3.1948 stand in Frankfurt im Zweizonen-Wirtschaftsrat nach Absetzung von Johannes Semler[31] die Nachwahl für den Posten des Verwaltungsdirektors für Wirtschaft an. Franz Blücher gehörte diesem Gremium als Fraktionsführer der FDP – seit Oktober 1948 der Gemeinschaftsfraktion von FDP und Deutscher Partei[32] – von Anbeginn an. Die genauen Umstände, die zur Wahl des parteilosen Wirtschaftstheoretikers Ludwig Erhard aus Fürth führten, sind nicht exakt rekonstruierbar. Einerseits soll der hessische FDP-Politiker Victor-Emanuel Preusker in einem internen Gesprächskreis von CDU/CSU- und FDP-Abgeordneten Erhard ins Spiel gebracht haben.[33] Andererseits waren, nach der Erinnerung des Ökonomen Matthias Schmitt,[34] Franz Blücher und er selbst durch eine Zeitungsnachricht auf den von der amerikanischen Besatzungsbehörde abgesetzten bayerischen Wirtschaftsminister aufmerksam geworden. Aus diesem Artikel ging hervor, dass Erhard in Bayern »die ›Bewirtschaftung‹ in dieser Notzeit so durcheinander gebracht hatte, dass das einfach zu einem Chaos führte«. Dies sei für beide der Anlass gewesen, mit Erhard Kontakt aufzunehmen und mit ihm ins Gespräch zu kommen.[35] Im Rückblick auf die Sitzung mit der Wahl Erhards zum Verwaltungsdirektor schrieb Blücher am 14.9.1948 seinen Parteifreunden: »Damals strebte die CDU mit allen Mitteln danach, die Verwaltung für Wirtschaft nicht zu besetzen. Trotz der sehr offenen Sprache des FDP-Vorsitzenden im Wirtschaftsrat

31 Johannes Semler (1898-1973) hatte in seiner sog. »Hühnerfutterrede« Getreidelieferungen aus den USA kritisiert.

32 Die Deutsche Partei bildete zunächst mit der CDU/CSU eine Gemeinschaftsfraktion. Affinitäten zwischen FDP und DP bestanden auch in den Folgejahren. Im Januar 1957 fusionierte die von der FDP abgespaltene Freie Volkspartei mit der DP zu einer einheitlichen Partei.

33 Volkhard Laitenberger: Ludwig Erhard. Der Nationalökonom als Politiker, Berlin 1998, S. 63.

34 Matthias Schmitt, 1949-1957 im Bundeswirtschaftsministerium, Referatsleiter »Wirtschaftspolitische Grundsätze der Außenwirtschaft«.

35 Matthias Schmitt, in: Ludwig Erhard und seine Politik, Symposion XIII, Stuttgart/New York 1985, S. 116.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

empfand sie nicht, dass alles darauf ankam, in der Wirtschaft eine klare Entscheidung über einen neuen Weg und gegen die bisherigen Methoden herbeizuführen. Sie scheute auch die Verantwortung. Deswegen bestand sie heftig darauf, die Verwaltung für Wirtschaft nur mit einem reinen Verwaltungsjuristen, Herrn Staatssekretär Dr. Strauß[36], zu versehen. Es hat sehr harter und unangenehmer Verhandlungen bedurft, bis die FDP sich durchdrückte und durch sie wurde Prof. Dr. Erhard Direktor der Verwaltung für Wirtschaft.«[37]
Die SPD unter Erwin Schoettle führte die ursprüngliche Kandidatur von Walter Strauß darauf zurück, dass vor der von den Besatzungsmächten angekündigten Währungsreform keine richtungsweisende wirtschaftspolitische Entscheidung mehr getroffen werden sollte.
Im Wirtschaftsrat einen Schwenk des Wirtschaftskurses zu vollziehen, gleichsam das Ruder herumzureißen, hielt Franz Blücher für das zwingende Gebot der Stunde und setzte sich letztlich gegen verschiedenste Widerstände seitens der CDU/CSU durch. Kurz nach der Wahl Erhards kritisierte Blücher in einem Schreiben an Erhard die Entwürfe zum Preisgesetz, die auf der ersten Vollversammlung des seit 24.2.1948 vergrößerten, reformierten zweiten Wirtschaftsrates behandelt werden sollten: »Die volkswirtschaftlichen Einwendungen kennen Sie. Es geht darum, ob wir in diesem Augenblick den bisherigen Weg weitergehen, oder aber den Mut zu einer neuen wirtschaftspolitischen Haltung beweisen wollen. Es fehlt völlig die Begrenzung des Preisbestimmungsrechtes auf bestimmte Fälle, es fehlt sodann die Einschaltung der Selbstverwaltung der Wirtschaft gänzlich … Hätten wir bereits eine vernünftige und in unserem verfassungsmäßigen Aufbau gut begründete Selbstverwaltungs-Organisation der Wirtschaft, dann ließen sich dieser als unterer Instanz bestimmte Aufgaben übertragen…«[38] Mit dramatischen Worten, die den Kurswechsel für die anstehenden wirtschaftspolitischen Entscheidungen forderten, schrieb Blücher weiter: »Der Retter in der Not könnten nur Sie sein, wenn Sie durch die Tage und Nächte hindurch es fertig brächten, einen radikal geänderten Verwaltungsentwurf vorzulegen oder aber sich zu einem von uns vorgelegten zu bekennen.«[39]
Dass Erhard nicht in die FDP eintrat, hingegen öfters auf CDU-Veranstaltungen sprach, wurde von Blücher registriert, jedoch nicht weiter kritisiert. Hin-

36 Walter Strauß (1900-1976), CDU-Politiker, Mitglied des Direktoriums im Länderrat der amerikanischen Zone, Staatssekretär im Hessischen Staatsministerium, 1949-1963 Staatssekretär im Bundesjustizministerium. Strauß hatte die Amtsgeschäfte von J. Semler interimistisch fortgesetzt.
37 ADL, NL Dehler, N 1-2942, Handakte Blücher, Kurze Nachrichten, 14.9.1948, »Wohin gehört Prof. Dr. Erhard?«
38 Schreiben Blüchers an Ludwig Erhard (»Lieber Herr Professor!«), 6.3.1948, BArch, N 1080, 93, Bl. 264f.
39 ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gegen umwarb Thomas Dehler mehrfach Ludwig Erhard für eine Parteimitgliedschaft bei den Freien Demokraten.[40]

Auf dem Münchner Bundesparteitag vom September 1951 ließ Blücher im Rückblick noch einmal durchschimmern, dass die Kehrtwende in der Wirtschaftspolitik im Wirtschaftsrat nicht zuletzt auf ihn zurückging: »Damals – im Februar/März 1948 – habe ich sogar meine Freunde erschreckt, als ich im Wirtschaftsrat in Frankfurt mit Erbitterung erklärte: ›Wir machen nichts mehr mit, wenn nicht ein radikaler Gestaltwandel der deutschen Wirtschaftspolitik im Sinne der Freiheit durchgeführt wird.‹ Und deshalb habe ich in einer wirklich unangenehmen Dauersitzung von einem Tag und zwei Nächten der CDU/CSU das Zugeständnis abgetrotzt, dass sie nicht einen Ihnen allen bekannten Verwaltungsmann und Verwalter des alten Schlendrians in die Verwaltung für Wirtschaft setzten, sondern dass sie den mehr robusten und sicherlich nicht sehr feinnervigen, aber in dem Augenblick sehr notwendigen Erhard holten. Erhard ist auf diese Weise unser geistiges Kind geworden. Kinder machen einem viel Freude, aber nicht immer!«[41]

Die Währungsreform vom Juni 1948 war die letzte gravierende Maßnahme der bizonalen Militärbehörde zur Herbeiführung einer neuen Wirtschaftsordnung in den Westzonen. Gegen die dort von den Sozialdemokraten vertretene Wirtschaftspolitik, die eine Sozialisierung der Schlüsselindustrien und planwirtschaftliche Elemente in ihrem Wirtschaftsprogramm vertrat, unterstützte Blücher Erhard mit seinem »Gesetz über Leitsätze für die Bewirtschaftung und Preispolitik nach der Geldreform« vom 17./18.6.1948 zur Aufhebung der Zwangsbewirtschaftung und seinen durchgreifenden Liberalisierungsmaßnahmen. Von CDU/CSU, FDP und DP wurden im Wirtschaftsrat eine Reihe von Gesetzen verabschiedet, die deutlich die Handschrift von Erhard und Blücher trugen, so vor allem beim Preisgesetz, Lastenausgleichsgesetz und beim Steueränderungsgesetz. Gerade beim Lastenausgleichsgesetz plädierte Blücher für eine individuelle, jedem Einzelnen möglichst adäquate Entschädigung, während die sozialdemokratische Fraktion im Wirtschaftsrat auf einer kollektivistischen Lösung beharrte. Den Lastenausgleich stellte er in direkten Zusammenhang zum bestehenden Steuersystem, was seiner Auffassung nach der dringenden Änderung bedurfte. Je höher die zusätzliche Belastung, desto geringer werde demgegenüber das Steueraufkommen sein. Seinen Parteifreunden in der britischen Zone schrieb er am 27.7.1948, »dass das oberste Gesetz die Erhaltung der Ertrags- und damit der Steuer-Lei-

40 Hierzu ausführlich: Anette Koch-Wegner: Ein schwieriges Verhältnis – Ludwig Erhard, Thomas Dehler und die FDP 1945-1967, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 18 (2006), S. 255-270.

41 Blücher in seiner Rede auf dem 4. Bundesparteitag der FDP in München 22./23.9.1951, BArch, N 1080, 165, Bl. 181.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

stungsfähigkeit der Wirtschaft sein müsse«.[42] Nach Art. 127 des GG konnte das Recht der Verwaltung des Vereinigten Wirtschaftsgebietes als Bundesrecht fortbestehen. Der Zusammenarbeit von Blücher und Erhard kommt daher eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Gründung der Bundesrepublik zu.[43]

Für den Bundestagswahlkampf 1949 hatten FDP und CDU gewisse Absprachen bei der Kandidatenaufstellung u. a. für die Wahlkreise Stuttgart und Ulm getroffen, in denen Heuss und Erhard, der für die CDU kandidierte, antreten wollten. Auch wenn es der FDP nicht gelang, Erhard für ihre Partei zu gewinnen, unterstützten sie dennoch vorbehaltlos sein marktwirtschaftliches Konzept. Kurz vor der Bundestagswahl schrieb Blüchers Sekretärin Erika Fischer am 23.7.1949 in seinem Auftrag an Erhard, dass zwischen beiden »die gleiche Handhabung wie zwischen Herrn Prof. Heuss und Ihnen durchgeführt werden soll. Herr Blücher wird in seinen Reden deshalb auf keinen Fall verfehlen, wie das selbstverständlich ist, auf die Gleichrichtung zwischen Ihnen und seiner Anschauung in der Wirtschaftspolitik und der bisher geleisteten Arbeit auf diesem Gebiete hinzuweisen.«[44]

Im Wahlkampf zum ersten Bundestag war der SPD die geschlossene Front in der Wirtschafts- und Sozialpolitik zwischen CDU/CSU und FDP mehr als suspekt. Der nordrhein-westfälische Wirtschaftsminister Erik Nölting erklärte mit der ihm eigenen deftigen Bildersprache, dass Blücher mit der CDU und Erhard eine »Ehe zu dritt« eingegangen war. Blücher sei »der betrogene Liebhaber«, ein »im Hause des jungen Paares gern gesehener Hausfreund«.[45] Dass Erhard trotz seiner wirtschaftsliberalen Forderungen, wie sie die FDP ohne weiteres unterstützte, für die CDU und nicht für die Freien Demokraten in den Wahlkampf zog, sollte den Freien Demokraten offensichtlich nachteilig ausgelegt werden.

Unter dem Titel »Die Freiheit richtig nützen« prognostizierte Blücher bereits im August 1948 in einem Artikel für die Nürnberger FDP-Mitteilungen sehr treffend und weitsichtig die künftige Verflechtung deutscher Wirtschafts- und Handelspolitik im internationalen Maßstab: »Was die Wirtschaft betrifft, so ist es sinnlos, wenn wir glauben, uns in der heutigen Zeit im alten Europa noch in gegeneinander abgeschlossenen Nationalwirtschaften bewegen zu können. Da wir wissen, dass wir zum Wirtschaften in größerem Raume kommen müssen, deswegen muss es trotz aller Schwierigkeiten die Aufgabe der Verwal-

42 Zum Lastenausgleich, Schreiben an die Parteimitglieder vom 27.7.1948 in: BArch, N 1080, 156, Bl. 159.

43 Zu dieser Einschätzung kommt auch Franz Walter: »Bankdirektor und liberaler Vizekanzler«, in: www.Spiegel-online.de vom 30.6.2007.

44 BArch, N 1080, 93, Bl. 255.

45 Erik Nölting (1892-1953), Wirtschaftsminister (SPD) in NRW von 1946-1950. H. Linhardt aus Münster machte Blücher auf diese Wahlkampfrede E. Nöltings vom 9.8.1949 in Münster aufmerksam, ADL, A 3-36, Bl. 68-71.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tung für Wirtschaft auch jetzt schon sein, die Stellung, die Möglichkeit und die Aufgabe der deutschen Wirtschaft in einem größerem Raum zu planen in der Annahme, dass es allmählich auch in der Welt Kräfte der Vernunft sind, die sich durchsetzen. Denn jedes Investitionsprogramm, also jedes Programm auf lange Sicht, jede wirtschaftliche Förderung, jede Feststellung des Ranges der einzelnen wirtschaftlichen Aufgaben ist letzten Endes erst dann möglich, wenn wir wissen, welchen Raum in einer größeren europäischen Gesamtwirtschaft die deutsche Wirtschaft haben kann.«[46] Dass er sich zu diesem frühen Zeitpunkt bereits intensiv mit Fragen der künftigen weltwirtschaftlichen Entwicklung befasste, resultierte nicht zuletzt aus seiner Beschäftigung mit wirtschaftswissenschaftlichen Publikationen, die ihm sein Freund Wolfgang Glaesser,[47] der während der NS-Zeit in die Schweiz emigriert war und zur »Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Deutschland in der Schweiz« gehörte, zusandte. Einer dieser Autoren war Wilhelm Röpke.[48] Da sich auch Erhard mit dessen Werken intensiv befasst hatte, können Röpkes Schriften gleichsam als gemeinsamer Nenner von Erhard und Blücher gesehen werden.

II.

Im September 1949 hielt Franz Blücher als zweiter Mann hinter Theodor Heuss bereits in den Wochen vor Konstituierung der Bundesrepublik innerparteilich die Zügel fest in der Hand. Hinter den Kulissen hatte er umtriebig bei mehreren Treffen mit den führenden CDU/CSU- und DP-Vertretern an Konsultationen über das Ergebnis der ersten Bundestagswahl und an Planspielen einer Regierungsbeteiligung mitgewirkt. Blücher übernahm hier unversehens – in Abstimmung mit Heuss – die Rolle des Verhandlungsführers der Liberalen, während sich Heuss zur Erholung von den Strapazen des Bundestagswahlkampfes zur Kur auf die Bühlerhöhe bei Baden-Baden begeben hatte. Im Bundestagswahlkampf trug Blücher seine wirtschaftsliberalen Grundsätze mit einer Vehemenz wie kaum ein anderer seiner Partei vor und plädierte eindringlich dafür, dass eine große Koalition mit der Sozialdemokratie kategorisch abzulehnen sei.[49] Den CDU-Verhandlungsführer Konrad Adenauer kannte er bereits vom Zonenbeirat der britischen Zone. Die Vor-

46 Franz Blücher: Die neue Freiheit richtig nützen, in: Mitteilungen der FDP, 3. Jg., Nürnberg, August 1948, BArch, N 1080, 156, Bl. 183.

47 Wolfgang Glaesser (1908-1973), seit 1950 im Bundespresseamt, ab 1951 Abteilungsleiter Inland, bis 1951 im FDP-Bundesvorstand.

48 Wilhelm Röpke (1899-1966), Wirtschaftswissenschaftler (u.a. »Die Lehre von der Wirtschaft«, Bern 1937), gilt als einer der theoretischen Wegbereiter der sozialen Marktwirtschaft.

49 Theodor Heuss hatte die Koalitionsfrage offen gehalten, Thomas Dehler sich zeitweise für eine Koalition mit der SPD ausgesprochen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aussetzung für ein Zusammengehen mit der CDU – eine ähnliche Koalition gab es bereits im Frankfurter Wirtschaftsrat – bestand für den liberalen Verhandlungsführer vor allem in der grundlegenden Übereinstimmung in wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Fragen. Die neue Richtung in der Wirtschaftspolitik, wie sie Ludwig Erhard im Frankfurter Wirtschaftsrat seit einem Jahr trotz heftigster Widerstände der Opposition durchgesetzt hatte, sollte nach Adenauers und Blüchers Überzeugung fortgesetzt werden. Rückblickend auf die Koalitionsverhandlungen resümierte Adenauer vor dem Fraktionsvorstand von CDU/CSU am 31.8.1949: »Wir waren uns alle darüber einig, dass wir dazu berufen seien, eine außerordentlich soziale Politik zu treiben. Es ist deswegen für uns sehr wichtig, ob wir eine soziale Politik betreiben können mit der FDP und der Deutschen Partei. Ich habe darüber mit Herrn Blücher ausgiebig gesprochen … Herr Blücher ist sozial ein sehr aufgeschlossener Mann. Das ergibt sich aus seinem ganzen Werdegang. Er war Leiter von gemeinnützigen Baugenossenschaften und ist ein absolut sozial eingestellter Mann. Selbstverständlich muss man sich darüber klar sein, dass in der FDP auch Kräfte sind, die – nun ich will mich mal so ausdrücken – stark unternehmerische Tendenzen haben, aber auch diese Elemente in der Demokratischen Partei sind nach meiner Auffassung sich über eines vollständig klar: Wenn wir zu einer Koalition mit der FDP und der DP kommen und wenn wir dann nicht in den nächsten vier Jahren auch auf sozialem Gebiete etwas ganz Außerordentliches leisten, dann wird nach vier Jahren die Sozialdemokratie an die Macht kommen.«[50] Der rasche Konsens zwischen Adenauer und Blücher, Erhard das Bundeswirtschaftsministerium zu übertragen, veranlasste diesen nun im Gegenzug, sich für seinen Mitstreiter Blücher einzusetzen. So reibungslos wie die Besetzung des Wirtschaftsressorts erfolgte, verhärteten sich andererseits die Fronten zwischen den Unionsparteien und der FDP, wer künftig das Finanzministerium übernehmen sollte. Blücher konnte auf seine langjährigen beruflichen Erfahrungen im Bank- und Kreditwesen und auf seine Tätigkeit als Finanzminister in den Jahren 1946/47 in NRW verweisen. Von den Freien Demokraten wurde ebenfalls Hermann Höpker Aschoff ins Rennen geschickt, der sich bei der Ausgestaltung der Bund-Länder-Finanzgesetzgebung im Parlamentarischen Rat den Ruf eines kompetenten Finanzsachverständigen erworben hatte. Nach längerem Tauziehen zwischen den Unionsparteien und der FDP erhielt letztlich Fritz Schäffer von der CSU den Zuschlag, gleichsam als Kompensation dafür, dass die Wahl von Ministerpräsident Hans Ehard zum Bundesratspräsidenten fehlgeschlagen war. Im Bundesvorstand bekannte Blücher einige Zeit später, dass er letztlich froh sei, doch nicht Finanzminister geworden zu sein, da sich bei

50 Auftakt zur Ära Adenauer. Koalitionsverhandlungen und Regierungsbildung 1949. Bearb. von Udo Wengst, Düsseldorf 1985, S. 96.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

leeren Kassen kaum politischer Handlungsspielraum ergebe.[51] Um die FDP entsprechend dem Parteienproporz ausreichend an der Koalitionsregierung zu beteiligen, einigten sich die Koalitionäre quasi in letzter Minute auf ein gesondertes Ministerium für die Marshallplan-Hilfe. Nachdem das Wirtschafts- und das Finanzressort bereits vergeben waren, konnte Blücher sich für dieses Ministerium ohne klassisches Vorbild erwärmen, da es der besonderen Bedeutung des amerikanischen ERP-Hilfsprogramms für Europa, an dem Westdeutschland beteiligt wurde, Rechnung trug. Einen Tag vor der Kanzlerwahl am 14.9.1949 erklärte Adenauer vor dem CDU/CSU-Fraktionsvorstand: »Nun schien erneut der Zeitpunkt gekommen zu sein, Herrn Blücher den Posten des stellvertretenden Kanzlers und zugleich ERP-Ministers anzubieten. Besonders Prof. Erhard setzte sich sehr warm für die Persönlichkeit des Herrn Blücher ein.«[52] Herbert Blankenhorn, zu dieser Zeit Adenauers persönlicher Referent, vermerkte in seinem Tagebuch zu den Koalitionsverhandlungen: »Blücher ist über ein Angebot Adenauers, ein ERP-Ministerium zu übernehmen, erfreut.«[53] Geradezu euphorisch äußerte Blücher sich denn auch über diese Offerte im Fraktionsvorstand seiner Partei. Seine vermeintliche Ämterfülle und Machtbefugnisse als Bundesminister für Angelegenheiten des Marshallplans und Vizekanzler, so erhoffte er sich, berge ein enormes Entwicklungspotential. Er habe darin, wie es in den Memoiren Erich Mendes heißt, »ein weites, besonders in die europäische Wirtschaftspolitik und in die deutsch-amerikanischen Beziehungen hineinreichendes Sachgebiet von großer Entwicklungsaussicht« gesehen.[54] Ins Kalkül seiner Ansprache zog er zudem das Alter des Kanzlers, der Anfang 1950 mit inzwischen 74 Jahren über kurz oder lang eine Kraft an seiner Seite brauche, die für ihn zwischenzeitlich einspringen könne. So habe er in dieser Sitzung auch davon gesprochen, dass hieraus der Anspruch auf die Besetzung eines künftigen Außenministeriums erwachsen würde. Der Industrielle Albrecht Freiherr von Rechenberg aus Köln, schärfster innerparteilicher Gegner Blüchers in diesen Jahren, hielt hingegen das Marshallplan-Ministerium für »kein richtiges Ministerium, allenfalls eine Abteilung für das Wirtschaftsministerium oder das spätere Auswärtige Amt«.[55]

Die Stellvertretung des Bundeskanzlers ist in Art. 69 Abs. 1 GG mit den dürren Worten geregelt: »Der Bundeskanzler ernennt einen Bundesminister zu seinem Stellvertreter.« Im Grundgesetz war keine Festlegung auf den Kompetenzbereich des Vizekanzlers getroffen worden. Die Verfassungswirklichkeit

51 FDP-Bundesvorstand. Die Liberalen unter dem Vorsitz von Theodor Heuss und Franz Blücher, Sitzungsprotokolle 1949-1954. Bearb. von Udo Wengst, Düsseldorf 1990, S. 69f.
52 U. Wengst, Auftakt (wie Anm. 50), S. 414.
53 Herbert Blankenhorn: Verständnis und Verständigung. Blätter eines politischen Tagebuchs 1949 bis 1979, Frankfurt a.M. 1979, Eintragung vom 9.9.1949, S. 55.
54 Erich Mende: Die neue Freiheit 1945-1961, Berlin/München 1961, S. 118.
55 ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

stellte sich dann ganz anders dar, als Blücher sie sich vorgestellt hatte. Adenauers Vitalität war vollkommen unterschätzt worden. Blücher musste sehr schnell erkennen, dass er als Stellvertreter kaum zum Zuge kam. Dass mit der Stellvertretung nicht gleich auch die Richtlinienkompetenz des Bundeskanzlers einherging, vermochte Adenauer zu verhindern. Blücher trat somit nur in kurzen Intervallen, im Verhinderungsfall, so bei Krankheit, Auslandsreisen oder als Urlaubsvertretung das Amt des Vizekanzlers an. Bei längerer Abwesenheit im Urlaub, wie im Sommer 1950 auf dem Bürgenstock (Schweiz) und später bei seinen Aufenthalten auf der Bühlerhöhe, nahm Adenauer ein kleines Büro mit.[56] Der Geschäftsverteilungsplan des Bundes vom 20.2.1950 sah im BMM[57] neben dem Ministerbüro noch ein Büro für den Stellvertreter des Bundeskanzlers vor. Vorgesehen waren danach ein Referent, ein Sachbearbeiter und eine Sekretärin. Bereits zwei Monate später – mit Stand vom 15.4.1950 – sah der revidierte Plan für das Büro des Vizekanzlers nur noch eine Sachbearbeiterstelle vor.

Im April 1950 war hingegen der Posten des Staatssekretärs mit dem CDU-Politiker Walther Gase[58] besetzt worden, den Blücher wohl aus Gründen des Parteienproporzes und gleichsam als ›Aufpasser‹ zugewiesen bekam. Das Arbeitsverhältnis zu seinem Staatssekretär muss von Anfang an als belastet gewertet werden. Beide verkehrten in kürzester Zeit nur noch schriftlich miteinander, so dass Gase bereits zwei Jahre später wieder das Haus verließ. Die Nachfolgeregelung erwies sich als schwierig und langwierig. Der vakante Staatssekretärsposten wurde erst zwei Jahre später – für das inzwischen neu organisierte »Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit« – wieder besetzt. Allerdings muss diese Nachbesetzung als symptomatisch für den schwindenden Einfluss des Ministeriums gewertet werden. Hans Georg Dahlgrün[59], amtierender Präsident des Rechnungshofs Rheinland-Pfalz, übernahm zusätzlich zu seiner Tätigkeit am Dienstsitz Speyer in Bonn den Geschäftsbereich im BMZ.[60]

56 Adenauer an Blücher, 12.7.1950: »In Anbetracht der außerordentlich gespannten Lage, sehe ich mich jedoch leider nicht in der Lage, wie ich es gerne getan hätte, mich während dieser Zeit ganz von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen.«, in: Adenauer Briefe 1949-1951, S. 247f.

57 Bundesministerium für Angelegenheiten des Marshallplans, BMM (zwischenzeitlich gab es auch das Kürzel BMP).

58 Walther Ernst Gase (1901-1991) in den dreißiger Jahren im Reichsfinanz- und Reichsarbeitsministerium, 1947-1950 Ministerialdirigent im hessischen Finanzministerium, 1950-1952 Staatssekretär im Marshallplan-Ministerium. Siehe auch: Im Zentrum der Macht. Das Tagebuch von Staatssekretär Lenz 1951-1953 bearb. v. Klaus Gotto u.a., Düsseldorf 1989, S. 32f..

59 Hans Georg Dahlgrün (1901-1974), 1952-1958 Präsident des Landesrechnungshofs, 1959-1968 Präsident der Zentralbank des Landes Rheinland-Pfalz. Vgl. Konrad Adenauer und Theodor Heuss: Unter vier Augen. Gespräche aus den Gründerjahren, Rhöndorfer Ausgabe hrsg. v. H. P. Mensing, S. 169 u. 428.

60 Im Organigramm des Ministeriums war unter Dahlgrüns Namen in den Folgejahren das Kürzel »m.d.W.d.G.b.« (mit der Wahrnehmung des Geschäftsbereichs beauftragt) ver-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Eng vertrauter Mitarbeiter in den ersten Jahren im Ministerium war Karl Albrecht, so dass Blücher die Staatssekretärsebene häufig ausgelassen hatte und direkt mit seinem Abteilungsleiter II konferierte. Blüchers Amtssitz befand sich zunächst eine Etage über dem Kanzleramt im Museum Koenig. Ab Sommer 1950 war das Bundesministerium für Angelegenheiten des Marshallplans im repräsentativen Anwesen »Haus Carstanjen«[61] untergebracht. Blüchers anfänglich freudiger Optimismus im Hinblick auf das Entwicklungspotential seiner Ämter als Minister und Vizekanzler wich nun einer fortwährenden Ernüchterung.[62] Diese Einsicht wurde jedoch zunächst von einer Reihe drängender aktueller Aufgaben im Zusammenhang mit dem Marshallplan überlagert. Zu erwähnen ist hier sein Auftritt als deutscher Vertreter im Ministerrang und Vizekanzler bei der Organization for European Economic Cooperation (OEEC) in Paris am 31.10.1949. Anlässlich des offiziellen Beitritts der jungen Bundesrepublik in die Organisation der Teilnehmerländer am Marshallplan traf Blücher hier mit den Außenministern mehrerer europäischer Staaten zusammen. Des Weiteren war Blüchers Ministerium federführend am Abkommen mit den Vereinigten Staaten vom 15.12.1949 zur Fortsetzung der Marshallplan-Hilfe befasst. Zu Konsultationen über die Verwendung der Hilfsgelder aus dem European Recovery Program reiste Blücher im Februar 1950 nach Washington.[63] Seine Auslandsreisen wurden insbesondere von seinen Parteifreunden und der ausländischen Presse als erfolgreiche Missionen gewürdigt.

Auch als FDP-Bundesvorsitzender reüssierte Blücher in den ersten Gründerjahren der Republik bei seinen Parteifreunden. Kurz vor dem Düsseldorfer Bundesparteitag 1950, der den bisherigen geschäftsführenden Vorsitzenden offiziell in seinem Amt bestätigen sollte, hatte der nordrhein-westfälische Landesvorsitzende Friedrich Middelhauve[64] die Richtung der Partei vorgegeben: »Wir alle wissen, dass der neue Vorsitzende nur *Blücher* sein kann.« Einschränkend fügte er jedoch hinzu: »Wir alle wissen, dass die Gesamtpartei in eine Führungshand kommen muss, die sich auch Zeit nehmen kann. Ich meine, wenn wir jemand finden könnten, der nicht durch irgendwelche anderen Ämter belastet ist, wäre das für uns in Bezug auf die Neuwahlen eine sehr

merkt. Blücher hatte im Schreiben vom 8.10.1954 an Ministerpräsident Peter Altmeier um den Zusatz unter dem Namen gebeten. BArch, N 1080, 286, Bl. 85.

61 Haus Carstanjen, schlossartiges, neogotisches Anwesen, erbaut von Wilhelm A. von Carstanjen (1825-1900), mit großer Parkanlage am Rhein.

62 Erich Mende resümierte: »Franz Blücher hat an der Position des Vizekanzlers wenig Freude gehabt.«, vgl. ders., Die neue Freiheit (wie Anm. 54), S. 118.

63 Zu den Aufenthalten in Paris und Washington vgl. Werner Bührer: Auftakt in Paris, Der Marshallplan und die deutsche Rückkehr auf die internationale Bühne 1948/49, in: VfZ 36 (1988), S. 529-556; Unterlagen zur Amerikareise, BArch, N 1080, 148.

64 Friedrich Middelhauve (1896-1966), Verleger und Buchhändler, 1946-1956 Vorsitzender des FDP-Landesverbandes, 1952-1956 stv. FDP-Bundesvorsitzender.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gute Lösung.«[65] Eine andere personelle Lösung war aber nicht ernsthaft in Betracht gezogen worden. Die Doppelbelastung von Minister- und Parteiamt wurde Blücher anfangs nicht nachteilig ausgelegt. Auch wenn Blücher öfters über die Arbeitsfülle klagte, die seine Leistungsfähigkeit vollends forderte, war er nicht abgeneigt, weitere Aufgaben zu übernehmen, konnten sie nur sein Gewicht in der Bundespolitik mehren. Zu seinen Tätigkeiten reihten sich auch noch die des deutschen Vertreters bei der Internationalen Ruhrbehörde (1949-1951), die Oberaufsicht über die Londoner Schuldenkonferenz (1952/53) seitens der Bundesregierung sowie die Leitung des Kabinettsausschusses für Wirtschaft (1951-1957) und des Ministerausschusses für die Sozialreform (1955) ein.

Das wichtigste Diskussionsforum für die politische Willensbildung der Liberalen, die Formulierung gemeinsamer strategischer Ziele für die Vorsitzenden der Landesverbände und andere Führungskräfte bildete seit Anfang 1949 – zwischen den Parteitagen – der Bundesvorstand.[66] Dieses oberste Gremium leitete Franz Blücher von seinem Selbstverständnis her weitgehend als primus inter pares. Er praktizierte in den Führungsgremien einen kooperativen Führungsstil, verstand sich als Moderator zwischen unterschiedlichen Interessen. Sein pragmatischer Politikstil insgesamt wurde als unaufgeregt, sachorientiert, angenehm empfunden. Autorität und Anerkennung seiner Person beruhten in erster Linie auf der allgemeinen Einschätzung, dass ein Finanz- und Wirtschaftsexperte der richtige Mann für den wirtschaftlichen Neuanfang sei. Der Aufbau des neuen Staatswesens zog zunächst eine überbordende Fülle von Themen und Entscheidungen nach sich. In den parteiinternen Diskussionen standen daher Lösungsansätze zur Bewältigung der Nachkriegsprobleme, Forderungen nach einer Generalamnestie, Fragen zum Besatzungsstatut, zur Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in die Gesellschaft, zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, zur Demontage oder Reaktionen auf den Korea-Konflikt im Mittelpunkt.

Die seit Heppenheim in der Partei bestehenden latenten Spannungen zwischen dem national-liberalen und dem liberal-demokratischen Parteiflügel konnten vorerst unterdrückt werden. Prominente Freie Demokraten, die zur Führungsriege der Partei gehörten, akzeptierten weitgehend den Führungsanspruch ihres Parteivorsitzenden. Mit Ernst Mayer als Bundesgeschäftsführer[67], ehemals »die rechte Hand« von Theodor Heuss, hatte Blücher einen markanten, umtriebigen Vertreter der südwestdeutschen Liberalen in die Parteiarbeit mit

65 U. Wengst, FDP-Bundesvorstand, Sitzungsprotokolle (wie Anm. 51), Middelhauve am 28.4.1950, S. 82, Anm. 3.

66 ebd.

67 Ernst Mayer (1901-1952) war auf dem Heppenheimer Gründungsparteitag unerwartet nicht in den Vorstand gewählt worden. 1950-1952 Bundesgeschäftsführer der FDP.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einbinden können. Mit dem Franken Thomas Dehler, seinem Kollegen am Kabinettstisch als Justizminister, verband ihn anfänglich ein freundschaftlich-geschäftliches Verhältnis. Im Bundesvorstand trat er in den ersten beiden Jahren eher gemäßigt auf.

Auch wenn das freundschaftliche Verhältnis zu Theodor Heuss fortbestand und sich hin und wieder die Gelegenheit für ein Gespräch am Rande von offiziellen Anlässen ergab, konnte und wollte Heuss aufgrund seines Amtsverständnisses zunächst keinen Einfluss mehr auf die FDP nehmen. Zu Beginn seiner Präsidentschaft hatte er gegenüber Blücher schriftlich seine strikte parteipolische Neutralität beteuert: »Das Amt, in das ich vom Schicksal gestellt wurde, hat der unmittelbaren Teilnahme an den parteipolitischen Beratungen und Entscheidungen ein Ende gesetzt… Das Amt gehört keiner Partei, sondern dem Staate und der vaterländischen Gemeinschaft.«[68] Seitdem verliefen die Kontakte Blüchers zum Bundespräsidenten vorwiegend über Manfred Klaiber.[69] Diesem übermittelte Blücher am 7.9.1951 eine nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Aufzeichnung mit parteiinternen Angelegenheiten, in der er sich auch mit der verfassungsrechtlichen Stellung des Bundespräsidenten und des Bundeskanzlers befasste.[70] Blücher hätte es demnach begrüßt, wenn Thomas Dehler und Max Becker im Parlamentarischen Rat sich bei der verfassungsrechtlichen Ausgestaltung des Präsidentenamtes nach amerikanischem Vorbild stärker hätten durchsetzen können. Blücher sprach sich vor allem für umfassendere Kompetenzen des Staatsoberhauptes bei der Organisationsgewalt von Bundesregierung und Ministerien aus. Richtig verstandene Demokratie lebe, wie er hierin schrieb, von »Spannung und Kontrolle«. Dem Bundespräsidenten müsse ein stärkeres Gegengewicht zum Amt des Bundeskanzlers zukommen, dessen Machtbefugnisse reduziert werden müssten. Jedoch beschäftigten ihn dabei nicht die Gefahren einer zu starken Stellung des Bundeskanzlers. Die Gefahr gehe vielmehr von einem schwachen Regierungschef aus, der letztlich nur der Handlanger der Mehrheit der stärksten Partei sei, so dass die notwendige Spannung zwischen Regierung und Parlament nicht mehr gegeben sei. Aufs Ganze gesehen bestehe das Wesen der Demokratie »auf dem Recht auf die Äußerung einer eigenen politischen Meinung«. Demnach müssten Minister sich aktiv an den aktuellen politischen Diskussionen beteiligen dürfen, Gesamtverantwortung mittragen und keine »Trappisten« sein.[71] Georg Vogel, gelegentlich Mittelsmann zwischen BMM und Bundespräsidialamt, greift Blüchers Überlegungen rückblickend in sei-

68 Heuss an Blücher, 28.4.1950, BArch, N 1221, 63.
69 Manfred Klaiber (1903-1981), 1949-1957 Chef des Bundespräsidialamtes.
70 Schreiben Blüchers an Manfred Klaiber vom 7.9.1951, BArch, B 122, 31270, Bl. 127-144.
71 ebd., Bl. 130, 135 und Udo Wengst: Staatsaufbau und Regierungspraxis 1948-1953. Zur Geschichte der Verfassungsorgane der Bundesrepublik Deutschland, Düsseldorf 1984, S. 279.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nen Erinnerungen auf: »Wenn das Grundgesetz an einer Stelle eine fundamentale Fehllösung getroffen habe, so sei dies bei der Ausstattung des Bundespräsidenten mit verfassungsrechtlichen Vollmachten der Fall. Das Staatsoberhaupt besitze, das war Minister Blüchers Meinung, nur Prärogativen in äußerlichen Dingen, dagegen zu wenig politische Macht. Dadurch habe sich das traditionelle Kräfteverhältnis an der Spitze des Staates und der Regierung in Deutschland verzerrt. Es fehle in der Bundesrepublik an einem natürlichen Spannungsverhältnis zwischen Staatsoberhaupt und Regierungschef, das sie beide im Gleichgewicht halte.«[72] Zu Blüchers Ankündigung, seitens der FDP eine Expertise zur Ausgestaltung der verfassungsrechtlichen Kompetenzen des Bundespräsidenten in Auftrag geben zu wollen, ist es jedoch nicht mehr gekommen.

III.

Dass Adenauer im Zuge der ersten Revision des Besatzungsstatuts am 13.3.1951 kurzerhand das Außenministerium selbst übernahm, musste für Blücher das Ende von insgeheim gehegten Hoffnungen bedeuten. Mit dem Sprung vom BMM ins neu zu gründende Auswärtige Amt hätte er seine Position in der Bundesregierung und seiner Partei maßgeblich stärken können, zumal mit Auslaufen der Hilfsgelder aus dem European Recovery Program Ende Juni 1952 die Existenzberechtigung für sein Ministerium nicht mehr ohne weiteres gegeben war. Einen knappen Monat vorher nun, am 16.2.1951, wurde von Adenauer am Rande der Kabinettssitzung die Einrichtung eines koordinierenden Kabinettsausschusses für Wirtschaft in Erwägung gezogen.[73] Die zeitliche Nähe war wohl nicht ganz zufällig gewählt. Adenauer wertete damit Blüchers Position am Kabinettstisch auf und konnte dessen Unmut über das entgangene Außenministerium abfedern. Dass er mit der Leitung des Kabinettsausschusses seinen Vizekanzler betraute, wurde zunächst auch als Affront gegen Erhard gewertet. Erhard entrüstete sich seinerseits über den Vorschlag, dass sein Kabinettskollege Blücher einen Kabinettsausschuss für Wirtschaft leiten sollte. Einen Koordinierungsausschuss für alle wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Bundesregierung hatte er selbst bereits im November 1949 gefordert. Dies musste daher Erhards Misstrauen erregen und Ängste vor einer Übervorteilung seines Rivalen hervorrufen. An Adenauer schrieb er daher erbost, dass er Blüchers Beauftragung »zu einer Art Koordinierungsminister sowohl aus staats- wie aus parteipolitischen

72 G. Vogel, Diplomat (wie Anm. 10), S. 170.
73 Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung. Der Kabinettsausschuss für Wirtschaft, 1951-1953, Bd. 1 bearb. v. Ulrich Enders, München 1999, S. 20.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gründen unter keinen Umständen zustimmen« könne. Eine Zumutung war für ihn der Vorschlag, »den Chef eines nebengeordneten Ressorts sozusagen zum Überminister zu ernennen«.[74] Adenauer konnte ihn daraufhin beruhigen, dass er selbst den Vorsitz übernehmen werde.[75] De facto leitete jedoch die Ausschusssitzungen fortwährend der Vizekanzler. Alles in allem muss die Einrichtung des Kabinettsausschusses für Wirtschaft als ein geschickter Schachzug Adenauers gewertet werden zu einem Zeitpunkt, als Erhard im Zuge des Koreakrieges um sein politisches Überleben kämpfte und Blücher sich Hoffnungen auf den Posten des Außenministers gemacht hatte.

Seinem Unmut machte Blücher mit ungewohnter Deutlichkeit in der Bundesvorstandssitzung der FDP am 1.4.1951 Luft: »Zum Thema Adenauer: Meine Herren, Sie sehen es richtig und verkehrt in einem. Er ist Meister, was die Dinge im Großen betrifft. Wodurch er sündigt, ist, dass er zuviel selbst machen will... Es ist bekannt, dass ich immer gesagt habe, man kann nicht den Außenminister spielen, wenn man Kanzler ist: einmal würde der Kanzler den Außenminister desavouieren und umgekehrt. Ich muss diese Sache zu meinem eigenen Schutz vortragen. Als das Thema Blücher: Außenminister ventiliert wurde, ging ein Krieg gegen mich los. Man griff mich an meiner persönlichen Ehre persönlich an: Ich gefährdete das Ansehen usw.«[76] Ähnliche Kritik hatte auch August-Martin Euler in der Sitzung geäußert: »Wenn wir nachdrückliche Gegner der Personalunion zwischen Kanzler und Außenminister gewesen sind, dann deshalb, weil Dinge, die einer schnellen Bearbeitung bedurften, in der Entscheidung ungeheuer verzögert wurden. Schuld liegt auch im Parlament, da wir noch nicht die Parlamentsreform haben.«[77] In derselben Bundesvorstandssitzung beklagte Blücher sich ebenfalls über seinen Kabinettskollegen Erhard, was er in der Öffentlichkeit bisher vermieden hatte: »Zu Erhard: Es ist nicht richtig, nur weil er die drei oder vier Obersätze, die wir über unsere Politik stellen, bejaht, ihm deswegen einen Freibrief für ein allgemeines Nichtstun zu geben. Denn das ist es, worunter wir leiden. Es führt dazu, dass es nicht ein Wirtschaftsministerium gibt, sondern viele. Ich bin nicht derjenige, der sagt: ›Weg mit Erhard!‹ Es würde das eintreten, was schon oft in Fällen eingetreten ist, dass wir nicht wüssten, wen wir an seiner Stelle anbieten.«[78] An anderer Stelle seiner Anklage heißt es: »Warum hat

74 Schreiben Erhard an Adenauer, 2.3.1951, Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, III 11.02.

75 Schreiben Adenauer an Erhard, 4.3.1951, in: Korea-Krise, S. 283.

76 U. Wengst, FDP-Bundesvorstand, Sitzungsprotokolle (wie Anm. 51), S. 199. Blücher wurde eine Frauenaffäre in Paris nachgesagt. Nach den Memoiren Gustav A. Sonnenhols: Untergang oder Übergang? Versuch einer Deutung erlebter Geschichte, Stuttgart 1984, S. 130, Mitarbeiter Blüchers im Ministerium, soll der französische Botschafter André-François Poncet den Bundeskanzler auf diese Affäre brieflich hingewiesen haben. Blücher sei daher auch 1955 für das Außenministeramt nicht in Frage gekommen.

77 ebd., S. 198.

78 ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Erhard nichts getan? Seine Tragödie ist die eines Künstlers, der wegen eines ihm einmal gelungenen Werkes tot gelobt wird und dann nichts mehr tut. Er bringt jedes Opfer, um sich zu halten und daher dieses Nicht-Mitsprechen im Kabinett auch letzthin bei den Fragen der Umsatz- und Körperschaftssteuer … Er ist von einem unbändigen Willen getragen, den wir uns nutzbar machen sollten. Er will auf diesem Posten bleiben, da er überzeugt ist, dass es gut geht. Dieses unbedingte ›an dem Platz Haften‹ sollten wir uns nutzbar machen.«[79]

Unwillen über Blüchers Amtsführung als FDP-Bundesvorsitzender keimte erst im Jahr 1952 auf. Das programmatische Defizit ließ die unterschwelligen Flügelkämpfe zwischen nationalliberaler und (links-)liberaldemokratischer Richtung, wie sie bereits seit dem Heppenheimer Gründungsparteitag latent vorhanden waren, an Schärfe zunehmen. Bisher hatte Blücher die noch von Heuss im Juni 1949 durchgesetzte »Bremer Wahlplattform«[80] als Parteigrundlage übernommen. Der Vorstoß für ein Parteiprogramm, das nationale »Deutsche Programm«, ging Mitte 1952 vom Landesverband Nordrhein-Westfalen aus. Beantwortet wurde dieses Papier vom Hamburger Landesverband mit dem so genannten »Liberalen Manifest«, einem liberaldemokratischen Gegenentwurf. Blücher war noch am 29.9.1952 im Bundesvorstand bemüht, die Geschlossenheit der Partei durch ein gemeinsames Liberalismusverständnis zu wahren: »Wir werden ohne jeden Zweifel viel mehr Wert darauf legen müssen, unsere eigene Stellung zu profilieren. Mir liegt nicht so viel daran, dass das Wort Liberalismus zwanzigmal vorkommt, aber Liberalismus der Tat muss zum Ausdruck kommen. Erwähnt muss werden unsere selbstverständliche Haltung gegenüber der Gewissensfreiheit des einzelnen, auch muss die Verbindung zwischen liberal und sozial deutlich werden, das heißt: soziale Haltung, sonst sind wir keine Liberalen mehr.«[81] Blücher ging auf die innere Zerrissenheit der Partei zunächst nicht ein; er versuchte vielmehr durch Pragmatismus und praktische Lösungskompetenz zu überzeugen. War ein Parteiprogramm bislang nicht zustande gekommen, erreichte es der Hauptausschuss der Partei im Juli 1952 immerhin, ein Sozialprogramm zu verabschieden. Die Partei bekannte sich hierin zur »sozial verpflichteten Marktwirtschaft als der geeigneten Wirtschaftsform für eine Neuordnung unseres sozialen Lebens.«[82]

Der Bundesparteitag in Bad Ems im November 1952 sollte nun die lang erhoffte Programmentscheidung bringen. Hier war nun Blüchers Führungs-

79 ebd., S. 200.
80 Es handelte sich hierbei um praktische Leitsätze als Wahlplattform für die erste Bundestagswahl zur Überwindung der Nachkriegsprobleme.
81 U. Wengst, FDP-Bundesvorstand, Sitzungsprotokolle (wie Anm. 51), S. 499.
82 Abdruck des Sozialprogramms vom 5.7.1952, in: Jörg Michael Gutscher: Die Entwicklung der FDP von ihren Anfängen bis 1961, Königstein 1984, S. 295-307.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kraft und die Vorgabe für einen Richtungsentscheid gefragt. Den erwarteten Durchbruch schaffte Blüchers Rede vom 20.11.1952 in Bad Ems hingegen nicht. Seine Rede, die über eine allgemeine Bestandsaufnahme zur Situation der FDP nicht hinauskam, schloss mit den Worten: »Ich weiß, dass meine Worte unvollständig sind; ich weiß, dass sie gehalten und manchen von Ihnen zu maßvoll sind. Aber ich hoffe, dass Sie alle erfüllt sind von dem Bewusstsein der Pflicht, die auf unsere Schultern gelegt ist.«[83] Für den Bundestagswahlkampf 1953 beschränkte man sich schließlich auf eine aus 14 auf dem Lübecker Parteitag vom Juni 1953 gehaltenen Referaten der Parteispitze bestehende Plattform. Diese wurde von den Parteitagsdelegierten als gemeinsames Wahlprogramm zusammengefasst und beschlossen.[84]

Unruhe wurde 1952 auch durch die Koalitionsbildung von FDP/DVP mit den Sozialdemokraten im neuen Südweststaat Baden-Württemberg unter Reinhold Maier in die Partei getragen. Noch im Bundestagswahlkampf 1949 hatte sich Blücher vehement gegen jede Art der Zusammenarbeit mit der SPD ausgesprochen. So verwundert es nicht, dass er einen außerordentlichen Parteitag zur Klärung der Koalitionsfrage für erforderlich hielt, der im Juli 1952 in Essen stattfand. Gegen sein Amtsverständnis als Bundespräsident schaltete sich nun Theodor Heuss ein und schrieb an Blücher nach Essen, dass ihm ein außerordentlicher Parteitag zur Beratung über die Koalitionsfrage in Baden-Württemberg als eine »in den Konsequenzen schier unmögliche Sache« erscheine. »Gerade unsere Partei darf nicht damit beginnen wollen, Scherbengerichte zu errichten, bei denen der Angeklagte mit Recht die Unzuständigkeit des Richters feststellt.«[85] Reinhold Maier konnte trotz massiver Kritik an der Koalition mit der SPD sich letztlich mit seiner politischen Linie durchsetzen und den Essener Sonderparteitag als persönlichen Erfolg verbuchen.

Anfang 1953 verstärkte die »Naumann-Affäre«[86] die Parteikrise. Blüchers Rolle wurde, was den Informationsfluss in der Krise betraf und die Konsequenzen, die für die Partei daraus zu ziehen waren, als nicht ganz durchsichtig kritisiert und schwächte zusätzlich seine Position.

An Friedrich Middelhauve, den Vorsitzenden des Landesverbandes NRW, musste Blücher ein Jahr später rückblickend zugeben: »Es ist richtig, dass die Partei sich bereits seit März 1952 in einer politischen Stagnation befindet.

83 Franz Blücher: Der politische Standort und die Ziele der Freien Demokratischen Partei hrsg. von der Bundesgeschäftsstelle, Bonn 1952, S. 34.

84 U. Wengst, FDP-Bundesvorstand, Sitzungsprotokolle (wie Anm. 51), S. XLII u. 1091, Anm.12; ADL, Bestand Bundesparteitage, Signatur A 1-50; archiviert als PDF-Dokument, Signatur IN5-193.

85 Heuss an Blücher, 31.5.1952, BArch, N 1080, 278, Bl. 76.

86 Den Unterwanderungsversuch der FDP durch rechtsnationale Kreise unter Werner Naumann (ehem. Staatssekretär in Goebbels' Propagandaministerium) unterband der britische Geheimdienst mit einer Verhaftungsaktion am 15.1.1953. Vgl. Manfred Jenke: Verschwörung von rechts? Ein Bericht über den Rechtsradikalismus in Deutschland nach 1945, Berlin 1961, S. 161-179.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Niemand hat wohl häufig genug robuster versucht, auf die Notwendigkeit konkreter politischer Arbeit hinzuweisen und hat es schmerzlicher bedauert als ich, dass immer wieder Störungen erfolgen, die im Wesentlichen die eine Ursache hatten, dass eine übermäßige Selbständigkeit beansprucht wird, oder dass man in der Öffentlichkeit Äußerungen mit dem Willen tut, hinter ihnen den Willen der Partei anzuzeigen oder die Partei in eine bestimmte Richtung zu führen.«[87] Das Auseinanderklaffen der Parteiflügel war nicht mehr zu kaschieren. Die Bundestagswahl vom 6.10.1953 schließlich brachte der FDP Verluste in Höhe von 2%, die von den Liberalen als unverdiente Niederlage empfunden wurden. Um einer offenen Konfrontation und Machtfrage innerhalb der Partei aus dem Wege zu gehen, kandidierte Blücher nicht mehr für den Parteivorsitz auf dem Wiesbadener Bundesparteitag im März 1954. Ohne Gegenkandidat wurde Thomas Dehler gewählt, der nun den Fraktions- und Parteivorsitz in Personalunion innehatte. Mit dem neuen Hoffnungsträger wurde die Partei jedoch keineswegs in ruhigeres Fahrwasser gelenkt. Unter Dehler befasste sich die FDP jedoch weniger mit einem liberalen Programm als vordringlich mit deutschland- und außenpolitischen Fragen. Die Frage der Wiedervereinigung sollte zentrales Thema werden, danach sollten die außenpolitischen Vorgaben der Bundesregierung überprüft werden. Blüchers Votum für die Ratifizierung des Saarstatuts im Zusammenhang mit den Pariser Verträgen am 27.2.1955 im Bundestag verschlechterte weiter das inzwischen schwer angeschlagene Verhältnis zu Dehler. Er hatte sich damit als einziger FDP-Abgeordneter über den Fraktionsbeschluss hinweggesetzt und bereits am Folgetag bei Adenauer um seine Demission gebeten. Dieser lehnte jedoch das Rücktrittsgesuch[88] ab. Blücher hatte sich damit ins außenpolitische Lager Adenauers und in die innerparteiliche Opposition zum FDP-Vorsitzenden gebracht.

Dehlers fortwährender harscher Kritik am außenpolitischen Kurs Adenauers, die dieser teilweise auch ohne Abstimmung mit den Parteigremien vortrug, begegnete die Union mit dem Wiederaufleben der Wahlrechtsdiskussion ab Dezember 1955. Mit dem sogenannten »Grabenwahlsystem«, das mit einer stärkeren Trennung von Direktmandaten und Landeslisten bei der nächsten Bundestagswahl für die FDP offenkundig Nachteile bedeutet hätte, sollte der kleinere Koalitionspartner gleichsam diszipliniert werden. Die Koalitionskrise verschärfte sich weiter, als mit Wissen der FDP-Führung der Landesver-

87 Blücher an Friedrich Middelhauve im Schreiben vom 22.3.1953, BArch, N 1080, 256, Bl. 121 u. ADL, A3-78.

88 »Mit Ihrem Schreiben vom 28. Februar stellten Sie mir Ihr Amt zur Verfügung. Ich habe mich nicht entschließen können, Ihr Schreiben dem Bundespräsidenten vorzulegen, da ich … der Ansicht bin, dass Ihr Verbleiben in der Bundesregierung notwendig ist, und ich der Überzeugung bin, dass gerade in den nächsten Jahren Ihre Arbeit in der Regierung noch stärkere Bedeutung haben wird als bisher«, Adenauer an Blücher, 4.4.1955, in: Adenauer Briefe 1953-1955 (wie Anm. 12), S. 261f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

band NRW eine Koalition mit der SPD einging und die Regierung Karl Arnold stürzte, wodurch sich die Mehrheitsverhältnisse im Bundesrat veränderten. Als Reaktion darauf verließen Blücher, die drei anderen FDP- Bundesminister und weitere zwölf Abgeordnete die liberale Fraktion. Als »Demokratische Arbeitsgemeinschaft« konnten sie weiter als Fraktion des Bundestages firmieren. Nach dem Würzburger Bundesparteitag am 20./21.4.1956 – die Wiederwahl Dehlers zum FDP-Bundesvorsitzenden wäre fast gescheitert – war der Bruch zwischen Blücher mit seinen Parteigängern und Dehler irreversibel.[89] Am 23.4.1956 gründeten sie als neue Partei die »Freie Volkspartei«, die im wesentlichen Adenauers Außenpolitik weiter unterstützte. Am 20.1.1957 fusionierte sie mit der DP[90] und erlangte bei der Bundestagswahl vom 15.9.1957 insgesamt 3,4 % der Wählerstimmen.

Aufs Ganze gesehen konzentrierte sich Blücher im zweiten Kabinett Adenauer als »Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit«[91] auf seinen Zuständigkeitsbereich und die OEEC. Er befasste sich vor allem mit Fragen der Handelsbeziehungen zum außereuropäischen Wirtschaftsraum. Seine Indienreise im Januar 1956 und die Reise nach Pakistan im März 1957, beide Länder besuchte er als erster westdeutscher Regierungsvertreter, können als Höhepunkte seiner zweiten Amtszeit gesehen werden.[92]

Nach der Bundestagswahl 1957, die den Christdemokraten die absolute Mehrheit im Parlament brachte, schied er aus dem Kabinett Adenauer aus. Als Direktkandidat für den Wahlkreis Göttingen-Münden behielt er für die DP/FVP sein Bundestagsmandat bis Februar 1958.

Im Januar 1958 übernahm er in Luxemburg das Amt des Vizepräsidenten der Hohen Behörde der Montanunion. Fern vom Bonner Regierungsalltag fühlte er sich aufs Abstellgleis gesetzt. Am 26.3.1959, zwei Tage nach seinem 63. Geburtstag, starb Franz Blücher nach kurzer Krankheit in Bad Godesberg. Auf der Trauerfeier in Blüchers Heimatstadt Essen würdigte Vizekanzler Ludwig Erhard namens der Bundesregierung die Verdienste seines früheren Kabinettskollegen.[93]

89 Hierzu ausführlich: Udo Wengst: Thomas Dehler 1897-1967. Eine politische Biographie, München 1997, S. 235-306.

90 Siehe Anm. 32.

91 Einer Aufwertung des Ministeriums mit mehr außenwirtschaftlicher Kompetenz hatten sich die Minister Erhard und von Brentano energisch widersetzt.

92 Im Gespräch vom 23.1.1956 mit Heuss vertrat Adenauer die Auffassung, dass Blücher »seine Sache in Indien sehr gut und mit viel Takt« gemacht habe. Vgl. Konrad Adenauer und Theodor Heuss, Unter vier Augen (wie Anm. 59), S. 193.

93 Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 2.4.1959, »Ein treuer Soldat der europäischen Einigung«. Blüchers Witwe Paula, geb. Grosse-Frie, dankte Erhard am 18.5.1959 »für die Worte warmer menschlicher Teilnahme … und für den freundschaftlichen Geist, aus dem heraus Sie seine Arbeit und Leistung würdigten.«, vgl. Ludwig-Erhard-Stiftung, NE I.4, 37.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

IV.

In seiner Edition »Auftakt zur Ära Adenauer« resümiert Udo Wengst: »Sehr schnell stellte sich jedoch heraus, dass Blücher in den Wochen der Koalitions- und Regierungsbildung den Gipfelpunkt seiner Machtstellung erreicht hatte; sein Einfluss in der Bonner Politik ging von nun an ständig zurück, und Adenauer setzte sich ihm gegenüber in jeder Beziehung durch.«[94] Es gilt meines Erachtens, dieses recht negative Urteil im Hinblick auf die Gesamtheit des politischen Wirkens Blüchers zu modifizieren und einen anderen Phasenverlauf zu skizzieren. Betrachtet man seine Karriere nicht nur unter dem reinen Machtaspekt, so erreichte er den Gipfelpunkt seines beruflichen Erfolges im Frühjahr 1951. Dass Adenauer kurzerhand das Außenministerium im März 1951 selbst übernahm, musste Blücher schmerzlich zur Kenntnis nehmen, denn er hatte sich hier große Chancen ausgerechnet. Gleichwohl vertrat er als Vizekanzler die Bundesregierung mehrfach im Ausland, vor allem bei der OEEC in Paris.

In der FDP war bis zu diesem Zeitpunkt sein Führungsanspruch unangefochten. Erst 1952 führte das programmatische Defizit zu Richtungskämpfen in der Partei. Obgleich Blücher den Zusammenhalt der Partei wahren konnte, gelang es ihm aber nicht, die FDP auf einen einheitlichen Kurs nach vorn zu bringen. Zwischen den Parteivorsitzenden Theodor Heuss und Thomas Dehler hatte Blücher sich vor allem als Wirtschafts- und Finanzfachmann behauptet. Seine Verdienste liegen vor allem in der zügigen Einbeziehung Westdeutschlands in den europäischen Integrationsprozess. Dass ihm kein nachhaltiger Erfolg als Parteipolitiker beschieden war, wird damit zu erklären sein, dass er stets in hohem Maße an der Sache orientiert war, es ihm aber an politischem Machtinstinkt und an Durchsetzungsfähigkeit mangelte.

94 U. Wengst, Auftakt (wie Anm. 50), S. XXXV, ebenso: D. van Laak, Franz Blücher (wie Anm. 14), S. 121.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hans Peter Mensing

Heuss und das Amt des Bundespräsidenten*

»Am Anfang war Heuss« – folgen wir in unserer Sektion dieser Sentenz, kommt einem natürlich das ominöse Diktum Arnulf Barings in den Sinn – »Im Anfang war Adenauer«[1] –, das bei allen Zweifeln und jedem Widerspruch wenigstens im Alphabet seine Bestätigung findet. Dass aber gerade der Adenauerforschung, als Herausforderung und Ansporn, Alternativen und Kontrastbegriffe ausgesprochen gut bekommen, zeigt manch ein Arbeitsergebnis der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, sowohl bei den »Rhöndorfer Gesprächen« als auch in der »Rhöndorfer Ausgabe«, in der 1989 und 1997 die beiden Heuss-Adenauer-Editionen erscheinen konnten: »Unserem Vaterlande zugute« und »Unter vier Augen«[2].

Bei der Personalisierung des Gründungsjahrzehnts wird in Zukunft jedoch mehr noch als bisher die Frage zu beantworten sein, die Theodor Heuss in seinen »Bemerkungen zur Bundespräsidenten-Frage« vom Jahreswechsel 1958/59 stellte: »Ist denn die ›bürgerliche Demokratie‹ in der Bundesrepublik nur auf diese beiden Namen Adenauer und Heuss gestellt?«[3]

Wer Zeitgeschichte gerne farbig mag – facettenreich und mit ein wenig Feuilleton –, wer auch ihre eher undankbaren Themen, wenn es etwa um Ämter und Organisationsstrukturen in der jungen Bundesrepublik geht, locker angehen und aufgelockert darstellen will, wer also Lust auf griffige Formeln und pointierte Formulierungen hat: Der tut gut daran, sich am ersten Bundespräsidenten zu orientieren. Das gilt auch für unser heutiges Thema, für *sein* Thema: Heuss und das Amt des Bundespräsidenten.

Das Amt einzuüben und es auszuüben, ihm von der allerersten Stunde an – bei aller Ungewissheit künftiger Entwicklungen – stilsicher, stilprägend seine gültige Gestalt zu geben und dafür mit einprägsamen Prädikaten die Definitio-

* Der Beitrag folgt auch in der Druckfassung weitgehend unverändert der Vortragsform.

1 Arnulf Baring: Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie. Bonns Beitrag zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, München-Wien 1969, S. 1; als Taschenbuch unter dem Titel: Im Anfang war Adenauer: Die Entstehung der Kanzlerdemokratie, 3. Aufl. München 1984.

2 Heuss-Adenauer. »Unserem Vaterlande zugute«: Der Briefwechsel 1948-1963; Adenauer-Heuss. Unter vier Augen. Gespräche aus den Gründerjahren 1949-1959, hrsg. von Rudolf Morsey und Hans-Peter Schwarz, bearb. von Hans Peter Mensing, Berlin 1989 und 1997.

3 Nach dem Erstabdruck in: Konrad Adenauer: Erinnerungen 1955-1959, Stuttgart 1965-1968, S. 483-490, hier S. 485; auch in: »Unserem Vaterlande zugute« (wie Anm. 2), S. 262-269, hier S. 264.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nen gleich mitzuliefern, war für Theodor Heuss eins (für ihn als treibende Kraft ohnehin, als es im Parlamentarischen Rat um die grundsätzlichen, grundgesetzlichen Bestimmungen zum Staatsoberhaupt ging[4]). Von Anfang an wusste »der Heuss«, der sich bei der Wahrnehmung seiner Dienstgeschäfte nicht selten selbst über die Schulter schaute (mit dieser eigenartigen Koketterie), dem Amt sein eigenständiges Profil zu verleihen und es zugleich mit publizistisch-wissenschaftlicher Distanz zu charakterisieren, immer wieder einmal mit selbstkritisch-ironischem Akzent (wobei sich auf diesem Themenfeld wie auch bei anderen Sujets hinter »schwäbischer Bonhommie«, so Hans-Peter Schwarz, »ein bissiger Intellektueller und ein ziemlich illusionsloser Beobachter des Bonner Treibens« verbergen konnte[5]).

So sagte Heuss im September 1949 auf dem Marktplatz in Bonn aus der Sicht des Historikers: »Da ich ein Professor bin, darf ich einen Augenblick Geschichte treiben: Als die alten deutschen Staatsoberhäupter gewählt wurden, da ist ihre Wahl erst dann wirklich bestätigt worden, wenn sie vor das Volk traten, wenn das sogenannte ›Vollwort‹ des Volkes auch die Kürung der dazu Beordeten bestätigte.«[6] Und aus den Erfahrungen als Schriftsteller und Journalist leitete er ab, nun im Privatbrief an Wilhelm Stapel Ende September 1950: »Im Grunde erweist sich die jahrzehntelange Redaktionstätigkeit bei der Tageszeitung wie bei der Zeitschrift als eine eigentümliche Vorbereitung für die Mannigfaltigkeit der Dinge, die jetzt an mich herantritt. Auch dies, dass ich einmal eine sogar geschichtliche Doktorarbeit und dann die Biographie eines Technikers schrieb, sieht heute so aus, als ob es Unterrichtsübungen für das Spätere gewesen wären.«[7]

Heuss also agierend, reflektierend und kommentierend von Anfang an – von den beiden Ansprachen in Bonn nach der ersten Wahl am 12. September 1949[8] über die frühe Präsidentenkorrespondenz und die Zwischenbilanz vor

4 Erhard H.M. Lange: Die Diskussion um die Stellung des Staatsoberhauptes 1945-1949 mit besonderer Berücksichtigung der Erörterungen im Parlamentarischen Rat. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ) 26 (1978), S. 601-651; Rudolf Morsey: Die Debatte um das Staatsoberhaupt 1945-1949. In: Von Heuss bis Herzog. Die Bundespräsidenten im politischen System der Bundesrepublik, hrsg. von Eberhard Jäckel, Horst Möller und Hermann Rudolph, Stuttgart 1999, S. 45-58. – Dazu auch die Beiträge in: Streiten um das Staatsfragment. Theodor Heuss und Thomas Dehler berichten aus dem Parlamentarischen Rat, bearb. von Patrick Ostermann, mit einem Essay von Michael Feldkamp, hrsg. von Thomas Hertfelder und Jürgen C. Heß, Stuttgart 1999, und neuerdings Tobias Kies: Hüter der Politik: Der deutsche Bundespräsident im Fokus öffentlicher Erwartungen (1949-1999). In: Willibald Steinmetz (Hrsg.): »Politik«. Situationen eines Wortgebrauchs im Europa der Neuzeit, Frankfurt/Main-New York 2007, S. 451-478, hier S. 454-456.

5 Hans-Peter Schwarz: Die Ära Adenauer. Epochenwechsel 1957-1963, Stuttgart-Wiesbaden 1983, S. 178.

6 Theodor Heuss. Der Mann, das Werk, die Zeit. [Katalog zu einer] Sonderausstellung des Schiller-Nationalmuseums, bearb. von Eberhard Pikart unter Mitarbeit von Dirk Mende, Stuttgart 1967, S. 297; auch in: Theodor Heuss. Die großen Reden, Taschenbuchausgabe München 1967, S. 110-112, hier S. 111.

7 Der Mann, das Werk, die Zeit (wie Anm. 6), S. 291.

8 Ebd., S. 295-298.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Bundesversammlung nach seiner Wiederwahl am 17. Juli 1954[9] bis hin zu Bestandsaufnahme und Resümee gegen Ende der Amtszeit, in den eingangs erwähnten »Bemerkungen zur Bundespräsidenten-Frage«[10] und besonders in dem überaus kontroversen Schriftwechsel bzw. Schlagabtausch mit Konrad Adenauer in der Krise vom Frühjahr 1959[11].

Dabei fällt auf, mit welcher Beständigkeit und wie gleichförmig auch, bisweilen nahezu stereotyp, Heuss über sein Jahrzehnt hinweg – bei all' den grundlegenden Veränderungen und tiefgreifenden Einschnitten der fünfziger Jahre, inmitten der dynamischen Modernisierungsprozesse des inneren und äußeren Wandels – Selbsteinschätzung und Amtsverständnis beibehielt, als ruhender Pol und feste, verlässliche Orientierungsgröße, zur Orientierung seiner Nachfolger auch; denn nicht wenige dieser Leitbegriffe lesen sich noch heute so, als hätte er sie ihnen ins Stammbuch geschrieben

So kehrt einer solcher Kernsätze – »Ich darf an dieser Stelle mit aller Gelassenheit aussprechen: Dieses Amt wurde von mir nicht in einem unruhigen Ehrgeiz erstrebt« (Heuss am 12. September 1949 an die Mitglieder des Bundestags, des Bundesrats und der Bundesversammlung[12]) – mit schöner Regelmäßigkeit wieder. Über die »Seelenlage, mit der ich in mein Amt gegangen bin«, schrieb er im September 1950 Hans Wright nach England: »Ich habe dieses Amt nie erstrebt, ich bin ihm aber auch nicht ausgewichen, als es auf mich zukam«[13] – um schließlich in seinem »zornigen Brief« vom 9. April 1959 an Adenauer ganz gegen seine »nüchtern-ironische Natur pathetisch [zu werden]: ich habe das Amt, das ich zehn Jahre verwaltete, nie erstrebt; ich empfing es sozusagen aus Ihrer Hand, nachdem Sie festgestellt hatten, wieviel mehr ›Macht‹ (die mich persönlich nie sehr interessiert hat) der Bundeskanzler gegenüber dem Bundespräsidenten besitzt«[14].

Was sich scheinbar so bescheiden ausnimmt, konnte aber auch ganz andere Formen annehmen und nimmt sich dann sehr selbstbewusst aus. Kam es doch auch zu Situationen, in denen Heuss versuchte, »mit einer ruhigen Argumentation den Leuten, ob es Deutsche oder ob es Ausländer sind, das Gesetz des Maßes zu lehren.«[15] Am 29. Mai 1951 weiter an Friedrich Dessauer: »Und den Deutschen als Gesamterscheinung gegenüber habe ich bei der sachlichen Begrenzung der konkreten Zuständigkeiten als wesenhafte Aufgabe dies

9 Ebd., S. 365-367.
10 S. oben Anm. 3.
11 »Unserem Vaterlande zugute« (wie Anm. 2), S. 273-283. Dort (S. 460 f.) nachgewiesene Literatur ergänzt Kies (wie Anm. 4), S. 459 f., 465-468.
12 Der Mann, das Werk, die Zeit (wie Anm. 6), S. 295 f., hier S. 296; auch in: Die großen Reden (wie Anm. 6), S. 105-110, hier S. 105; Theodor Heuss. Politiker und Publizist. Aufsätze und Reden, hrsg. von Ralf Dahrendorf und Martin Vogt, Tübingen 1984, S. 376-380, hier S. 376.
13 Der Mann, das Werk, die Zeit (wie Anm. 6), S. 289.
14 »Unserem Vaterlande zugute« (wie Anm. 2), S. 278.
15 Der Mann, das Werk, die Zeit (wie Anm. 6), S. 290.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

unternommen: sie zu ›entkrampfen‹«[16] bzw. »dem deutschen Volk die Wahrheit zu sagen, so bitter sie auch sein möge, und es zu entkrampfen aus dem geistigen, politischen und moralischen Schockzustand, in den es geraten sei« (wie es im Protokoll über das am 19. Januar 1950 in Kiel geführte Gespräch mit dem Zweiten Vorsitzenden des Zentralkomitees der befreiten Juden in der britischen Zone, Norbert Wollheim, heißt[17]). Noch einmal zusammengefasst, wiederum mit dem bereits zitierten Brief an Hans Wright: »Ich habe mein unmittelbares ›Regierungsprogramm‹ in das einfache Wort eingepackt: Entkrampfung.«[18] Oder, jetzt mit dem Schreiben an Wilhelm Heile vom Januar 1953: »Ich habe meine Funktion in den ersten 1-2 Jahren sozusagen programmatisch unter das Stichwort ›Entkrampfung‹ der Deutschen gestellt und hier, wie ich spüre, einiges erreicht, wenn auch einige neue Verkrampfungen wieder unterwegs sind.«[19]

Einige dieser Einschätzungen sind, zumindest mit den eben zitierten Auszügen, schon seit langem bekannt, wie auch jene Zeilen vom April 1950 an Ernst Jäckh: »Du darfst glauben, dass unser Amt ein sehr empfindsamer Seismograph der Hoffnungslosigkeiten und der wagenden Energien ist, die in unserem Volk miteinander kämpfen.«[20] Für die öffentlichen und dann in der Regel bald darauf veröffentlichten Stellungnahmen in Reden und amtlichen Erklärungen gilt der vergleichsweise hohe Bekanntheitsgrad ohnehin. Doch auch auf einschlägige Passagen im Briefwerk wurde vor Jahrzehnten bereits aufmerksam gemacht. Dabei ist vor allem an die verdienstvollen Aktivitäten und Publikationen des Stuttgarter Theodor Heuss Archivs der Jahre 1964 bis 1971 zu erinnern, insbesondere an die 1967 in Marbach am Neckar gezeigte Ausstellung »Theodor Heuss. Der Mann, das Werk, die Zeit«[21]. Dass vor vierzig Jahren, am 14. Februar 1967, der Sohn des ersten Bundespräsidenten, Ernst Ludwig Heuss, verstarb und ihm dann der auch heute noch nützliche Ausstellungskatalog gewidmet wurde, ist ein weiterer Anlaß, im Jubiläumsjahr 2007 die damals geleistete Grundlagenarbeit zu würdigen.

Erst die jetzt, vier Jahrzehnte danach, von der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus herausgegebene, historisch-kritische »Stuttgarter Ausgabe« aber[22] stellt die Einzelstücke in ihren lebensgeschichtlichen und zeitgeschichtlichen Zusammenhang; verzahnt durch vergleichende Nachlassfor-

16 Ebd.
17 Yeshayahu A. Jelinek (Hrsg.): Zwischen Moral und Realpolitik. Deutsch-israelische Beziehungen 1945-1965. Eine Dokumentensammlung, Gerlingen 1997, S. 135-138, hier S. 136. Dazu unten die Angaben bei Anm. 46-49.
18 Wie Anm. 13.
19 Nach dem Original des Schreibens vom 12.1.1953 in: Bundesarchiv, Koblenz (BArch), NL Wilhelm Heile, N 1132, 27.
20 Ebd., S. 291.
21 S. oben Anm. 6.
22 Theodor Heuss: Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949, hrsg. und bearb. von Ernst Wolfgang Becker, München 2007.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schung die umfangreichen und zahlreichen Überlieferungen – zeigt Erwartungshaltungen und Beweggründe auf, macht Entscheidungsprozesse verständlich und schärft den Blick fürs Detail.

Da die »Briefe 1945-1949« schließlich in die eigentliche Konstituierungsphase der Bundesrepublik Deutschland und den Zeitraum kurz vor der Wahl zum ersten Bundespräsidenten einmünden, gehört es bei aller Themenvielfalt zu den aufschlußreichsten Aspekten der neuen Edition, wie Heuss zu seinem zukünftigen Amt und der damit verknüpften Personaldiskussion Stellung nahm, zumal unter Berücksichtigung der in der Weimarer Republik gemachten Erfahrungen mit dem Amt des Reichspräsidenten und seinen Amtsinhabern.

Dafür einige Beispiele. Am 9. November 1948, wenige Wochen vor dem FDP-Gründungsparteitag in Heppenheim also, wandte sich Heuss aus gegebenem Anlaß an den nordrhein-westfälischen FDP-Landesvorsitzenden der Jahre 1946-1956, Friedrich Middelhauve: »Der Vorschlag, den Bundespräsidenten plebiszitär zu wählen, scheint mir eine Spezialität Eures Landesverbandes zu sein. Ich selber habe für diesen plebiszitären Bundespräsidenten dann viel übrig, wenn er machtpolitisch ausgestattet ist. Das eben will heute niemand recht nach den zurückliegenden Erfahrung und nach den offenkundigen Fehlkonstruktionen in der Weimarer Verfassung selber.«[23]

Oder am 5. Mai 1949 an den FDP-Kreisverband Düsseldorf (wieder an »Abweichler« im Westen): »Die Wahl des Bundespräsidenten vom Volk ist nach den Erfahrungen, die Deutschland mit Hindenburg gemacht hat, von niemanden im Parlamentarischen Rat vorgeschlagen worden. Unser Volk ist gegenwärtig gar nicht innerlich strukturiert genug und könnte morgen wieder in seinem seelisch amorphen Zustand der Raub eines Demagogen sein.«[24]

Was bei Heuss, um dies mit einem Ausblick in die Präsidentenpraxis ab 1949 zu verbinden, während der »Heinemann-Krise« vom Herbst 1950[25] im Gespräch mit Bischof Hanns Lilje argumentativ so wiederkehrt: Ein Schreiben Niemöllers an Adenauer »sei in bewußt verletzender Weise gehalten, besonders die Bemerkung über das Grundgesetz – das so ›geschickt‹ gemacht sei, um das Volk seines eigentlichen Rechts zu berauben – sei irritierend und hämisch wie mittlerer polemischer Journalismus. – Die ganze These von Volksbefragungen oder notwendiger Neuwahl sei im Augenblick wesentlich Parteitaktik. Ich hatte selber im Parlamentarischen Rat den Antrag auf unmittelbare Volksgesetzgebung zur Ablehnung gebracht, da in

23 Ebd., S. 422.
24 Ebd., S. 496.
25 Dazu die Belege in: Adenauer, Briefe 1949-1951, hrsg. von Rudolf Morsey und Hans-Peter Schwarz, bearb. von Hans Peter Mensing, Berlin 1985, S. 275-279, 281, 283 f., 289-292, 546-551, 553 f.; Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, hrsg. für das Bundesarchiv von Hans Booms, Bd. 3: 1950 – Wortprotokolle, bearb. von Ulrich Enders und Konrad Reiser, Boppard/Rhein 1986, passim.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihr bei dem amorphen Zustand des Volkes eine Prämie für Demagogen enthalten sei.«[26]

Wenn Heuss in der Verfassunggebenden Versammlung maßgeblich darauf Einfluß nahm, das Präsidialamt institutionell im Grundgesetz zu verankern – »... dass die Person [und die] Amtsfunktion des Bundespräsidenten nicht in die ungewisse Geschichte abgeschoben werden soll« (so erstmals am 9. September 1948 vor dem Plenum des Parlamentarischen Rates[27]) –; wenn auch wesentliche Teile des Regelwerks, namentlich die »Form der künftigen Wahl durch eine sogenannte Bundesversammlung«[28], auf seine Anregung zurückgingen: Wann wurde er dann seinerseits und durch wen für das höchste Amt ins Gespräch gebracht? Auch darauf findet sich die Antwort in den Nachkriegsbriefen; schrieb er doch am 18. Mai 1949 Toni Stolper: »Meine ›Kandidatur‹ ist, glaube ich, eine Erfindung von Paul Löbe, die dann auch in die Zeitungen kam.«[29]

Eben dazu die erste Reaktion findet sich bereits im Brief vom November 1948 an den langjährigen Landesvorsitzenden der FDP in Hamburg, Willy Max Rademacher: »... was haben Sie da angerichtet. Heute kriege ich zwei Mal von Berlin den Ausschnitt des ›Tagesspiegels‹, dass Sie mich in Neumünster als den voraussichtlich kommenden Bundespräsidenten angekündigt haben. Die Quelle ist mir natürlich bekannt.«[30]

Natürlich war ihm nicht entgangen und nahm er gerne zur Kenntnis, dass ihm seine souveräne, umsichtige Beteiligung an den Verfassungsberatungen frühzeitig »einen gewissen überfraktionellen goodwill«[31] verschaffte. Er selber hingegen »favorisiere den Gedanken jedoch gar nicht, da ich« – Heuss immer noch an Rademacher – »in solchen Lebensentscheidungen den nicht befriedigenden Gesundheitszustand meiner Frau mit zu berücksichtigen hätte. Aber soviel scheint mir ganz gewiß zu sein, dass für die praktische Verwirklichung des Gedankens nichts ungeschickter sein könnte, als in diesem Zeitpunkt so etwas hinauszugeben. Bestimmte Seiten meiner Arbeit in Bonn im interfraktionellen Ausschuß sind jetzt einfach gelähmt, da die durchschnittliche Meinung der Menschen ja die ist, dass einer Politik immer nur für sich betreibe. ... Wenn wir jetzt in der nächsten Woche bei den interfraktionellen Besprechungen die Geschichte der Bundesspitze erörtern, bei

26 Die von Heuss angefertigte Aufzeichnung über die Unterredung vom 31.10.1950 ist erhalten in: Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus (StBKAH) 12.07 und BArch (wie Anm. 19), B 122 (Bundespräsidialamt, Amtszeit Theodor Heuss), 298; Druck: Kabinettsprotokolle, Bd. 3: 1950 (wie Anm. 25), S. 227 f.

27 Der Parlamentarische Rat 1948-1949, Bd. 9: Plenum, bearb. von Wolfram Werner, München 1996. S. 109.

28 Aus dem Schreiben vom 5.5.1949 an den FDP-Kreisverband Düsseldorf (wie Anm. 24).

29 Erzieher zur Demokratie (wie Anm. 22), S. 418.

30 Ebd.

31 Ebd., S. 419.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der bis jetzt CDU und SPD gegensätzliche Auffassungen vertreten, bin ich einfach in der dümmsten Situation. Ich habe mich im Plenum für den Bundespräsidenten ausgesprochen; argumentiere ich jetzt in den Verhandlungen für ihn, so werden die einen sagen: aha, für sich. Überlasse ich die Argumentation einem unserer Freunde, so wird man sagen: Heuss hat Taktgefühl genug, sein Ziel nicht selber zu vertreten, und damit wird die Geschichte noch ungeschickter.«[32]

Die ›praktische Verwirklichung des Gedankens‹ lag dann, wie wir wissen, in anderer Regie – nun kam es auf das Geschick eines anderen an. Und auf die Gunst jener Stunde, in der Konrad Adenauer bei der legendären Rhöndorfer Konferenz vom 21. August 1949[33] vorschlug, Heuss »das Amt des Bundespräsidenten zu übertragen.« Zwar brachte einer der anwesenden Unionspolitiker »als Argument gegen Professor Heuss vor, es sei bekannt, dass er nicht gerade kirchenfreundlich sei.« Adenauer aber »erwiderte diesem Herrn: ›Er hat eine sehr christlich denkende Frau, das genügt.‹«[34]

Der enge Zusammenhang zwischen Koalitionskalkül, Regierungsbildung und Präsidentenwahl bedarf, auch angesichts all' der anderen, durchaus vergleichbaren Vorgänge, die nach 1949 noch folgen sollten, keiner weiteren Erläuterungen. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, wie es Heuss mit der »pouvoir neutre« seines Amts[35] gegenüber seiner Partei und ehemaligen Parteifreunden hielt. In der Gesamtbewertung bleibt dabei ganz unbestritten, dass er »zu den eigentlichen Parteiauseinandersetzungen eine wohltätige Distanz« hielt (wie er es in einem seiner Briefe an Adenauer formulierte[36]).

Die Grundhaltung schloß aber einen wichtigen Vorbehalt nicht aus, den wir aus seinem vielzitierten Schreiben vom 28. April 1950 an Franz Blücher kennen: »Das Amt, in das ich vom Schicksal gestellt wurde, hat der unmittelbaren Teilnahme an den parteipolitischen Beratungen und Entscheidungen ein Ende gesetzt – das wird von manchem bedauert, von jedem verstanden. Das Amt konnte aber nicht den Sinn und die Wirkung haben – und sollte dies auch gewiss nicht –, ein gewachsenes Menschentum von den geistig-seelischen Kräften, die sein Werden genährt haben, zu lösen. Denn seine ›Neutralität‹

32 Ebd., S. 418 f.

33 Rudolf Morsey: Die Rhöndorfer Weichenstellung am 21. August 1949. Neue Quellen zur Vorgeschichte der Koalitions- und Regierungsbildung nach der Wahl zum ersten Deutschen Bundestag. In: VfZ 28 (1980), S. 508-542, und Udo Wengst (Bearb.): Auftakt zur Ära Adenauer. Koalitionsverhandlungen und Regierungsbildung 1949, Düsseldorf 1985, S. 33-41.

34 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, Stuttgart 1965, S. 228.

35 Heuss verwendet den Begriff seinerseits in den »Bemerkungen zur Bundespräsidenten-Frage« (s. oben Anm. 3); Adenauer: Erinnerungen (wie Anm. 3), S. 486; »Unserem Vaterlande zugute« (wie Anm. 2), S. 265. Dazu auch Klaus von Beyme: Das politische System der Bundesrepublik Deutschland, Eine Einführung, 10. Aufl. Wiesbaden 1999, S. 306; Kies (wie Anm. 4), S. 454.

36 Am 10.10.1950. In: Unter vier Augen (wie Anm. 2), S. 329.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

würde dann zu einer beziehungsarmen und unverbindlichen Farblosigkeit, die niemand wünschen kann.«[37]

›Niemals gewünscht‹ hat sich Heuss aber auch jenen Konflikt vom Herbst 1953, der – in der Geschichte der Bundesrepublik und ihrer Präsidenten bis heute beispiellos – eines der stärksten Indizien dafür liefert, dass er sein Amt »immer als ein eminent politisches Amt begriffen und zu führen gesucht [hat], wenn es auch oft genug sich wesentlich in den Sphären des Metapolitischen auswirkte.«[38]

Im Oktober 1953, bei der zweiten Regierungsbildung, bei der Adenauer (wie er später einmal Otto Schumacher-Hellmold anvertraute) Thomas Dehler »beim Entwurf der neuen Kabinettsliste ... schon auf meinem Papier stehen [hatte]. ... aber Heuss erklärte mir, er werde eine Ernennungsurkunde für Dehler nicht unterschreiben.«[39] Immerhin hatte Heuss dem ehemaligen Parteifreund, der 1954 den FDP-Vorsitz übernahm, schon Monate zuvor geschrieben: »Die Meinung, ich könnte Sie ermuntern, auf die Rolle des enfant terrible für eine Zeit zu verzichten, habe ich längst nicht mehr. Sie sind von ihr so angetan, dass Sie sie bis zum – wie ich fürchte – tragischen Ende durchführen werden.«[40]

Auf die weitreichenden Folgen und die Dramatik der leidenschaftlichen Auseinandersetzungen im weiteren Verlauf der fünfziger Jahre ist hier natürlich nicht näher einzugehen. Um die Dimensionen des Richtungs- und Personenstreits anzudeuten, mag hier Adenauers Aussage in einer Kabinettssitzung vom März 1955 genügen: So wie von Dehler sei er »weder von einem Kommunisten noch von einem Sozialdemokraten jemals angegriffen worden.«[41] Und Heuss, wenig später – in einem am 14. April 1955 mit Dehler geführten Gespräch, u. a. zu dessen Rede vom 27. Februar 1955, »die dieser zur Verteidigung des FDP-Abgeordneten Becker bei der dritten Lesung des Saarstatuts im Bundestag hielt. Bundespräsident erklärte, der Bundeskanzler habe ohne Zweifel auf die teilweise ungeschickten Formulierungen des Abgeordneten Becker zu scharf und zu emotional reagiert, aber die Replik Dehlers hierauf könne er – Bundespräsident – nur als degoutant bezeichnen. Er habe die Rundfunkübertragung der Rede teilweise angehört und sich überzeugt, dass Dehler an manchen Stellen seiner Rede in die Tonart und Lautstärke Adolf Hitlers verfallen sei.«[42]

37 Der Mann, das Werk, die Zeit (wie Anm. 6), S. 292.
38 Am 9.4.1959. In: »Unserem Vaterlande zugute« (wie Anm. 2), S. 274.
39 Otto Schumacher-Hellmold: Adenauer – Dehler. Die Versöhnung, Sonderdruck aus: »liberal« 30 (1988), S. 1-18, hier S. 7.
40 Aus dem Schreiben vom 28.5.1953 in: Theodor Heuss: Lieber Dehler! Briefwechsel mit Thomas Dehler, hrsg. von Friedrich Henning, München-Wien 1983, S. 97.
41 Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, hrsg. für das Bundesarchiv von Friedrich P. Kahlenberg, Bd. 8: 1955, bearb. von Michael Hollmann und Kai von Jena, München 1997, S. 157.
42 Aus der Gesprächsaufzeichnung in: BArch, B 122 (wie Anm. 26), 31269.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Eingangs ging es um den agierenden, kommentierenden Heuss – um ihn und das »Amt des Briefschreibers« auch (dem Eberhard Pikart in der Edition der Tagebuchbriefe ein aufschlußreiches Kapitel gewidmet hat[43]). Hinzu kommt nun – wie es die zu Heinemann-Krise und Dehler-Kontroverse angeführten Beispiele zeigten – der protokollierende Präsident, auch neben dem Protokollarischen im eigentlichen Sinne, wie es zu den Wesensmerkmalen seines Amtes gehört; denn zur Amtsausübung des ersten Bundespräsidenten liegen ja auch, neben der Korrespondenz und den Reden, die häufiger von ihm selbst angefertigten, bisher weitgehend unveröffentlichten Gesprächsaufzeichnungen vor, als Ergänzung und wesentliche Erweiterung unseres Wissensstandes, der auf den Heuss-Adenauer-Protokollen beruht.

Die in den Akten des Bundespräsidialamtes[44], vereinzelt auch in anderen Überlieferungen (u. a. im Adenauer-Nachlass[45]) erhaltenen Niederschriften über die Unterredungen mit in- und ausländischen Gästen erst auf der Viktorshöhe, dann in der Villa Hammerschmidt – mit Staatschefs und Diplomaten, mit Ministern, Parlamentariern und Vertretern der Verbände, auch mit Publizisten und Journalisten – erweisen sich als ungemein ergiebig für Amtsverständnis und Amtspraxis ab 1949. Die Dokumente stellen eindrucksvoll unter Beweis, in welchem Ausmaß und mit welcher Intensität er sich nahezu aller Themen des inneren und äußeren Neuanfangs in den Gründungszeiten der Bundesrepublik Deutschland annahm.

Davon zeugen auch die Gegenüberlieferungen ausländischer Provenienz, so die Aufzeichnung Norbert Wollheims über das Schlüsselgespräch vom 20. März 1950, die aus dem Nachlass Shalom Adler-Rudel im Zionistischen Zentralarchiv Jerusalem von Yeshayahu A. Jelinek veröffentlicht wurde und dieses Statement des Staatsoberhaupts wiedergibt, »dass er dem von jüdischer

43 Theodor Heuss. Tagebuchbriefe 1955/1963. Eine Auswahl aus Briefen an Toni Stolper, hrsg. von Eberhard Pikart, Tübingen-Stuttgart 1970, S. 17-30.

44 Dort u. a. in BArch, B 122 (wie Anm. 26), 298; B 122, 2265; B 122, 31269. Dazu die Auszüge und Hinweise in: Unter vier Augen (wie Anm. 2), S. 341, 344 f., 349 f., 356-359, 361 f., 371, 403, 415, 422 f., 437, 443, 465, 480, 485 f. – In B 122 finden sich zahlreiche Belege auch in der Aktenserie »6: Beziehungen zu fremden Staaten; 6.3: Beziehungen von Land zu Land«. Dort die Vermerke und Aufzeichnungen zu Gesprächen u. a. mit (in chronologischer Reihenfolge) Dean G. Acheson (13.11.1949; B 122/490), Paul Reynaud (17.5.1950; B 122/534), Max Petitpierre (18.7.1950; B 122/564), Eduard Bonnefous und Felix Gaillard (21.8.1950; B 122/534), Paul Devinat (9.10.1950; B 122/534), Lucius D. Clay (25.10.1950; B 122/490), M. de Bré (29.11.1950; B 122/534), Hugh Baillie (1.12.1950; B 122/490), Arvid Fredborg (4.12.1950; B 122/563), John Sherman Cooper (18.1.1951; B 122/490), Anthony Eden (19.1.1951; B 122/541), Ivan Matteo Lombardo (26.2.1951; B 122/547), William Watson Henderson (30.3.1951; B 122/541), George F. Kennan (18.8.1951; B 122/490), Osamu Inaba (21.8.1951; B 122/508), Hamilton Fish Armstrong (14.11.1951; B 122/490), Jan van den Brink (15.1.1952; B 122/566), Anne O'Hare McCormick (17.1.1952; B 122/490 (USA), einer Delegation des Committee for Economic Development, CED (22.10.1952; B 122/490), Gaston Palewski (13.8.1953; B 122/534), Harold Anthony Nutting (28.9.1953; B 122/541), Paul Reynaud (10.12.1954; B 122/534) und Felix Shinnar (16.7.1956; B 122/506).

45 StBKAH (wie Anm. 26), III/116, 12.07.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Seite aus vorgetragenem Verlangen nach moralischer und materieller Wiedergutmachung volles Verständnis entgegenbringt. Wie auch immer man in der Welt zur Frage ›Kollektivschuld‹ oder ›Kollektivscham‹ stehen möge, so bleibe eine Fülle zu tun, um überhaupt einen neuen Anfang zu finden. Obwohl sein Amt im Entscheidenden auf repräsentative Aufgaben beschränkt sei, wolle er sich doch bemühen, bei der praktischen Durchsetzung unserer Ansprüche resp. Lösung der Probleme im Rahmen des staatlichen Apparates, d. h. unter Inanspruchnahme der dafür zuständigen Ministerien behilflich zu sein.«[46]

Nach dem schon an anderer Stelle verwendeten Protokoll zur vorangegangenen Begegnung vom Januar 1950 lag dem vor allem zugrunde, dass Heuss »die jüdische Problematik in- und außerhalb Deutschlands wohl vertraut« war, »und zwar vor allem aus dem engen geistigen und persönlichen Kontakt, den er zu früheren Zeiten mit Persönlichkeiten wie Franz Rosenzweig, Martin Buber, Sammy Gronemann und anderen hat pflegen können. ... Bei aller politischen Begrenzung, die das Amt des Bundespräsidenten seiner Kompetenz gebe«, bleibe sein »persönliches Anliegen, das nicht notwendigerweise an seine Pflichten als Bundespräsident gebunden ist, ... heute und in verstärktem Maße, das Gespräch mit jüdischen Menschen wieder aufzunehmen und die Kluft überwinden zu helfen, die ein verbrecherisches Regime zwischen Deutschland und den Juden in Deutschland und der Welt geschaffen hat. Dieses Anliegen gelte nicht nur für die jüdischen Menschen hier, sondern gerade auch denen, die in Israel den neuen von ihm bewunderten Staat haben schaffen und organisieren können. ... Er empfände es als ein dringendes Bedürfnis, sich mit Dr. Goldmann, der ihm von früheren persönlichen Zusammentreffen gut bekannt sei, über diese Fragen auszusprechen und wollte gern einen einladenden Brief an ihn richten, wenn die Aussicht bestehe, dass Dr. Goldmann tatsächlich nach Deutschland kommt.«[47]

»… nicht notwendigerweise an seine Pflichten als Bundespräsident gebunden …«, ging sein Engagement bei diesem Kernthema also weit über Amtszeit und Amtsverständnis hinaus – die zeitgeschichtliche Herausforderung erweist sich als lebensgeschichtliches Begleitmotiv: Nahum Goldmann hatte er schon

46 Jelinek (wie Anm. 17), S. 143-147, hier S. 144. – Dazu ergänzend der im Präsidialamt von Regierungsdirektor Luitpold Werz angefertigte Aktenvermerk, gleichfalls vom 20.3.1950. In: BArch, B 122 (wie Anm. 26), 506. Dort u. a. der Passus: »Herr W[ollheim] gab zu, dass eine Einigung unter den in Deutschland lebenden Juden bisher nicht erfolgt sei. Er ist selbst gegen die Schaffung eines jüdischen Referats oder einer sonstigen amtlichen Stelle und verspricht sich mehr von inoffiziellen oder halboffiziellen. Besprechungen zwischen deutschen und jüdischen Vertretern. Persönlich würde er eine inoffizielle Fühlungnahme zwischen dem Herrn Bundespräsidenten und dem [israelischen] Konsul in München [Eliahu Livneh] für nützlich halten.« Zum Vorgang insgesamt vgl. die Angaben bei Jay Howard Geller: Jews in Post-Holocaust Germany, 1945-1953, Cambridge/Mass. 2005, u. a. S. 194-196.

47 Jelinek (wie Anm. 17), S. 136, 138.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in jungen Jahren kennengelernt[48], und gerade auch die Israelreise vom Mai 1960 gehörte zu den herausragenden Aktivitäten des Elder Statesman in seinen letzten Lebensjahren[49].

Bei den Gesprächen (ca. 80 nur in der ersten Amtszeit, wenn auch nicht alle gleichermaßen ausführlich protokolliert und ergiebig) kam aber – es nimmt gerade bei Heuss nicht wunder – das Unterhaltsame beileibe nicht zu kurz; »Entkrampfung« hier einmal im ganz naheliegenden Sinne gepflegter Konversation und angenehmer, anregender Gesprächsatmosphäre.

Als Heuss im Oktober 1950 der stellvertretende griechische Ministerpräsident Georgios Papandreou aufsuchte, ging dieser auch »auf die Tatsache ein, dass in Deutschland hauptsächlich amerikanischer Virginia-Tabak geraucht werde. Dies sei eine durch den Krieg bedingte Änderung des deutschen Geschmacks. Es handele sich darum, aus dringendsten politischen Erwägungen im Frieden zum griechischen Tabak zurückzukehren. ... Der Bundespräsident brachte sein Interesse an den Ausführungen des Herrn P[apandreou] zum Ausdruck«[50], die dieser womöglich in Kenntnis einer sehr persönlichen Vorliebe seines Gastgebers aufgeworfen hatte; dass Heuss an diesem Thema brennend interessiert war, ist übrigens einigen der amüsanteren Briefe in der Nachkriegsedition zu entnehmen[51].

Zu den eher beiläufigen Causerien, auf die sich Heuss so meisterlich verstand, findet sich ein Beispiel in den Aufzeichnungen zu seinen Begegnungen mit Kurt Schumacher, zu denen die beiden Anfang September 1950 vereinbarten, dass der Bundespräsident – analog zur Abstimmung mit dem Bundeskanzler – »künftig laufend über die Ansichten der Opposition zu den politischen Tagesfragen informiert werde. Zur nächsten Besprechung will Dr. Schumacher den Abgeordneten Ollenhauer beim Bundespräsidenten einführen, der dann künftig ggf. die laufende Information vornehmen könne.«[52]

Hier Heuss – dort Schumacher: Da waren zwei Spötter unter sich, was der Präsident bei einem seiner frühen Hauptanliegen, »den Deutschen eine neue Hymne anzubieten« (am 29. Dezember 1950 an Wilhelm Stapel[53]), schmerzhaft zu spüren bekam. Wurden doch Text und Ton von Rudolf Alexander Schröder und Hermann Reutter vom Oppositionsführer als »National-Choral« verhöhnt, »der wohl im schwäbischen Raum verstanden wurde, aber nicht im übrigen Deutschland – das ›Glaube, Liebe, Hoffnung‹ sei nicht das richtige.«[54] Beide aber waren hart im Nehmen – daher konnte die Aussprache

48 Theodor Heuss: Erinnerungen 1905-1933, 5. Aufl. Tübingen 1964, S. 192.
49 Theodor Heuss: Staat und Volk im Werden. Reden in und über Israel, München 1960; »Unserem Vaterlande zugute« (wie Anm. 2), S. 304 f.
50 BArch, B 122 (wie Anm. 26), 538.
51 Erzieher zur Demokratie (wie Anm. 22), S. 194 f., 311.
52 BArch, B 122 (wie Anm. 26), 31269.
53 Der Mann, das Werk, die Zeit (wie Anm. 6), S. 323.
54 Wie Anm. 52; vgl. den Auszug in: Unter vier Augen (wie Anm. 2), S. 359.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Auseinandersetzung vom 14. August 1951 (in der Schumacher das Verdikt formulierte) so ausklingen: »Dann erkundigte sich der Bundespräsident noch bei Dr. Schumacher, ob das Bonner Parteihaus nun fertig sei. Er sei vor wenigen Tagen daran vorbei gefahren und hätte sich über die gute Lösung gefreut. – Dr. Schumacher sagte, dass es Professor Taut gebaut habe und die Finanzierung auch dieses einfachen Bauwerkes ihnen Kopfzerbrechen gemacht habe. Professor Heuss äußerte den Wunsch, den Bau einmal zu besichtigen, was Dr. Schumacher sehr freute, ihn jedoch zu der Bemerkung veranlasste, ob sich dann nicht alle Malachen (Spiesser und Engstirnige) auf ihn stürzten. Der Bundespräsident meinte, dass er für alle da sei und erzählte dann von seinen lockeren Begegnungen mit den Äbten in Einsiedeln und Maria Laach.«[55]

Um eine weitere Parallele zu den Adenauer-Heuss-Aufzeichnungen zu benennen, würzten beide ihre Besprechungen gerne mit deftiger Personalkritik. So teilte der SPD-Vorsitzende vor der Wahl von Hermann Höpker Aschoff zum Präsidenten des Bundesverfassungsgerichtes dem Bundespräsidenten mit, »dass sie Gebhard Müller gewollt hätten, in zweiter Linie für Beyerle. Sie wären dann für Höpker Aschoff eingetreten, für den ja auch das Kabinett gewesen sei. Er betrachte es als eine Perfidie, wie man ihn behandelt habe und nannte die Methode eine Verletzung jeden Anstandes der Demokratie. Mit Leuten wie [Hermann] Pünder und [Werner] Hofmeister, die er als Zentral- bzw. Provinzflaschen bezeichnete, könnten sie keinesfalls einverstanden sein.«[56]

Demnächst erscheinen also die ersten Bände der »Stuttgarter Ausgabe«; parallel dazu erarbeiten wir in der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus die Bände 16 und 17 der »Rhöndorfer Ausgabe«, die Adenauers letzten Lebensjahren gewidmet sind – mit den Briefen, Gesprächsaufzeichnungen, Reden, Interviews und Memoirenunterlagen des Zeitraums Oktober 1963 – April 1967. Den Auftakt bildet damit jene Ausnahmesituation, in der Harold Macmillan und Konrad Adenauer in London und Bonn ihre Ämter verließen und die internationale und die nationale Politik innerhalb kürzester Zeit von Robert Schuman und John F. Kennedy, Erich Ollenhauer und Theodor Heuss Abschied nehmen mussten. Zu den ersten Dokumenten zählt dann erneut das in »Unserem Vaterlande zugute« bereits edierte Beileidsschreiben, das der Altkanzler am 13. Dezember 1963 an Ernst Ludwig Heuss richtete: »Das

55 Wie Anm. 52.

56 Wie Anm. 52; vgl. den Auszug in: Unter vier Augen (wie Anm. 2), S. 357 f. Hinweise auf vergleichbare Vorgänge bei Hans Peter Mensing: Theodor Heuss und Konrad Adenauer im Gespräch. Neue Erkenntnisse zu ihren amtlichen und persönlichen Kontakten. In: Heuss im Profil. Vorträge und Diskussionen zum Eröffnungsfestakt der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, hrsg. von Thomas Hertfelder, Stuttgart 1997, S. 60-79, hier S. 66 f.; auch in: Hans Peter Mensing: Aus Adenauers Nachlass. Beiträge zur Biographie und Politik des ersten Bundeskanzlers, Köln 2007, S. 123-148, hier S. 132-134.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

deutsche Volk verliert in dem Verewigten, mit dem ich mich in großer Hochachtung und menschlicher Freundschaft verbunden fühlte, einen bedeutenden Staatsmann, eine große, von dem Geist echter Humanität geprägte Persönlichkeit, einen weisen Freund. Die Gestalt Professor Theodor Heuss, der unserem Volk als sein erster Repräsentant nach den Jahren tiefster Erniedrigung Achtung, Würde und das Gefühl für Selbstverantwortung zurückgeben half, wird in dem Gedächtnis aller Deutschen als ein Beispiel für Freiheitsliebe, Pflichttreue und Menschlichkeit fortleben. Ich habe durch den Tod Ihres Vaters einen guten Freund verloren, dessen Freundschaft und dessen weiser Rat sich immer wieder bewährt haben.«[57]

Dies ergänzte Adenauer damals auch in einer Rundfunkansprache, aus der abschließend diese Sätze zu zitieren sind: »Als Professor Heuss Bundespräsident geworden war, hat er mich vorgeschlagen zum Bundeskanzler, und ich bin damals gewählt worden und habe unter ihm die ganzen Jahre hindurch gearbeitet. Wir standen uns sehr nahe, nicht nur dienstlich, auch persönlich. Alle großen Fragen, die an uns herantraten, habe ich mit ihm besprochen, und ich habe auch bei diesen sehr häufigen und intimeren Gesprächen immer wieder gestaunt über sein tiefes Wissen, seine umfangreichen Kenntnisse auch der Vergangenheit des deutschen Volkes und seine Menschenfreundlichkeit. Gerade seine Menschenfreundlichkeit war es, die jeden, der mit ihm in Verbindung trat, tief für sich einnahm, und so entstand zwischen ihm und mir ein sehr enges und gutes Verhältnis. Durch seinen Tod haben wir alle, habe insbesondere auch ich, viel verloren. Er wird unvergessen bleiben, weil er wohl keinen Feind gehabt hat, sondern alle ihn liebten.«[58]

57 »Unserem Vaterlande zugute« (wie Anm. 2), S. 342.
58 Ebd., S. 487.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Andrea von Lucke

Die Krise von 1956. Die Spaltung der FDP-Bundestagsfraktion unter der Führung August Martin Eulers und die Folgen für die hessische FDP

Das erste Jahrzehnt in der Geschichte der Freien Demokraten war geprägt durch die Suche nach der Positionierung im Parteiensystem sowie der Frage nach Parteityp und -organisation. Diese bildete den Hintergrund für Auseinandersetzungen über die Ausrichtung der FDP als Milieu- oder Volkspartei, beziehungsweise ob den Liberalen die Rolle als Funktionspartei ausreiche, oder ob man versuchen müsse, die Mitgliederbasis aktiv zu vergrößern. Insbesondere die Frage nach dem Verhältnis zu den beiden großen Parteien CDU und SPD sorgte für innerparteilichen Sprengstoff. Der Vorstellung von der FDP als Kern und Sammelbecken einer »dritten Kraft«, die durch die Assimilation des protestantisch-bürgerlich-konservativen Lagers rechts der CDU eine gleichrangige Position gegenüber den Christ- und den Sozialdemokraten innehabe, stand der Wille gegenüber, die FDP ähnlich wie im Parlamentarischen Rat politisch-programmatisch zwischen Union und SPD zu verorten, um ihr so ein Maximum an Einflussmöglichkeiten zu eröffnen.[1]

Diese Auseinandersetzungen bildeten die Matrize für die Ereignisse des Jahres 1956. Nach heftigen Konflikten in der Bonner Koalition und dem Versuch Konrad Adenauers, den liberalen Koalitionspartner durch eine Wahlrechtsänderung einzuschüchtern, votierte der nordrhein-westfälische Landesverband für eine Koalition mit der SPD und sah dies auch als grundsätzliche Alternative zum bürgerlichen Regierungsbündnis auf Bundesebene. Die Folgen dieses »Jungtürken-Aufstandes« in Düsseldorf erschütterten die Partei und führten zur Abspaltung des Ministerflügels und der Gründung der (kurzlebigen) FVP, die unter anderem vom hessischen Landesvorsitzenden August Martin Euler betrieben wurde.

In Anbetracht der Tatsache, dass der FVP kein Erfolg beschert war und sie somit keine dauerhafte Konkurrenz für die FDP darstellte, wird das Jahr 1956 in der Forschung oftmals kaum mehr als eine Etappe im politischen Wandel der Partei angesehen. Die Parteiorganisation sei nur wenig belastet worden und es seien nur unbedeutende Mitgliederverluste zu verzeichnen gewesen.

1 Hans-Heinrich Jansen: Dritte Kraft oder Partei der Mitte? Die FDP in den fünfziger Jahren. Unveröffentlichte Habilitationsschrift. Frankfurt 2000, S.2 ff.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vielmehr bedeute das Wegbrechen des Flügels um Euler und Blücher auch eine Chance für die Liberalen. »Die Partei wirkte nun einträchtiger, geschlossener; vor allem hatte sie ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit gesetzt. Das tat ihrem Selbstbewußtsein gut.«[2]

Ein solches Bild zeigt sich auch in den Bundesvorstandsprotokollen des Jahres 1956,[3] betrachtet man jedoch andere Quellen aus der Zeit, wie z.B. Briefwechsel, so gewinnt man einen konträren Eindruck.

Im folgenden wird zu zeigen sein, dass der Austritt Eulers zumindest in seinem hessischen Heimatverband einer Spaltung und einer wirklichen Existenzgefährdung gleichkam.

Zahlreiche Kreisverbände lösten sich auf oder mussten ihre Arbeit einstellen, es kam zu großen finanziellen Schwierigkeiten, und die hessische FDP hatte in den folgenden Jahren erhebliche Wahlverluste zu verkraften. Es bedurfte des Einsatzes einzelner wie Max Becker, Oswald Kohut und Wolfgang Mischnick, und vor allem großer finanzieller Unterstützung von Seiten des Bundesverbandes, um die hessischen Liberalen wieder zu stabilisieren.

Der Austritt der Gruppe um Euler bedeutete für den eher linken Flügel der Partei jedoch die Möglichkeit, neue Ideen und Strategien zur Diskussion zu stellen und langfristig auch durchzusetzen. Die hessische FDP vollzog in den sechziger Jahren den Wandel von einem ausgesprochen rechtskonservativen Landesverband zu einem Träger der linksliberalen Ausrichtung der Bundespartei.

Möchte man diese Entwicklung nachvollziehen, steht man vor der Schwierigkeit, dass kaum Akten des Landesverbandes aus dieser Zeit vorhanden sind. Die Überlieferung im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden setzt größtenteils erst Ende der sechziger Jahre ein. Dies trifft auch für die Akten des hessischen Landesverbandes im Archiv des Liberalismus in Gummersbach zu, für die fünfziger Jahre sind lediglich Briefwechsel der Landesgeschäftsstelle und einige wenige Sachakten zu finden. Um so größere Bedeutung ist den Nachlässen der damals Beteiligten beizumessen. Zwar schweigt der kleine Nachlass Eulers in Gänze zu den Ereignissen um das Jahr 1956, in den Nachlässen Beckers und Mischnicks ist dafür um so mehr überliefert. Ergänzt werden diese beiden Bestände durch Unterlagen aus den Nachlässen der Bundesvorsitzenden Dehler, Maier und Mende.

Die Gründung der hessischen FDP erfolgte wie auch in anderen Regionen Deutschlands als Wiederanknüpfung an die Traditionen der Weimarer Repu-

2 Peter Lösche/Franz Walter: Die FDP. Richtungsstreit und Zukunftszweifel. Darmstadt 1996, S. 43; siehe auch Lutz Nickel: Dehler – Maier – Mende. Parteivorsitzende der FDP. Polarisierer – Präsident – Generaldirektor. München 2005, S. 105.

3 FDP-Bundesvorstand, Die Liberalen unter dem Vorsitz von Thomas Dehler und Reinhold Maier. Sitzungsprotokolle 1954-1960. Bearbeitet von Udo Wengst. Düsseldorf 1991, S. ILf.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

blik. Auch in Hessen kämpften die Liberalen mit der Problematik einer fehlenden kompakten Wähler- und Mitgliederschicht sowie dem traditionellen Gegensatz zwischen National- und Linksliberalismus. So bestanden erhebliche Differenzen zwischen verschiedenen Kreisverbänden. Während sich Kreisverbände wie Kassel und Bad Hersfeld eher in der Tradition der DVP, der Deutschen Volkspartei, sahen und stark nationalliberale Züge trugen, verstand sich z.B. der Kreisverband in Marburg eher als linksliberale Gründung.

Eine deutliche Verschiebung erfolgte in den ersten Jahren nach der Gründung durch den Eintritt von ehemaligen Anhängern der Deutschnationalen Volkspartei, der DNVP, sowie durch den Zustrom vormaliger NSDAP-Wähler, die der Partei eine eher rechtskonservative Prägung gaben. Ihren Ausdruck fand diese Prägung in der Wahl August Martin Eulers zum hessischen Landesvorsitzenden 1946/47, unter dessen Vorsitz sich die Partei im Sinne einer Sammlung des mittelständischen Bürgertums eindeutig rechts der CDU positionierte und ihren Schwerpunkt im ländlichen, protestantisch geprägten Nordhessen hatte.

Mit dieser Ausrichtung und der damit einhergehenden vehementen Ablehnung des Sozialismus konnte die hessische FDP bis Mitte der fünfziger Jahre auch als Oppositionspartei starke Wahlergebnisse erringen. Diese Erfolge waren nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass es den Liberalen gelang, sich als einzige ernsthafte Alternative zu der in Hessen dominierenden SPD zu präsentieren. Die Abgrenzung der CDU zu den Sozialdemokraten fiel dahingegen aufgrund des von ihr vertretenen christlichen Sozialismus nicht deutlich genug aus.[4]

Dieses nationale Konzept, mit dem man ganz offen auch ehemalige Nationalsozialisten an sich binden wollte, erwies sich als erfolgreich. Die FDP konnte in Hessen mit der CDU konkurrieren und errang teilweise sogar das zweitstärkste Ergebnis bei Wahlen nach der SPD. So konnten die Liberalen bei der Kreistagswahl in Hessen 1948 im Schnitt 21,9% der Wählerstimmen auf sich vereinigen, wobei es ihnen gelang, dieses Ergebnis bei der Bundestagswahl 1949 mit 28,1% sogar noch zu übertreffen.[5]

Die Wahlerfolge auf Landesebene ermöglichten es der hessischen FDP, zumindest in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre auf Bundesebene mit den großen Landesverbänden aus Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg auf Augenhöhe zu sein.[6]

4 Wolfgang Staudt: Liberale in Hessen seit 1945. Materialien zum 50jährigen Bestehen der F.D.P. in Hessen. Wiesbaden 1996, S. 31.
5 Hessisches Statistisches Landesamt: Staat und Wirtschaft in Hessen 11(1988), S. 340; Hessisches Statistisches Landesamt: Staat und Wirtschaft in Hessen 10(1990), S. 322.
6 Jansen (wie Anm. 1), S. 441.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

In den folgenden Jahren kristallisierte sich dann immer stärker ein Gegensatz zwischen dem hessischen Landesvorsitzenden Euler und der Politik, aber auch der Person des neuen Bundesvorsitzenden Thomas Dehler heraus, der schließlich in dem Austritt Eulers aus der Partei im Jahre 1956 seinen Abschluss fand.

Die von Dehler betriebene stärkere Profilierung der FDP als eigenständige Partei zeigte sich nicht nur in seiner vehementen Ablehnung des politischen Katholizismus, sondern gerade auch in seiner, mitunter heftigen Kritik an der Außen- und Deutschlandpolitik Adenauers.[7] So prangerte der Bundesvorsitzende der FDP an, dass die vom Bundeskanzler betriebene Westbindung Selbstzweck, und nicht dem Ziel der Wiedervereinigung Deutschlands untergeordnet sei. [8]

Diese Strategie des »begrenzten Konflikts« bzw. der »Opposition in der Koalition« war jedoch auch innerhalb der FDP stark umstritten.

Entgegen der von Euler später immer wieder vorgebrachten Begründung, dass der Austritt der vier Bundesminister und der 16 Bundestagsabgeordneten eine Reaktion auf den Sturz des nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Karl Arnold und die Bildung einer sozial-liberalen Koalition in Düsseldorf gewesen sei[9], lassen sich zumindest für Euler Abspaltungsbestrebungen spätestens im Frühjahr 1955 festmachen.

So kursierten bereits im April 1955 Gerüchte, wonach die Gründung einer sozialkonservativen Partei unter Beteiligung Eulers bevorstehe, was aber von diesem und seinem Umfeld auf der Bundesvorstandssitzung Ende April 1955 bestritten wurde.[10] Nichtsdestoweniger erklärte Euler Anfang Mai auf Landesverbandsebene, dass er über große Geldsummen für die Neugründung einer Partei verfüge. Die Landtagsfraktion reagierte aber ablehnend auf ein solches Vorhaben und fasste einstimmig den Beschluss, dass »jeder Versuch, die Partei zu spalten, nicht opportun ist«. Auch wurde bereits zu diesem Zeitpunkt zukünftigen Einzelentscheidungen Eulers eine Absage erteilt, indem man festhielt, dass die Parteigremien über eine Abspaltung zu entscheiden hätten, wenn sich die äußeren Umstände änderten.[11]

Dieses Urteil der Landtagsfraktion ist aber weniger als Votum für Dehler, sondern vielmehr als Ablehnung einer möglichen Spaltung zu sehen, da Dehler in Hessen aufgrund seiner Strategie des »begrenzten Konflikts« gegenüber

7 Nickel (wie Anm. 2), S. 98; Theo Rütten: Von der Plattform-Partei zur Partei des liberalen Programms. In: Wolfgang Mischnick (Hrsg.): Verantwortung für die Freiheit. 40 Jahre F.D.P. Stuttgart 1989, Seite 66-80, S. 77.

8 Rütten (wie Anm. 7), S. 74 ff.

9 August Martin Euler: Klare Entscheidung nötig. In: Kasseler Post, Nr. 57, 74. Jg., S. 3., 07.03.1956, Archiv des Liberalismus, Gummersbach (ADL), NL Becker, N 11-78.

10 Udo Wengst: Thomas Dehler. 1897 – 1967. Eine politische Biographie. München 1997, S. 266.

11 Beschluss der FDP-Landtagsfraktion vom 18.05.1955, ADL, NL Becker, N 11-78.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der CDU, vor allem aber auch wegen seines polarisierenden Politikstils umstritten war.

Als Dehler Ende September 1955 die Notwendigkeit von Änderungen an den Pariser Verträgen andeutete, da sie der Wiedervereinigung Gesamtdeutschlands im Wege stünden, trat der Konflikt zwischen dem Bundesvorsitzenden und Euler wieder deutlich hervor. Euler warf Dehler vor, vom »Dämon der Selbstzerstörung« besessen zu sein und durch seine »permanenten Widersprüchlichkeiten« das Ansehen der Partei zu ruinieren. War Euler im Frühjahr des Jahres 1955 für seine offene Kritik an Dehler von den hessischen Liberalen noch gerügt worden, so wusste er in diesem Fall seinen Landesverband hinter sich. Der hessische Landesvorstand und die Landtagsfraktion distanzierten sich in aller Form von den Aussagen Dehlers und forderten seinen Rücktritt vom Parteivorsitz. Auch Max Becker, der mit Dehler freundschaftlich verbunden war, hielt einen Rücktritt Dehlers vom Parteivorsitz aufgrund der »tiefgreifenden Unzufriedenheit« der hessischen Parteimitglieder für unausweichlich. [12]

Aufgrund dieser Auseinandersetzungen drängte der Bundesvorstand Dehler, an der erweiterten Hauptausschusssitzung des hessischen Landesvorstandes am 15. Oktober 1955 in Gießen teilzunehmen, um die Angelegenheit zu bereinigen. Auf dieser Sitzung wiederholte Euler seine harsche Kritik am Bundesvorsitzenden, der – so sein Biograph Wengst – mit dem Rücken zur Wand stand. Dehler gelang es jedoch die Vorwürfe zu parieren, indem er zwar eigene Fehler eingestand, gleichzeitig aber die öffentlich an ihm geübte Kritik der Hessen beklagte. Schließlich ginge es doch um »die richtige Politik« und »das Schicksal unseres Volkes«. Der Beifall zu Dehlers Aussage »Wir zerschlagen alles, wenn wir nicht zusammenhalten.« kann zudem als ein erneutes, deutliches Votum gegen Spaltungsabsichten Eulers verstanden werden, zumal Dehler später von einem Vertrauten darüber informiert wurde, dass sich in der anschließenden Aussprache zeigte, »wie viele Freunde Sie auch in unserem Landesverband besitzen«. [13]

Entgegen der in der Presseerklärung zu dieser Hauptausschusssitzung zum Ausdruck gebrachten Hoffnung, dass nun eine Parteilinie gefunden sei, die weitere Meinungsunterschiede ausschließen könne, schwelte der Konflikt jedoch weiter.

Dehler opponierte weiterhin öffentlich gegen die Deutschlandpolitik des Koalitionspartners CDU. So rügte er das Ergebnis der Genfer Außenministerkonferenz vom November 1955, was die Auseinandersetzungen mit Adenauer

12 Zitiert nach Wengst (wie Anm. 10), S. 271f.

13 Zitiert nach ebd. S. 272; Brief Wolfgang Kellners an Thomas Dehler vom 17.10.1955, ADL, NL Dehler, N1-1425.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

verschärfte und den Kanzler veranlasste, ein Ultimatum zu stellen, ob die FDP noch zur Koalition und vorbehaltlos zur Außenpolitik stünde.
Zwar kam es zur Aussprache zwischen Außenminister Brentano und Dehler, der auch Mende und Euler beiwohnten, Dehlers Position war innerparteilich jedoch stark gefährdet.[14]
So konstatierte Euler am 25. November 1955, nur einen Tag nach dieser Aussprache, in einem Rundschreiben im Landesverband eine Parteikrise, die einen Misstrauensantrag gegen Dehler notwendig mache, da dieser als Partei- und Fraktionsvorsitzender »immer wieder Situationen unangenehmster Art« herbeiführe. Für den Fall eines Scheiterns dieses Misstrauensantrages seien aber zahlreiche Freunde der Bundestagsfraktion entschlossen, Konsequenzen zu ziehen, da die neuen Äußerungen Dehlers die optimistische Hoffnung verbieten, »dass eine weitere dilatorische Behandlung die FDP vor einer ernsten Krisis bewahren könnte«. Daher müsse der hessische Landesverband geschlossen handeln, da Einzelaktionen die politische Kampfkraft des Landesverbandes bedrohten. »In einer Situation wie der jetzigen ist Kaltblütigkeit erforderlich ...«, die sich aber mit der Bereitschaft zu entschiedenem Handeln paaren müsse, wenn der Wechsel des Fraktions- und Bundesvorsitzes nicht erreicht werden könne.[15]
So sehr Dehler im hessischen Landesverband auch umstritten war, Eulers Vorgehen stieß erneut auf mehr oder minder offene Ablehnung. So ließ der Kreisverband Dillkreis Dehler nur einen Tag später, also am 26. November wissen, dass er Veröffentlichungen und Entschließungen ablehne, die die Einheit der Partei gefährdeten. Man könne sich zwar innerparteilich über Aussagen Dehlers auseinandersetzen, aber solche Auseinandersetzungen dürften niemals die Geschlossenheit der eigenen Organisation berühren. Weiter hieß es: »Nachteile durch Erklärungen des Bundesvorsitzenden stehen in keinem Verhältnis zu den vernichtenden Folgen einer Aufsplitterung der Partei, die ihr Ende bedeuten würde.«[16]
Parallel dazu erhielt Dehler Informationen darüber, dass auch der Kreisverband Wetzlar Maßnahmen plane, um die Position des Bundesvorsitzenden zu stützen.[17]
Obwohl es zu keinem Misstrauensantrag gegen Dehler kam und Euler sich auch nicht mit seinem Antrag durchsetzen konnte, die Neuwahl des Bundesvorsitzenden auf den 15. Dezember 1955 vorzuziehen, blieben die vom hessischen Landesvorsitzenden angekündigten Konsequenzen zunächst aus.

14 Wengst (wie Anm. 10), S. 274.
15 Rundbrief August Martin Eulers vom 25.11.1955, ADL, NL Becker, N11-78.
16 Brief des Kreisvorsitzenden Plock des KV Dillkreis an Thomas Dehler vom 26.11.1955, ADL, NL Dehler, N1-1402.
17 Brief Wolfgang Kellners an Thomas Dehler vom 28.11.1955, ADL, NL Dehler, N 1-1425.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vor seinem Landesverband beschönigte Euler seine Niederlage gegen Dehler, indem er in einem erneuten Rundschreiben davon sprach, dass der Misstrauensantrag obsolet geworden sei, da die Koalitionskrise überwunden und die Neuwahl des Vorsitzenden der Bundestagsfraktion auf den 10. Januar 1956 vorgezogen worden sei.[18] Die Auseinandersetzungen zwischen Adenauer und Dehler und somit auch die Koalitionskrise in Bonn waren jedoch keineswegs überwunden, der Konflikt schwelte weiter und auch die Sorge innerhalb der hessischen FDP vor einer kommenden Spaltung bestand nach wie vor.

Vor diesem Hintergrund bat Max Becker kurz vor Weihnachten 1955 Oswald Kohut und Karl Gaul, diskret in Erfahrung zu bringen, welche zeichnungsberechtigten Vorstandsmitglieder Hessens im Vereinsregister verzeichnet seien. Becker hatte den Hinweis erhalten, dass der hessische Landesverband der einzige sei, der als eingetragener Verein geführt würde, da somit die Haftung der Vorstandsmitglieder, auch für eventuelle Schulden, begrenzt sei. »Es kann aber, falls eine Spaltung eintritt und ein Streit um Namen geführt wird, demjenigen, welcher im Vereinsregister eingetragen ist, durch diese Eintragung ein größeres Recht auf Namenführung zugesprochen werden, als anderen.« Zusätzlich richtete Becker die Bitte an Gaul, dafür Sorge zu tragen, dass die Kreisverbände Wetzlar, Dillkreis und Frankfurt ebenfalls so schnell wie möglich ihre Eintragung ins Vereinsregister bewirken sollten, um, wie Becker sich ausdrückte, »die Hände im Omelett zu halten«.[19]

Die drei genannten Kreisverbände scheinen als loyal der Bundes-FDP gegenüber angesehen worden zu sein, was sich Ende Dezember 1955 bestätigte. Auf dem Treffen der Vorsitzenden oder stellvertretenden Vorsitzenden der Kreisverbände Dillkreis, Wetzlar, Limburg, Biedenkopf, Marburg, Gießen und Frankfurt sprach man sich gegen eine Neuwahl des Vorstandes der Bundestagsfraktion aus, stellte aber klar, dass man im Falle einer solchen Wahl für die Wiederwahl Dehlers plädiere. Auch wurde heftige Kritik an Euler als Landesvorsitzendem geübt, und man sprach sich für eine Kampfkandidatur Max Beckers gegen Euler aus.[20]

Zu dem sich bereits lange abzeichnenden Bruch kam es dann am 23. Februar 1956. Als Folge der Auseinandersetzungen auf Bundesebene um die Einführung des sogenannten »Grabenwahlrechts« entschloss sich die FDP in Nordrhein-Westfalen gemeinsam mit der SPD ein Misstrauensvotum gegen den Ministerpräsidenten Arnold anzustrengen und aus der Koalition mit der CDU

18 Rundbrief August Martin Eulers vom 2.12.1955, ADL, NL Becker, N11-78.

19 Max Becker spricht zwar in dem Brief an Karl Gaul vom Kreisverband Dillenburg, hierbei handelte es sich jedoch um den Kreisverband Dillkreis, in dem sich die Stadt Dillenburg befindet. Brief Max Beckers an Karl Gaul vom 19.12.1955, ADL, NL Becker, N 11-78; Vertraulicher Brief Max Beckers an Oswald Kohut vom 19.12.1955, ADL, NL Becker, N 11-78.

20 Brief Karl Gauls an Max Becker vom 29.12.1955, ADL, NL Becker, N 11-78.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auszuscheren, um stattdessen ein Regierungsbündnis mit den Sozialdemokraten einzugehen.

Auch wenn die Haltung des Bundesvorsitzenden Dehler zu den Vorgängen in Düsseldorf unklar war[21], eskalierte die Situation in Bonn. Euler und die Ministerriege planten zunächst einen Misstrauensantrag gegen Dehler, ersetzten ihn dann aber durch einen Antrag auf Ausscheiden aus der Fraktion, den man am 22. Februar zirkulieren ließ. Laut der Darstellung Udo Wengsts habe Theodor Heuss auf die Spalter eingewirkt, mit ihrem Austritt bis zum 4. März 1956, dem Abend der Landtagswahl in Baden-Württemberg zu warten, jedoch sei es ihnen in der Fraktionssitzung am 23. Februar unmöglich gemacht worden, die Sezession nicht zu vollziehen. »Denn Max Becker stellte zu Beginn der Fraktionssitzung geschäftsordnungsmäßig sehr geschickt die entsprechenden Fragen, die die Opponenten in die Enge trieb und zu Bekenntnissen veranlasste, die sie als Spalter bloßstellten.«[22]

Im Informationsrundbrief der Bundestagsfraktion vom 27. Februar 1956 lesen sich die Ereignisse etwas anders. Da bereits in den Medien Informationen verbreitet worden seien, wonach die Gegner Dehlers eine Trennung von der Fraktion und Euler die Neugründung einer Partei plane, Euler des weiteren während der Bundestagssitzung am 23. Februar Unterschriften unter die Austrittserklärung gesammelt habe, sei dann in der Fraktionssitzung auf eine Erklärung gedrängt worden. Becker habe an die Loyalität der Anwesenden appelliert und sie aufgefordert »sich über etwaige Austrittsabsichten zu äußern und sich im Interesse der Sauberkeit offen und mannhaft zu erklären.« Eine deutliche Antwort habe man aber von den Abspaltern nicht erhalten und auch vier Tage später sei immer noch keine Erklärung über die Gründe des Austritts erfolgt.[23]

Obwohl die hessische FDP in den vorangegangenen Monaten sich immer wieder ablehnend zu möglichen Spaltungsabsichten Eulers geäußert hatte, schien dieser der Überzeugung zu sein, dass der Landesverband ihm bei seinem Austritt aus der FDP folgen würde. Aber trotz dieser Hoffnung beschlossen der Landesvorstand und der Landeshauptausschuss auf einer Sondersit-

21 Laut Udo Wengst sprach Dehler einerseits davon, dass die Entwicklung in Düsseldorf ihm Sorge bereite, andererseits versicherte er den Freunden in Nordrhein-Westfalen seine »'aufrichtige Verbundenheit, komme was da wolle'«. Wengst (wie Anm. 10), S. 287; Lutz Nickel sieht Dehler sowohl als »Förderer des Machtwechsels«, bedingt durch seine »stille Zustimmung«, als auch als »von den Geschehnissen Getriebener«: Von den einflussreichen Düsseldorfern vor die Wahl gestellt, den Coup zu unterstützen oder abzulehnen, entschied er sich für die Zustimmung, um seine Ziele in der Außen- und Deutschlandpolitik sowie der Wahlrechtsfrage zu erreichen, wie auch seine eigene Macht zu retten.« Nickel (wie Anm. 2), S. 100f.

22 Wengst (wie Anm. 10), S. 288.

23 Informationsrundbrief der FDP-Bundestagsfraktion Nr. 65 (2. Wahlperiode) vom 27.02.1956, ADL, NL Becker, N 11-77.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zung, nicht den Weg der Sezession zu beschreiten, sondern in der FDP zu verbleiben.

Da die endgültige Entscheidung aber erst auf dem außerordentlichen Landesparteitag am 24./25. März fallen sollte, drang Becker in einem Brief an Dehler darauf, sich ruhig und sachlich zu verhalten, da das beste Mittel gegen die Spaltung in der Wiedergewinnung möglichst vieler Spalter liege.[24]

Eine ruhige und sachliche Herangehensweise entsprach aber nun gar nicht dem Temperament Dehlers, der sich zudem persönlich getroffen fühlte. In einem Interview mit dem »Spiegel« sprach Dehler davon, dass die Bundesminister und der Landesverband Hessen für die Spaltung verantwortlich seien, denn »seit ›Jahr und Tag‹ würden ›Oppositionssitzungen der Hessen mit der Ministergruppe‹ stattfinden, gleich einem ›Sonderparlament‹«. Hauptverantwortlicher für die zurückliegenden Auseinandersetzungen sei Euler gewesen, der »die Herrschaft in der Partei« habe erringen wollen; in diesem Artikel schloss Dehler auch eine Rückkehr der Abspalter, insbesondere Eulers kategorisch aus.[25]

Aber trotz allem wurde der Verbleib des Landesverbandes auf dem außerordentlichen Landesparteitag Ende März 1956 beschlossen;[26] entscheidend hierfür waren wohl das einheitliche Bekenntnis der Landtagsfraktion gegen die Loslösung von der Partei, und das entschlossene Handeln des Fraktionsvorsitzenden Kohut und des parlamentarischen Geschäftsführers Mischnick.[27]

Trotz dieser Entscheidung des hessischen Landesverbandes blieb Dehler stark umstritten. Man hatte sich zwar gegen eine Spaltung, aber nicht unbedingt für ihn entschieden. So betonte Kohut in der Sitzung des Organisationsausschusses am 8. März in Koblenz, dass der Verbleib der Hessen keineswegs als Vertrauensbekundung für den Bundesvorsitzenden zu verstehen sei, ganz im Gegenteil: 80% der hessischen FDP seien gegen ihn eingestellt. Zwar ließ Kohut dahingestellt, ob die Gründe hierfür in den Reden Dehlers oder in der Propaganda Eulers und der Union zu suchen seien, nichtsdestoweniger seien die hessischen Abgeordneten entschlossen, für den kommenden Bundesparteitag Becker als Gegenkandidaten zu Dehler zu unterstützen.[28]

Zwar konnte sich Becker auf dem Bundesparteitag in Würzburg am 21. April 1956 nicht gegen Dehler durchsetzen, es gelang ihm jedoch mit den 67 für ihn abgegebenen Stimmen, mehr auf sich zu vereinigen, als die Landesverbände

24 Brief Max Beckers an Thomas Dehler vom 27.02.1956, ADL, NL Dehler, N 1-1485.
25 Wengst (wie Anm. 3), S. XLVIII; Nickel (wie Anm. 2), S. 103.
26 Brief Max Beckers vom 27.02.1956 (wie Anm. 24).
27 Staudt (wie Anm. 4), S. 40.
28 Aktennotiz Oswald Kohuts vom 09.03.1956 über die Sitzung des Organisationsausschusses am 08.03.1956 in Koblenz, ADL, NL Becker, N 11-77.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hessen und Berlin, der Beckers Kandidatur ebenfalls unterstützte, an Stimmberechtigten stellten.[29]

Wie auch im Landesverband Berlin waren die Auswirkungen der Ereignisse des Frühjahres 1956 für den hessischen Landesverband gravierend. Hier stellte der Weggang Eulers und seiner Anhänger eine Existenzgefährdung dar, die nicht nur aus dem Austritt von sechs der neun hessischen Bundestagsabgeordneten resultierte. Die Spaltung wirkte sich sowohl im organisatorischen, wie auch im finanziellen Bereich, und nicht zuletzt im Hinblick auf eine Verunsicherung der Wähler aus, die in den folgenden Wahlen der FDP in Hessen die Unterstützung verwehrten.

Auch wenn sich die hessische FDP auf Landesverbandsebene für einen Verbleib in der Partei ausgesprochen hatte, blieb die Haltung der einzelnen Kreisverbände lange Zeit unklar. So bestätigten manche erst im Mai 1956 ihren Verbleib in der Partei. Schließlich entschieden sich die Kreisverbände Frankfurt, Friedberg, Marburg, Schlüchtern, Wiesbaden und Witzenhausen für die FDP, während Büdingen, Hofgeismar, Hünfeld, Rotenburg und Wolfenhagen aus der FDP austraten.[30]

Der Wiederaufbau der Organisationsstrukturen stellte für den Landesverband in den folgenden Monaten ein großes Problem dar und erwies sich zudem als sehr langwierig. Zwar wurde in der Vorstandssitzung am 1. September 1956 festgehalten, dass bis auf Wolfenhagen und Büdingen alle Kreisverbände wieder bestünden[31], jedoch ist fraglich, inwieweit dies mehr als nur eine nominelle Existenz bedeutete. So beklagte beispielsweise der Kreisverband Rotenburg, dass man einen Wiederaufbau nach der Spaltung versucht habe, diesen aber aufgrund von Geldmangel und fehlender Unterstützung durch den Landesverband nicht weiter fortsetzen könne.[32]

29 Wengst (wie Anm. 10), S. 291f.

30 Brief Max Beckers vom 27.02.1956 (wie Anm. 24); Notiz Werner Stephans für Thomas Dehler vom 29.02.1956, ADL, NL Dehler, N 1-1536; Aktenvermerk Ludwig Schröders betreff des KV Friedberg (s) ! vom 30.4.1956, ADL, LV Hessen, 14426; Aktenvermerk Ludwig Schröders betreff des KV Schlüchtern vom 30.4.1956, ADL, LV Hessen, 14426; Niederschrift über die Jahreshauptversammlung des Kreisverbandes Witzenhausen am 18.05.1956, ADL, NL Gries, N 63-169; Anmerkungen zur Vorstandssitzung am 01.09.1956, ADL, NL Becker, N 11-72; Brief Max Beckers an den LV Hamburg z.Hd. Willy Max Rademachers vom 26.09.1956, ADL, NL Becker, N 11-8; Schreiben Erich Mix an Max Becker vom 04.07.1957, ADL, NL Becker, N 11-8.

31 Anmerkungen zur Vorstandssitzung am 1.09.1956 (wie Anm. 30). Zum Kreisverband Wolfenhagen sei an dieser Stelle noch angemerkt, dass sich dessen Neugründung als besonders schwierig erwies. So war noch im Juli 1958, also mehr als 2 Jahre nach der Spaltung, die Rede davon, dass die Neugründung unmittelbar bevorstünde, was aber auch bereits im Februar 1958 angekündigt worden war. Brief Ludwig Schröders an Max Becker vom 10.02.1958, ADL, NL Becker, N 11-8; Protokoll über die Sitzung des Landesvorstandes am 21.06.1958 vom 04.07.1958, ADL, NL Becker, N11-36.

32 Reaktion des KV Rotenburg vom 31.10.1956 auf das Rundschreiben Nr. 22/56 des LV, ADL, NL Becker, N 11-8; Brief Karl Leonhards an Max Becker und Oswald Kohut vom 22.11.1956, ADL, NL Becker, N 11-23.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Als ausgesprochen problematisch für die FDP Hessen erwies sich auch das Wegbrechen der Unterstützung verschiedener Verbände. So versagte die Führung des hessischen Bauernverbandes, der besonders im ländlichen Nordhessen über großen Einfluss verfügte, den Liberalen nach den Ereignissen des Frühjahres 1956 die Unterstützung und stellte sich stattdessen hinter die CDU.[33]

Die Hessen sahen sich mit dem Problem konfrontiert, dass große Verunsicherung über die weitere programmatische Ausrichtung der Partei herrschte, da immer wieder Gerüchte aufkamen, dass sie auch in Hessen eine Koalition mit der Regierungspartei SPD plane. Der Nachfolger Eulers im Amte des Landesvorsitzenden, Max Becker, bemühte sich, solche Zweifel aus dem Wege zu räumen, indem er wiederholt versicherte, dass die FDP weiterhin als unabhängige Kraft fungiere, die sich weder zum Satelliten der CDU noch der SPD machen lasse. Becker sah die FDP zudem mit einem Gegner konfrontiert, der nicht nur den Spaltern große Geldsummen zur Verfügung gestellt hatte, sondern auch nach der Spaltung noch versuchte, die FDP zu verunglimpfen. »Es wird ganz offensichtlich versucht von einer Seite, die viel Geld hat und die ich nicht näher zu bezeichnen brauche, dauernd widersprechende Nachrichten über die FDP in die Presse zu bringen, um wieder erneut Unruhe unter unseren Wählern zu stiften.«[34]

Diese Unsicherheit über die zukünftige Rolle der FDP im hessischen Parteiensystem führte aber nicht nur zur Verunsicherung möglicher Wähler, auch die hessische Gesellschaft zur Förderung der Wirtschaft sah sich veranlasst, ihre Zahlungen an die FDP einzustellen.[35] Dies hatte große Auswirkungen auf die Liquidität des Landesverbandes, der aufgrund geringer Mitgliederzahlen und der noch nicht geregelten staatlichen Parteienfinanzierung in besonderem Maße auf Spenden aus der Wirtschaft angewiesen war.

33 Brief Max Beckers an Reinhold Maier vom 18.05.1957, ADL, NL Becker, N 11-7; Theo Schiller: Die Freie Demokratische Partei (FDP) in Hessen. In: Dirk Berg-Schlosser u.a. (Hrsg.): Parteien und Wahlen in Hessen 1946-1994. Marburg 1994, Seite 167-187, S. 183; Theo Schiller: Die FDP in Nordhessen. In: Theo Schiller u.a. (Hrsg.): Politische Kultur im nördlichen Hessen. Marburg 1993, S. 246-255, hier S. 249.

34 Brief Max Beckers an Alexander von Engelberg vom 03.12.1956, ADL, NL Becker, N 11-68. Mit dem Vorwurf einer Umorientierung in Richtung der SPD begründetet auch August Martin Euler seinen Austritt aus der Partei: August Martin Euler: Klare Entscheidung nötig (wie Anm. 9).

35 Nach einem Beschluß der Zentralverbände der Wirtschaft wurde die finanzielle Unterstützung für Parteien seit Anfang der fünfziger Jahre vor allem über die neu gegründeten Fördergesellschaften und nicht mehr als Direktspenden abgewickelt. Dies verhalf den Fördergesellschaften zu großem (n)! politischen Einfluß, den (n)! sie nicht nur gegenüber der FDP geltend machten. So waren Zahlungen an die CDU Hessen ausgesetzt worden, als diese sich 1953 zunächst nicht bereit erklärte, ein Wahlbündnis mit FDP und DP einzugehen. Karl-Heinz Adams: Parteienfinanzierung in Deutschland. Entwicklung der Einnahmestrukturen politischer Parteien oder eine Sittengeschichte über Parteien, Geld und Macht. Marburg 2005, S. 95.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Aus diesem Grunde bemühte man sich in den Monaten nach der Spaltung immer wieder, die Fördergesellschaft zur Wiederaufnahme der Zahlungen zu bewegen, was sich aber als wenig erfolgreich erwies. Noch im Februar 1958 erfolgten keine Zahlungen, und auch noch Anfang der sechziger Jahre wurde bemängelt, dass die Unterstützung zu gering ausfalle.[36] Der Rückgang an Spenden und der Wegfall von Mitgliedsbeiträgen durch zahlreiche Parteiaustritte führte, wie bereits angedeutet, zu einer deutlichen Verschlechterung der finanziellen Lage des Landesverbandes, die jedoch auch schon vor der Spaltung problematisch gewesen zu sein scheint.

Zwar fehlen genauere Angaben zu der Zeit vor 1956, aber bereits Anfang 1954 sprach der Bundesschatzmeister Rubin in diesem Zusammenhang von dem »Problem Hessen« und davon, dass Euler eine Prüfung der Bücher zu verhindern suchte.[37]

Direkt nach der Spaltung sah sich der Landesverband dann mit 100.000 DM Schulden konfrontiert, die in einer Aufstellung von Ende August 1956 genauer aufgeschlüsselt sind. Demzufolge belief sich die Gesamtsumme der finanziellen Verbindlichkeiten auf ca. 93.000 DM, in Form von 30.000 DM Fremd- und 38.000 DM parteiinternen Schulden des Landesverbandes.[38] An anderer Stelle war sogar von 48.000 DM parteiinternen Schulden die Rede. Dazu kamen 23.000 DM Schulden des Kreisverbandes Kassel, die allein eine Steuerschuld von 14.000 DM beinhalteten.

Obwohl der monatliche Etat zu diesem Zeitpunkt um 3/4 der vorherigen Ausgaben auf nur 15.000 DM reduziert wurde, fehlten laut eines Briefes an den Bundesverband immer noch monatlich 5.000 DM, um die Kosten zu decken. Die Hilfe des Bundesverbandes sei daher unabdinglich, da man sich sonst nicht in der Lage sehe, die kommenden Wahlkämpfe zu bestreiten. Auch sei eine Übernahme der Schulden, zumindest teilweise, vonnöten. So stellte der Landesgeschäftsführer Ludwig Schröder fest: »Ohne diese finanzielle Stärkung wird der Landesverband Hessen nicht länger existenzfähig sein.«[39]

Der Bundesverband erklärte sich dann auch bereit, dem Kreisverband Kassel, der sich allein schon 23.000 DM Schulden gegenüber sah, ein Darlehen von

36 Siehe Brief Max Beckers an Theo Psotta vom 05.12.1956, ADL, NL Becker, N 11-26; Aktennotiz Ludwig Schröders betreff eines Gesprächs mit dem Geschäftsführer der Fördergesellschaft Schröder vom 29.08.1956, ADL, NL Becker, N 11-68; Brief Ludwig Schröders an Max Becker vom 10.02.1958, ADL, NL Becker, N 11-8; Brief Heinz Herbert Karrys an Hans Wolfgang Rubin vom 03.05.1962, ADL, NL Mischnick, A 24-73.

37 Brief Hans Wolfgang Rubins an Thomas Dehler vom 15.02.1954, ADL, NL Dehler, N1-1343.

38 Beratungspunkte für die Sitzung des geschäftsführenden Landesvorstandes am 03.08.1956, ADL, NL Becker, N 11-68; Anmerkungen zur Vorstandssitzung am 1.9.1956 (wie Anm. 30).

39 Kommentar des LV Hessen vom 29.08.1956 zu den Besprechungspunkten der Bundesvorstandssitzung, ADL, NL Becker, N 11-68.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

15.000 DM zu gewähren.[40] Hinzu kamen noch Zahlungen des Fraktionsvorstandes der FDP im hessischen Landtag von insgesamt 20.000 DM, so dass wenigstens die Dezembergehälter und ein Teil des Weihnachtsgeldes an die hauptamtlichen Mitarbeiter gezahlt werden konnten.[41] Aber nicht nur der Bundesverband wurde um Hilfe ersucht, Max Becker wandte sich in seiner Eigenschaft als Landesvorsitzender Hessens Ende September 1956 an den Landesverband Hamburg mit der Bitte, eine Patenschaft für die neugegründeten Kreisverbände Hünfeld und Rotenburg zu übernehmen. Diese Patenschaft sollte in Form von monatlichen Zahlungen bis Ende des Jahres in Höhe von 600 bzw. 250 DM erfolgen, damit der kommende Kommunalwahlkampf zu bestreiten sei.[42]

Die Spaltung im Frühjahr musste sich geradezu zwangsläufig auf die Ergebnisse der Kommunalwahlen im Herbst 1956 auswirken. Durch die ständig in der Presse ausgetragenen Auseinandersetzungen zwischen FDP- und FVP-Funktionsträgern waren die Wähler verunsichert, der FDP haftete das Odium einer möglichen Koalition mit der SPD an, es fehlte an finanziellen Mitteln, um im üblichen Umfang Wahlkampf zu betreiben, und gerade in Nordhessen hatten Bauernverband und andere Mittelstandsverbände der FDP die Unterstützung entzogen.

Ein weiteres Problem stellte sich der FDP in der Tatsache, dass sie seit 1952 in vielen Kreistagen nur im Rahmen von überparteilichen Wählervereinigungen vertreten war, was sich nach der Spaltung als deutlicher Nachteil erwies. Theo Schiller spricht in diesem Zusammenhang vom »investierten Potential, dass sich nur schwer aus diesen Blockbindungen herauslösen« ließ. Insbesondere der CDU gelang es, kleinere Gruppen der bürgerlich-nationalen Sammlung an sich zu binden.[43]

Entsprechend fielen die Wahlergebnisse aus: Im Vergleich zu den Kommunalwahlen 1952 verlor die FDP auf Gemeindeebene 2,9, in den kreisfreien Städten 8,8 und bei den Kreiswahlen 5,5 Prozentpunkte.[44]

Noch gravierender gestalteten sich die Verluste der folgenden Bundes- und Landtagswahlen 1957 und 1958. Hatte die FDP bei der Bundestagswahl 1953 in Hessen noch 19,7% der Stimmen erringen können, so reduzierte sich 1957 das Ergebnis um über 10 Prozentpunkte auf 8,5% der Stimmen. Ein ähnliches Bild ergab sich für die Landtagswahlen, wo sie von 20,5% im Jahre 1954 auf

40 Anmerkungen zur Vorstandssitzung am 01.09.1956 (wie Anm. 30); Brief des Bundesschatzmeisters Rubin an Max Becker vom 05.09.1956, ADL, NL Becker, N 11-68.
41 Brief Ludwig Schröders an Max Becker vom 18.12.1957, ADL, NL Becker, N 11-71.
42 Brief Max Beckers vom 26.09.1956 (wie Anm. 30).
43 Schiller, Nordhessen (wie in Anm. 33) S. 250; Schiller, FDP in Hessen (wie in Anm. 33) S. 182.
44 Dirk Berg-Schlosser u.a. (Hrsg.): Parteien und Wahlen in Hessen 1946-1994. Marburg 1994, S. 309f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

9,5% 1958 absank.[45] Ein Grund für die schlechten Wahlergebnisse dürfte zudem darin zu suchen sein, dass die Partei auch nach der Spaltung in der Öffentlichkeit immer noch den Eindruck einer sehr heterogenen Gruppierung vermittelte. Immer wieder wurden innerparteiliche Auseinandersetzungen über die Presse ausgetragen. So sorgten die Streitigkeiten zwischen Kreisverband und Stadtverordnetenfraktion in Frankfurt im Sommer 1956 für so viel Aufsehen, dass man sich mit dem Problem auch in der Bundesvorstandssitzung beschäftigte.[46]

Auch der Landesprüfungsausschuss wurde immer wieder zu Rate gezogen, wenn es darum ging, das Verhalten von politischen Gegnern auf seine Angemessenheit zu überprüfen, selbst wenn es sich um Lappalien handelte.[47]

In den folgenden Jahren wurde versucht, die Parteiabläufe zu professionalisieren und die Rolle des Landesverbandes gegenüber der der Kreisverbände zu stärken. Auch von einer Neuordnung der Finanzorganisation war bereits im Dezember 1956 die Rede.[48]

Trotz aller Bemühungen wuchsen die Schulden des Landesverbandes jedoch bis auf 250.000 DM nach dem Bundestagswahlkampf von 1961 an.[49]

Wie bereits zuvor wurde der Bundesverband um Unterstützung gebeten.[50] Darüber hinaus wurde auch von den Mandatsträgern der FDP in Hessen voller Einsatz erwartet. Laut eines Beschlusses der Landesvorstandssitzung vom Januar 1963 wurden die Mitglieder des Bundestags um eine Bürgschaft über 10.000 DM und Mitglieder des Landtages und des Vorstandes um jeweils eine Bürgschaft über 5.000 DM ersucht.[51]

Da es aber Anfang der 60er Jahre, wie auch auf Bundesebene, wieder gelang, die Wahlergebnisse zu stabilisieren, indem man unter anderem Teile der ländlichen Bevölkerung vorübergehend zurückgewann und den handwerklichen Mittelstand wieder an sich binden konnte, besserten sich langsam die Spendeneinnahmen des Landesverbandes. Entscheidend dafür war auch der Ein-

45 Bernd Heidenreich/Konrad Schacht (Hrsg.): Hessen. Eine politische Landeskunde. Stuttgart 1993, S. 208f.

46 Protokoll der Bundesvorstandssitzung am 18.07.1956, in: FDP-Bundesvorstand (wie in Anm. 10), Seite 186-192, S. 190.

47 So sollte sich Heinrich Rodemer, Mitglied des Landesvorstandes und des Landtages, einem solchen Verfahren unterziehen, weil er den Landesvorsitzenden Max Becker als »Schwein« bezeichnet hatte. Brief Richard Hammers an Oswald Kohut vom 20.02.1958, ADL, NL Becker, N 11-6.

48 Brief des Landesverbandes Hessen vom 06.12.1956 an alle Kreisvorsitzenden, Kreisschatzmeister, Bezirksgeschäftsführer und Kreisgeschäftsführer betreff der Tagung der Kreisschatzmeister, ADL, NL Becker, N 11-79.

49 Schreiben Heinz Herbert Karrys vom 03.05.1962 (wie Anm. 36).

50 Ebd; Brief Heinz Herbert Karrys an Hans Wolfgang Rubin vom 15.11.1962, ADL, LV Hessen, 14421.

51 Beschlussprotokoll der Landesvorstandssitzung am 05.01.1963 vom 09.01.1963, ADL, NL Gries, N 63-246.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

satz Heinz Herbert Karrys als Landesschatzmeister. Bis November 1965 konnten alle Schulden des Landesverbandes gegenüber der Bundespartei abgebaut werden und nur einen Monat später konnte die Landesvorstandssitzung melden, dass die finanzielle Situation des Landesverbandes zufriedenstellend sei.[52]

Die sechziger Jahre brachten schließlich diverse Veränderungen mit sich, die aber bereits nach der Spaltung 1956 ihren Anfang genommen hatten. Wie bereits erwähnt, wandelte sich der Landesverband von einer nationalistisch-konservativen zu einer eher national-liberalen Ausrichtung mit einer Betonung der wirtschaftsliberalen Prägung, die aber auch linksliberalen Strömungen die Möglichkeit zur Entfaltung gab.[53]

Als Oswald Kohut aus Protest gegen den Eintritt der FDP in das Kabinett Adenauer vom Landesvorsitz der hessischen FDP zurücktrat, den er 1958 von Max Becker nach dessen Rückzug aus gesundheitlichen Gründen übernommen hatte, übernahmen seine beiden Stellvertreter Heinrich Kohl und Wolfgang Mischnick von November 1961 bis Februar 1962 die geschäftsführende Leitung des Landesverbandes. Mischnicks Niederlage gegen Kohl bei der Wahl um den Landesvorsitz auf dem Landesparteitag im Februar 1962 zeigte zweierlei: Der Landesverband war noch nicht für die von Mischnick parteiintern angekündigte Richtungsentscheidung bereit, die von ihm propagierte Offenheit auch gegenüber den Sozialdemokraten war noch nicht mehrheitsfähig. Ebenso deutlich zeigte die Wahl des Landrates von Frankenberg, Heinrich Kohl, der in Nordhessen fest verankert war, dass die nordhessischen Kreise den Landesverband noch immer dominierten.[54]

Diese Dominanz nahm im Laufe der sechziger Jahre aber stark ab, es erfolgte eine Verschiebung nach Südhessen, mit der auch erneut Verluste in der bäuerlichen Wählerbasis verbunden waren.[55] Diese Verluste, wie auch die Abnahme der gewerblichen und kaufmännischen Selbstständigen unter der Wählerschaft der FDP korrelierten mit der allgemeinen, sozialen Entwicklung in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren, die unter anderem mit dem Begriff der »Tertiärisierung der Wirtschaft« beschrieben wird. Der sogenannte »neue Mittelstand«, also Angestellte und Beamte, wurden zur stärksten Wählergruppe.

Der Wandel, den der Landesverband auch in programmatischer Hinsicht in dieser Zeit vollzogen hatte, wurde dann durch die Wahl Wolfgang Mischnicks zum neuen Landesvorsitzenden im Juni 1967 offensichtlich. Mischnick stand für einen reformorientierten und koalitionspolitisch offeneren Kurs, der auch

52 Beschlussprotokoll der Landesvorstandssitzung am 04.12.1965 vom 13.12.1965, ADL, NL Gries, N 63-246.
53 Schiller, FDP in Hessen (wie in Anm. 33), S. 170.
54 Staudt (wie in Anm. 4), S. 77.
55 Schiller, FDP in Hessen (wie in Anm. 33) S. 174

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

eine Koalition mit der SPD nicht mehr ausschloss. Man hatte erkannt, dass Regierungsverantwortung in Hessen zunächst nur über die Sozialdemokraten zu erreichen war, und dass die absolute Mehrheit der SPD nur durch das Abziehen von Teilen ihrer Wähler zur FDP zu verhindern war.
Nach den Landtagswahlen 1970 in Hessen, die ganz im Zeichen der Bundespolitik standen, kam es dann zu der Bildung einer sozial-liberalen Koalition, die der schwächelnden Koalition in Bonn den Rücken stärkte, und die die zweite große Zäsur in der Geschichte der hessischen FDP darstellte.
Nachdem die Spaltung im Jahre 1956 die Partei existentiell bedroht hatte, was vor allem durch den Einsatz einzelner, wie Max Becker, Oswald Kohut und Wolfgang Mischnick, sowie durch wiederholte finanzielle Unterstützung des Bundesverbandes verhindert wurde, konnte sie 1970 Regierungsverantwortung übernehmen; gemeinsam mit der SPD, was wenige Jahre zuvor in Hessen noch völlig undenkbar gewesen wäre.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Monika Faßbender

Die Friedrich-Naumann-Stiftung als Vermächtnis von Theodor Heuss?

Offensichtlich braucht jede Institution, die ein gewisses Alter erreicht, einen Gründungsmythos. Der Gründungsmythos der Friedrich-Naumann-Stiftung heißt Theodor Heuss. Auf ihrer Webseite wirbt die Stiftung bei der Beschreibung ihres Profils mit einem Zitat und einem Bild von Heuss[1], und ihre Chronik[2] beginnt mit dem Satz, dass die Stiftung am 19. Mai 1958 »im Haus des Bundespräsidenten« gegründet wurde. In der Todesanzeige für Heuss hatte die Stiftung diesen als ihren »Gründer und Protektor«[3] bezeichnet. Und nicht zuletzt wird man die Tatsache, dass die Stiftung ihre erste Bildungsstätte nach Theodor Heuss benannte, als den in Stein gehauenen Anspruch ansehen, sein Vermächtnis zu pflegen.

Diese Herausstellung der Bedeutung von Heuss für die Stiftung geht zurück auf deren ersten Geschäftsführer, Werner Stephan, dessen Darstellung der Stiftungsgründung[4] das Wissen der Stiftung von sich selbst über viele Jahre prägte. Stephan[5], Reichsgeschäftsführer der DDP in der Weimarer Republik, hatte während seiner späteren Tätigkeit im Propagandaministerium Heuss geholfen, unter Pseudonym zu publizieren, und Heuss zeigte sich dankbar, indem er Stephan 1951 zum Geschäftsführer der »Dankspende des deutschen Volkes« machte. 1955 war Stephan von der FDP zu deren Bundesgeschäftsführer berufen worden, ein Amt, das er bis 1959 innehatte.

Als Stephan Bundesgeschäftsführer wurde, befand sich die FDP in einer schwierigen Phase. Der »Jungtürken-Aufstand« in Düsseldorf und die Abspaltung eines Teils der Fraktion im Jahre 1956 führten zusammen mit dem Verlust der Regierungsbeteiligung auf Bundesebene 1957 in Teilen der FDP zu dem Wunsch, zu einer inhaltlichen Neubestimmung des Liberalismus zu kommen. Die Einrichtung einer »Bundesparteischule« und die Gründung

1 http://www.fnst-freiheit.org/webcom/show_article.php/_c-419/_lkm-556/i.html.
2 http://www.fnst-freiheit.org/webcom/show_article.php/_c-692/_nr-1/_lkm-1011/i.htm
3 Todesanzeige für Theodor Heuss, in: Archiv des Liberalismus (im folgenden ADL), Bestand FNSt, Akte 7808: Korrespondenz Geschäftsführung –Vorstand.
4 S. zuletzt Werner Stephan: Die Friedrich-Naumann-Stiftung. Entstehung und Entwicklung, in: Jahresbericht 1983, S. 20-33.
5 Zu Werner Stephan s. zuletzt: Barthold C. Witte: Liberaler in schwierigen Zeiten – Werner Stephan, in: Jahrbuch zur Liberalismusforschung 18 (200&), S. 239-254.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Zeitschrift »liberal«[6] sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Als ein Urteil des Bundesverfassungsgerichtes 1958 die Abzugsfähigkeit von Spenden an Parteien aufhob und es infolgedessen zu einem Spendenrückgang auch bei der FDP kam, traten finanzielle zu den inhaltlichen Motiven hinzu: Für die Bundesparteischule war kein Geld mehr da, und bei der Suche nach einem »Ersatz« geriet die Staatsbürgerschule Naumanns als Vorbild für eine liberale Bildungseinrichtung in den Fokus.

In einem ersten Schritt soll im Folgenden der Anteil von Heuss an der Stiftungsgründung beschrieben werden. Die Quellenlage zur Gründung der Stiftung lässt keine Aussage darüber zu, wer die Initiative ergriff und wer die ersten Schritte einleitete. Die erste Aktennotiz zu einer Stiftungsgründung datiert vom November 1957. Werner Stephan hält darin nach einem Gespräch mit Bundesschatzmeister Rubin fest: »Friedrich-Naumann-Stiftung soll vorangetrieben werden. (...) Die Beschleunigung erscheint auch deswegen geboten, damit Dr. Mende seinen Antrag, Geld vom Westdeutschen Rundfunk für die von uns vertretenen kulturellen Zwecke zu erhalten, mit Nachdruck vertreten kann.«[7]

Stephan suchte sich in der Frage der Stiftungsgründung eng mit Bundespräsident Heuss abzustimmen – vermutlich ist das aus eigenem Antrieb und nicht auf Drängen der Partei geschehen. Bereits wenige Tage nach der erwähnten Aktennotiz hielt er nach einem Besuch bei Bundespräsident Heuss fest: »Gestern trug ich dem Herrn Bundespräsidenten den Plan, eine Friedrich-Naumann-Stiftung zu gründen, vor. Er erwies sich als recht interessiert an diesem Plan, betonte aber, dass er selbst nicht in den Vorstand oder das Kuratorium der Stiftung eintreten könne, da die Stiftung doch natürlich in enger Anlehnung an die Partei aufgebaut werden müsse. Ich erklärte demgegenüber, dass wir an einen überparteilichen Rahmen, wie den von der Friedrich-Ebert-Stiftung gewählten, dächten. Er verstand dies sofort und sagte: ›Natürlich, das ist auch richtig, aber niemand täuscht sich doch darüber, dass die Friedrich-Ebert-Stiftung eine sozialdemokratische Angelegenheit ist, wenn sie auch nicht streng auf der Parteilinie steht. Ebenso muss es natürlich auch bei der Friedrich-Naumann-Stiftung gehalten werden, dass sie liberal gestaltet wird und sich in enger Anlehnung an die FDP befindet.‹« [8] Ob Stephan

6 Zur Geschichte der Zeitschrift »liberal« s. Ulrich Josten: Für einen erneuerten Liberalismus. Die Zeitschrift »liberal« und die FDP bis 1969. Hamburg 2001.

7 ADL, Bestand FDP, Organisationsausschuß, Akte 66, Aktennotiz Stephan vom 26.11.1957. In den ersten Jahrzehnten unterstützte der WDR aus den Überschüssen von Gebühren, Erträgen aus der Werbung und sonstigen Einnahmen die kulturelle Arbeit in Nordrhein-Westfalen z. T. erheblich. Die Verteilung dieser Gelder war in einem eigenen »WDR-Gesetz« geregelt. Mitte der 70er Jahre wurde diese Art der Kulturförderung ohne Programmbezug aufgegeben. Vgl.: Am Puls der Zeit. 50 Jahre WDR, Bd. 1: Die Vorläufer 1924-1955, Köln 2006 S. 310f. und Bd. 2: Der Sender. Weltweit und nah dran 1956-1985, S. 48 f. u. S. 419 ff.

8 ADL, Bestand FNSt – Geschäftsführung, Akte 20842, Aktennotiz Stephan vom 10.12.1957.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nun Heuss diese Worte in den Mund legt oder ob sie wirklich so gefallen sind, muss dahin gestellt bleiben – in den Akten des Bundespräsidialamtes wie im Nachlass Heuss findet sich zur Darstellung Stephans keine Gegenüberlieferung. Wichtig war für Stephan (und die potentiellen Gründer) auf jeden Fall, dass Heuss gegen die Gründung einer Stiftung, die nach seinem politischen Lehrer Friedrich Naumann benannt werden sollte[9], keine Einwände hatte. Allerdings wird es Heuss sein, der – wie zu zeigen sein wird – mit dazu beitrug, dass die Stiftung in ihren ersten Arbeitsjahren eher auf einen parteifernen Kurs geriet.

Auch die weiteren Schritte zur Stiftungsgründung unternahm Stephan in enger Abstimmung mit Heuss. Bei einem bereits wenige Wochen später stattfindenden Termin stand das Thema Stiftungsgründung erneut im Vordergrund. Es erstaunt, über welche Details Stephan Heuss informierte: Er legte ihm ein Exemplar der geplanten Satzung vor, Listen von Personen für Vorstand und Kuratorium sowie Entwürfe von Schreiben an die zukünftigen Mitglieder dieser Stiftungsgremien[10]: »Professor Heuss zeigte sich sehr interessiert und erklärte, daß er die Absicht habe, sich möglichst stark zu beteiligen. Auf die Frage von Min.-Dir. Bott, ob denn das ginge, erklärte er: ›Ach, das ist mir gleichgültig, ob damit jemand einverstanden ist oder nicht einverstanden ist. Es ist eine mir sehr am Herzen liegende Sache‹.«

Vermutlich auf Anregung von Heuss erarbeitete Stephan eine Liste mit 90 Namen von Wissenschaftlern, Publizisten und Industriellen, aus denen der Gründungskreis der Stiftung ausgewählt werden sollte. Die Liste entspricht zwar dem im ersten Gespräch von Heuss geäußerten Wunsch, »markante Persönlichkeiten des Kulturlebens« anzusprechen[11], allerdings sind nur wenige aktive FDP-Politiker aufgeführt – ein erstes Indiz dafür, dass der Gedanke einer parteinahen Stiftungsgründung eher in den Hintergrund getreten war. Das belegt auch eine von Werner Stephan verfasste Notiz vom 18. März 1958 für Rubin, in der er schreibt: »Als Gründer der Friedrich-Naumann-Stiftung wären etwa 7 Persönlichkeiten aus der folgenden Liste auszuwählen« – es folgen die Namen von Hans-H. Biermann-Ratjen, Walter Erbe, Hermann Heimpel, Georg Hohmann, H.A. Kluthe, Paul Luchtenberg, Reinhold Maier, Hans Wolfgang Rubin, Emmy Beckmann, Paul Sethe, Dorothea von Velsen, Fritz Meyer-Struckmann, Hans Walz und Hans Wenke – mithin von Persönlichkei-

9 In seiner Stiftungsgeschichte in der Festschrift für Paul Luchtenberg gibt Stephan den Hinweis, dass Marie-Elisabeth Lüders Gustav Stresemann als Namensgeber vorgeschlagen habe. Heuss habe das entschieden abgelehnt: Naumann werde der Stiftung »das Gesicht geben«. Werner Stephan: Die Friedrich-Naumann-Stiftung. Entstehung und Entwicklung, in: Kulturpolitik und Menschenbildung, Festschrift für Paul Luchtenberg, Neustadt/Aisch 1965, S. 81-97, hier S. 83.

10 Ebd., Aktennotiz Werner Stephan vom 20. 1. 1958, auch für das Folgende.

11 ADL, Bestand FNSt, Geschäftsführung, Akte 20842, Aktennotiz W. Stephan vom 10.12.1957.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ten, die bis auf Rubin und Maier nicht zur Führung der FDP gehörten und zu einem großen Teil (Heimpel, Sethe, Meyer-Struckmann, Walz, Wenke) noch nicht einmal Mitglieder der FDP waren.

Die Satzung wurde von Stephan offenbar in enger Abstimmung mit dem Justitiar des Bundespräsidialamtes, Dr. Einsiedel, formuliert[12]. In den Akten befindet sich ein von Einsiedel vorgeschlagener Satzungstext vom 4. März 1958, der mit der Präambel beginnt: »Das Gedankengut, das Friedrich Naumann der Nachwelt hinterlassen hat, wird im Bereich des politischen Lebens unabhängig vom Wandel der Zeiten seine Gültigkeit behalten. In dem Bestreben, dieses Gedankengut dem deutschen Volk nahezubringen und dadurch zur Stärkung des Persönlichkeitsgedankens in der Politik beizutragen, errichten die Unterzeichneten ...«[13]. Stephan ergänzte handschriftlich »Stärkung des Persönlichkeitsgedanken in der Politik« durch »Stärkung der liberalen, sozialen und nationalen Ideen«.

Diese Formulierung wird im § 2, der den Stiftungszweck definiert, erneut aufgegriffen: »Die Stiftung dient ausschließlich dem gemeinnützigen Zweck, politisch Interessierten Wissen im Sinne der liberalen, sozialen und nationalen Ziele Friedrich Naumanns zu vermitteln, Persönlichkeitswerte lebendig zu erhalten und moralische Grundlagen in der Politik stabilisieren zu helfen.« Drei Instrumente zur Erfüllung dieses Stiftungszweckes sind hierzu aufgeführt: Schaffung von Begegnungsstätten, »in denen politisch interessierten Menschen in Kursen Gegenwartsprobleme sowie historische und ideengeschichtliche Entwicklungen nahegebracht werden«, Finanzierung von »Auslandsreisen junger Menschen« und das »Zusammenwirken mit gleichgesinnten Menschen und Gruppen im Ausland«.[14]

Offizielles Gründungsdatum der Stiftung ist der 19. Mai 1958. An diesem Tag traf sich in der Villa Hammerschmidt auf Einladung[15] des FDP-Bundes-

12 S. hierzu Brief Werner Stephans an Hans Wolfgang Rubin vom 7.3.1958: »Die Gestaltung im einzelnen ist von dem Justitiar des Bundespräsidialamtes (...) – der schon zahlreiche Satzungen für Stiftungen, an denen der Bundespräsident interessiert ist, ausgearbeitet hat – vorgenommen worden.« ADL, Bestand FNSt, Akte 7808, Korrespondenz Geschäftsführung – Vorstand.

13 ADL, Bestand FNSt, Aufbau der Stiftung, Akte 20842: Entwurf Stiftungsurkunde und Satzung, auch für das Folgende. Der von Stephan und Einsiedel erarbeitete Satzungsentwurf wurde mit Schreiben vom 20. April 1958 dem zuständigen Regierungspräsidium in Köln sowie dem Innenministerium in Düsseldorf vorgelegt und in seiner endgültigen Form am 9. Mai erneut eingereicht. Diese Satzung wurde durch das nordrhein-westfälische Innenministerium am 27. Juni 1958 genehmigt. Mit Schreiben vom 31. Juli 1958 erteilte das Finanzamt Bonn der Stiftung die Gemeinnützigkeit.

14 Im Laufe der Jahre wurde dieser Paragraph der Satzung um die neu hinzugekommenen Aufgaben erweitert. Die aktuelle Fassung s.: http://www.fnst-freiheit.org/webcom/show_page.php/_c-445/_nr-1/_lkm-648/i.html.

15 Maier lud mit Schreiben vom 23.4. 1958 zu der Gründungsversammlung ein. Dies geht aus dem Antwortschreiben Luchtenbergs vom 26.4. hervor. ADL, Bestand FNSt, Korrespondenz Geschäftsführung -Vorstand, Akte 7808. Leider ist das Schreiben Maiers in den Akten nicht erhalten.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vorsitzenden Reinhold Maier der vorgeschlagene Gründungskreis[16] sowie Werner Stephan, Hans Bott und der Justitiar des Bundespräsidialamtes Einsiedel[17]. Wegen Krankheit entschuldigt fehlten Emmy Beckmann und Josef Winschuh; ebenfalls nicht erschienen waren Hans Walz, der einen Vertreter geschickt hatte, Hans H. Biermann-Ratjen, der seine Stimme auf Reinhold Maier übertragen hatte, und Hermann Heimpel. Reinhold Maier, der per Akklamation als Versammlungsleiter bestätigt wurde, stellte die Intentionen und Vorschläge für die weitere Arbeit vor und hob gleich zu Beginn hervor, dass nicht nur Mitglieder der FDP bei der Stiftung mitarbeiten könnten und dass die Arbeit in keiner Beziehung zu einer Partei, aber zur Politik stehe. Des Weiteren könne ohne Theodor Heuss, den »Jünger und geistigen Erben Friedrich Naumanns«, keine Naumann-Stiftung gegründet werden. Heuss setzte als erster seine Unterschrift auf die Gründungsurkunde. Mit der ausdrücklichen Begrüßung von Hans Albert Kluthe als Vorsitzendem der Deutschen Gruppe der Liberalen Weltunion bekräftigte Maier den Anspruch der zu gründenden Stiftung, auch international tätig sein zu wollen. Albrecht Menke nahm als Vertreter des Liberalen Studentenbundes teil, sollte aber die Gründungsurkunde nicht unterzeichnen, sondern wurde in das Kuratorium kooptiert.

Da Heuss auf die Zusammensetzung des Gründungskreises entscheidend Einfluss genommen hatte, wird eine nähere Betrachtung der biographischen Hintergründe erste Hinweise auf die Frage geben, was Heuss sich von der Arbeit der Stiftung erwartete. Von den fünfzehn Stiftungsgründern waren fünf in den 80er und drei in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts geboren, sechs entstammten dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts und Hans Wolfgang Rubin war mit dem Geburtsjahrgang 1919 mit Abstand das jüngste Mitglied im Gründungskreis. Die Mehrheit der Gründer war also (z. T. weit) über 60 Jahre alt, hatte Kaiserreich, Weimarer Republik und Hitlerdiktatur bewusst erlebt und war geprägt durch ein bildungsbürgerliches Verständnis von Liberalismus. Dieses Selbstverständnis prägte die Arbeit der Stiftung in den ersten Jahren und führte zu ihrer später zu erläuternden Parteiferne.

Emmy Beckmann und Dorothee von Velsen waren Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung und brachten in die Stiftung vielfältige pädagogische Erfahrungen und vor allem den Glauben an die Kraft der Bildung ein. Beide waren Mitglied der DDP gewesen und hatten sich nicht, wie viele Frauen ihrer Generation, durch den Nationalsozialismus verführen lassen, Beckmann war vielmehr 1933 aus ihrem Amt als Oberschulrätin in Hamburg entlassen worden. Beide waren während der Weimarer Republik in der Frauenbewegung

16 Paul Sethe war nicht dabei. Aus den Akten läßt sich nicht belegen, ob und wenn nein, warum er nicht eingeladen war.

17 Protokoll der Sitzung in ADL, Bestand Kuratorium, Akte 8105, auch für das Folgende. Der Redezettel Maiers in: ADL, Bestand FNSt, Aufbau der Stiftung, Akte 20842.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aktiv gewesen: Beckmann hatte als Nachfolgerin von Helene Lange das Amt der Vorsitzenden des »Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins«, von Velsen dasjenige der Vorsitzenden des »Allgemeinen Deutschen Frauenvereins« sowie des »Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes« innegehabt. Beide engagierten sich nach dem Krieg in der FDP: von Velsen gehörte zu den Mitbegründerinnen der bayerischen FDP und Beckmann wurde, wie schon in der Weimarer Republik, Abgeordnete der Hamburger Bürgerschaft.

Ähnliche Gemeinsamkeiten bei den übrigen Gründern festzustellen, ist schwieriger. Die Professoren Erbe, Heimpel, Hohmann und Wenke galten als angesehene Hochschullehrer, wobei Heimpel keinerlei Verbindung zum organisierten Liberalismus hatte und sich auch nicht in der Stiftung engagierte[18]. Seine Berufung ging ausschließlich auf Theodor Heuss zurück, der ihn in einem Gespräch mit Stephan als »sehr geeignet« für das Kuratorium empfahl[19]. Der Tübinger Rechtsphilosoph Erbe, wegen ›defätistischer‹ Äußerungen im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 in Berlin verhaftet, war 1946 Dekan der juristischen Fakultät an der Humboldt-Universität gewesen, aber schnell in Konflikt mit der sowjetischen Besatzungsmacht geraten. Er floh vor einer drohenden Verhaftung im November1946 nach Tübingen, wo er Vorsitzender des Entnazifizierungsausschusses an der Universität und 1948 Rektor wurde. 1950 trat er in die FDP ein, in der er sich vor allem für einen ›kulturell geprägten‹ Liberalismus einsetzte. Da er in der Weimarer Republik politisch nicht aktiv war, gehörte er nicht zum Freundeskreis von Heuss, mit dem ihn aber sein Liberalismusverständnis verbunden haben dürfte.

Zum Freundeskreis von Heuss (und schon von Naumann) gehörte dagegen der 1880 geborene Georg Hohmann, der als »Doyen der deutschen Orthopädie« galt.[20] Hohmann, während der Weimarer Republik Vorsitzender der DDP in Bayern und 1918-1920 Abgeordneter im Provisorischen Nationalrat bzw. im Bayerischen Landtag, stand bei Stiftungsgründung als ehemaliger Direktor der Orthopädischen Universitätsklinik in München und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Orthopädie auf dem Höhepunkt seines wissenschaftlichen Ansehens.

18 In einem Brief an Heuss schreibt Heimpel im April 1961 vom »totalen Versagen(s) in der Friedrich-Naumann-Stiftung«: Bundesarchiv (im folgenden BArch) Koblenz, Nachlaß (im Folgenden NL) Theodor Heuss, N 1221/470. Heimpel scheidet bereits 1962 aus dem Kuratorium aus. In den Akten der Stiftung ist er mit einem einzigen Brief vom Februar 1959 vertreten, in dem er Walter Bußmann, Werner Conze oder Theodor Schieder als Referenten für die Tagung »Liberalismus und Massendemokratie« vorschlägt: Heimpel an W. Erbe am 10.2.1959, in: ADL, Bestand FNSt, Korrespondenz Geschäftsführung – Vorstand, Akte 7808.

19 Aktennotiz Werner Stephan vom 10.12.1957, in: ADL, Bestand FNSt, Aufbau der Stiftung, Akte 20842.

20 Die Deutsche Gesellschaft für Orthopädie verleiht heute noch eine »Georg-Hohmann-Plakette«. 1959 war auf Anregung Hohmanns in Würzburg das »Orthopädische Geschichts- und Forschungsmuseum« gegründet worden, das 1995 nach Frankfurt am Main verlegt wurde.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Der Pädagogik- und Philosophieprofessor Hans Wenke hatte als Vorsitzender des »Deutschen Ausschusses für Erziehungs- und Bildungswesen« und als Schul- und Kultursenator in Hamburg praktische Erfahrungen in der Bildungspolitik gemacht. Außerdem hatte er beim Aufbau des NWDR-Schulfunks mitgewirkt und lange Zeit wöchentliche Kommentare zur Kulturpolitik im Rundfunk gesprochen. Er war mithin als Theoretiker wie als Praktiker eine ideale Wahl für den Aufbau einer politischen Stiftung. Geworben für eine Mitarbeit in der Stiftung hatte ihn Biermann-Ratjen und Wenke betont in einem Schreiben an Werner Stephan ausdrücklich, dass er parteipolitisch nicht gebunden sei und dass dies die Voraussetzung seiner Mitarbeit sei[21].

Die dritte Gruppe des Gründungskreises bildeten die Politiker Biermann-Ratjen, Luchtenberg, Maier[22] und Rubin. Paul Luchtenberg, vor dem Krieg Pädagogikprofessor in Darmstadt und Dresden, war 1936 zwangsemeritiert worden, weil er als Anhänger der Naturphilosophie und pädagogischer Reformen galt und in »undeutschem Geiste« lehre[23]. Er zog sich als Privatier ins heimische Burscheid zurück und wurde in dieser Zeit, wie er selber sagte, zum »homo politicus«. 1945 gehörte er zu den Mitbegründern der FDP und vertrat die Liberalen 1950 bis 1956 im Bundestag, wo er zuständig für Bildungs- und Kulturfragen war. Nach dem Sturz der Regierung Arnold wurde er 1956 Kultusminister in Nordrhein-Westfalen. Er vertrat die Auffassung, dass Bildung neben Kapital und Arbeit der 3. Faktor im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben sei, und stand somit neben Erbe, den er als Vorsitzenden der Stiftung 1961 ablöste, für eine kultur- und bildungsgeschichtliche Tradition des Liberalismus.

In diese Tradition einreihen kann man auch den Hamburger Rechtsanwalt und Notar Hans Harder Biermann-Ratjen, der als Vorsitzender des Hamburger Kunstvereins in den 20er Jahren dort die erste Ausstellung über zeitgenössische Kunst initiierte. 1953 bis 1966 war Biermann-Ratjen Chef der Hamburger Kulturverwaltung, ein Amt, das er bereits 1945 für einige Monate innegehabt hatte. Seit 1949 vertrat er die FDP in der Hamburger Bürgerschaft. Biermann-Ratjen, der im Krieg u. a. einen Roman geschrieben hatte,

21 Hans Wenke an Werner Stephan, 22.4.1958, in: ADL, Bestand FNSt, Akte 7808: Korrespondenz Vorstand-Geschäftsführung.

22 Zur Biographie Maiers s. Klaus Matz: Reinhold Maier (1889-1971). Eine politische Biographie, Düsseldorf 1989. Maiers aktive Mitarbeit in der Stiftung war mit der Gründung und der Leitung der 1. Kuratoriumssitzung beendet. Werner Stephan hat in einem Brief an Maier dessen Bedeutung für die Stiftungsgründung hervorgehoben: »Wenn der Aufbau der Friedrich-Naumann-Stiftung (…) so reibungslos gelang, so ist das auch Ihnen und Ihrer engen Beziehung zu Theodor Heuss großenteils mit zu verdanken.« ADL, Bestand FNSt, Korrespondenz Geschäftsführung, Akte 8110, Brief vom 15.10.1964.

23 Zur Biographie Luchtenbergs s. Lore Reinmöller: Weg und Werk. Ein Beitrag zum Lebensbild Prof. Dr. Paul Luchtenbergs, in: Sonderdruck aus: Unterwegs wohin? Geist und Gesellschaft, Verlag der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung, Mannheim o.J.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

galt als »feinsinnig« und den Künsten zugetan. Von Thomas Mann gibt es eine Widmung, die eine liebevolle Charakterisierung dieses ungewöhnlichen Menschen ist: »Hans Harder Biermann-Ratjen, dem (...) guten, feinen, freien Deutschen«[24].

Hans Wolfgang Rubin war, als die Stiftung gegründet wurde, bereits seit sechs Jahren Bundesschatzmeister der FDP, ein Amt, das er mit einem politischen Anspruch versah. Der Sohn eines Arztes hatte eine kaufmännische Lehre bei der Eisen- und Metall AG in Gelsenkirchen absolviert und das Unternehmen nach 1945 mit aufgebaut. Seit 1949 gehörte er dessen Vorstand an. In der FDP engagierte er sich seit 1945. Rubin galt als der Entdecker und Förderer von Wolfgang Döring und Karl-Hermann Flach[25]. Er glaubte, dass der FDP »mitreißende fortschrittliche Ideale« ebenso fehlten wie große Persönlichkeiten. Im Gründungskreis der Stiftung war er wohl derjenige, der die präziseste Vorstellung davon hatte, wie deren Beitrag zur Neubestimmung eines zeitgemäßen Liberalismus auszusehen habe. In seiner Grundsatzrede auf dem Landesparteitag der nordrhein-westfälischen FDP formulierte er ein halbes Jahr nach der Stiftungsgründung die Herausforderung für die liberale Partei so: »... angesichts der Bedrohung unserer Freiheit durch die Institutionen der Massengesellschaft andauernde und konkrete Überlegungen anstellen, wie dem einzelnen Menschen ein gesicherter Raum geistiger, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Freiheit geschaffen und erhalten werden kann.«[26] Rubin hat die Stiftung von Anbeginn bis zu seinem Tod geprägt, vor allem natürlich in den 12 Jahren als Vorsitzender. Die Stiftung war, wie Clara von Simson ihn einmal zitierte, sein Lieblingskind, dem nur über seine Leiche ein Leid geschehen könne.[27]

Kluthe, Meyer-Struckmann, Walz und Winschuh standen dem politisch organisierten Liberalismus unterschiedlich nahe, entsprachen aber ohne jeden Zweifel einem liberalen Persönlichkeitsideal. Hans Albert Kluthe, 1904 geboren, engagierte sich als Student im Reichsbund der Jungdemokraten und trat in die DDP ein. 1936 emigrierte er nach England, wo er bis 1947 blieb und eine Zeitschrift unter dem Titel »Das wahre Deutschland« herausgab. Nach

24 Zitiert in Nina Grunenberg: Dr. Hans Harder Biermann-Ratjen, Hamburg. Kultusminister der Bundesrepublik (11), in: DIE ZEIT vom 7.1.1966.

25 Flach zum 60. Geburtstag von Rubin, in: freie demokratische korrespondenz (im Folgenden fdk) vom 11.12.1972.

26 H. W. Rubin, Die geistigen Grundlagen des Liberalismus, in: W. Dorn (Hg.): Mehrheitsmacher oder mehr? 30 Jahre liberale Politik in der Bundesrepublik, Essen 1979, S. 278-295, Zitat S. 288.

27 Werner Stephan an Clara von Simson, 19.11.1972 ADL, NL Simson, N88-122. Die Äußerung bezog sich auf eine äußerst kritische Phase der Stiftungsgeschichte, als nämlich Erich Mende die Gründung einer Max-Becker-Stiftung plante. Mende verfolgte diesen Plan als Drohung gegen die FNSt, an deren Spitze sein erklärter politischer Gegner Rubin stand. Nachdem Mende von Scheel als Bundesvorsitzender abgelöst worden war, konnte er seine Pläne nicht weiterverfolgen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

seiner Rückkehr nach Deutschland war er Verleger und Chefredakteur verschiedener Zeitungen. In der FDP engagierte er sich vor allem im internationalen Bereich: von 1947 bis 1969 war er Vizepräsident der Liberalen Weltunion. Seine Erfahrung sowie seine Kontakte im internationalen Bereich nutzten später der Auslandsarbeit der Stiftung.

Der Bankier Fritz Meyer-Struckmann war Gesellschafter des Bankhauses Burkhardt und Trinkaus mit guten Kontakten zu Wirtschaft und Politik. Ob er zum Zeitpunkt der Stiftungsgründung FDP-Mitglied war, lässt sich nicht feststellen, auf jeden Fall galt er als liberaler Anhänger der sozialen Marktwirtschaft und kam auf Empfehlung von Hans Wolfgang Rubin in den Gründungskreis[28].

Hans Walz gehörte zum Freundeskreis von Theodor Heuss: Als persönlicher Sekretär von Robert Bosch stieg er in dessen Unternehmen 1924 zum Vorstandsmitglied auf, wurde wegen seiner Mitgliedschaft in der SS durch die Amerikaner interniert[29] und war nach seiner Entlassung 1947 Aufsichtsratsvorsitzender und Vorsitzender der Geschäftsführung. Ebenfalls aus der Industrie kam Josef Winschuh, im letzten frei gewählten Reichstag Abgeordneter für die Deutsche Staatspartei und nach dem Krieg Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer. Er war 1944 wegen Verstoßes gegen nationalsozialistische Wirtschaftsgrundsätze verhaftet worden, aber offensichtlich wurde das Verfahren nicht abgeschlossen, so dass Winschuh die NS-Zeit unbehelligt überstand.

Aus der Tatsache, dass im Gründungskreis außer Reinhold Maier und Hans Wolfgang Rubin niemand dem engeren Führungszirkel der FDP angehörte, hat der Politologe Vieregge abgeleitet, dass die Stiftung zum »Tempel« und zur Zufluchtsstätte des Liberalismus werden (sollte), der auf diese Weise jenseits der Parteien als Idee und Lebensform erhalten bleiben konnte«[30], was pathetisch klingt, aber zumindest das Selbstverständnis der Mehrzahl der Stiftungsgründer sowie der ersten Gremienmitglieder wiedergeben dürfte. Seine Interpretation wird gestützt durch die Äußerung von Albrecht Menke, der rückblickend feststellte, dass die Gremien der Stiftung von denen, die die FDP verändern wollten, als »behäbig« und »unendlich honorig« – durchaus im unpolitischen Sinn – empfunden wurden – ohne Interesse an Partei- und Tagespolitik, man habe stattdessen »den« Liberalismus in die Welt hinaustragen wollen[31].

28 Notiz Werner Stephans über ein Gespräch mit Rubin am 26.11.1957, in: ADL, Bestand FDP, Organisationsausschuß, Akte 66.
29 Zur Rolle von Hans Walz im Dritten Reich ausführlich: Joachim Scholtyseck: Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933-1945, München 1999.
30 Henning von Vieregge: Parteistiftungen, Baden-Baden 1977, S. 145.
31 Albrecht Menke im Gespräch mit der Verf. am 31.1.2005.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Zusammenfassend lässt sich also für die Gründung der Friedrich-Naumann-Stiftung festhalten, dass sie weder auf Initiative von Heuss erfolgte, noch dass er sie im eigentlich Sinn »gründete«, aber durch die Namensgebung und die Zusammensetzung der ersten Stiftungsgremien war es Heuss, der entscheidend Einfluss auf den Kurs der Stiftung in den ersten Jahren nahm. Da es weder ein Konzept noch präzise inhaltliche Vorstellungen darüber gab, wie die Stiftung arbeiten sollte, lag die Ausgestaltung der Stiftungstätigkeit bei den Gremienmitgliedern. Vorstand und Kuratorium waren weitgehend parteifern und z. T. mit angesehenen Wissenschaftlern besetzt, und man legte, wie es Stephan in einem Brief an potentielle Mitglieder für das erste Kuratorium ausdrückte, auf »die Wahrung parteipolitischer Neutralität«[32] besonderen Wert. Dem entsprach auf Parteiseite, dass man keine klar formulierten Erwartungen an die Arbeit der Stiftung hatte. Bezeichnenderweise spielte die Stiftungsgründung z. B. in den Sitzungen des Bundesvorstandes keine Rolle. Das Verhältnis zwischen Stiftung und FDP blieb für die ersten zehn Jahre der Stiftungsarbeit mithin ungeklärt – nicht ohne Folgen für die Stiftung, wie später zu zeigen sein wird.

Heuss hatte der neu gegründeten Stiftung aber nicht nur durch die Namensgebung, die Satzungsformulierung und den Einfluss auf die Gründungsgremien den Bezug zur Staatsbürgerschule vorgegeben, sondern tat dies auch inhaltlich durch seine Rede bei der Eröffnungsveranstaltung der Stiftung am 14. November 1958 in der Godesberger Redoute, bei der er über das Erbe Naumanns sprach.[33]

In dieser Rede[34] zeichnete Heuss von Naumann das Bild eines undogmatischen und modernen Politikers, der sich durch die »unbelastete(n) Unbefangenheit seines Fragens« auszeichnete. Das Moderne an Naumann ist für Heuss dessen Fähigkeit, Lernender zu sein, und diese Eigenschaft gibt Heuss als Erbe an die Stiftung weiter: »Aber wenn hier« – so Heuss – »in der Friedrich-Naumann-Stiftung gelehrt werden wird, dann mag dies doch ein sonderliches Erbe sein, daß dieser Mann, der in so großartiger Weise ein Lehrender gewesen ist, immer ein Lernender vor den Wirklichkeiten blieb, um sich ihnen in der Freiheit einer sittlichen Entscheidung zu stellen.« Eine andere,

32 ADL, Bestand FNSt, Korrespondenz Geschäftsführung, Akte 8110, Entwurf vom 22.5.1958.

33 Die Eröffnungsveranstaltung der Stiftung fand großen Zuspruch und eine breite öffentliche Resonanz. Die Presse berichtete regional und überregional ausführlich, größere Artikel erschienen in der FAZ (von Benno Reifenberg) und in der WELT (von Josef Ungeheuer). Für die FAZ war die Veranstaltung ein Beleg für »Regungen im deutschen Liberalismus«, und die WELT sprach vom Erwachen des Liberalismus aus seinem »Dornröschenschlaf«; für den Berichterstatter des »Wiesbadener Tageblatt« war die Stiftung gar der »Gralshüter des deutschen Liberalismus«. Die Presseartikel finden sich in ADL, Bestand FNSt, Sammlungen, Akte 3688.

34 Die Rede wurde veröffentlicht: Theodor Heuss: Friedrich Naumanns Erbe, Tübingen 1959, hier auch die folgenden Zitate.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

immer wieder zitierte Äußerung aus dieser Rede ist der Satz, dass es bei der Arbeit der Stiftung um die »kontradiktorische Klärung schwebender Fragen« gehe. Mit anderen Worten, Heuss sah die Aufgabe der Stiftung in erster Linie im Diskurs und nicht im Vermitteln von (Partei-) Positionen, was er in einem Brief 1960[35] rückblickend so beschreibt: »...wie Sie wissen, ist im vergangenen Jahr die Friedrich-Naumann-Stiftung ins Leben gerufen worden, durch die in einem nicht parteigebundenen Sinn die soziale und liberale Gesinnung, für die Naumann in seiner Zeit den gewissen Ausdruck gefunden hatte, durch Sachvertiefung gesichert und zugleich entwickelt werden sollte.«

Die Stiftung knüpfte an die Tradition der Staatsbürgerschule insofern an, als die auf den Veranstaltungen der Stiftung gehaltenen Referate das breite Spektrum liberaler Auffassungen widerspiegelten. Wie die FDP sah sich auch die Stiftung mit der Auffassung konfrontiert, dass liberale Grundwerte Allgemeingut geworden waren. Der Stiftungsvorsitzende Walter Erbe setzte sich mit diesem Problem in seinem Beitrag zur ersten Arbeitstagung, die sich dem Problem der Freiheit explizit widmete, auseinander: Die Gegner des Liberalismus behaupteten zwar, dass dieser durch seinen eigenen Sieg »in den Ruhestand« versetzt worden sei, doch dem setzte Erbe entgegen, dass es immer wieder die »Untreue gegen die Freiheit« geben werde: »Deshalb weiß sich der Liberalismus unverbraucht.«[36] Die Feinde der Freiheit sieht Erbe nicht nur bei den alten politischen Gegnern oder einem die Freiheitsrechte einengenden Staat, sondern auch in Verbänden und Organisationen, die die Interessen einzelner ›organisieren‹, ›spezialisieren‹ und ›standardisieren‹. So drohen die Demokratie zum »Dienst am Kunden« und der Sozialstaat zum Wohlfahrts- oder Versorgungsstaat zu werden. Erbe muss eingestehen, dass »Liberalismus und liberale Partei« nicht immer deckungsgleich sind, aber solange das Freiheitsbewusstsein unterentwickelt sei, bedürfe es einer eigenen Partei für die Freiheit: »Liberalismus ist ein Weg durch die Welt hindurch, der nicht endet, weil es keine Zeit geben wird, die ihm die Voraussetzung des Antiliberalismus schuldig bleibt.«[37] Man interpretiert Erbe sicher nicht falsch, wenn er hier die Hauptrolle der Stiftung sieht.

Das Seminarangebot der Stiftung umfasste – um es kurz zu kennzeichnen – im ersten Jahrzehnt Veranstaltungen zur allgemeinen politischen Bildung mit Themen wie: Staat und Gesellschaft, Jugend und Politik, Systemvergleich, Familie in der heutigen Zeit oder Europa. Dieses Programm war nicht speziell auf die Bedürfnisse der FDP ausgerichtet. Die großen Arbeitstagungen hingegen behandelten ausgesprochen anspruchsvolle Themen, etwa: Die geistige

35 Theodor Heuss an Ulrich Haberland am 3.2.1960, in: BArch Koblenz, Bestand Bundespräsidialamt, B 122/2072.

36 Walter Erbe, Paul Luchtenberg u. a. (Hg.): Die geistige und politische Freiheit in der Massendemokratie, Stuttgart 1960, S. 8.

37 a. a. O., S. 27.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und politische Freiheit in der Massendemokratie oder: Was bedeuten uns heute Volk, Nation und Reich? Sie hatten eine breite publizistische Resonanz, wurden aber, wie die spätere Entwicklung vermuten lässt, in der FDP nicht unbedingt als Beitrag zur Programmentwicklung empfunden.

Stephan selbst hat in einem internen Papier 1974[38] davon gesprochen, dass es zu Lebzeiten von Heuss in der Stiftung eine »Tendenz des Distanzhaltens zur FDP« gegeben habe. Dies zeigte sich z.B. in einer wichtigen Personalentscheidung, die laut Stephan von Heuss beeinflusst worden ist: Als 1961 der Vorstand der Stiftung neu gewählt werden musste, wurde Rubin als Beisitzer nicht wiedergewählt, und an seine Stelle trat auf Vorschlag von Heuss die »parteipolitisch nicht gebundene Anna Mosolf«[39].

Erst nach dem Tod von Heuss wurden bei den Gremienwahlen 1965 die personalpolitischen Weichen anders gesetzt: Kuratoriumsvorsitzender wurde der FDP-Bundesminister für Wissenschaft und Forschung, Hans Lenz; Rubin wurde wieder in den Vorstand gewählt und ergriff sogleich die Initiative zu einer Satzungsänderung, die einen weiteren stellvertretenden Vorsitzenden zuließ: In dieses Amt wurde Walter Scheel gewählt, der zu dieser Zeit das für die Stiftung wichtige Amt des Entwicklungshilfeministers innehatte.

Mitte der sechziger Jahre veränderte sich die Stiftung – vor allem durch äußere Einflüsse – grundlegend. Zum einen begann sie 1963 mit dem Aufbau der Auslandsarbeit (ein erstes Projekt zur Ausbildung von Journalisten wurde 1964 in Tunesien eröffnet) – eine in den Gremien umstrittene Ausweitung der Arbeit, da eine Verschiebung der Gewichte zwischen Auslandsarbeit und politischer Bildung befürchtet wurde[40]. 1968 übernahm die Stiftung das Archiv der FDP, das sie nach und nach zu einem Archiv des Liberalismus ausbaute.

Entscheidender aber als diese Ausweitung ihrer Arbeit war die Veränderung im Verhältnis zur FDP. In einem Parteiengesetz war 1967 geregelt worden, dass so genannte Globalmittel für die politische Bildungsarbeit an parteinahe Stiftungen gehen sollten. Das heißt, die Zuteilung der Mittel war an die Existenz der jeweiligen Partei im Bundestag gebunden. Insgesamt gingen bereits 1967 neun Millionen Mark an die Stiftungen, in deren Kreis als letzte 1967 die CSU-nahe Hanns-Seidel-Stiftung getreten war.

38 Werner Stephan: Die FNS in der Zeit des Beginns. Aktennotiz vom 18.11.1974, in: ADL, Bestand FNSt, Akte 16073.

39 Anna Mosolf, Ministerialrätin a. D. aus Hannover, kam aus dem Umkreis der pädagogischen Reformbewegung, war 2. Vorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in Niedersachsen und Mitglied im Kuratorium des deutschen UNESCO – Instituts für Pädagogik.

40 Diese Befürchtung war insofern nicht grundlos, als die aus öffentlichen Mitteln für die Auslandsarbeit zur Verfügung gestellten Gelder bald die Mittel für die gesamte Inlandsarbeit überstiegen. Bis in die 80er Jahre entwickelte sich die Auslandsarbeit der Stiftung weitgehend isoliert von der übrigen Stiftungsarbeit.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

In der Naumann-Stiftung wurden diese Mittel »Sondermittel« genannt, was insofern ein verräterischer Begriff ist, als er ausdrückt, dass die Stiftung diese Mittel nicht als ihre originären ansah. Dem entsprach, dass es die FDP allein war, die über deren Verwendung entschied. So wurde aus den so genannten Sondermitteln unter anderem ein Regionalprogramm aufgebaut, das teilweise die fehlende Infrastruktur der FDP vor Ort ersetzte, ein Schulungsprogramm für Parteimitglieder wurde aufgebaut, Öffentlichkeitsarbeit betrieben und inhaltlich für die FDP gearbeitet. Alle diese Aktivitäten wurden in einem »Inlandsprogramm« der Stiftung zusammengefasst, für die der Bundesgeschäftsführer der FDP zuständig war; er bekam zu diesem Zweck noch den zusätzlichen Hut »Geschäftsführer Inland«. Die Gremien hatten in diesem Bereich weder Personalhoheit noch inhaltliche Hoheit, sondern wurden lediglich informiert. Dies führte in der Entwicklung dazu, dass bis Anfang der 80er Jahre der Geschäftsbereich Inland der Naumann-Stiftung – bis auf die Theodor-Heuss-Akademie – weitgehend identisch mit dem Parteiapparat war.

Das war alles andere als die von Heuss gewollte Staatsbürgerschule, und ausgerechnet die Institution, die seinen Namen trug, hatte unter dieser Entwicklung am meisten zu leiden: Fast zeitgleich zum Bau der Theodor-Heuss-Akademie (im folgenden THA) gründete die FDP in Nordrhein-Westfalen 1967 – unter Beteiligung der Stiftungsvorstandsmitglieder Scheel und Rubin – die Wolfgang-Döring-Stiftung, die das bisher aus Nordrhein-Westfalen an die Stiftung fließende Geld für politische Bildungsarbeit für sich beanspruchte. Das war ein deutlicher Misstrauensantrag an die bisherige Arbeit der Stiftung, die man auf diese Weise zwingen wollte, näher an die Partei zu rücken und hatte fatale Konsequenzen für die THA, der das Geld fehlte, ein das Haus auslastendes Bildungsangebot zu machen. Für die Akademie begann ein anstrengender Teufelskreis: Weil sie nicht genügend Programmmittel hatte, war das Haus nicht ausgelastet, was wiederum die Argumente derjenigen stärkte, die die Akademie verkaufen wollten. Die Akademie, am ehesten noch das Erbe der Staatsbürgerschule verkörpernd, geriet mit den Jahren in die Rolle des von Stiftung und Partei ungeliebten Kindes und kämpfte bis in die 90er Jahre hinein um ihre Existenzberechtigung. Heute ist sie die einzige und anerkannte Bildungsstätte der Stiftung und kann sich so unbefangen wie nie in ihrer Geschichte zur Tradition der Staatsbürgerschule bekennen, in Veranstaltungen allgemeinpolitische Fragestellungen mit liberalem Bezug behandeln und sich an der aktuellen Programmatik des organisierten Liberalismus orientieren[41].

41 Siehe hierzu: Karl-Heinz Hense: Politische Bildung in der Theodor-Heuss-Akademie. Tradition, Programme und Ziele, in: Politische Bildung für die Freiheit 1967-2007. Vierzig Jahre Theodor-Heuss-Akademie, o. O. 2007.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

An dieser Stelle soll nicht weiter auf die Entwicklung des Verhältnisses von Stiftung und FDP eingegangen werden. Das Bundesverfassungsgericht gab hierfür 1986 einen Rahmen vor, in dem beide Institutionen sich unabhängig, aber komplementär bewegen – die Stiftung als Ideengeber für liberale Politik, als Institution, die in ihren Publikationen und Veranstaltungen liberale Ideen auf den Prüfstand stellt und die für liberale Ideen wirbt.

Kehren wir zurück zu der Frage, welches Vermächtnis Heuss der Stiftung hinterlassen hat. Er hat, wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, in den ersten Jahren durch die Zusammensetzung des Gründungskreises deren Arbeit im Sinne eines bildungsbürgerlichen, nicht parteipolitisch verorteten Liberalismus geprägt. Davon hat sich die Stiftung im Laufe der Jahre entfernt – nicht zuletzt aufgrund der veränderten Finanzierung und der damit einhergehenden Neubestimmung des Verhältnisses zur FDP. Bleibt das zweite Vermächtnis von Heuss, nämlich die Namensgebung: Heuss wollte mit der nach seinem politischen Vorbild und Freund[42] benannten Stiftung diesem ein Denkmal setzen. Fragen wir also abschließend, wie die Stiftung mit diesem Vermächtnis umging und umgeht.

Explizit bezog sich die Stiftung auf Friedrich Naumann in der sozialliberalen Ära der FDP, klassisch ausgedrückt in der Selbstdarstellung, die 1983 in der Reihe »Ämter und Organisationen der Bundesrepublik« erschien[43]. Hier wird zum einen das gesellschaftspolitische Erbe Naumanns hervorgehoben[44] – Naumann als Vorläufer der Freiburger Thesen –, zum anderen aber angeknüpft an das »liberale Leitbild des mündigen Bürgers«, dem »umfassende Qualifikationen zu demokratischem Handeln und Denken«[45] zu vermitteln seien. Ziel der Stiftungsarbeit sei die »Förderung des politischen Engagements«[46], die »Stärkung der Mitwirkungsrechte des Einzelnen gegenüber Staat, Verbänden, Großorganisationen und Großunternehmen«. Heute spricht die Stiftung – ohne das mit explizitem Bezug zu Naumann zu tun – vom »eigenverantwortlichen Lernen über individuelle Möglichkeiten der Gestaltung von Politik« und davon, dass es darum gehe, »Politik besser zu verstehen und die Bürger zur Beteiligung am politischen Prozess zu bewegen«[47]. Was

42 Wie wichtig Naumann für Heuss war, bezeugt ein Dankschreiben an Kurt Loose, der einen Essay über Naumann geschrieben hatte: »Ich bin immer noch froh und dankbar, wenn der Mann, dem ich persönlich alles zu verdanken habe, im Bewußtsein der Deutschen nicht untergeht.« BArchiv Koblenz, Nachlaß Heuss, N 1221, Bd. 470, Heuss an Loose am 21.3.1961.

43 Siegfried Pabst: Friedrich-Naumann-Stiftung, Düsseldorf 1982.

44 Naumann habe die »soziale Befreiung des einzelnen in der Gesellschaft auf die Fahne der Liberalen geschrieben«, ebd. S. 10.

45 Ebd., S. 15.

46 Ebd., S. 17, auch für das Folgende.

47 So formuliert in den »Politischen Grundsätzen den Friedrich-Naumann-Stiftung für ihre Arbeit im In- und Ausland«: http://www.fnst-freiheit.org/webcom/show_article.php/_c-431/_lkm-651/i.html .

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

beide Aussagen miteinander verbindet, ist die Fokussierung auf das Individuum und die Ausweitung seiner politischen Teilhabe – so deutlich formuliert das gegenwärtig keine der anderen politischen Stiftungen in der Bundesrepublik.

Natürlich war es eigentlich schon zu Heuss' Zeiten ein Problem, dass Naumann kaum bekannt war. Aus diesem Grund gab es in der Stiftung schon Ende der 60er Jahre/Anfang der 70er Jahre eine Diskussion über eine Umbenennung in »Theodor-Heuss-Stiftung«. Abgesehen davon, dass es zu diesem Punkt schon die Theodor-Heuss-Stiftung gab, kam das wichtigste Argument dagegen interessanterweise von Hans Wolfgang Rubin, zu der Zeit sowohl Vorsitzender der Stiftung als auch Schatzmeister der FDP. Rubin argumentierte, dass der Wegfall des Namens von Naumann als eine Distanzierung innerhalb der FDP vom sozialen Liberalismus verstanden werden könnte – ein weiterer Beleg dafür, dass man damals durchaus auch an die inhaltlichen Positionen, für die Naumann stand, anknüpfen wollte.

Immer wieder nahm sich die Stiftung auch direkt des Erbes von Naumann an: Die Rede von Heuss über »Friedrich Naumanns Erbe« wurde veröffentlicht, und der hundertste Geburtstag von Naumann in Heilbronn in Anwesenheit von Heuss am 25. März 1960 mit einem Festakt gefeiert. 1964 erschien der erste Band einer sechsbändigen Werkausgabe mit den Schriften Naumanns, 1961 wurde ein Preisausschreiben zum Begriff der sozialen Verantwortung bei Naumann ausgelobt[48]. 1983 erschien in der Wissenschaftlichen Reihe der Stiftung die Dissertation von Peter Theiner über die außenpolitischen Vorstellungen von Naumann[49], es gab Ausstellungen[50] und kleinere Publikationen über den Stiftungspatron[51].

In der aktuellen Stiftungsarbeit spielt Naumann dagegen keine Rolle mehr. Die Tatsache, dass die Stiftung ihren Namen um den Zusatz »Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit« erweitert hat, werten viele als Hinweis darauf, dass »Friedrich Naumann« irgendwann einmal ganz aus dem Stiftungsnamen verschwinden könnte. Dies entspräche mit Sicherheit nicht dem Willen von Theodor Heuss, mit dem sich die Stiftung ansonsten so gerne schmückt. Heuss ist nicht denkbar ohne Naumann, und die Stiftung wäre ohne den expliziten und impliziten Bezug auf Naumann nicht das, was sie heute ist, nämlich die einzige politische Stiftung in Deutschland, die in ihrer Arbeit vom Individuum ausgeht und die Entfaltung seiner Freiheitsmöglichkeiten in den Vor-

48 Die mit dem Preis ausgezeichnete Arbeit von Annerose Gröppler wurde in der ersten Schriftenreihe der Stiftung veröffentlicht.

49 Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860-1919), Baden-Baden 1983.

50 Eine Ausstellung findet sich im Internet: http://www.fnst-freiheit.org/webcom/show_article.php/_c-538/_lkm-2157/i.html.

51 Eine Auswahlbibliographie zu Naumann findet sich im Internet unter: http://www.fnst-freiheit.org/webcom/show_article.php/_c-691/_nr-1/_lkm-1022/i.html.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dergrund stellt. Heuss hatte gute Gründe, Naumann mit der Stiftung ein Denkmal zu setzen – die Stiftung hat eine Verpflichtung, dieses Vermächtnis ihres bedeutendsten Gründers nicht zu verspielen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Anette Koch-Wegener

Erhard und die FDP – Aufstieg eines Wirtschaftsministers, Sturz eines Kanzlers?

Als Ludwig Erhard Ende der 1940er Jahre mit der Übernahme des Direktorenamtes der Verwaltung für Wirtschaft die westdeutsche Wirtschaftspolitik richtungsweisend beeinflussen konnte, spielte die FDP bereits eine entscheidende Rolle in seinem politischen Leben. Rund 20 Jahre später, als Erhard 1966 als Kanzler der Bundesrepublik Deutschland zurücktrat, sollte das noch immer der Fall sein. Über zwei Jahrzehnte hinweg unterhielten die liberale Partei und der erfolgreiche Wirtschaftsminister eine sehr enge, aber auch wechselhafte Beziehung zueinander. Obwohl Erhard als Mitglied nie in die FDP eingetreten war und sich letztlich für die CDU entschieden hatte, ist er aber aufgrund seiner wirtschaftspolitischen Einstellung immer als Liberaler betrachtet worden. Aus der Retrospektive stellt sich insofern die Frage, ob die FDP eigentlich die Partei Erhards gewesen wäre? Gab es in der Tat politischen Einklang oder doch zu viele Widersprüche? Bescherte die FDP dem »guten Mann vom Tegernsee« nicht nur den politischen Aufstieg, sondern auch seinen Fall?

1. *Politische Übereinstimmungen in Wirtschaftsfragen in den 1940er und 1950er Jahren*

Es ist hinlänglich bekannt, dass Erhard bereits 1945 erste Nachkriegskontakte zu den Liberalen, vor allem zu Everhard Bungartz und Thomas Dehler, hatte. Erhards Bekenntnis zur Marktwirtschaft und gegen eine zentral gelenkte Wirtschaft entsprach der politischen Überzeugung liberaler Politiker. Daher stand schon damals sein Beitritt zur FDP im Raum, den Erhard aber abgelehnt hatte. Ungeachtet dieser Absage blieben die freundschaftlichen Bande bestehen, mehr noch, ermöglichte schließlich die FDP Erhard 1948 die Wahl zum Direktor der Wirtschaftsverwaltung. Im Zuge einer Neustrukturierung des Verwaltungsrates und der Abberufung Johannes Semlers als Direktor der bisherigen Verwaltung für Wirtschaft konnte die FDP ihren Kandidaten Erhard mit den Stimmen von CDU/CSU durchsetzen. In einer Absprache waren sich CDU/CSU und FDP einig geworden, dass Hermann Pünder, Wunschkandidat der Christdemokraten für das neu geschaffene Amt des Oberdirektors, in eben

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dieses gewählt werden sollte, wenn im Gegenzug dafür der von der FDP vorgeschlagene Erhard das Amt des Wirtschaftsdirektors erhalten würde. Der Coup gelang trotz Gegenstimmen aus der CDU und mit dieser Wahl war eine Vorentscheidung für die wirtschaftspolitische Richtung Westdeutschlands gefallen, eine »Durchbruchschlacht mit dem Ziel einer freiheitlichen Gestaltung unseres Wirtschaftslebens«, wie es im fdk – Pressedienst der Freien Demokratischen Partei – formuliert worden ist.[1] Die Liberalen hofften, dass Erhard das besonders von ihnen befürwortete Konzept der Sozialen Marktwirtschaft auf den Weg bringen würde. Diese wirtschaftspolitische Konzeption verknüpft rechtsstaatlich gesicherte und wirtschaftliche Freiheit mit sozialstaatlichen Idealen, das Markt- mit dem Sozialprinzip. Aufgrund der Verbindung von Elementen aus der reinen Marktwirtschaft und der zentralen Wirtschaftsverwaltung wird sie daher auch als »Dritter Weg« zwischen diesen beiden Wirtschaftsordnungen verstanden.[2]

Blücher, damals Vorsitzender der FDP in der britischen Besatzungszone und Erhard gegenüber immer ein bisschen skeptisch, zeigte sich glücklich über Erhards wirtschaftspolitische Ansichten, denn diese seien ein »Bekenntnis zum neoliberalen Gedanken«. Von dem neuen Direktor der Wirtschaftsverwaltung sei ein »eindeutig liberales Konzept« zu erwarten.[3] Es ist daher nicht verwunderlich, dass Erhard auch ohne einen Beitritt zur FDP deren starke Unterstützung erhielt. Kurz nachdem Erhard den Entwurf für sein Leitsätzegesetz ausgearbeitet hatte, mit dem die Bewirtschaftung in vielen Industriezweigen sowie zahlreiche Preisvorschriften aufgehoben werden sollten,[4] schrieb Blücher an zahlreiche Parteimitglieder: »Es handelt sich um den entscheidenden Schritt, mit einem großen Sprung im wesentlichen aus den Fesseln der Zwangswirtschaft heraus zu kommen.« Und weiter: »Wie unsere Freunde sich vorstellen können, sind die wesentlichen Formulierungen ein Werk unseres Freundes Prof. Dr. Ludwig Erhard und seiner Mitarbeiter. Es ist Ihnen bekannt, daß wir Herrn Prof. Dr. Ludwig Erhard nur unter härtesten Kämpfen, die teilweise auch heute noch Spuren zurückgelassen haben, in das Amt des Direktors der Verwaltung für Wirtschaft hineingebracht haben.«[5]

1 fdk – Pressedienst der Freien Demokratischen Partei: Der Durchbruch zur liberalen Wirtschaftspolitik, Jhrg.4/Nr. 56, 18.8.1953, S. 7.
2 Heinz Lampert: Die Wirtschafts- und Sozialordnung der Bundesrepublik Deutschland, 12. überarb. Auflage, München 1995, S. 88f.
3 Gerold Ambrosius: Die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft in Westdeutschland 1945-1949, Stuttgart 1977, S. 162.
4 Werner Abelshauser: Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1945-1980), Frankfurt/M. 1983, S. 52.
5 Schreiben Blüchers vom 5.6.1948, Archiv des Liberalismus (ADL), Nachlaß Blücher, N37-32.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Da Erhard der Partei inhaltlich sehr nahe stand, nahmen viele Liberale damals an, der Wirtschaftsexperte würde sich auch parteipolitisch zu ihnen bekennen. Deshalb war die Enttäuschung innerhalb der FDP umso größer, als sich der Direktor der Wirtschaftsverwaltung 1949 nach längerem Hin und Her entschloss, bei der ersten Bundestagswahl für die CDU zu kandidieren. Erhard wollte inzwischen unbedingt Wirtschaftsminister werden und seine Politik der Sozialen Marktwirtschaft nicht nur entscheidend voranbringen, sondern sie auch langfristig in der Bundesrepublik Deutschland etablieren.[6] Dieses Ziel, so schien es, war durch eine Kandidatur bei der CDU und mit deren Spitzenkandidaten Konrad Adenauer am ehesten zu verwirklichen. Die Bundestagswahl im September 1949 bestätigte dies und Erhard konnte im Kabinett Adenauers die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland mitprägen. Erhard lenkte hernach 14 Jahre lang als Bundeswirtschaftsminister erfolgreich die ökonomischen Geschicke des Landes und sein Name ist bis heute untrennbar mit dem »Wirtschaftswunder« der 1950er Jahre verknüpft geblieben.

Insofern war Erhards Kalkül aufgegangen. Es zeigte sich aber recht schnell, dass Erhard im Laufe der Jahre nicht nur einen erbitterten Feind im Kanzler, sondern auch von Anfang an eher politischen Rückhalt beim Koalitionspartner FDP als in der CDU finden sollte. Unmittelbar nach der Bundestagswahl 1949 kam es zu Querelen mit Finanzminister Fritz Schäffer. Dieser beanspruchte die Verantwortung für den Bereich der Geld- und Kreditpolitik, während Erhard auf dieses wichtige wirtschaftspolitische Instrumentarium nicht verzichten wollte. Adenauer lehnte das Ansinnen seines Wirtschaftsministers jedoch ab, obwohl dies neben dem Präsidenten der Bank deutscher Länder, Wilhelm Vocke, auch der »Niederbreisiger Arbeitskreis« befürwortete, die Abteilung Geld- und Kreditpolitik weiterhin im Wirtschaftsministerium zu belassen. In diesem Gremium saßen die Wirtschaftsexperten der Koalitionspartner Hugo Scharnberg und Franz Etzel von der CDU, Viktor-Emanuel Preusker und Hans Ilau von der FDP sowie Christian Kuhlemann von der DP.[7] Erst 1952, nachdem die Zahlungsbilanzschwierigkeiten der Korea-Krise überwunden werden konnten und sich der Erfolg der Erhardschen Politik mehr und mehr abzeichnete, überantwortete Adenauer dem Wirtschaftsminister wieder diese Abteilung.

Dieser Arbeitskreis war es auch, der Erhard während der Korea-Krise 1950/51 erneut unterstützte, als die Soziale Marktwirtschaft durch Bewirtschaftungsmaßnahmen, insbesondere im Rohstoffsektor, eingeschränkt werden sollte. Aufgrund der Verknappung von Rohstoffen und der Zahlungsbilanzkrise der Bundesrepublik Deutschland war Erhard vom Kanzler und von den amerika-

6 Brief Wellhausens an Dehler; 22.6.1949, ADL, Nachlaß Bungartz, N33-10.
7 Alfred C. Mierzejewski: Ludwig Erhard – A Biography, Chapel Hill 2004, S. 92.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nischen Alliierten massiv unter Druck gesetzt worden, zahlreiche Maßnahmen zur Lenkung der Wirtschaft vorzunehmen und vorübergehend die Soziale Marktwirtschaft zu modifizieren. In dieser Zeit der Auseinandersetzung um einen künftigen Kurs der Wirtschaftspolitik erarbeitete der »Niederbreisiger Arbeitskreis« Programme, welche Erhard im Verlauf der Korea-Krise den Rücken stärkten. Darin empfahl der Arbeitskreis auf das Eindringlichste, die marktwirtschaftlichen Grundsätze weiterzuführen, ja diese auf bisher reglementierte Gebiete auszudehnen. »Der Staat hat die Pflicht und die Aufgabe, auf den Ablauf der Wirtschaft mit marktgerechten Mitteln, aber nur mit marktgerechten Mitteln, einzuwirken«,[8] hieß es im ersten Entwurf eines wirtschaftlichen Programms – Empfehlungen, die auch Erhard immer wieder aussprach, denen aber in weiten Teilen der CDU/CSU und in der SPD kein Gehör geschenkt wurde. Auf dem Höhepunkt der Krise Anfang 1951 forderten die Wirtschaftsexperten des Arbeitskreises sogar: »An den Grundsätzen der sozialen Marktwirtschaft ist auch trotz der geänderten weltpolitischen Lage und weltwirtschaftlichen Situation für Deutschland festzuhalten«. Neben dem grundlegenden Vorschlag für ein Sofortprogramm der Bundesregierung wurde weiter erklärt: »Der Gedanke eines Selbstbeschränkungsprogramms (Austerity) wird abgelehnt.«[9]

Mit seinen Entwürfen brachte der »Niederbreisiger Arbeitskreis« so Diskussionen in Gang, die Erhard zunehmend entlasten sollten.[10] Dies war auch bitter nötig, da nicht nur im Oppositions- und Regierungslager Vorbehalte gegen Erhards Maßnahmen herrschten. Gerade von industrieller Seite wurde die Politik des Wirtschaftsministers gelegentlich scharf verurteilt. Würden »die Belange der deutschen Wirtschaft außer Acht« gelassen und sollte Erhard weiterhin falsche Prognosen abgeben, schrieb der Industrielle Konrad Wagner an Thomas Dehler, dann werde die Bundesrepublik Deutschland »– vielleicht für immer – zu einem Niemandsland zwischen Ost und West« herabsinken.«[11] Dehler leitete das Schreiben umgehend an Ilau weiter und informierte auch Erhard hierüber. Lange bevor der Wirtschaftsminister auf die kritische Betrachtung Wagners antwortete, hatte Ilau schon Stellung dazu genommen. Besonders die optimistische Haltung Erhards während der Korea-Krise verteidigte der FDP-Wirtschaftsfachmann: »Ich bin auch der Meinung, daß Prof. Erhard sich in der Abgabe von Prognosen manchmal etwas mehr hätte

8 Erster Entwurf eines wirtschaftspolitischen Programmes vom 28.11.1950, Bundesarchiv (BA) B102, Dokument 12573.

9 Vorschläge für ein Sofortprogramm der Bundesregierung vom 22.2.1951, Ludwig-Erhard-Stiftung (LES): Die Korea-Krise als ordnungspolitische Herausforderung der deutschen Wirtschaftspolitik. Texte und Dokumente, Stuttgart 1986, S. 273.

10 Diskussionsbeitrag von Fritz Hellwig vom 7.11.1984, LES: Korea-Krise (wie Anm. 9), S. 103.

11 Abschrift des Briefes von Wagner an den Wirtschaftsausschuß der FDP, z. Hd. Herrn Dehler, 12.7.1951, ADL, Nachlaß Dehler, N1-1107.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zurückhalten sollen.« Doch wolle er »offenbar mit seinen Äußerungen versuchen, die innenpolitischen Belastungen, die aus der mit dem Koreakonflikt einsetzenden Preisbewegung im Ausland und dann im Inland zunehmend erwuchsen, nach Möglichkeit zu mildern.«[12] Das wollte der Wirtschaftsminister in der Tat. Letztlich behielten Erhard und die Wirtschaftsexperten des »Niederbreisiger Arbeitskreises« auch Recht – Anfang 1952 konnte die Zahlungsbilanzkrise aufgrund eines solide ansteigenden Exportwachstums überwunden werden.

Insofern fühlten sich Erhard und die FDP in ihrem ökonomischen Kurs bestätigt und aus diesem Grund spielte die Soziale Marktwirtschaft wiederum eine bedeutende Rolle bei den bevorstehenden Wahlen 1953. Während die FDP in ihrem Wahlprogramm festhielt, sie bekenne sich »zur Fortführung der von ihr seit 1948 vertretenen erfolgreichen Politik der Marktwirtschaft«[13], rührte auch Erhard kräftig die Werbetrommel für die Soziale Marktwirtschaft und erneut für die CDU. Es blieb nicht aus, dass deswegen ein alter Disput hoch kochte. Bereits 1949 hatte Dehler, schwer gekränkt nach Erhards Entschluss, für die CDU zu kandidieren, betont, »Soziale Marktwirtschaft war unsere Idee«.[14] Nun wurde auf Wahlplakaten die 1948 implementierte Wirtschaftsordnung als »CDU-Leistung«[15] bewertet. Darüber hinaus bekräftigte der Bundeswirtschaftsminister im zweiten Wahlkampf auch noch, »ich stamme aus der Christlich-Demokratischen Union.«[16] Das konnte und wollte Dehler, der nach wie vor ein sehr freundschaftliches Verhältnis mit Erhard pflegte, so nicht stehen lassen. Er verschwieg in seinen Wahlkampfreden daher nicht, woher Erhard, seiner Meinung nach, tatsächlich gekommen war. Daraufhin ließ es sich der damalige Obmann der Landesgruppe der CSU, Franz Josef Strauß, mit dem die FDP noch einige politische Gefechte austragen sollte, nicht nehmen, Dehler ein paar bitterböse Zeilen zu schreiben. »Ich darf Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen, daß Wirtschaftsminister Dr. Erhard es als eine plumpe Verdrehung der Tatsachen und als billige Wahlpropaganda empfunden hat, wenn man ihn jetzt zu einem Mitglied der FDP umfälschen will«, rügte Strauß den politischen Konkurrenten, »Erhard hat sich mir gegenüber erbittert darüber geäußert.«[17] Es ist fraglich, ob sich Erhard tatsächlich so geäußert hatte oder ob es ein Seitenhieb des bayerischen Politikers gewesen

12 Schreiben Ilaus an Dehler, 8.8.1951, ADL, Nachlaß Dehler, N1-1107.
13 Peter Juling: Programmatische Entwicklung der FDP 1946 bis 1969. Einführung und Dokumente, Meisenheim 1977, S. 131.
14 Die Neue Zeitung: »Wir sind keine Partei der Kapitalisten«, 30.7.1949, Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP), Ordner 17/00, Bundestagswahl 1949 – Parteien im Wahlkampf, FDP.
15 Mathias Friedel: Die Bundestagswahl 1953, in: Nikolaus Jackob (Hrsg.): Wahlkämpfe in Deutschland. Fallstudien zur Wahlkampfkommunikation 1912-2005, Wiesbaden 2007, S.112-136, hier: S. 127.
16 Brief Wellhausens an Erhard vom 4.9.1953, ADL, NL Dehler, N1-2942.
17 Schreiben Strauß′ an Dehler vom 1.9.1953, ADL, NL Dehler, N1-1225.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ist, um das Verhältnis zwischen Erhard und Dehler zu trüben, wie es gerne hin und wieder versucht worden ist.[18] Tief greifende Folgen für die Beziehungen zu Dehler oder zur FDP hatten die Bemerkung bzw. das Schreiben von Strauß daher auch nicht.

Zu dieser Zeit zeichneten sich aber bereits politische Unstimmigkeiten ab, die Erhard 1957 eine schwere Niederlage einbringen sollten. So sehr sich die Freien Demokraten für ein freiheitliches Marktwirtschaftsgefüge aussprachen, so wenig befürworteten sie die von Erhard favorisierten Entwürfe zu einem Kartellgesetz basierend auf dem Verbotsprinzip. Während der Wirtschaftsminister hier konsequent seinem Ideal der Sozialen Marktwirtschaft folgte, konnte sich die FDP nicht von Unternehmerinteressen ihrer Parteiklientel freimachen. Erhard focht einen ohnehin schwierigen Kampf für das Kartellgesetz und bis Mitte der 1950er Jahren waren schon zahllose Anträge und Entwürfe in viel zu vielen Ausschüssen massiv abgeändert, in andere Gremien verwiesen oder schlicht abgelehnt worden. Gegen das Verbotsprinzip formierte sich eine starke Front, die vom Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) angeführt wurde. Konnte Erhard während der Korea-Krise auf Rückhalt von Seiten der FDP zählen, so fehlte ihm dieser zur Durchsetzung seines Kartellgesetzes.[19] Der Wirtschaftsminister stelle sich auf einen Alles-oder-Nichts-Standpunkt, erregte sich Oscar Funcke, Unternehmer, FDP-Abgeordneter und Kartellexperte. Doch das werde den Abläufen in der Wirtschaft nicht gerecht, die auf Kompromissen und der »Schaffung einer Mittellage« fuße. Schließlich lebe auch der Mensch »nicht in Eiseskälte und nicht in Gluthitze, sondern in temperiertem Raum«, sagte Funcke dem Präsidenten des BDI, Fritz Berg, seine Unterstützung gegen Erhards Gesetz zu.[20] 1953 äußerte sich Funcke sogar in der Öffentlichkeit sehr skeptisch hinsichtlich eines geplanten Anti-Kartellgesetzes: »Die Erhardsche Ansicht bedeutet die Peitsche, mit der der Unternehmer auf höchste Sparsamkeit und Leistung gebracht werden soll«, schlussfolgerte er.[21] Noch vier lange Jahre sollte der Streit um ein Kartellgesetz dauern, in dem sich sogar die US-Alliierten überrascht davon zeigten, dass ab Mitte der 1950er Jahre am ehesten noch die SPD und vor allem Karl Schiller einem Verbotsprinzip zustimmten.[22] Als am 27.7.1957 das »Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen« endgültig verabschiedet wurde, war von den ersten Entwürfen Erhards nichts mehr übrig

18 Schreiben Erhards an Dehler vom 13.12.1954, ADL, NL Dehler, N1-2942.
19 Volkhard Laitenberger: Ludwig Erhard. Der Nationalökonom als Politiker, Göttingen 1986, S. 109f.
20 Stellungnahme Funckes zu einem Brief Erhards an Berg vom 10.7.1952, ADL, NL Funcke, N66-72.
21 Rede über Kartelle vom 14.4.1953, ADL, NL Funcke, N66-74.
22 Repoat of Stanley E. Disney, Chief Decartelization and Deconcentration Division re Decartelizaion Law, 8.4.1954, National Archives (NA), Record Group (RG) 466, HICOG, 500.6 Monopolies Germany.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

geblieben – statt eines Verbotsprinzips trat 1958 ein Gesetz auf der Grundlage des Missbrauchsprinzips in Kraft.
Es war bereits das zweite Mal in diesem Jahr, dass Erhard politisch Havarie erlitt. Im Januar war das Gesetz zur Rentenreform mit den Stimmen der CDU/CSU und der SPD gegen die Stimmen der FDP angenommen worden. Mit ihrer Ablehnung der dynamischen Rente brachten die Freien Demokraten zum Ausdruck, was dem Wirtschaftsminister aufgrund des Fraktionszwangs verwehrt blieb, denn bei der Abstimmung hob er die Hand für das Gesetz.[23] Damit hatte Adenauer politisch durchgesetzt, was Erhard wirtschaftlich für grundsätzlich falsch hielt und was ihn zusätzlich in moralische Nöte brachte. In seinem Neujahrsgruß an Heuss, mit dem er seit Jahren ein durchaus herzliches Verhältnis pflegte, beklagte Erhard auch diesen Zwiespalt. Er frage sich schon, ob seine Seele nicht Schaden genommen habe. Er wolle dies womöglich nicht wahrhaben, seiner Sache sei er aber nicht mehr ganz sicher.[24] Es waren dies erste Anzeichen einer Ermüdung, die Erhard hier zeigte. Er war ein Wirtschaftsminister aus einem Guss, allerdings in einer Partei, die oft genug andere wirtschaftspolitische Sichtweisen vertrat, zumal unter Adenauers Führung. Seit Erhard in das Kabinett von Adenauer berufen worden war, gab es zahlreiche, teils heftige Auseinandersetzungen mit dem Kanzler und immer wieder zähes Ringen um Einzelentscheidungen mit der eigenen Fraktion. In einer Reihe von Debatten und Abstimmungen verhielten sich die Liberalen häufig im Sinne Erhards, so auch bei einer 1956 kurzfristig geplanten Streichung von Sonderabschreibungsmöglichkeiten der verarbeitenden Industrie während der Hochkonjunktur, die Blücher unterstützte und die Erhard wohl wiederum auf Druck des Kanzlers und des Kabinetts aufgab,[25] bei der Organisation von Bundesbank und Landeszentralbanken im Bundesbankgesetz und in der Debatte um die Römischen Verträge und die Schaffung einer Freihandelszone 1957.[26]
Wo gebe es denn freien Wettbewerb, fragte Karl-Hermann Flach auf einer Klausurtagung der FDP im Dezember 1958 rhetorisch, er existiere lediglich »in der Investitions- und Konsumgüterindustrie mit vielen Knüppeln zwischen den Beinen (…) und einer überstarken Tendenz zur Einschränkung.« Der liberale Politiker sprach dem Wirtschaftsminister aus der Seele, nicht nur in Bezug auf eine Ausweitung des Wettbewerbs auf bisher regulierte Unternehmensfelder, sondern auch hinsichtlich der Europapolitik: »In Westeuropa wurden gewaltige supranationale Bürokratien aufgebaut (…), die Elemente

23 Hartmut Soell: Ludwig Erhard und die Opposition, in: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Nach-Denken: Ludwig Erhard in der Politik, Bonn 1997, S. 22-40, hier: S. 33.
24 Daniel Koerfer: Kampf ums Kanzleramt. Erhard und Adenauer, Berlin 1998, S. 137.
25 Mierzejewski: Erhard (wie Anm. 7), S. 129.
26 Volker Hentschel: Ludwig Erhard. Ein Politikerleben, München 1996, S. 423 und 411.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

des Dirigismus sind. Das alles ist eine Herausforderung an die liberalen Wirtschaftspolitiker.«[27]

Insofern war das erste Nachkriegsjahrzehnt angesichts des weitgehenden Konsenses zwischen Erhards Sozialer Marktwirtschaft und den wirtschaftspolitischen Vorstellungen der FDP von einer politisch guten Zusammenarbeit gekennzeichnet. Aus diesem Grund befürwortete Erhard immer wieder die bürgerlich-konservative Koalition mit der FDP, auch als es Mitte der 1950er Jahre zum einen zu schwerwiegenden Zerwürfnissen mit dem Kanzler und zum anderen zu einem Spaltungsprozess innerhalb der FDP kam. In der Deutschland- und der Europapolitik gab es zwischen Adenauer und der FDP mittlerweile deutliche Differenzen, die der Machtpolitiker Adenauer keineswegs dulden konnte. Er rief die FDP – und ebenso häufig Erhard – zur Räson, erwartete politischen Gehorsam und versuchte sogar durch ein neues Wahlrecht, das sog. »Grabenwahl-System«, die Freien Demokraten aus dem Parlament zu drängen. Vor diesem Hintergrund kam es schließlich zum Bruch der nordrhein-westfälischen Koalition und dann sogar des Regierungsbündnisses in Bonn. In Nordrhein-Westfalen formierte sich erstmals eine Koalitionsregierung aus SPD und FDP; dagegen konnte Adenauer einige Bonner FDP-Abgeordnete und die vier FDP-Minister für sich und seine Politik gewinnen. Mit dieser von den Freien Demokraten abgespaltenen Gruppe, der »Freien Volkspartei«, regierte er weiter. Vermittlungsversuche von Erhard, die FDP und damit alte Weggefährten wie Dehler wieder in die Koalition zurückzuholen, scheiterten. Die FDP blieb von 1956 an bis 1961 in der Opposition, da sie im folgenden Jahr bei den Bundestagswahlen nicht nur Stimmenverluste, sondern auch den überragenden Wahlerfolg der Unionsparteien, die absolute Mehrheit, hinnehmen musste.[28] Die Popularität des Wirtschaftsministers und sein unermüdlicher Wahlkampfeinsatz hatten hierzu maßgeblich beigetragen.

So kam es, dass Erhard und die Freien Demokraten erneut ein gemeinsames Ziel hatten, diesmal außerhalb der Wirtschaftspolitik: die Ablösung Adenauers als Kanzler. Während die FDP hoffte, dass sich mit einem neuen Kanzler auch andere deutschland- und außenpolitische Impulse durchsetzen ließen und die Partei ohnehin noch eine »offene Rechnung« mit dem »Alten aus Rhöndorf« hatte, war Erhard um so überzeugter, aufgrund seiner bisherigen politischen Leistungen und seiner Loyalität gegenüber dem Kanzler dessen einzig würdiger Nachfolger zu sein.

27 Karl-Hermann Flach: Aufgaben, Chancen und Gefahren für die liberale Partei, aus: liberal – Sonderausgabe zur Klausurtagung der FDP, 12./13.12.1958, in: Joachim Bretschneider; Harald Hofmann (Hrsg.): Liberaler aus Leidenschaft: Karl-Hermann Flach, München 1974, S. 89-98, hier: S. 92f.

28 Udo Leuschner: Die Geschichte der FDP. Metamorphosen einer Partei zwischen rechts, sozialliberal und neokonservativ, Münster 2005, S. 30ff.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

2. *Rückschläge und Enttäuschungen*

Das Vorhaben, den Kanzler abzusetzen, sollte sich jedoch als schwierig erweisen. Schon geraume Zeit vor der Bundestagswahl 1961 gärte die Diskussion um eine Nachfolgeregelung für den mittlerweile über 80-jährigen Adenauer. Dieser zeigte allerdings nicht die geringste Absicht, die politische Bühne verlassen zu wollen. Mehr noch unternahm er alles, um an der Macht bleiben zu können, vor allem als immer deutlicher wurde, dass Erhard als sein Nachfolger gehandelt wurde. Denn Adenauer erklärte seinen Wirtschaftsminister schlicht für unfähig, Kanzler sein zu können, und hielt mit dieser Meinung auch keineswegs hinter dem Berg. Diese Kampagne führte so weit, dass Adenauer 1959 damit auch das Amt des Bundespräsidenten beschädigte.

Die zweite Amtszeit von Theodor Heuss, der bis dahin das höchste Staatsamt achtungsvoll bekleidet hatte, neigte sich dem Ende zu. Eine dritte Periode wollte der Bundespräsident nicht übernehmen, da eine abermalige Wiederwahl einer Änderung des Grundgesetzes bedurft hätte. Adenauer begriff schnell, dass er seinen ungeliebten Wirtschaftsminister als Kanzlernachfolger ausschalten könnte, würde Erhard Bundespräsident. Aus diesem Grund brachte er, ohne Rücksprache mit Erhard selbst, dessen Namen ins Spiel und jenen damit in Zugzwang. Nach einigem Hin und Her – Erhard war sich nicht sicher, erhielt Fürsprache von Heuss, doch anzunehmen, zögerte die Entscheidung jedoch hinaus und schürte Hoffnungen – lehnte er schließlich ab, da auch er den Schachzug Adenauers erkannte, aber nichts dringlicher wollte, als Kanzler zu werden. Mit seinem Entschluss verärgerte er Heuss so sehr, dass dieser ihm dafür eine Rüge erteilte. Bei einem Treffen der beiden Männer wollte Erhard den Bundespräsidenten damit besänftigen, es habe immerhin etwas Charmantes an sich, wenn so leicht kein geeigneter Nachfolger gefunden werden könne, doch Heuss erwiderte grantig, das sei doch Blech.[29]

Adenauer hatte derweil beschlossen, selbst als Bundespräsident zu kandidieren, allerdings wollte er gleichzeitig die Befugnisse bzw. die Machtstellung des höchsten Staatsamtes ausbauen. Als er damit allenthalben auf Empörung stieß und ihm klar wurde, dass in diesem Fall der nächste Bundeskanzler erst recht Ludwig Erhard heißen würde, verwarf er den Gedanken umgehend. Nun suchte er andere, oft kränkende Methoden, seinen Wirtschaftsminister unter Kontrolle zu bekommen. Wie sehr Erhard dieser Umgangsstil persönlich entsetzte, vertraute er abermals Heuss an. Diesem schrieb er 1959, er sei sich seiner wahrhaftigen Beziehung zu Heuss mehr denn je bewusst geworden, gerade vor dem Hintergrund der Ereignisse des letzten Jahres, die ihn über die

29 Koerfer: Kanzleramt (wie Anm. 24), S. 262.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Relativität menschlicher Werte hätten nachdenken lassen. Und wieder kamen Ermüdungserscheinungen des zusehends zermürbten Politikers Erhard zu tage, als er Heuss fragte, wie dieser den Übergang von der aktiven Politik hinüber zum Privatleben gemeistert habe.[30] Keine vier Wochen nachdem Erhard diesen Brief an Heuss verfasst hatte, erkrankte der Wirtschaftsminister während einer Reise in den Nahen Osten an einer lebensbedrohlichen Lungenentzündung. Erhard musste sich daraufhin nicht nur von den vorausgegangenen seelischen Belastungen, sondern auch von dieser Erkrankung allmählich erholen.[31]

Das dilettantische Vorgehen Adenauers war für die FDP nur eine weitere Bestätigung, dass der »Alte aus Rhöndorf« im Hinblick auf die Bundestagswahlen 1961 dringend als Kanzler abgelöst werden musste. Trotz einiger Höhen und Tiefen im Verhältnis zum Wirtschaftsminister ließen sich die Liberalen alsbald zu einer Koalitionsaussage mit der CDU/CSU verleiten, da Erhards Popularität ungebrochen war und der FDP gute Aussichten auf eine abermalige Regierungsbeteiligung bot. Zugleich drangen die Freien Demokraten dabei auf eine Nachfolgeregelung Adenauers. Zwar warnte Flach vor allzu eiligen Festlegungen, denn »die FDP hat sich zur Unabhängigkeit durchgekämpft. Sie ist selbstbewusst geworden. Nun strebt sie wieder nach Macht und Verantwortung. Kann man ihr übel nehmen, daß sie eine neue Koalition nicht eil- und bußfertig, sondern gemessenen Schrittes anstrebt?«[32] Doch der FDP-Fraktionsvorsitzende Erich Mende war sich sicher, dass die Freien Demokraten im nächsten Kabinett mit einem Kanzler Erhard regieren würden. Er ließ sich aus diesem Grund kurz vor den Wahlen zu der öffentlichen Aussage unter dem Motto, »mit der CDU, aber ohne Adenauer« hinreißen und knüpfte daran hohe Wählererwartungen. Mende glaubte, nach der Präsidentschaftskrise genügend Rückendeckung aus den Reihen der CDU/CSU für einen Kanzlerwechsel zu besitzen.

Schon länger hatten sich hochrangige Politiker, darunter Eugen Gerstenmaier, Franz Josef Strauß, Bruno Heck, Werner Dollinger und Ludwig Erhard zu vertraulichen Gesprächen getroffen, um einen Wechsel vorzubereiten. Die dabei ausgehandelte Strategie ging allerdings eindeutig zu Lasten der Freien Demokraten: Während die CDU intern für eine Ablösung werben sollte, verlangte Mende in der Öffentlichkeit den Kanzlerwechsel von Adenauer zu Erhard. Tatsächlich konnte die FDP vor allem mit dieser Forderung 12,8% der Stimmen bei der Bundestagswahl 1961 gewinnen. Aber es kam wie es kommen musste: Adenauer dankte mitnichten ab, nahm den Fehdehandschuh auf

30 Koerfer: Kanzleramt (wie Anm. 24), S. 423.
31 Koerfer: Kanzleramt (wie Anm. 24), S. 426.
32 Karl-Hermann Flach: Der Aufschrei der Konformisten, aus: fdk – Pressedienst der Freien Demokratischen Partei, 4.4.1961, in: Bretschneider, Hofmann: Flach (wie Anm. 25), S. 99-101, hier: S. 100.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und präsentierte sich in den Wochen der schwierigen Koalitionsverhandlungen noch einmal als Machtpolitiker par excellence: Er ergriff die Initiative, bot der FDP Koalitionsgespräche an, trieb Erhard in einer persönlichen Unterredung den Gedanken einer Kampfkandidatur, ja überhaupt einer Kanzlerschaft zu diesem Zeitpunkt aus, was wiederum Mende sehr verärgerte, und suchte anschließend, als die FDP auf ihrer Position beharrte, arglistig den Kontakt zur SPD. Nach wochenlangem Gezerre um die Regierungsbildung gab die FDP schließlich ihre bisherige Bedingung auf, rang Adenauer nur die Zusage ab, noch vor Ende der Legislaturperiode sein Amt niederzulegen und musste für diesen »Umfall« einen beträchtlichen Prestigeverlust bei ihren Anhängern hinnehmen – ebenso wie Erhard, von dem sich viele erhofft hatten, er würde ein Übergangskabinett ablehnen und sich endlich unverhohlen gegen den Kanzler stellen.[33]

Für Erhard kam erschwerend hinzu, dass er noch vor Bildung der neuen Regierung einen weiteren Rückschlag, diesmal durch die FDP, zu ertragen hatte. Im Laufe der Koalitionsverhandlungen beharrten die Liberalen immer stärker auf der Errichtung eines Ministeriums für Entwicklungshilfe. Die FDP spekulierte darauf, durch Übernahme des Entwicklungshilfeministeriums zukünftig mehr Einfluss auf die Außenpolitik nehmen zu können. Der Wirtschaftsminister aber war nicht bereit, das Ressort der Entwicklungshilfe, das seinem Ministerium zugeordnet war, abzugeben. Dafür maß er der Entwicklungshilfe generell und im Rahmen der Außenwirtschaftspolitik zu viel Bedeutung zu und beschäftigte sich mit Entwicklungshilfepolitik selbst zu gerne. Anfänglich zeigte sich Adenauer bereit, die Bildung des neuen Ministeriums samt den Befugnissen noch einmal zu überdenken, zumal Erhard mit Rücktritt gedroht hatte. Wie so häufig entschied er sich schließlich gegen Erhards Wunsch und übertrug die Verantwortung für die Entwicklungshilfe Walter Scheel.[34]

Während Erhard, der ewig Zweite, psychische und physische Kräfte für die nächsten Jahre auf der politischen Bühne sammeln musste, sich zur Erholung oft in sein Haus am Tegernsee zurückzog und verstärkt seine lang ersehnte Kanzlerschaft vor Augen hatte, waren die Freien Demokraten bemüht, sich aus ihrem Manko des »Umfalls« zu befreien. Zugleich suchten sie vor dem Hintergrund der sich wandelnden SPD nach einer neuen inhaltlichen Positionierung. »Die FDP hat durch Halbheiten in ihrer Politik eine entscheidende Chance verpasst«, resümierte Flach und verlangte von seiner Partei, sie solle wieder, wie in den Oppositionsjahren zuvor, »das Image der jungen, modernen, liberalen Partei« entwickeln, »die sozial aufgeschlossen, weltoffen und

33 Hentschel: Politikerleben (wie Anm. 26), S. 512ff.
34 Koerfer: Kanzleramt (wie Anm. 24), S. 625ff.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kampfeslustig über die offiziellen Tabus hinweg einer guten Zukunft entgegengeht.«[35]
In den kommenden Jahren diskutierten die Liberalen verstärkt außen- und deutschlandpolitische Neuansätze, gaben sich peu à peu ein neues Gesicht, erzwangen den Rücktritt von Innenminister Strauß während der »Spiegel-Affäre« 1962 und entfachten wieder die alte Diskussion um die Kanzlernachfolge. Als Ludwig Erhard schließlich im April 1963 als Kanzlernachfolger nominiert wurde, stellte sich gleichzeitig immer deutlicher heraus, dass Erhard und die FDP zwar noch manches verband und der Ausgangspunkt – die Idee freiheitlicher Politik – der gleiche war, ihre Wege zur Verwirklichung aber immer unterschiedlicher wurden.[36]

3. *Kanzler Erhard und die FDP*

Bereits im Vorfeld der Kanzlerschaft Erhard zeigten sich einige Abgeordnete der FDP recht verhalten im Hinblick auf die zukünftige Zusammenarbeit der Regierungsparteien. Erhards alter Weggefährte Dehler hingegen erklärte öffentlich, er begrüße dessen Kandidatur, denn »Dr. Erhard ist ein liberaler Mann.«[37] Eine einheitliche Linie von FDP und CDU/CSU war ungeachtet dessen schwerlich zu erkennen, weder beim Sozialpaket noch in der Agrar- oder Außenpolitik. So hieß es mehrfach vor der Wahl Erhards zum Bundeskanzler, Entscheidungen bis nach der Regierungserklärung zu vertagen.
Entsprechend schnell entzündete sich an der für die Freien Demokraten wichtigen Frage des EWG-Getreidepreises die Diskussion, ob die Abgeordneten der FDP Erhard überhaupt ihre Stimme geben könnten, eben weil keine klare Linie erkennbar war und daher auch fraglich sei, ob die FDP ihre politischen Forderungen in diesem Kabinett durchsetzen könne. Im Rahmen der EWG-Kommissionsgespräche um eine gemeinsame europäische Agrarpolitik trat die FDP dafür ein, die für die Landwirte nachteilige Senkung des deutschen Getreidepreises so lange abzulehnen, bis zahlreiche Wettbewerbsverzerrungen innerhalb der EWG beseitigt und eine Harmonisierung der Kosten erfolgt wären. »Wenn wir immer aus Angst vor einer Störung des außenpolitischen Klimas dulden, daß die anderen ihre Auffassungen nahezu hundertprozentig gegen uns durchsetzen«, so die Bedenken der Abgeordneten Josef Effertz und

35 Karl-Hermann Flach: Kurs ohne Kompaß?, aus: Die Zeit, 1.1.1965, in: Bretschneider, Hofmann: Flach (wie Anm. 25), S. 101-107, hier: S. 102..
36 Horst Friedrich Wünsche: Ludwig Erhards Soziale Marktwirtschaft: Eine Bilanz, in: Orientierungen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, Ausgabe 112 (2/2007), S, 81-89, hier: S. 87.
37 Mitteilung Dehlers an Erhard vom 25.4.1963; ADL, NL Dehler, N1-2942.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Fritz Walter, »dann hat die FDP auf dem Lande 1965 große Verluste zu erwarten.«[38]

Erhard suchte diese Zweifel zu zerstreuen. Am Tag von Adenauers Rücktritt als Kanzler verlas er in der Sitzung der FDP-Bundestagsfraktion Teile seiner Regierungserklärung und bekundete damit eine vertrauensvolle Zusammenarbeit. Des Weiteren stellte er sich den Fragen der Fraktion. Erhard betonte, für die Landwirtschaft eintreten zu wollen, gab aber auch zu verstehen, dass »wir auf diesem Gebiet nicht voll Herr unserer Beschlüsse« sein werden. Auf Nachfragen bat er gelegentlich, es dabei bewenden zu lassen, da er nicht die Regierungserklärung vorwegnehmen wolle,[39] selbst wenn sich einige Fraktionsmitglieder ausführlichere Antworten erhofft hätten.

Ungeachtet weiterhin bestehender Zweifel nach Erhards Kurzbesuch in der FDP-Fraktion plädierte Mende dennoch dafür, Erhard zu wählen, denn: »Wer 1961 Erhard wollte, sollte ihm 1963 die Gefolgschaft nicht versagen«, worauf ein FDP-Abgeordneter erwiderte, »da wir keine Alternative haben, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als Erhard zu wählen.«[40] Einen Tag später, am 16.10.1963, wurde Erhard mit 279 zu 180 Stimmen bei 24 Enthaltungen zum Bundeskanzler gewählt.

Der neue Kanzler wollte nicht allzu viele Kabinettsmitglieder austauschen, um eine kontinuierliche Regierungsarbeit gewährleisten zu können. Doch war es an der Zeit, treuen Mitstreitern ein Regierungsamt zu übergeben und dadurch insbesondere der FDP das vertrauensvolle, enge Verhältnis aufzuzeigen. Aus diesem Grund wurde Erich Mende umgehend als Vizekanzler vorgeschlagen. Die Entscheidung zur Übernahme einer konkreten Aufgabe im Kabinett war jedoch noch offen und das parteiinterne Ringen vorprogrammiert. Schließlich musste Rainer Barzel das bisher CDU-geführte Gesamtdeutsche Ministerium für den nachrückenden Mende verlassen.[41] Dies war nur eine Episode von noch folgenden, die keineswegs dazu beitrug, Erhards Machtbasis innerhalb der eigenen Fraktion zu verbreitern, was ihm schließlich zum Verhängnis werden sollte.

Nach diesen Anfangsschwierigkeiten schien sich tatsächlich noch einmal eine neue politische Richtung mit Erhard abzuzeichnen. So wurden etwa mit dem von der FDP-Bundestagsfraktion unterstützten Berliner Passierscheinabkommen 1963/64, dass Westberlinern seit dem Mauerbau 1961 erstmals wieder einen Besuch bei Verwandten im Ostteil der Stadt ermöglichte, erste innerdeutsche Hürden abgebaut. Teile der FDP verstanden die Übereinkunft mit der DDR als »Beginn einer neuen Politik«, doch Erhard zeigte sich dieser

38 Kurzprotokoll der FDP-Bundestagsfraktionssitzung vom 8.10.1963, ADL, NL Mischnick, A40-753.
39 Kurzprotokoll der Sitzung vom 15.10.1963, ADL, NL Mischnick, A40-753.
40 Kurzprotokoll der Sitzung vom 15.10.1963 (wie Anm. 39).
41 Koerfer: Kanzleramt (wie Anm. 22), S. 784.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auffassung gegenüber verhaltener. »Die Zone ist zu einer Ausweitung des Abkommens nicht bereit. Wenn sie kein Entgegenkommen zeigt«, so Erhard weiter, sei dies auch nicht der Anfang einer neuen Politik.[42]
Dehler und Mende nahmen das Abkommen dennoch zum Anlass, sich mit Blick auf die deutsche Einheit für weitere Kontakte zur Deutschen Demokratischen Republik und zur Sowjetunion auszusprechen. Sie zogen weitere Konzessionen an beide Staaten in Betracht, ja, sie überdachten sogar die Gültigkeit und Sinnhaftigkeit der Hallstein-Doktrin, den Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik Deutschland. Darüber hinaus stellte der FDP-Politiker Wolfgang Schollwer den deutschen Anspruch auf die Gebiete jenseits von Oder und Neiße in Frage.[43] So sehr Erhard ein Verfechter der deutschen Einheit war, so wenig konnte er den bisherigen Weg der Deutschlandpolitik verlassen. Der neue Kanzler hatte sich in seiner ersten Regierungserklärung für die Rechtsgültigkeit der deutschen Grenzen von 1937 ausgesprochen und die Mehrheit der CDU/CSU lehnte es ab, die sowjetische Besatzungszone legitimieren oder »von gleich zu gleich« mit ihr verhandeln zu wollen.[44] Bis zuletzt vertrat Erhard die Ansicht: »Während eines Zeitraums von 20 Jahren ist es uns gelungen, die Anerkennung des Zonenregimes zu verhindern. Eine weitere Fortsetzung dieser Haltung wird die Zone letztlich zur Aufgabe ihres Anerkennungsanspruchs veranlassen.«[45] Die Vorstöße der FDP wurden vehement zurückgewiesen und Dehler zeigte sich zusehends enttäuscht von seinem Freund Erhard, dem er alsbald vorwarf, nicht nur die senile Außenpolitik Adenauers weiter zu betreiben, sondern auch dessen aussichtslose Deutschlandpolitik fortzuführen.[46]
Hierbei kam es auch zu Dehlers Anschuldigungen, Erhard und die CDU/CSU hätten den Bundestag im Zusammenhang mit dem Röhren-Embargo Ende des Jahres 1963 bewusst falsch informiert. FDP und SPD hatten sich gegen das von der NATO verhängte Embargo ausgesprochen, das die Lieferung von Großröhren an den Ostblock untersagte. Beide Parteien waren überzeugt, durch den Ausbau und die Liberalisierung des Ost-West-Handels eine politische Annäherung und einen Wandel innerhalb der kommunistischen Länder herbeiführen und damit die deutsche Einheit erreichen zu können. Zwar hatte die ökonomische Liberalisierung auch für Erhard Priorität, doch hielt er eine

42 Protokoll der Fraktionssitzung vom 8.1.1964, ADL, NL Mischnick, A40-763.
43 Jürgen Bellers: Außen-, Europa-, Außenwirtschafts- und Entwicklungspolitik der deutschen Parteien und Verbände in der Bundesrepublik Deutschland nach 1950; http://www.fb1.uni-siegen.de/politik/mitarbeiter/bellers/dokumente/aussenwirtschaftspolitik.pdf, 04.10.2007, S.3.
44 Horst Osterheld: Außenpolitik unter Bundeskanzler Ludwig Erhard 1963-1966. Ein dokumentarischer Bericht aus dem Kanzleramt, Düsseldorf 1992, S.243.
45 Kurzprotokoll der Fraktionssitzung am 26.4.1966, ADL, NL Mischnick, A40-777.
46 Udo Wengst: Thomas Dehler – 1897-1967. Eine politische Biographie, München 1997, S. 374.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ernstzunehmende Annäherung zwischen Ost und West unter dem sowjetischen Regierungschef Chruschtschow für unrealistisch. »Eine Vermischung zwischen zwei so ganz und gar verschiedenen Systemen ist sowieso ausgeschlossen«, erklärte der Kanzler.[47] Er wähnte die Wiedervereinigung lediglich über außenpolitische Initiativen der amerikanischen Verbündeten erlangen zu können. Daher fand die Aufhebung des Embargos nicht seine Unterstützung, zumal er davon ausging, dass die USA ohnehin die Beibehaltung des Lieferverbots wünschten. Durch den Auszug der CDU/CSU-Abgeordneten während der Abstimmung über die fristgerechte Einstellung der Verordnung war das Ansinnen von FDP und SPD schließlich boykottiert worden. »Man habe einen Geheimbeschluss des Nato-Rates fingiert, um dem Wunsch amerikanischer Interessengruppen zu entsprechen und die deutschen Röhrenlieferungen nach Russland zu verhindern«, erhob Dehler diesen Vorwurf auf mehreren FDP-Versammlungen im Frühjahr 1964 und erklärte: »Die Minister lügen reihenweise (…) und der Kanzler hat mitgelogen!«[48]

Der rauhe Ton, den Dehler inzwischen in aller Öffentlichkeit dem Kanzler gegenüber anschlug, hinterließ bei vielen FDP-Mitgliedern Verärgerung, selbst wenn sie der Anschuldigung Dehlers inhaltlich zustimmten.[49] Einerseits hatte Erhard nach wie vor Fürsprecher in der Partei, andererseits sollte vor allem mit Blick auf die Bundestagswahlen 1965 die konstruktive Zusammenarbeit der Regierungsparteien demonstriert werden. Die Wählerschaft der Freien Demokraten wolle »keinen unnötigen Krach in der Koalition«, äußerte sich dazu der damalige Vorsitzende der FDP-Bundestagsfraktion, Knut Freiherr von Kühlmann-Stumm, in einem Interview. »Der Kanzler stehe den Freien Demokraten wohlwollend gegenüber. Erhard habe nie versucht, wie sein Vorgänger Adenauer, einen Keil in die FDP-Bundestagsfraktion zu treiben«,[50] rechtfertigte er die weiter bestehende Koalitionsbereitschaft der FDP mit den Christdemokraten. Nach außen waren auf diese Art und Weise die Wogen wieder geglättet worden, aber innerhalb der FDP-Bundestagsfraktion nahm die Unzufriedenheit über die Zusammenarbeit der Koalitionspartner zu, wie sie auch Wolfgang Mischnick seit längerem zum Ausdruck gebracht hatte: »Unsere Forderungen lässt Erhard glatt unter den Tisch fallen. Man hat den Eindruck, daß hier ein doppeltes Spiel getrieben wird.«[51] Zudem war infolge der Streitigkeiten um das Röhren-Embargo letztlich auch die langjährige persönliche Freundschaft zwischen Erhard und Dehler zerbrochen.

47 Protokoll der Fraktionssitzung vom 8.1.1964 (wie Anm. 42).
48 Badisches Tageblatt: »Scharfe Angriffe Dr. Dehlers gegen Bundeskanzler Erhard«, 4.4.1964, ADL, NL Dehler, N1-2627.
49 Schreiben Otto Schumacher-Hellmolds an Mende, 28.4.1964, ADL, NL Dehler, N1-1983.
50 Rheinische Post: »Wir müssen Thomas Dehler ertragen«, 12.5.1964, ADL, NL Dehler, N1-2627.
51 Kurzprotokoll der Fraktionssitzung vom 23.10.1963, ADL, NL Mischnick, A40-753.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Weitere Unstimmigkeiten entstanden auch auf innenpolitischem Terrain, als 1965 eine Entscheidung zur Verjährung von nationalsozialistischen Gewaltverbrechen gefällt werden musste. Im Frühsommer des Jahres sollte nach deutschem Recht die Frist enden, nach der künftig eine Strafverfolgung von Nazi-Verbrechen nicht mehr möglich gewesen wäre. Erhard nahm zu dieser Frage schnell eine entschlossene Haltung ein: Seinem Willen nach war die Verjährungsfrist unbedingt zu verlängern, damit die unmenschlichen Taten weiterhin gerichtet werden konnten. Ausgerechnet hier stieß er auf Widerstand von Seiten der FDP und namentlich des Justizministers Ewald Bucher. Unter Verweis auf Artikel 103 des Grundgesetzes, der eine Verlängerung der Verjährungsfrist ausschloss, sowie auf nicht geahndete Vergehen der alliierten Siegermächte lehnten die FDP und weite Teile der CDU/CSU diese ab. Erst eine Initiative von Adenauer brachte in dieser Problematik eine Lösung. Da es nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Wahl zum ersten Deutschen Bundestag keine rechtsfähige Gewalt gegeben habe, so Adenauers Argumentation, könne die Verjährungsfrist erst 1949 beginnen und würde daher erst 1969 enden. Diesem Kompromiss stimmte der Bundestag immerhin zu, Bucher trat als Justizminister aber dennoch zurück. Die FDP verlor das Ministerium daraufhin, da Erhard das Amt des Justizministers dem CDU-Politiker Karl Weber übertrug.[52]

Trotz allem kam für Erhard im Wahljahr 1965 keine andere Regierungskonstellation als mit der FDP in Frage. Er war aufgrund der zahlreichen, langjährigen wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen mit der SPD der »Repräsentant der Kleinen Koalition« geworden[53], allerdings nahm er sich mit dieser Festlegung Handlungsspielräume nach der Wahl. Auch die FDP erneuerte ihr Angebot, mit Erhard regieren zu wollen, obwohl Erhard Ende 1964 entgegen der Forderung der FDP die Angleichung des EWG-Getreidepreises letztlich nicht verhindern konnte. Dies hätte zur »Isolierung Deutschlands« geführt, verteidigte sich Erhard gegenüber von Kühlmann-Stumm.[54] Ein Mittelweg konnte hier lediglich durch Ausgleichsmaßnahmen der EWG sowie Steuerentlastungen, Betriebskostensubventionen und Sozialleistungen für die Landwirte zu Lasten des Bundeshaushalts gefunden werden. Die Koalitionsbereitschaft der FDP basierte aber in hohem Maß auf der Tatsache, dass es zu dieser Zeit keine geeignete Alternative gab, mit der die FDP eine Regierungsmehrheit hätte bilden können. An der »Wahllokomotive« Erhard war auch 1965 kein Vorbeikommen, der Wahlkampf konzentrierte sich auf das Image von Erhard, auf seine Popularität als Mann des »Wirtschaftswunders« und der Sozialen Marktwirtschaft.

52 Laitenberger: Nationalökonom (wie Anm. 19), S. 189f.
53 Klaus Hildebrand: Ludwig Erhard: Kanzler zwischen Politik und Wirtschaft, in: Haus der Geschichte (Hrsg.): Nach-Denken, (wie Anm. 23) hier: S.13.
54 Schreiben Erhards an von Kühlmann-Stumm, 26.2.1964, ADL, NL Mischnick, A40-562.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bei den Bundestagswahlen 1965, denen ein für Erhard strapaziöser Wahlkampf vorausgegangen war, konnte der Kanzler in der Tat einen beachtenswerten Sieg für sich verbuchen. Er ließ sowohl die SPD als auch ihren Kanzlerkandidaten Willy Brandt weit hinter sich, obwohl ein »Kopf-an-Kopf-Rennen« prognostiziert worden war: 47,6% der Wähler stimmten für die CDU/CSU, 39,3% für die SPD.[55] Die FDP hingegen hatte im Vergleich zur Wahl 1961 Stimmenverluste zu verzeichnen und erreichte 9,5% Prozent. Rein rechnerisch stand einer Koalition mit der CDU/CSU allerdings nichts im Weg. Als Erhard während der darauf folgenden Regierungsbildung Vizekanzler Mende das Gesamtdeutsche Ministerium versagen und das Amt mit einem CDU-Politiker besetzen wollte, zeigte sich erneut, wie instabil die politische Zusammenarbeit inzwischen geworden war und welch oberflächliche Harmonie nur noch herrschte. Wieder war das Gesamtdeutsche Ministerium zum Streitpunkt geworden. Die CDU, aber auch Erhard hatten großes Interesse daran, dieses Ministerium nach den deutschlandpolitischen Vorstößen der FDP in christdemokratischer Hand zu wissen. Mende war empört darüber, beklagte, man wolle die FDP von der Außen- und Deutschlandpolitik fernhalten, forderte als einzig adäquaten Ersatz das Außenministerium und drohte für alle Fälle an, die FDP würde nicht für Erhard als Kanzler stimmen. Daraufhin wurde in der CDU/CSU wieder die Diskussion um die Große Koalition geführt. Da diese aber für Erhard völlig ausgeschlossen war und blieb, fügte er sich der Forderung Mendes nach dem Gesamtdeutschen Ministerium und übersah den Verdruss in seiner eigenen Fraktion, die noch nie geschlossen hinter ihm gestanden hatte und dies künftig noch weniger tun sollte.[56]

Das neue Kabinett wurde gebildet, doch es war von Missstimmung und Enttäuschung geprägt und von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Erhard suchte seinen Weg zwischen seinem Anspruch eines »Volkskanzlers«, seiner parteipolitischen Zugehörigkeit zur CDU und seinen alten Bindungen zur FDP, zwischen den Zwistigkeiten der »Gaullisten« und der »Atlantiker« und den politischen und ideologischen »Altlasten« aus Adenauers Zeiten. So übersah der Kanzler, dass die USA ihre Außenpolitik in Bezug auf die Wiedervereinigung mittlerweile umgekehrt hatten: Der deutschen Einheit folgte nicht mehr die Entspannung des Ost-West-Konfliktes, sondern durch eine Entspannungspolitik sollte die Wiedervereinigung Deutschlands herbeigeführt werden.[57] Auch die inhaltlichen Umschwünge der SPD ignorierte Erhard weiterhin beharrlich. Die Sozialdemokraten hatten sich längst zu den westlichen Bündnissen der Bundesrepublik sowie zur Sozialen Marktwirtschaft bekannt und

55 Isabel Nocker: Der Wahlkampf für Ludwig Erhard 1965, in: Jackob: Wahlkämpfe (wie Anm. 15), S. 151-163, hier: S.151.
56 Hentschel: Politikerleben (wie Anm. 26), S. 809f.
57 Osterheld: Bundeskanzler (wie Anm. 44), S. 86.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dem alten »Feindbild« vergangener Wahlkämpfe die Schärfe genommen. Erhard, gesundheitlich schwer angeschlagen,[58] vermochte es aber nicht mehr, diesen Balanceakt und die politischen Veränderungen mit seiner Fraktion zu meistern, die als »unregierbar« galt, von Partikularinteressen geleitet war und die Kanzlerschaft Erhards beendet sehen wollte.[59] Insofern kam es der CDU/CSU und insbesondere Adenauer und Heinrich Lübke, die sich in aller Öffentlichkeit ungeniert für eine Große Koalition aussprachen, gerade Recht, dass Erhards Rückhalt in der FDP schwand.

Die Freien Demokraten sahen ihre Politik in der Koalition zu wenig berücksichtigt und mochten Erhards Ausführungen einer guten Zusammenarbeit keinen Glauben mehr schenken. Selbst von Kühlmann-Stumm, der bisher den Koalitionsfrieden gewahrt hatte, attestierte der Bundesregierung eine »innere Zerrissenheit und Konzeptionslosigkeit«.[60] In Anbetracht der Tatsache, dass Erhards Kanzlerschaft indessen von allen Seiten immer stärker in Frage gestellt wurde, musste die FDP entscheiden, ob sie sich weiter als Stütze Erhards empfehlen wollte. Die Partei befand sich zudem seit geraumer Zeit in der schwierigen Lage, dass sie auf ihre (potenziellen) Wähler abermals profillos wirkte. »Die FDP ist vor den Augen der breiten Masse wieder nichts anderes wie damals, der verlängerte Stimmviehhaufen der CDU«[61], warnte ein Parteifreund Dehlers. Nach dem für die CDU und Erhard verheerenden Wahlausgang in Nordrhein-Westfalen im Sommer 1966, bei dem die SPD nur knapp die absolute Mehrheit verpasste, forderte Hermann Saam, Mitglied des Bundesvorstandes, schließlich: Die FDP solle »nicht als die letzten Verteidiger der Regierung Erhard angesichts der internen Richtungskämpfe in der CDU/CSU dastehen.«[62]

Vor diesem Hintergrund kam es über die Frage des Haushaltsausgleichs im Herbst 1966 zum offenen Bruch mit Erhard. Das geringe Wirtschaftswachstum und die gestiegenen Lebenshaltungskosten wurden zu einer Krise hochstilisiert und dem Kanzler, der für so viele Jahre Inbegriff des »Wohlstands für alle« war, zum Verhängnis. Der FDP-Finanzminister Rolf Dahlgrün sagte für den Bundeshaushalt der kommenden Jahre eine jährliche Deckungslücke von etwa zehn Milliarden DM voraus, die ohne Steuererhöhungen nicht zu bewältigen sei. Gegen diese sprachen sich die Liberalen aber aus, da sie im Wahlkampf vor allem auch mit einem Haushaltsausgleich ohne Steuererhöhungen geworben hatten. Die Situation verschärfte sich zusätzlich, als die USA vertragliche Zahlungen in Milliardenhöhe einforderten. 1961 hatte Verteidi-

58 Hentschel: Politikerleben (wie Anm. 26), S. 815.
59 Ulrich Völklein (Hrsg.): Ludwig Erhard – Trümmer, Träume und ein Mann der Tat, Düsseldorf 1997, S. 92.
60 Kurzprotokoll der Fraktionssitzung vom 26.4.1966 (wie Anm. 45).
61 Schreiben Winters an Dehler, 21.5.1964, ADL, NL Dehler, N1-1992.
62 Kurzprotokoll der gemeinsamen Sitzung von Bundesvorstand und Fraktion am 27.7.1966, ADL, NL Mischnick, A40-774.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gungsminister Strauß ein erstes sog. »Off-Set-Abkommen« geschlossen, dem im Anschluss weitere folgten. Damit hatte sich die Bundesrepublik verpflichtet, die Devisenausgaben der Vereinigten Staaten für die Stationierung von Truppen in Deutschland durch Rüstungskäufe in den USA auszugleichen. Aufgrund der kritischen Haushaltslage galt die noch offen stehende Zahlung aus dem dritten Off-Set-Abkommen für das Jahr 1966 als ausgeschlossen. Erhard, Galionsfigur der »Atlantiker«, wähnte die US-Führung loyal hinter sich und versuchte bei Präsident Johnson eine Stundung zu erwirken. Dieser war aber an einer Aussetzung der Zahlungen keineswegs interessiert – nicht nur innenpolitischer Druck bewog Johnson, Erhards Bitte abzuschlagen. Schon Ende der 1950er Jahre hatte das State Department ein Profil Erhards erarbeitet, in dem ihm hohe Kompetenzen als deutscher Wirtschaftsminister und als Wegbereiter eines multilateralen Welthandelssystems eingeräumt worden waren. Als Nachfolger von Adenauer hatten ihn die USA aber abgelehnt. Erhard war außenpolitische Weitsicht abgesprochen worden, seine Politik sei funktional und sein Denken und seine Entscheidungen seien grundsätzlich ökonomisch ausgerichtet. Ferner sei er kein Machtpolitiker, trete nicht als Meinungsführer auf und habe es allzu oft nicht vermocht, sich gegen Adenauer durchzusetzen. Genau darin bestehe aber die größte Gefahr für die amerikanische Außenpolitik, schrieb ein US-Botschaftsmitarbeiter 1958. Erhard lege seine Positionen brillant dar, vertrete sie im Kabinett aber nur ungenügend und könne auf diese Art und Weise von Lobbyisten missbraucht werden, schlussfolgerte der Autor des Erhard-Profils.[63] 1966 zeigte Johnson im Zuge einer neuen außenpolitischen Gewichtung der USA erst recht kein Interesse mehr daran, Erhard als Bundeskanzler zu stützen. Damit war sein Sturz besiegelt.

In ihrer Fraktionssitzung am 4. Oktober 1966 debattierte die FDP-Bundestagsfraktion zum wiederholten Mal Möglichkeiten, Auswege und die gemeinsame Position nach außen. Sogar die Kürzung der Kilometer-Pauschale sowie einige andere Kürzungsvorschläge zog Dahlgrün zur Wahrung des Koalitionsfriedens in Betracht, »man müsse sich aber klar sein, daß, wenn andere Posten gekürzt werden, eben andere Betroffene schreien würden.« Er bemerkte ebenso, dass derlei Kürzungen aber bei Weitem nicht reichen würden, die Deckungslücke zu schließen und den Zahlungsaufforderungen der USA nachzukommen. In dieser Sitzung sprach auch der Kanzler noch einmal vor den Fraktionsmitgliedern der FDP. Was er zu berichten hatte, gab wenig Anlass zu Optimismus. »Für den Zeitraum bis 1967 bestehe noch eine deutsche Restschuld in Höhe von 900 Mill. Dollar. Die USA erzielten im Übrigen

63 Anette Koch-Wegener: Apostle of the Free Market Economy. Ludwig Erhard und die Soziale Marktwirtschaft aus US-amerikanischer Perspektive 1949-1955, Marburg 2005, S. 323f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

im Handelsverkehr mit uns große Überschüsse«. Man täte »auch sonst alles, um den Dollar zu stärken«, wand sich der von Johnson enttäuschte Kanzler um die Wahrheit, denn den Erlass der aktuellen Zahlung und den damit offensichtlichen Erfolg seiner kürzlich beendeten USA-Reise konnte er nicht verkünden. »Der Besuch des Bundeskanzlers in den USA habe nichts eingebracht«, resümierte die FDP-Politikerin Emmy Diemer-Nicolaus, »wir sollten uns davon distanzieren, was uns gut bekäme.«[64]

Einige Tage später, am 10. Oktober, empfahlen die Freien Demokraten, den Haushaltausgleich durch eine Kürzung des Verteidigungshaushaltes zu erreichen. Dies wurde von Unionspolitikern und Journalisten als augenscheinlicher Schlag gegen Erhard gewertet und auch Erhard verstand dies so. »Die FDP wisse, daß es ohne Steuererhöhungen nicht gehe, wolle das vor den Landtagswahlen aber keinesfalls zugeben«, empörte er sich in der Kabinettssitzung am 26. Oktober.[65] Auf Erhards Drängen hin wollten die FDP-Minister den Weg zu Steuererhöhungen schließlich freigeben, der Beschluss konnte aber nicht mehr öffentlich bekannt gegeben werden.

Denn Scheels Rücktritt, der eine FDP-interne Rebellion gegen den Verbleib in der Regierung in Gang setzte[66], und der Geist eines erneuten »Umfalls«, wie er tags darauf in den Medien tituliert wurde, zwangen die übrigen FDP-Minister ebenfalls zum Rücktritt. Während Erhard sich zu diesem Vorgang diskret zurückhielt, gab ausgerechnet Strauß hernach bekannt, die FDP habe abermals eine Regierungskrise ausgelöst und das Ansehen der deutschen Politik dadurch gefährdet.[67]

Der im November 1966 gemeinsam gestellte Antrag von SPD und FDP, Erhard möge sich einem Vertrauensvotum stellen, war nur noch ein kurzes, schmerzliches Nachspiel. Eines, das selbst innerhalb der FDP nicht unkritisch kommentiert blieb. Zahlreiche Wähler hätten das verfassungsrechtlich »ziemlich zweifelhafte« Vorgehen als Wahlmanöver verstanden, wandte Alexander Pohlmann in einem Brief an Mischnick ein, andere hätten »die ganze Aktion als eine Art Verrat an Erhard betrachtet, den ja nicht so sehr die FDP als seine eigene Partei als Bundeskanzler loswerden wollte und der in vielen FDP-Versammlungen als der Mann bezeichnet worden ist, der FDP-Gedanken in die Tat umsetze. Mancher Wähler ist deswegen lieber zur CDU gegangen.«[68] Doch Mischnick zeigte sich uneinsichtig, denn »die Abstimmung über den Vertrauensantrag war nur eine folgerichtige Handlung, da in der Vergangenheit auch von der CDU ähnliche Anträge als zulässig betrachtet worden sind«,

64 Kurzprotokoll der Fraktionssitzung am 4.10.1966; ADL, NL Mischnick, A40-773.
65 Osterheld: Bundeskanzler (wie Anm. 44), S. 366.
66 Rainer Barzel: Im Streit und umstritten. Anmerkungen zu Konrad Adenauer, Ludwig Erhard und den Ostverträgen, Frankfurt/M. 1986, S. 106.
67 Hentschel: Politikerleben (wie Anm. 26), S. 892.
68 Schreiben Pohlmanns an Mischnick, 6.12.1966, ADL, NL Mischnick, A24-102.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

antwortete er Pohlmann und fügte hinzu, es wäre zweckmäßig und richtig gewesen, die SPD schon früher in die Bundesregierung aufzunehmen, doch leider »war (...) die Bereitschaft dazu auch innerhalb unserer Partei lange Zeit heftig umstritten. Es ist es übrigens auch heute noch.«[69]
Erhard lehnte es ab, sich der Vertrauensfrage zu stellen, die seiner Meinung nach gegen Geist und Sinn der Verfassung verstoße, und erklärte am 1. Dezember 1966 seinen Rücktritt als Bundeskanzler. »Bei meiner Übernahme des Kanzleramtes im Jahre 1963 habe ich versprochen, mein Amt in der mir gemäßen Art zu führen, die Sie seit vielen Jahren kannten. Mein ganzes Wirken war immer darauf gerichtet, neben der Mehrung von Wohlstand und Sicherheit der Freiheit und Würde des Menschen zu dienen«, erklärte Erhard am Vorabend seines Rücktrittes in einer Fernsehansprache und versicherte: »Ich werde immer zu denen stehen, die eintreten für die Freiheit in allen Lebensbereichen des einzelnen, der gesellschaftlichen und der staatlichen Ordnung.«[70] Es war dies kein parteipolitisches, aber sehr wohl ein zutiefst ideologisches Eingeständnis einer Zugehörigkeit – zum Liberalismus.

4. *Schlussbemerkung*

Es ist unwiderlegbar, dass die Freien Demokraten Ludwig Erhard 1948 in das Amt des Direktors der Wirtschaftsverwaltung verholfen hatten und damit den Ausgangspunkt für die Politik der Sozialen Marktwirtschaft setzen konnten. Ebenso ist es aber auch unbestreitbar, dass sie 1966 an seinem Sturz entscheidend beteiligt waren, ungeachtet der Tatsache, dass die Christdemokraten selbst die Absetzung Erhards als Kanzler angestrebt hatten. Während Erhard seine eigene Partei nicht als Machtinstrument genutzt hatte und von der CDU/CSU als Kanzler schließlich zusehends demontiert worden ist, war der FDP 1966 vor dem Hintergrund des für sie unglücklichen Kompromisses bei der Kanzlernachfolgeregelung während der Koalitionsverhandlungen 1961 keine andere Wahl geblieben, als Erhard die weitere Gefolgschaft zu verweigern. Es war der FDP nicht gelungen, ihre eigenen politischen Ziele während der Kanzlerschaft Erhards ausreichend durchzusetzen. Insofern hatten die Liberalen ihren Standpunkt in der Frage des Haushaltsausgleichs, der zum Bruch der Koalition führen sollte, noch energischer vertreten. Nur so hatten sie eine Chance gesehen, ihre Position sowohl gegenüber dem Koalitionspartner als auch der Öffentlichkeit deutlich herauszustellen – die Liberalen wollten nicht erneut des »Umfalls« bezichtigt werden und in der Wählergunst sinken.

69 Schreiben Mischnicks an Pohlmann, 14.12.1966, ADL, NL Mischnick, A24-102.
70 Ludwig Erhards Fernsehansprache zu seinem Rücktritt 1966, in: Völklein: Erhard (wie Anm. 59), S. 114.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Darüber hinaus war eine neue Generation von FDP-Politikern an der Spitze der Partei angekommen, die eine Regierungskoalition mit der SPD in die Wege leiten wollte. Insbesondere im Hinblick auf eine zukünftige Außen- und Deutschlandpolitik hatte die FDP vermehrt Gemeinsamkeiten mit den Sozialdemokraten als mit der CDU/CSU und Erhard gesehen.
Unabhängig von diesen politischen Differenzen in den 1960er Jahren hatte es zwischen Erhard und der FDP vor allem wirtschaftspolitischen Einklang gegeben. Die Etablierung der Sozialen Marktwirtschaft war sowohl für die Liberalen als auch für Erhard von so überragender Bedeutung, dass die Durchsetzung dieser Wirtschaftspolitik für beide das vorrangige Ziel in den 1940er und 1950er Jahren war. Hier hatte es bei Weitem mehr Übereinstimmungen zwischen Erhard und den Freien Demokraten als zwischen Erhard und den Christdemokraten gegeben. Daher hatte die FDP den Wirtschaftsminister auch in Krisenzeiten gestützt und viele wirtschaftspolitische Entscheidungen im Sinne Erhards mitgetragen. Einzig in der Diskussion um ein Kartellgesetz waren die Meinungen weit auseinander gegangen, da die FDP ihren parteipolitischen Interessen gefolgt war, während Erhard auch in dieser Frage seine sachlichen Ziele, seine Ideale, realisieren und über die Interessen einzelner Gruppen stellen wollte.[71]
Erhard war kein Parteipolitiker, er selbst hatte sich mehr als überparteilicher Fachmann verstanden. Demzufolge wären weder die CDU noch die FDP die Partei Erhards gewesen. Die CDU-Kandidatur zur Bundestageswahl 1949 hatte er einzig aus dem Grund angenommen, um nach einem Wahlsieg der Christdemokraten, Wirtschaftsminister werden und die Soziale Marktwirtschaft auf den Weg bringen zu können. Gegen Ende der 1950er Jahre war dies durch den Wunsch, Bundeskanzler zu werden und ein »Volkskanzlertum« zu verwirklichen, abgelöst worden. Es sollte Erhard jedoch nicht gelingen, die parlamentarische Parteiendemokratie und seine Idee des »Volkskanzlertums« in Einklang zu bringen.[72]
Aus diesem politischen Kalkül heraus hatte Erhard auch den Beitritt zur FDP abgelehnt. Zweifelsohne war Erhard aber ein Liberaler, »ein Mann der Moderne, ein Anhänger des in definierten sozialen Grenzen freien Spiels der Kräfte.«[73] Daher hat er den Freien Demokraten aufgrund ihres politischen Verständnisses näher als der CDU/CSU gestanden, wie dies Scheel später einmal folgendermaßen formuliert hat: »Sie wollten mit dem Erfolg der Sozialen Marktwirtschaft immer auch die Kraft der Vernunft und des im Volk lebendigen Gemeinsinns augenfällig machen. Sie haben damit unserer jungen Demo-

71 Diskussionsbeitrag von Klaus Schönhoven, in: Haus der Geschichte (Hrsg.): Nachdenken (wie Anm. 23), S. 51.
72 Hildebrand: Erhard, in: Haus der Geschichte (Hrsg.): Nachdenken (wie Anm. 23), S. 15.
73 Völklein: Erhard (wie Anm. 59), S. 90.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kratie einen großen Dienst geleistet. Und ich kann es auch nicht recht missbilligen, daß Sie zugleich – erfolgreicher als viele andere – liberales Gedankengut in unserem Volk verbreitet haben.«[74]

74 Walter Scheel zum 80. Geburtstag Ludwig Erhards, in: Dolf Sternberger, Heinrich Sprenger: Reden der deutschen Bundespräsidenten Heuss, Lübke, Heinemann, Scheel, München 1979, S. 256-258, hier: S. 257.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Klaus Weber

Die Konjunktur der Linksliberalen 1966-1970 – Das Beispiel Ralf Dahrendorf

1. *Einleitung*

Als Bundeskanzler Willy Brandt am 28. Oktober 1969 vor dem Deutschen Bundestag die Losung ausgab: »Wir wollen mehr Demokratie wagen«, war dies das Motto einer kurzen Phase der bundesrepublikanischen Geschichte, in der sich utopische Vorstellungen über das politisch Machbare in weiten Teilen des öffentlichen Lebens breit machten.[1] Das von Brandt selbst im Nachhinein erkannte »Modernitäts-Pathos der späten sechziger Jahre«[2] war letztlich Ausdruck des vorherrschenden Lebensgefühls dieser Zeit, in der der Begriff der »Planung« zu seinem kurzen Siegeszug ansetzte[3] und die Liberalisierung der bundesdeutschen Gesellschaft eine Hochphase erreichte.[4] Fast alles schien machbar, sofern man nur die richtigen Instrumentarien zur Erreichung des angestrebten Zieles anzuwenden wusste.

Mit dieser Utopie kongruierte zeitlich die Konjunktur von gewissen politischen Vorstellungen, welche hier unter dem Begriff des »Linksliberalismus« subsumiert werden sollen. »Bildung ist Bürgerrecht« und »Demokratisierung« wurden zu Chiffren einer Bewegung, die sich zum Ziel setzte, die Demokratie fester in die bundesrepublikanische Gesellschaft einzupflanzen und dabei Partizipation und Selbstbestimmung des Menschen zu erweitern.[5] Erst später knüpfte man in diesem Zusammenhang auch bewusst an traditionelle linksliberale Vorbilder an – so etwa an Friedrich Naumann in den Freiburger Thesen der FDP von 1971. Auf der politischen Ebene wurde diese

1 Vgl. Michael Ruck: Ein kurzer Sommer der konkreten Utopie – Zur westdeutschen Planungsgeschichte der langen 60er Jahre. In: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers (Hrsg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Hamburg 2000, S. 363-401.

2 Willy Brandt: Erinnerungen. Berlin 1999, S. 271.

3 Vgl. z.B. Gabriele Metzler: »Geborgenheit im gesicherten Fortschritt«. Das Jahrzehnt von Planbarkeit und Machbarkeit. In: Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Teppe (Hrsg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik. Paderborn u.a. 2003, S. 777-797.

4 Vgl. Ulrich Herbert: Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze. In: Ders. (Hrsg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980. Göttingen 2002, S. 7-49, hier: S. 14.

5 Ähnlich Thomas Ellwein: Krisen und Reformen. Die Bundesrepublik seit den sechziger Jahren. 2. Aufl., München 1993, S. 79ff.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Konjunktur durch die zunehmende Bedeutung linksliberaler Protagonisten (z.B. Hildegard Hamm-Brücher, Ralf Dahrendorf, Werner Maihofer, Karl-Hermann Flach) offenbar, die hieraus nun relativen politischen Einfluss abzuleiten vermochten.
Ich werde im Folgenden anhand Ralf Dahrendorfs exemplarisch zeigen, welche Bedingtheiten dazu führten, dass linksliberale Positionen in einem bestimmten Zeitraum in der Freien Demokratischen Partei politisch wirksam werden konnten. Dahrendorf wurde zum politischen Shootingstar, als er Anfang 1968 auf dem Freiburger FDP-Bundesparteitag plötzlich zum liberalen »Messias«[6] avancierte und der arg verunsicherten Partei eine neue programmatische Richtung zu geben schien. Als er dann nur wenige Jahre später – nämlich 1970 – seinen Staatssekretärsposten im Auswärtigen Amt räumte, um EWG-Kommissar für Auswärtige Beziehungen und Außenhandel zu werden, war der Zenit seines politischen Einflusses schon überschritten. Die innerparteilichen Grundlagen dieser Entwicklung sollen hier nachgezeichnet werden.

2. *Die FDP zwischen Mende und Scheel*

Als die FDP Ende 1966 völlig unvorbereitet in die Opposition geriet[7] und sich im Bundestag mit einer übergroßen parlamentarischen Mehrheit der Großen Koalition konfrontiert sah, begannen sich innerhalb der Partei Tendenzen zu verstärken, die durch die liberale Regierungsbeteiligung zuvor noch nicht derart wirksam hatten werden können. Ein Resultat dessen war zum Beispiel die Ablösung des Parteivorsitzenden Erich Mende durch Walter Scheel Anfang 1968. Mende, der zuerst durch den »Umfall« von 1961 stark unter Beschuss geriet und auf dem Münchener Bundesparteitag 1963 nur Parteivorsitzender blieb, weil kurz zuvor »ein anderer [gemeint ist Wolfgang Döring, K.W.] gestorben ist«[8], hatte in den Jahren bis 1968 größtenteils davon profitieren können, dass er als Parteivorsitzender nahezu alternativlos war. Einzig dem nordrhein-westfälischen FDP-Landesvorsitzenden Willi Weyer sprach man entsprechendes Format zu – dieser zeigte sich jedoch am Bundesvorsitz stets desinteressiert. So war es also wenig verwunderlich, dass im Sommer 1967 – als sich die Gerüchte verdichteten, dass Mende auf eine Wiederwahl als Parteivorsitzender verzichten wolle – ernsthaft wieder Thomas Dehler als Bun-

6 Zum Schießen. In: Der Spiegel 22 (1968), Nr. 6 vom 05. Februar 1968, S. 32-34, hier: S. 34.
7 Vgl. Lothar Albertin: Die koalitionspolitische Umorientierung der FDP 1966-1969: Fall oder Modell? In: Ders. (Hrsg.): Politischer Liberalismus in der Bundesrepublik. Göttingen 1980, S. 211-221, hier: S. 213.
8 So die Einschätzung Rudolf Augsteins. Rudolf Augstein: Vorsitzender gesucht. In: Der Spiegel 17 (1963), Nr. 28 vom 10. Juli 1963, S. 22.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

desvorsitzender kolportiert wurde,[9] welcher allerdings kurz darauf plötzlich verstarb.

Dass der Bundestagsfraktionsvorsitzende Mende im Jahre 1960 auf den Dehler-Nachfolger Reinhold Maier folgte, war kaum umstritten. Mende hatte es schon früh verstanden, sich in der FDP durch kluges und eloquentes Vorgehen durchzusetzen, indem er unterschiedliche Positionen durch seine eigene ideologische Geschmeidigkeit auszugleichen vermochte.[10] Mit dem späteren »Umfall« der FDP hatte er jedoch in kürzester Zeit sein strahlendes 1961er Bundestagswahlergebnis von 12,8 Prozent selbst pulverisiert, indem er zu sehr auf die unionsinterne Durchsetzungsfähigkeit des als »Gummilöwen«[11] verschrienen Ludwig Erhard gegenüber Konrad Adenauer vertraute.[12] Mendes vorher gerühmte Vermittlungsfähigkeiten wurden jetzt als unentschiedenes Lavieren gerügt,[13] sodass auch die später folgende »Spiegel-Affäre« vom Herbst 1962 weniger Mende, vielmehr dem zupackenden Döring zugute kam.

Die Spiegel-Affäre erwies sich letztlich in mehrfacher Hinsicht als ein einschneidendes Ereignis. Zum einen gilt sie heute im Allgemeinen als wichtigste Zäsur hinsichtlich einer gesellschaftlichen Modernisierung und Liberalisierung der Bundesrepublik,[14] zum anderen öffneten sich hiermit mittelfristig die koalitionspolitischen Möglichkeiten der Bundestagsparteien. Mit den Koalitionsverhandlungen zwischen Union und SPD über eine Große Koalition brach sowohl für die CDU/CSU als auch für die FDP das »SPD-Tabu«[15] – freilich erstmal theoretisch. Ferner blieb die Anti-Strauß-Positionierung der Liberalen dauerhaft; außerdem – und dieser Punkt darf nicht unterschätzt werden – bedeutete diese Affäre auch eine Teilrehabilitierung der FDP nach dem Umfall und brachte schließlich »existenzsichernde Punkte im libertär-akademischen Bürgertum«[16]. Für die Freien Demokraten war die Spiegel-Krise

9 So Wolfgang Schollwer im Gespräch mit dem Verfasser am 24. Juni 2006. Thomas Dehler war bereits von 1954 bis 1957 FDP-Bundesvorsitzender.

10 Vgl. Hans-Heinrich Jansen: Erich Mende (1916-1998). In: Torsten Oppelland (Hrsg.): Deutsche Politiker 1949-1969. Bd. 2: 16 biographische Skizzen aus Ost und West. Darmstadt 1999, S. 132-142, hier: S. 133f.

11 Macht ist dumm. In: Der Spiegel 17 (1963), Nr. 42 vom 16. Oktober 1963, S. 30-50, hier: S. 44.

12 Vgl. Daniel Koerfer: Schwierige Geburten: Die Regierungsbildungen 1961, 1962, 1963 und 1965. In: Wolfgang Mischnick (Hrsg.): Verantwortung für die Freiheit. 40 Jahre F.D.P. Stuttgart 1989, S. 156-192, hier: S. 162ff.

13 Vgl. Peter Lösche/Franz Walter: Die FDP. Richtungsstreit und Zukunftszweifel. Darmstadt 1996, S. 55.

14 Vgl. z.B. Kurt Sontheimer: So war Deutschland nie. Anmerkungen zur politischen Kultur der Bundesrepublik. München 1999, S. 89; ähnlich Heinrich August Winkler: Der lange Weg nach Westen. Bd. 2: Deutsche Geschichte vom »Dritten Reich« bis zur Wiedervereinigung. 3., durchges. Aufl., München 2001, S. 209.

15 Spiegel-Interview mit Erich Mende. In: Der Spiegel 18 (1964), Nr. 23 vom 03. Juni 1964, S. 28-39, hier: S. 39. Ähnlich auch Erich Mende: Von Wende zu Wende. Zeuge der Zeit 1962-1982. München/Berlin 1986, S. 86. Vgl. Koerfer (wie Anm. 12), S. 177f.

16 Lösche (wie Anm. 13), S. 54.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

damit sowohl Kapital als auch (»rechtsstaatliche«) Verpflichtung für die Zukunft.

Ab 1963 wurden die FDP-Bundesparteitage immer mehr zum innerparteilichen Profilierungsgebiet der Linksliberalen. Mende hatte nun mit der stärker werdenden ideologischen Unnachgiebigkeit der Parteilinken einige Mühe. Waren die Streitpunkte zuerst noch relativ klar umrissen, so erwuchs daraus mit der Zeit eine grundsätzliche, persönliche Abneigung gegenüber dem Parteivorsitzenden. Erteilte Hildegard Hamm-Brücher auf dem Münchener Bundesparteitag 1963 noch dem Konzept der »liberalen Volkspartei« (das ursprünglich von Döring initiiert und dann von Mende übernommen wurde) eine deutliche Absage, so erkannte Willy Weyer auf dem Hannoveraner Parteitag 1967 dann schon: »Ich habe fast den Eindruck, daß es plötzlich um die Forderung geht: Der Bundesvorsitzende hat zu verschwinden.«[17]

Generell war mit der Verbannung der FDP in die Oppositionsrolle der Wunsch nach einem Neuanfang auch in der Führungsspitze der Partei entstanden. Über die Art und Weise, wie dieser Neuanfang auszusehen habe, gab es freilich differierende Ansichten. So war sich Mende durchaus bewusst, dass die FDP langfristig nur überleben könne, wenn sie sich programmatisch neu aufstellte.[18] Teile der Parteilinken – und hier im Besonderen die Jungdemokraten (DJD) – sahen aber zusätzlich die Notwendigkeit eines personellen Wechsels. Wie sehr dieser Erneuerungsdrang die Parteilinke trieb, zeigt die Tatsache, dass die Frage einer möglichen Nachfolge des abzulösenden Mende völlig ausgeblendet wurde.[19] Letztlich war es dann auf dem Bundesparteitag in Hannover paradoxerweise die Ost- und Deutschlandpolitik, über die sich der Erneuerungsdrang Bahn brach. Denn gerade in diesem Bereich galt die FDP mit ihrem Minister für gesamtdeutsche Fragen Mende als die progressivste der Bonner Parteien. Auch die Schriften Schollwers[20] und Rubins,[21] die als Hauptbezugspunkte der sogenannten »Reformer« auf diesem Parteitag gelten,[22] waren nicht allzu weit von dem freilich stark verunsicherten und seine Oppositionspositionierung suchenden Mende entfernt. Lediglich die bedin-

17 Zit. in: Rolf Zundel: Happening in Hannover. Auf dem FDP-Parteitag blieb das Führungsproblem ungelöst. In: Die Zeit, Nr. 14 vom 07. April 1967, S. 3.

18 Vgl. zum Beispiel Wolfgang Schollwer: »Da gibt es in der FDP noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten …«. Aufzeichnungen aus der FDP-Bundesgeschäftsstelle 1966-1970. Hrsg. von Jürgen Frölich. Bremen 2007, S. 33.

19 Vgl. Hans Schuster: Aufruhr ohne Folgen. In: Süddeutsche Zeitung vom 07. April 1967, S. 4.

20 Wolfgang Schollwer: Deutschland- und Außenpolitik. Arbeitspapier für den FDP-Bundesvorstand. Januar 1967. Abgedruckt in: Wolfgang Benz/Günter Plum/Werner Röder (Hrsg.): Einheit der Nation. Diskussionen und Konzeptionen zur Deutschlandpolitik der großen Parteien seit 1945. Stuttgart/Bad Cannstatt 1978, S. 208-217.

21 Vgl. Hans Wolfgang Rubin: Die Stunde der Wahrheit. Abgedruckt in: Benz (wie Anm. 20), S. 204-208.

22 Ähnlich Heino Kaack: Die F.D.P. Grundriß und Materialien zu Geschichte, Struktur und Programmatik. 3., akt. u. erw. Aufl., Meisenheim am Glan 1979, S. 36.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gungslose Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ohne jegliche Kompensation, wie sie Schollwer und Rubin forderten, schien für den Oberschlesier Mende gänzlich indiskutabel. In seinen öffentlichen Stellungnahmen wurde er auch nicht müde zu erwähnen, dass eine endgültige Grenzziehung einem Friedensvertrag vorbehalten sei,[23] diese Frage also zu den »Verhandlungsgegenstände[n] friedensvertraglicher Regelungen«[24] zähle.

Dennoch, die Verhärtung und der Rückschritt der ostpolitischen Position Mendes im Vorfeld bzw. im Zuge des Hannoveraner Parteitages sind hierdurch nicht erschöpfend zu erklären. Mende war erkennbar verunsichert, schwankte seit Dezember 1966 deutlich, pendelte zwischen Extrempositionen wie Anerkennung und Nicht-Anerkennung der DDR,[25] bis er als »Amokredner«[26] in Hannover »in ziemlich demagogischer und wenig sachlicher Weise«[27] seine Gegner in der Oder-Neiße-Frage angriff. Es ging den reformorientierten Kräften hier nicht in erster Linie um den Einzelaspekt »Oder-Neiße«, es ging eher darum, eine irgendwie geartete Erneuerung der Partei – die eine koalitionspolitische Neuausrichtung gen SPD einschloss – personell zu untermauern. Und hier war die Oder-Neiße-Frage der einzige Punkt, in dem man den Parteivorsitzenden wirksam attackieren konnte – mit entsprechender publizistischer und publicityträchtiger Unterstützung von Henri Nannen und Rudolf Augstein.[28] Zur bedingungslosen Oder-Neiße-Anerkennung konnte man schließlich bloß »ja« oder »nein« sagen; der Oberschlesier Mende musste »nein« sagen und sich damit zwangsweise das Odium des Rückschritts anheften. Das wussten seine Widersacher.

Kurzum: Es waren nicht vorrangig politische Prinzipien, die den Zusammenprall von Hannover verursachten und damit Mendes Ende einläuteten. Vielmehr war es zum einen die intransigent vorgetragene Position der Parteilinken, die Willi Weyer treffend zusammenfasste: »Wir brauchen erstens eine neue Mannschaft, und zweitens brauchen wir ein neues Programm«[29], welche sich aus einem allgemeinen – aber programmatisch diffusen – Erneuerungsstreben speiste, sowie aus einem damit verbundenen Wunsch nach einem

23 Rede Mendes auf dem FDP-Bundesparteitag in Hannover am 03. April 1967. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, A 1-323.
24 Ebd.
25 Schollwer (wie Anm. 18), S. 33, 44.
26 Mathias Siekmeier: Restauration oder Reform? Die FDP in den sechziger Jahren – Deutschland- und Ostpolitik zwischen Wiedervereinigung und Entspannung, Köln 1998, S. 326.
27 Karl Moersch: Kurs-Revision. Deutsche Politik nach Adenauer. Frankfurt am Main 1978, S. 95.
28 Vgl. Siekmeier (wie Anm. 26), S. 336ff.; vgl. Heino Kaack: Die Liberalen. Die FDP im Parteiensystem der Bundesrepublik. In: Richard Löwenthal/Hans-Peter Schwarz (Hrsg.): Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz. 2. Aufl., Stuttgart 1974, S. 408-432, hier: S. 420.
29 So Willi Weyer auf dem FDP-Bundesparteitag in Hannover am 03. April 1967. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, A 1-323.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wechsel des Koalitionspartners auf Bundesebene.[30] Zum anderen war es die überharte Reaktion Mendes auf die personellen Forderungen, hinter der Hildegard Hamm-Brücher die »gekränkte[…] Eitelkeit«[31] des Parteivorsitzenden vermutete. Mende personifizierte für die Linken das Alte, wogegen dieser freilich machtlos war. Er sah sich »wie ein Stück Wild gehetzt«[32], zog sich in eine Position der Selbstgerechtigkeit zurück und beharrte noch Jahre später auf ostpolitischen Positionen, die er selbst zwischenzeitlich schon verlassen hatte.

Als Walter Scheel Ende Januar 1968 in Freiburg das Amt des FDP-Bundesvorsitzenden übernahm, war dies nicht bei jedem das Signal eines liberalen Neuanfangs. Mancherorts galt er als »die Fortsetzung Mendes mit anderen Mitteln«[33]. Scheel sollte in der Folgezeit die schwierige Aufgabe zukommen, die aufstrebende Parteilinke und die Vertreter der nationalliberalen Richtung möglichst geräuscharm auf eine gemeinsame Linie einzuschwören und die Partei für die 1969 anstehende Bundestagswahl vorzubereiten.

3. *Die Konjunktur Dahrendorfs*

3.1 *Dahrendorf als »liberaler Heilsbringer«*

Ralf Dahrendorf, Jahrgang 1929, entstammt einem sozialdemokratischen Elternhaus, sein Vater Gustav war unter anderem Reichstagsabgeordneter für die SPD. Kurz vor Kriegsende wurde Ralf Dahrendorf wegen antinationalsozialistischer Propaganda inhaftiert und schloss sich nach dem Krieg in Hamburg der SPD und dem SDS (unter Helmut Schmidt) an. Er trat formal nie aus der SPD aus, vielmehr ist seine Mitgliedschaft 1952 verfallen, da er während eines längeren Auslandsaufenthaltes seine Mitgliedsbeiträge nicht zahlte.

Bei einem seiner wissenschaftlichen Auslandsaufenthalte kam er in den 1950er Jahren an der London School of Economics (LSE) mit Karl Popper in Kontakt, der laut Dahrendorf letztlich dafür verantwortlich war, dass er »sozusagen als Sozialist nach England [ging] und (…) als Liberaler zurück[kam]«[34]. In der Bundesrepublik machte der »Konfliktsoziologe«[35]

30 Ähnlich Albertin (wie Anm. 7), S. 207.
31 So Hildegard Hamm-Brücher auf dem FDP-Bundesparteitag in Hannover am 03. April 1967. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, A 1-323.
32 Erich Mende: Die FDP. Daten, Fakten, Hintergründe. Stuttgart 1972, S. 227.
33 Zum Schießen (wie Anm. 6), S. 32.
34 Ralf Dahrendorf: Über Grenzen. Lebenserinnerungen. München 2002, S. 120.
35 Zur theoretischen Auseinandersetzung mit Dahrendorfs Liberalismusverständnis vgl. Gilbert A. Gratzel: Freiheit, Konflikt und Wandel. Bemerkungen zum Liberalismus-Verständnis bei Ralf Dahrendorf. In: JbzL 2 (1990), S. 11-45.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dann besonders ab dem Beginn der Bildungsdiskussion auf sich aufmerksam. Zusammen mit dem Autor der »Deutschen Bildungskatastrophe«, Georg Picht, wurde Dahrendorf später zu den wichtigsten »intellektuellen Antriebskräfte[n]«[36] dieser Auseinandersetzung gezählt. Seine Strahlkraft war in dieser Zeit so groß, dass auch die praktische Politik Dahrendorfs wissenschaftlichen Rat einholte. Der angehende Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (CDU) ließ zum Beispiel von ihm ein sozialpolitisches Memorandum für die Große Koalition erstellen, um für die gewandelten gesellschaftlichen Ansprüche an die Politik ausreichend gewappnet zu sein.[37] Außerdem war Dahrendorf an der Konzeption eines viel gerühmten Hochschulgesamtplanes für Baden-Württemberg beteiligt.

Dass der Soziologieprofessor in die Politik gehen würde, erschien nur noch als eine Frage der Zeit, zumal sich auch die Rahmenbedingungen für einen Wechsel in die Politik erkennbar verbessert hatten. Die Einstellung der bundesrepublikanischen Gesellschaft zu den Intellektuellen und Wissenschaftlern im Allgemeinen hatte sich, verglichen mit den 1950er Jahren, deutlich geändert. Ab Mitte der 60er Jahre hatten gerade im Bereich der Bildungspolitik die Wissenschaftler »das große Wort. Die Politiker waren ihnen hilflos ausgeliefert.«[38] Zwar sagte Dahrendorf später, dass die Große Koalition für ihn das entscheidende Movens für den Gang in die Politik und somit auch in die FDP war, dass also in einem funktionierenden Staatswesen jede Regierung eine starke Opposition brauche,[39] doch hielt er Anfang Oktober 1967 die Frage einer parteipolitischen Präferenz gegenüber dem »Spiegel« noch offen. Hier wird er zitiert: »Ich bin [parteipolitisch, K. W.] nicht festgelegt und überlege mir die Stimmabgabe bei jeder Wahl neu. Mir sind im Prinzip unsere drei Parteien recht. Daß in allen dreien mir vieles unheimlich ist, stört mich nicht, da ich ein politisches Wesen bin.«[40] Noch im gleichen Monat trat er in die FDP ein. Dieser formale Akt geschah, so verriet Dahrendorf später, eher zufällig, als der baden-württembergische Landesgeschäftsführer Hummel einen Nach-

36 Hellmut Becker: Bildung und Bildungspolitik. Über den Sickereffekt von Reformen. In: Martin Broszat (Hrsg.): Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte. München 1990, S. 63-68, hier: S. 65.

37 Vgl. Ralf Dahrendorf: Kurt Georg Kiesinger. Der Politiker und die Intellektuellen. In: Ders.: Liberale und andere. Portraits. Stuttgart 1994, S. 277-286, hier: S. 279ff.

38 Wolfgang Jäger: Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition 1969-1974. In: Karl Dietrich Bracher/ Wolfgang Jäger/Werner Link: Republik im Wandel 1969-1974. Die Ära Brandt. Stuttgart 1986, S. 13-160, hier: S. 133. Vgl. als Beispiel Peter Hemmerich: Die Politiker haben zu wenig Ahnung. Woran die deutsche Wissenschaftspolitik krankt. In: Die Zeit, Nr. 21 vom 20. Mai 1966, S. 57.

39 Vgl. Ralf Dahrendorf: Der Liberalismus und Europa. Fragen von Vincenzo Ferrari. München 1980, S. 16f.

40 Spiegel-Gespräch mit Ralf Dahrendorf. In: Der Spiegel 21 (1967), Nr. 42 vom 09. Oktober 1967, S. 54-62, hier: S. 54; vgl. auch: Vieles unheimlich. In: Der Spiegel 22 (1968), Nr. 3 vom 15. Januar 1968, S. 25.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

folger für den überraschend verstorbenen kulturpolitischen Sprecher Walter Erbe suchte.[41]

In der FDP legte Dahrendorf nun einen politischen Blitzstart hin, der in einer größeren Partei so kaum möglich gewesen wäre. Nachdem er Anfang 1968 schon in den Landesvorstand der baden-württembergischen FDP gewählt wurde, war er wenig später gar Mitglied des Bundesvorstandes der FDP. Insbesondere mit seinen öffentlichen Auftritten beim Dreikönigstag in Stuttgart und auf dem FDP-Bundesparteitag in Freiburg konnte Dahrendorf mit seinen visionären, aber freilich »dunstig«[42] gehaltenen Reden bei der verunsicherten, von der Wahlrechtsfrage und einem inneren Auseinanderdriften bedrohten Partei eine vorher nicht erwartete liberale Geschlossenheit zwischen rechtem und linkem Flügel erzielen. Dahrendorf gelang das, was der neue Bundesvorsitzende Scheel in Freiburg nicht schaffte: der Partei wieder Mut, Angriffslust und eine (zugegebenermaßen unscharfe) programmatische Richtung zu geben. Scheel wirkte neben dem »Deus ex Machina« Dahrendorf eher blass und unsicher.

Dahrendorf gelang es in seiner Freiburger Rede, die Große Koalition als gemeinsamen Gegner zu definieren und ihr wahren Reformgeist abzusprechen. Mit seiner politikferneren Herkunft kokettierend prangerte er an, dass die aktuelle Politik durch die »Herrschaft der Formeln über das politische Denken«[43] bewegungsunfähiger geworden sei. Dieser »bis zum Überdruß getriebene politische Jargon der Eigentlichkeit« führe letztlich dazu, dass sich die politische Führung von »den Menschen im Lande« trenne und wirkliche Fortschritte unterblieben. Aus Dahrendorf sprach der Zeitgeist der Verwissenschaftlichung der Politik, als er fortsetzte: »Moderne Politik, klare Führung beginnt erst dort, wo der Politiker die Lust an der Entscheidung um genau dieselbe dezidierte Vernunft ergänzt, die den Wissenschaftler auszeichnet.« Dass er sich mit diesen Äußerungen selbst auch entsprechend parteiintern positionieren wollte, kann durchaus angenommen werden. Zur vorangegangenen öffentlichen Kritik an seinen »›schönen‹ Reden und ›brillanten‹ Formulierungen« sagte er nämlich: »Deren einfachste Widerlegung wäre die Umsetzung der Worte in die Tat; und ich freue mich auf die Gelegenheit dazu.«

Programmatisch hatte sich Dahrendorf hier gemäß dem vorgegebenen Thema auf den Bereich der Gesellschaftspolitik konzentriert, welche sich vor allem dem Prinzip der »Offenheit« verschreiben und »Bürgerrechte für alle« zum Ziel haben sollte. Allzu neu, fortschrittlich oder gar richtungsweisend war das

41 So Ralf Dahrendorf im Gespräch mit dem Verfasser am 03. März 2006.

42 Arnulf Baring (in Zusammenarbeit mit Manfred Görtemaker): Machtwechsel. Die Ära Brandt-Scheel. Berlin 1998, S. 116.

43 Dahrendorf in seiner Rede »Politik und Liberalität statt Bündnis der Unbeweglichkeit« auf dem FDP-Bundesparteitag in Freiburg am 30. Januar 1968. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, A 1-363. Dort auch die folgenden Zitate.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

eigentlich nicht, sagte doch sogar der bayerische Rechtsaußen Dietrich Bahner anschließend: »Ich habe aus der Rede von Prof. Dahrendorf gesehen, daß der von den progressiven Kräften auf den Schild Gehobene sich zu seiner Zielsetzung und in seinem Weltbild in nichts von dem unterscheidet, was ich in dieser Gesellschaftspolitik selber vertrete.«[44] Insofern war es vielmehr die Art und Weise Dahrendorfs, mit der es ihm in Freiburg gelang, die seit »Hannover« arg zerstrittenen Parteiflügel hinreichend zu befrieden. Wirkliche Streitthemen wie die Oder-Neiße-Frage klammerte er nämlich wohlweislich aus. Stattdessen behandelte er mit der Gesellschaftspolitik eine Frage, die innerhalb der Partei kaum strittig war und mit der man zu dieser Zeit relativ leicht progressiv punkten konnte. Dahrendorfs Rede war zugleich »dunstig« und »konkret« genug, um widerstreitende Ansichten durch Hinwendung zum kleinsten gemeinsamen Nenner scheinbar zu kalmieren.

Zum später häufig zitierten und utopischen Höhepunkt seiner Ausführungen kam Dahrendorf dann am Schluss: »Unser Anspruch geht nicht dahin, als Koalitionspartner dem einen oder anderen das Leben ein bißchen schwerer zu machen. Unser Anspruch ist es vielmehr, dieses Land zu regieren (…).«[45] Dass dies durchaus als mittelfristiger liberaler politischer Führungsanspruch in der Bundesrepublik zu verstehen war, machte Dahrendorf in den kommenden Wochen und Monaten mehrfach deutlich. Zum »Spiegel« sagte er kurz nach dem Freiburger Parteitag, dass er glaube, die FDP könne sich innerhalb der nächsten sechs Jahre so aufstellen, dass der selbst gesetzte Anspruch, »dieses Land zu regieren«, möglich wäre.[46] Im August des Jahres wurde Dahrendorf in einem Gespräch mit einem »Welt«-Journalisten wie folgt zitiert: »Und ich meine mit ›Regieren‹, daß die FDP dann die tonangebende Partei sein wird. Das ist der Weg weg von der Koalitionspartei, also von dem kleinen Partner von irgendjemandem anders, hin zu der Partei, die selbst den Anspruch auf Prägung der Richtlinien der Politik erhebt.«[47] Und wen er selbst für fähig anzusehen schien, die politischen Richtlinien qua Amt zu bestimmen, machte er schon im Februar 1968 deutlich. Hier sagte er »lächelnd, aber ohne Ironie«, er wolle Bundeskanzler werden.[48]

Freilich kann man darüber spekulieren, ob Dahrendorf diese Äußerungen überhaupt ernst gemeint hat. Dass er Bundeskanzler werden wolle, hat er jedenfalls später als nicht verstandene Ironie deklariert.[49] Denkbar ist aber

44 Rede Dietrich Bahners auf dem FDP-Bundesparteitag in Freiburg am 30. Januar 1968. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, A 1-363.
45 Rede Dahrendorfs in Freiburg (wie Anm. 43).
46 So Dahrendorf im Spiegel-Interview »Wollen Sie Parteiführer werden?«. In: Der Spiegel 22 (1968), Nr. 6 vom 05. Februar 1968, S. 32.
47 Manfred Eichhöfer: »Auch nach Osten mehr Spielraum«. Der FDP-Politiker fordert eine eigene aktive deutsche Politik. In: Die Welt vom 05. August 1968, S. 5.
48 Komet Dahrendorf. In: Die Welt vom 20. Februar 1968, S. 2.
49 So Ralf Dahrendorf im Gespräch mit dem Verfasser am 03. März 2006.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auch, dass das »messianische« Charisma, das Dahrendorf in diesen Tagen zugeschrieben wurde, seine Rückkopplungswirkung auf den Senkrechtstarter durchaus nicht verfehlte. Er selbst erkannte im Nachhall, dass die öffentliche Aufmerksamkeit es ihm in dieser Zeit schwer machte, die Bodenhaftung nicht zu verlieren.[50] Denn nicht nur in vielen Presseorganen wurde Dahrendorf in der unmittelbaren Zeit nach »Freiburg« hofiert, sondern auch auf der folgenden FDP-Bundesvorstandssitzung am 23. Februar 1968 in Karlsruhe. Hier kam Dahrendorf von einem Auslandsaufenthalt in den Vereinigten Staaten verspätet in die bereits laufende Sitzung. Der Vorsitzende Scheel unterbrach flugs eine begonnene Diskussion, um den Verspäteten in aller Form vor dem Bundesvorstand zu begrüßen. Das Protokoll verzeichnet anschließend lebhaften Beifall.[51] Dass einem einfachen Bundesvorstandsmitglied ein derartiger Empfang in diesem Gremium zuteil wurde, ist vermutlich ein einmaliger Vorgang in der Geschichte des FDP-Bundesvorstands.

3.2 *Dahrendorfs »Veralltäglichung«*

Interessant an Dahrendorfs Freiburger Formel »dieses Land zu regieren« war ja weniger, dass er sie proklamierte, sondern vielmehr, dass der utopische Gehalt dessen innerhalb der Partei kaum als solcher erkannt wurde. Nur sehr selten konnte man in der Folgezeit Kritik an der hybriden Irrationalität vernehmen,[52] die hinter dem Streben nach einer großen liberalen Kraft steckte. Eher wurde versucht, das Dahrendorfsche »unmittelbare [!] Ziel (…), eine 20%-Partei herbeizuführen«[53], auch im Sinne des Erfinders umzusetzen. So sagte zum Beispiel der Niedersachse Rötger Groß im Juni 1968 vor dem Bundesvorstand: »Wenn wir uns darüber klar sind, daß wir einen neuen Inhalt in dem Sinne von Dahrendorf wollen, müssen wir, glaube ich – ohne daß wir das als wünschenswert plakatieren (…) –, das Risiko laufen, daß einzelne, die sich möglicherweise unter anderen Voraussetzungen zu uns gesellt haben, uns wieder verlassen. Wir müssen aber natürlich – gerade wenn wir das Ziel, das Dahrendorf mit den 20 Prozent genannt hat, anvisieren – einige andere heranholen, und darum geht es in erster Linie.«[54] Die hier angesprochene Proble-

50 Vgl. ebd.
51 Vgl. das Protokoll der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 23. Februar 1968 in Karlsruhe. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 126.
52 So aber z.B. Erich Mende in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 10. Juni 1968 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 128.
53 Ausführungen von Prof. Ralf Dahrendorf zu einem Schwerpunktprogramm auf der gemeinsamen Klausurtagung des FDP-Bundesvorstandes mit der FDP-Bundestagsfraktion am 23. Juni 1968. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 128 (Hervorhebung im Original wurde nicht übernommen).
54 Rötger Groß in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 23. Juni 1968 in Bad Godesberg. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 128.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

matik war insbesondere im Jahr 1968 Ausgangspunkt heftiger innerparteilicher Auseinandersetzungen – stets mit Beteiligung Dahrendorfs.
Insgesamt ist erkennbar, dass Dahrendorf seit »Freiburg« innerhalb der FDP erst klandestin, dann offener Zielscheibe nationalliberaler Attacken wurde. Dies war allerdings nicht zuletzt auf Dahrendorfs Neigung zu provokativen öffentlichen Äußerungen zurückzuführen. Schon Anfang Februar 1968 war von »spürbar gewordenen [!] innerparteilichen Angriffe[n] auf Professor Dahrendorf«[55] die Rede, welche kurz nach dessen Freiburger Vortrag aber noch ohne wirkliches inhaltliches Fundament bleiben mussten. Dies änderte sich schließlich, als sich der Konstanzer Soziologe offener gegen innerparteiliche Traditionslinien stellte. So entzündete sich in der Bundesvorstandssitzung vom 10. Juni 1968 ein Streit über ein Interview Dahrendorfs mit dem »Deutschlandfunk«, in welchem er erklärt hatte, dass die FDP eine klare Position beziehen müsse, was unter Umständen dazu führen könne, dass Nationalliberale die Partei verließen.[56] Und es musste ferner für die Parteirechten als Drohung aufgefasst werden, wenn Dahrendorf zum innerparteilichen Richtungsstreit sagte: »Wir werden diese Auseinandersetzung, wenn nötig, mit knappsten Mehrheiten austragen müssen, auch wenn wir dabei Leute verlieren.«[57] Der neue Parteivorsitzende war im Sinne des Parteizusammenhaltes bzw. des Wahlerfolges für 1969 schließlich gezwungen, Dahrendorf Einhalt zu gebieten. Das Vorgehen Dahrendorfs, die traditionellen FDP-Anhänger »geradezu zu veranlassen, die Partei zu verlassen, halte ich geradezu für abenteuerlich«[58], sagte Scheel im Sommer 1968 vor dem Bundesvorstand.
Dahrendorf, der zuvor mit der Konzeption eines Schwerpunktprogramms für 1969 betraut worden und vom Parteipräsidium als alleiniger bzw. hauptverantwortlicher Autor des finalen Schwerpunktprogramms angedacht war,[59] fand sich im Sommer 1968 nun deutlich zurückgesetzt. Nachdem er im Juni seinen progressiven Programm-Entwurf vorgelegt hatte,[60] wurde ihm die avisierte alleinige Federführung entzogen. Das Präsidium beschloss am 26. August 1968, ihm nun den rechten bayerischen Landesvorsitzenden Dietrich Bahner sowie, als Vertreter des Scheel-Kurses, Hans-Dietrich Genscher bei

55 Ergebnisniederschrift der Sitzung des FDP-Parteipräsidiums vom 05. Februar 1968 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 178.
56 Vgl. das Protokoll der Sitzung des FDP-Bundesvorstands vom 10. Juni 1968 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 128.
57 Lohn der Angst. In: Der Spiegel 23 (1969), Nr. 11 vom 10. März 1969, S. 34-55, hier: S. 46.
58 Walter Scheel am 23. Juni 1968 vor dem FDP-Bundesvorstand, in: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 128.
59 Vgl. die Ergebnisniederschrift der Sitzung des FDP-Parteipräsidiums vom 01. April 1968 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 178.
60 Schwerpunktprogramm Dahrendorfs vom Juni 1968. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 179.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Formulierung der Wahlplattform zur Seite zu stellen.[61] Letzterer sollte federführend sein.[62]

Ebenfalls entscheidend für die innerparteiliche Eingliederung Dahrendorfs waren außerdem Ereignisse, die sich um ein »Welt«-Gespräch des Professors drehten. Am 05. August 1968 erschien dort unter dem Titel »Auch nach Osten mehr Spielraum« ein Artikel, der wie ein Interview aufgemacht war, letztlich aber ein Exzerpt eines Hintergrundgespräches zwischen Dahrendorf und dem »Welt«-Redakteur Manfred Eichhöfer gewesen sein soll.[63] Hierin plädierte Dahrendorf für die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze – gegen die offizielle Linie der Partei –, denn man solle sich »keinen Illusionen hingeben, ob oder daß hier noch ein Verhandlungsobjekt liegt«.[64] Noch kurz zuvor – am 01. August – hatte Dahrendorf Scheel in dessen Feriendomizil im österreichischen Hinterthal zu einem längeren Gespräch besucht, worin der Parteivorsitzende den Quereinsteiger offensichtlich darauf hinwies, dass er sich in seinen öffentlichen Äußerungen zurückzuhalten habe.[65] Dementsprechend zeigte sich Scheel in der folgenden Präsidiumssitzung »überrascht über die [sic] Interview in ›Die Welt‹, da es Mängel aufweist, die gemäss diesem Gespräch vermieden werden sollten«.[66] Dahrendorf, der »befriedigt und belehrt«[67] aus Hinterthal zurückgekommen war, klärte Scheel auf, dass das Gespräch mit Eichhöfer bereits am 26. Juli stattgefunden habe, und generell nicht sicher gewesen sei, ob die Inhalte dessen »überhaupt veröffentlicht würde[n]«. Dahrendorf gelobte demütig Besserung und formulierte zugleich eine überraschende Liebeserklärung an die Partei: »Es würde mir leid tun, wenn meine Äusserungen in diesem Zusammenhang der Partei geschadet haben – der Partei, in der ich mich, um das deutlich zu betonen, nicht als ›Einzelgänger‹ betrachte, sondern mit der ich meine eigene Zukunft in einem vielleicht noch nicht allen ganz deutlichen Masse verbunden habe. Hier habe ich aus dem Beispiel – und zwar wohl doch nicht zu spät – gelernt.« Obwohl er nicht darauf hinzuweisen vergaß, dass »der grössere Schaden für die FDP in den letzten Wochen von den Inspiratoren der ›Stoppt Dahrendorf jetzt‹-Bewegung ausgegangen ist«, so ist doch die Quintessenz dieses Briefes folgende: Einer-

61 Vgl. die Ergebnisniederschrift der Sitzung des FDP-Präsidiums vom 26. August 1968 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 179.

62 Vgl. das Protokoll der gemeinsamen Sitzung von FDP-Bundesvorstand und -Bundestagsfraktion vom 09. September 1968 in Gravenbruch. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 129.

63 So die Erklärung Scheels in der Sitzung des FDP-Bundesvorstands vom 09. September 1968 in Gravenbruch. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 3995.

64 Eichhöfer (wie Anm. 47).

65 Vgl. das Schreiben Scheels an Dahrendorf vom 07. August 1968. In: ADL, Bestand Scheel, A 33-119.

66 Ergebnisniederschrift der Sitzung des FDP-Präsidiums vom 05. August 1968 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 179.

67 Schreiben Dahrendorfs an Scheel vom 12. August 1968. In: ADL, Bestand Scheel, A 33-119. Dort auch die folgenden Zitate.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

seits ist eine deutlichere parteiinterne Einbindung Dahrendorfs erkennbar – somit das Ende der öffentlich geäußerten Bereitschaft, den Nationalliberalismus im Sinne eines höheren Zieles zu »opfern« – und andererseits eine graduelle Abweichung von der politikferneren Herangehensweise des ambitionierten Wissenschaftlers.

Die »Domestizierung« Dahrendorfs durch die praktische Politik ging in der Folgezeit weiter. Zum Beispiel erklärte Hans-Dietrich Genscher Ende November 1968 vor dem Bundeshauptausschuss auf die Frage nach ersten Ergebnissen der Programmkommission für die Wahlplattform vielsagend: »Über den Sachstand kann ich ermitteln [sic], daß die Verhandlungen sich günstig entwickelt haben.«[68] Diese kleine Spitze gegen den progressiven Entwurf Dahrendorfs vom Juni des Jahres sorgte für protokollierte Heiterkeit und offenbarte die deutlich gewandelte innerparteiliche Stimmungslage gegenüber dem Senkrechtstarter von Freiburg. Scheel kam nun bisweilen sogar die Aufgabe zu, den Professor vor innerparteilichen Angriffen in Schutz zu nehmen. Fast schon apologetisch klang es, als er Dahrendorf vor dem – berechtigten – Zorn der Staatssekretärin im hessischen Kultusministerium Hamm-Brücher abschirmte, die sich über eine Aussage des Professors echauffierte, der kundgetan hatte, dass er »nicht als Staatssekretär im Länderkultusministerium enden«[69] wolle: »Herrn Kollegen Dahrendorf«, so Scheel, »dem wir alle zugute halten, daß er in manchen Bereichen der praktischen Politik in der Tat noch ein Erfahrung suchender Kollege ist, haben wir in einzelnen anderen Fragen schon Ratschläge gegeben.«[70] Aber es komme immer mal vor, dass Formulierungen, »die im Augenblick, wenn sie gemacht werden, vielleicht den Gesprächspartnern noch nicht einmal auffallen, die aber nachher, wenn sie wiederholt werden und aus dem Zusammenhang heraus gebracht werden, der FDP nicht unbedingt nützen. (…) Wir versuchen, das möglichst einzuschränken.«

Es lässt sich also feststellen: Dahrendorfs Bedeutung für die FDP bzw. für die weitergehenden Ziele des Bundesvorsitzenden Scheel begann sich bereits im Sommer 1968 entscheidend zu wandeln. Zweifelsohne war es in erster Linie Dahrendorf, der der FDP nach der positionellen Desorientierung seit Ende 1966 Mut für die parlamentarische Opposition einflößte. Auch spielte er nach der baden-württembergischen Landtagswahl im Frühjahr 1968 eine wichtige Rolle, indem er in Stuttgart auf Scheels und Genschers Geheiß dazu beitrug, die Koalitionsverhandlungen zwischen CDU und FDP scheitern zu lassen, »um den Weg für den Bonner Koalitionswechsel von 1969 zu berei-

68 Hans-Dietrich Genscher vor dem Bundeshauptausschuss am 30. November 1968 in Bad Godesberg. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, A 12-71.

69 So Hildegard Hamm-Brücher Dahrendorf zitierend in der Sitzung des FDP-Bundesvorstands vom 20. Januar 1969 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 131.

70 Walter Scheel in: ebd. Dort auch das folgende Zitat.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ten«.[71] Konnte die liberale Führungsspitze mit einer gemäßigten, zugleich brillant vorgetragenen Provokation noch eine Zeitlang konform gehen, so war spätestens mit dem Ausklang des Sommers 1968 für den um Ausgleich bedachten Scheel die Schmerzgrenze erreicht.[72] Das innerparteilich Einnehmende, das den Auftritt von Freiburg noch ausgezeichnet hatte, wandelte sich durch die mannigfachen öffentlichen Aussagen des Quereinsteigers tendenziell ins innerparteilich Abgrenzende.

Dennoch, Dahrendorfs Wirken hatte die Partei verändert. Der Fortschrittsgeist und die betonte Liberalität, welche sich in Freiburg offenbarten, wurden in der Folgezeit bewusst von der Parteispitze um Scheel kultiviert. Scheel ließ sich gar zeitweise von der Dahrendorfschen Euphorie anstecken und nahm dessen Parole »dieses Land zu regieren« mehrfach auf.[73] Dies wirkte auf manche Liberale etwas befremdlich; Hildegard Hamm-Brücher machte Scheel in der Bundesvorstandssitzung am 20. Januar 1969 daher darauf aufmerksam – auch wenn es der Bundesvorsitzende wahrscheinlich »so auch gar nicht gemeint [habe], wie es nachher angekommen ist«[74]: »[D]iese Vorstellung, daß uns irgendjemand glauben würde, daß wir das nächstemal [sic] die absolute Mehrheit erringen, geht mir persönlich nach allem, was ich über das Image der Partei in der Öffentlichkeit höre, ganz einfach zu weit. Wir wollen diesen Wahlkampf offensiv führen und wollen so viel wie möglich Wählerstimmen gewinnen, aber doch nicht dadurch, daß wir hier ein bißchen hochstaplerisch auftreten.« Scheel lehnte zwar das utopische Fordern der absoluten Mehrheit ab, blieb jedoch bei der Ansicht, »daß sehr wohl ein Drittel der Wähler die FDP wählen kann. Das tut das Drittel aber nur, wenn diese FDP den Anspruch erhebt, Regierungsgewalt auszuüben.«[75] Erst später unterblieben diese Forderungen im Hinblick auf fallende Umfragewerte. Die von Dahrendorf implantierte betonte Liberalität aber blieb Bestandteil der FDP-»Ideologie« – erstmal bis zur Bundestagswahl im September 1969.[76]

3.3 *Wahlkampf, Machtwechsel und Abgang nach Brüssel*

Ein Jahr nach »Freiburg« hatte sich Dahrendorfs innerparteiliche Position also beträchtlich geändert, sodass der »Spiegel« im März 1969 konstatieren

71 Ralf Dahrendorf: Reisen nach innen und außen. Aspekte der Zeit. München 1986, S. 30. Vgl. auch: Parteipräsidium der FDP empfiehlt Fortsetzung der Opposition. In: Stuttgarter Zeitung vom 30. April 1968, S. 1.

72 Vgl. hierzu auch Georg Schröder: Dahrendorf wird für die FDP zum Problem. Die Partei sucht Geschlossenheit nach außen. In: Die Welt vom 07. August 1968, S. 3.

73 Vgl. Siekmeier (wie Anm. 26), S. 397.

74 Hildegard Hamm-Brücher in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 20. Januar 1969 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 131. Dort auch das folgende Zitat.

75 Walter Scheel in: ebd.

76 Vgl. z.B. Peter Haungs: Wahlkampf und Wählerverhalten 1969. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen 1 (1970), S. 90-106, hier: S. 94.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

konnte: »Der linke Messias des Freiburger Parteitages 1968, Ralf Dahrendorf, hat seinen Glanz schon längst verloren.«[77] Und: »Er bewies bald, daß ihm zum operativen Parteistrategen so gut wie alles fehlt.« In diesem Sinne gaben auch seine Beiträge für den Wahlplattform-Entwurf Anlass zu heftiger Kritik. Dahrendorf vertrat hier nämlich die Auffassung, dass man nicht »die Einheit der Partei mit einer mittleren Linie halten«[78] könne und die Liberalen deshalb »wirklich mit klaren politischen Aussagen vor die Wähler treten« müssten. So fiel Hermann Müller im Hinblick auf die bildungspolitischen Aussagen zum Beispiel auf, »daß natürlich gewisse Formulierungen hierin enthalten sind, die der Person des Herrn Dahrendorf zuzuordnen sind. (…) Die kommen hier zum Ausdruck, und die müssen wir manchmal in eine etwas volkstümlichere Sprache umsetzen; der Professor der Soziologie bewegt sich gelegentlich auf höheren Ebenen.«[79] Ernst Achenbach erkannte auch, »daß ein leichter Unterton geistiger Überheblichkeit drin ist. Ich habe da ein bißchen ein ungutes Gefühl.«[80] Und weiter: »[E]s muß menschlich etwas wärmer gemacht werden.« Mit den redaktionellen und inhaltlichen Änderungen, die dann später vor allem durch das Parteipräsidium vorgenommen wurden, konnte Dahrendorf wiederum nicht zufrieden sein. Die Frage »Wo steht ihr jetzt eigentlich?« wurde seiner Ansicht nach durch die überarbeitete Wahlplattform nicht mehr zufriedenstellend beantwortet.[81] Diese Überarbeitungen fanden in Präsidiumssitzungen statt, »bei denen ich [als Mitglied der Programmkommission, K. W.] nicht anwesend sein konnte, weil Montag der einzige Tag in meiner Woche ist, den ich meiner Partei nicht widmen kann, der einzige Tag, den ich noch meiner beruflichen Tätigkeit widme«. Es habe im Präsidium eine Veränderung des Konzeptes stattgefunden »von politischen Aussagen in schlechter Formulierung zu guten Formulierungen ohne politische Aussagen«.

Als in der Bundesvorstandssitzung am 27. April dann eine neue Kommission für die Wahlplattform einberufen werden sollte – Mitglieder: Dahrendorf, Bahner, Genscher und das Präsidium – bat Dahrendorf im Hinblick auf seinen vollen Terminplan (»ich habe praktisch jeden Abend bis zur Wahl eine Wahlversammlung«) darum, von seiner Nominierung abzusehen.[82] Darauf erwiderte Genscher: »Es geht nicht um die technische Herstellung, sondern wir haben alle eine Verpflichtung nach außen, und ich glaube, es wäre nicht gut, wenn Herr Prof. Dahrendorf sich davon ausschließen würde. Das würde möglicherweise zu sachlich unbegründeten Vermutungen führen oder könnte

77 Lohn der Angst (wie Anm. 57), S. 55. Dort auch das folgende Zitat.
78 Ralf Dahrendorf in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 27. April 1969 in Mainz. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 152. Dort auch das folgende Zitat.
79 Hermann Müller in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 17. März 1969 in Bad Godesberg. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 132.
80 Ernst Achenbach in: ebd. Dort auch das folgende Zitat.
81 Ralf Dahrendorf am 27. April 1969 (wie Anm. 78). Dort auch die folgenden Zitate.
82 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

böswillig so ausgelegt werden.«[83] Dahrendorf sagte daher schließlich seine Teilnahme zu. Kurzum: Auch wenn Dahrendorf später befand, die »Wahlplattform von 1969 verband eine neue Sprache mit neuen Inhalten«[84], so war zwar sein Einfluss auf den Urentwurf beträchtlich, doch auf die Endfassung eher begrenzt. Für die Außenwirkung der FDP aber blieb Dahrendorf unersetzlich.

Dies war sicherlich ein Grund für Walter Scheel, dem Soziologieprofessor bereits im März 1969 den Posten eines Staatssekretärs im Auswärtigen Amt unter einem Außenminister Scheel anzutragen – für den Fall einer Regierungsbeteiligung der FDP nach der Bundestagswahl. Vermutlich durchschaute der geschmeichelte Dahrendorf nicht, dass Scheel damit die bestimmte Absicht verfolgte, ihn wegen seiner »vorlauten Aufmüpfigkeit«[85] durch Arbeit »aus dem eigentlichen politischen Geschäft« zu entfernen, ihn aber gleichzeitig – sozusagen unter Kontrolle – einzubinden; er ging trotz Warnungen (etwa vom Bundesgeschäftsführer Hans Friderichs) auf das Angebot ein. Durch die Zusage konnte er im Herbst 1969 auch kaum noch höhere politische Ansprüche stellen – obgleich er es laut Baring dennoch gemeinsam mit Hamm-Brücher versucht habe. Beide sollen in einer Art »Konzertierten Aktion« bei Scheel den jeweils anderen für die Besetzung eines Ministerpostens vorgeschlagen haben.[86] Denn dass die FDP größere Verantwortung zum Beispiel und gerade im Bereich Bildungspolitik übernehmen würde, galt als wenig strittig, war doch in der Nürnberger Wahlplattform die Bildungspolitik als »Kernstück ihrer Gesellschaftspolitik«[87] deklariert worden. Zur Überraschung vieler und zum Missfallen einiger Linksliberaler wurde dann aber der Nationalliberale Josef Ertl zum Landwirtschaftsminister erkoren, während die anderen beiden künftigen FDP-Ressorts (Außen- und Innenministerium) mit eher gemäßigten Politikern (Scheel und Genscher) besetzt wurden. Die Parteilinke ging also leer aus. Das Bildungsministerium wurde dem parteilosen Hans Leussink gegeben.

Die Umstände erforderten letztlich die Aufwertung der Rechten, da Scheel bei einer fortgesetzten Deprivation des rechten Flügels um das Gelingen der sozialliberalen Koalition hätte bangen müssen – schlimmstenfalls auch um den Fortbestand der FDP. Eine Zerreißprobe wie nach dem »Jungtürkenaufstand« 1956 hätte die Folge sein können, insbesondere weil durch das schlechte Wahlergebnis von 5,8 Prozent eine große nationalliberale Kontinuität inner-

83 Hans-Dietrich Genscher in: ebd.
84 Ralf Dahrendorf: Die Chancen der Krise. Über die Zukunft des Liberalismus. Stuttgart 1983, S. 41.
85 Baring (wie Anm. 42), S. 217. Dort auch das folgende Zitat
86 Vgl. ebd.
87 Praktische Politik für Deutschland – Das Konzept der F.D.P. Abgedruckt in: Peter Juling: Programmatische Entwicklung der FDP 1946 bis 1969. Einführung und Dokumente. Meisenheim am Glan 1977, S. 200-209, hier: S. 202.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

halb der FDP-Bundestagsfraktion zu verzeichnen war.[88] Es hieß in diesem Zusammenhang bisweilen, dass einigen rechten FDP-Abgeordneten die Zustimmung zu einem Bundespräsidenten Heinemann (SPD) im März 1969 mit der Aussicht auf einen sicheren Listenplatz für die kommende Bundestagswahl »erleichtert« wurde.[89] Und dass selbst die Hereinnahme und »Umpolung« des ursprünglichen Gegners einer sozialliberalen Koalition, Ertl, die neue Regierung noch nicht final retten sollte, wurde in der Folgezeit unter anderem durch die im Frühjahr 1970 erfolgte Gründung der »Nationalliberalen Aktion« (NLA) um Siegfried Zoglmann und durch den fortgesetzten personellen liberalen Aderlass, der schließlich im Barzelschen Misstrauensvotum 1972 mündete, dramatisch deutlich. Schon im Sommer 1970 war Scheel als FDP-Parteivorsitzender durch mehrere verlorene Landtagswahlen derart angeschlagen – und damit auch dessen Koalitionskurs infrage gestellt –, dass einige Liberale im Bundesvorstand offen seine Demission forderten.[90] Ertl definierte im Juli 1970 das Jahr als das »Schicksalsjahr der Freien Demokratischen Partei«[91]; es gehöre »noch ein kleiner Wind« dazu, »und dann ist diese Partei weg«. Die hessische Landtagswahl vom 08. November 1970 rettete dann vorerst Scheel, dessen Koalitionskurs und die FDP.

Die von der Linken unterschätzte Stärke der liberalen Traditionslinien offenbarte sich im Übrigen schon vor der 1969er Bundestagswahl. Vor dem Hintergrund miserabler Umfragewerte und einer damit verbundenen Befürchtung, unter die Fünf-Prozent-Hürde zu rutschen, war es in der Bundesvorstandssitzung vom 01. September 1969 überraschenderweise Dahrendorf, der forderte, die vorher geschmähten liberalen Traditionswähler wieder zu umgarnen.[92] Dahrendorf musste sich im Klaren sein, dass das befürchtete Wahldebakel auch eigene, weitergehende Ambitionen erschweren würde, denn die im August vom ZDF prognostizierten vier Prozent[93] waren schließlich das genaue Gegenteil des originären Anspruches, »dieses Land zu regieren«. Insofern kann man mit einigem Recht annehmen, dass Dahrendorf seine Vorgehensweise nun nach rechts auch deshalb öffnete, um sich innerparteilich wieder etwas Luft zu verschaffen. Denn am 30. September – kurz nach der Wahl – konnte man ihn in der gemeinsamen Sitzung von Bundesvorstand und

88 Vgl. Heino Kaack: Geschichte und Struktur des deutschen Parteiensystems. Opladen 1971, S. 360f., S. 658f.

89 Vgl. Rolf Zundel: Die veränderte FDP. In: Die Zeit, Nr. 10 vom 07. März 1969, S. 4. Vgl. ebenfalls: Nachts im Bett. In: Der Spiegel 23 (1969), Nr. 26 vom 23. Juni 1969, S. 32-34, hier: S. 32.

90 So z.B. Knut von Kühlmann-Stumm in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 21. Juni 1970 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 161.

91 Josef Ertl in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 02. Juli 1970 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 161. Dort auch die folgenden Zitate.

92 Vgl. Ralf Dahrendorf in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 01. September 1969 in München. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 153.

93 Siekmeier (wie Anm. 26), S. 415.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bundestagsfraktion Erstaunliches sagen hören: »Ich selber habe die allergrößte Angst (…), daß wir zu einer SPD/FDP-Koalition kommen und daß diese Regierung sich nach vier Jahren nicht bewährt hat.« Und weiter: »Ich bin mit Herrn Scheel seit langem einer Meinung, daß uns persönlich die Koalition mit der zweiten Generation in der CDU lieber ist als die Koalition auch [!] mit der nächsten Generation der SPD.«[94] Aber – und das ist die dann weniger überraschende Schlussfolgerung des designierten Staatssekretärs: Er sehe eine »verfassungspolitische Verantwortung [der FDP, K. W.] für die Bundesrepublik«, die darin liege, »daß wir der CDU auf die Beine helfen, indem wir ihr in die Opposition verhelfen«.

Kurzum, Brandt wurde Bundeskanzler, die sozialliberale Regierung konstituierte sich und für Dahrendorf blieb es dabei: Parlamentarischer Staatssekretär im Auswärtigen Amt unter Außenminister Scheel. Im Nachhinein hatte Dahrendorf zwar manchmal betont, dass er mit der Wahl Willy Brandts zum Bundeskanzler eigentlich seine eigene Aufgabe erfüllt sah. Dass er dennoch etwas länger in Bonn blieb, war, so Dahrendorf, »nach Lage der Dinge unvermeidlich. Ich wollte helfen, daß sich die Demokratie in Deutschland durch einen Wechsel der Regierungskoalitionen bewährt. Ich wollte sicher sein, daß die neue Regierung neue Wege geht. Meine Motive waren verfassungspolitisch.«[95] Ganz so selbstlos waren seine Beweggründe aber wohl nicht, bedenkt man beispielsweise, dass er sich – wie erwähnt – im Herbst 1969 anscheinend selbst indirekt als ministrabel kolportiert hat und demnach nicht an einen schnellen Abgang aus Bonn dachte. Und seine Worte beim späteren Abschied nach Brüssel zu einem Journalisten (»Wenn Sie wollen, nennen Sie es Resignation«[96]) sprechen auch eher gegen hehre Antriebe. Baring vermutete daher: »Dahrendorf wollte rechtzeitig vor dem Debakel der FDP, vor dem Absturz, aus diesem gewagt konstruierten, riskant gesteuerten Flugkörper aussteigen und sich in Sicherheit bringen.«[97]

»Sicherheit« bedeutete in diesem Falle Brüssel. Dahrendorf ergriff die einmalige Chance, den vakanten Posten eines EWG-Kommissars zu übernehmen, für den eigentlich vorher die Parteirechten Ernst Achenbach[98] und Heinz Starke[99] angedacht waren; doch letztlich durfte Achenbach nicht (wegen dessen nationalsozialistischer Vergangenheit) und Starke wollte nicht. Die

94 Ralf Dahrendorf in der gemeinsamen Sitzung von FDP-Bundesvorstand und -Bundestagsfraktion vom 30. September 1969 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 153. Dort auch die folgenden Zitate.
95 Dahrendorf (wie Anm. 71), S. 32.
96 Baring (wie Anm. 42), S. 352.
97 Ebd.
98 Vgl. hierzu z.B.: Unrecht geschehen. In: Der Spiegel 24 (1970), Nr. 17 vom 20. April 1970, S. 32.
99 Vgl. die Ergebnisniederschrift der Sitzung des FDP-Präsidiums vom 27. Mai 1970 in Bonn. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 190.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Unstimmigkeiten mit Scheel über die Neue Ostpolitik taten das Ihre, um Dahrendorf die Entscheidung für den Weggang zu erleichtern. Ferner war im Frühjahr erkennbar, dass sich der innerparteiliche Ton gegenüber dem ehemaligen Shootingstar deutlich verschärft hatte. So erregte sich Knut von Kühlmann-Stumm in einer Bundesvorstandssitzung über Dahrendorfs öffentliche, als »persönlich« deklarierte Äußerungen über die Ostpolitik: »Er soll nach Konstanz zurückgehen!«[100] Oder auch: »Herr Dahrendorf gehört auf den Mond!« Bezeichnenderweise blieb dies unwidersprochen. Zweifellos brachte sich der Parlamentarische Staatssekretär durch seine fortgesetzten »persönlichen« Kommentare jenseits der offiziellen Linie seines Vorgesetzten Scheel[101] innerparteilich selbst an den Rand, sodass sein Weggang in Bonn eher Erleichterung denn Verlustgefühle auslöste.[102]
Der linke FDP-Flügel hatte dann auch schon einen neuen Heilsbringer. Auf dem Bonner Bundesparteitag im Juni 1970 wurde mit großer Unterstützung der Jungdemokraten der Rechtsprofessor Werner Maihofer ins Präsidium gewählt. Der Jungdemokraten-Vorsitzende Heiner Bremer gratulierte Maihofer mit den Worten: »Enttäuschen Sie uns nicht so wie Herr Dahrendorf.«[103]

4. *Fazit*

Betrachtet man Ralf Dahrendorfs Werdegang in der FDP zwischen seinem Eintritt Ende 1967 und seinem Abgang 1970, so kann man eine ungewöhnlich große Schwankung der innerparteilichen Wertschätzung des Soziologieprofessors erkennen. Vom einnehmenden und beeindruckenden, intellektuellen »Messias« des Freiburger Bundesparteitages 1968, der kurz darauf eine Bundesvorstandssitzung unter lebhaftem Beifall betrat, bewegte sich dessen innerparteiliche Rolle bald in eine abgrenzende, polarisierende Richtung, bis Dahrendorf am Ende seiner Bonner Zeit durch sein fortgesetztes, tendenziell unpolitisches Auftreten selbst bei seinen ehemaligen Sympathisanten Enttäuschung hervorrief. Die wirkliche Hochphase seines Einflusses währte kurz, sein anfängliches programmatisches Wirken bei der Wahlplattform wurde durch politisch-taktische Zwänge am Ende immer mehr abgeschliffen. Und auch sein voriges Hauptinteressensgebiet, die Bildungspolitik, wandelte sich vom »Kernstück« liberaler Gesellschaftspolitik zu einem Bereich, bei dem die

100 Knut von Kühlmann-Stumm in der FDP-Bundesvorstandssitzung vom 24. Mai 1970 in Saarbrücken. In: ADL, Bestand FDP-Bundespartei, 160. Dort auch das folgende Zitat.
101 Vgl. hierzu z.B. Theodor Eschenburg: Das »ich« in Dahrendorf. In: Die Zeit, Nr. 11 vom 13. März 1970, S. 11.
102 Vgl. Baring (wie Anm. 42), S. 353.
103 Zit. in: Was ihr wollt. In: Der Spiegel 24 (1970), Nr. 27 vom 29. Juni 1970, S. 24f., hier: S. 24.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

FDP-Spitze im Herbst 1969 freiwillig auf größere bundespolitische Einflussnahme verzichtete.[104]

Dahrendorfs Verdienst um die FDP zur Zeit der Großen Koalition ist in der Gesamtheit allerdings nicht zu unterschätzen. Denn er war es, der der angeschlagenen und zerrissenen Partei in Freiburg neuen Schwung verlieh, der ihr einen gewissen Stolz auf »Opposition« zurückbrachte, eine neue Aufgabe gab. Freilich profitierte Dahrendorf in dieser Situation von vielen äußeren Faktoren. Dies war zum Beispiel die Ablösung Mendes durch Scheel – das Symbol eines personellen Neuanfangs; dies war der völlig desolate Gesamtzustand der FDP – auch im Hinblick auf liberale Zukunftsängste wegen der drohenden Wahlrechtsänderung; und nicht zuletzt der Wandel des gesellschaftlichen Klimas in der Bundesrepublik – hin zu einer immer größer werdenden Liberalität, hin zum Glauben an eine allumfassende Machbarkeit der Politik, hin zu einer Verwissenschaftlichung der Politik. Genau hier stieß Dahrendorf hinein, der wissenschaftliche Quereinsteiger, der mit der Gesellschaftspolitik ein Thema gefunden hatte, dessen Bedeutung noch einige Zeit stetig stieg. Und er schloss sich einer Partei an, in der auch organisationsstrukturell ein schneller Aufstieg möglich war.

So kann man konstatieren, dass er für die von Scheel gewollte und betriebene koalitionspolitische Öffnung gen SPD zu einem notwendigen und unverzichtbaren »programmatischen« Symbol wurde. Das Dahrendorfsche Pochen auf liberale Eigenständigkeit ermöglichte dem Bundesvorsitzenden das taktische Offenhalten der Koalitionsfrage gegenüber der Parteirechten bis zum Wahltag, wenngleich für Scheel persönlich wohl schon sehr viel länger feststand, mit einer sozialliberalen Koalition auf Bundesebene liberale Selbstbestimmung demonstrieren zu müssen.[105] Dahrendorf war also zu einem guten Teil daran beteiligt, dass die FDP ihre koalitionspolitische Ausrichtung ändern konnte, und dass damit die sozialliberale Koalition möglich wurde. So erkannte er im Rückblick ebenfalls, dass die FDP »durch Walter Scheel und auch mich [Dahrendorf, K. W.] zum Koalitionspartner der SPD umgeformt[…]«[106] wurde. Das war nicht wenig.

104 Vgl. Baring (wie Anm. 42), S. 216f.
105 Vgl. Kaack (wie Anm. 28), S. 416.
106 Dahrendorf (wie Anm. 34), S. 118.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Tabea Esch

Das Kirchenpapier der FDP – Ausdruck oder Ende eines »geläuterten Liberalismus«?[1]

Am 1. Oktober 1974 verabschiedete der 25. FDP-Bundesparteitag in Hamburg das sogenannte Kirchenpapier der FDP »Freie Kirche im freien Staat«.[2] Es bestand aus einer Präambel und 13 Thesen, die eine Neuregelung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Sinne einer »Trennung« beider voneinander implizierten:[3] Abschaffung des Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts für die Kirchen (2), Ersetzung der Kirchensteuer durch ein kircheneigenes Beitragssystem (5), Aufhebung der bestehenden Staatskirchenverträge und Konkordate (8), Abschaffung der Vorrangstellung freier Träger im Bereich der karitativ-sozialen Arbeit (9), Einführung der religiös und weltanschaulich neutralen Gemeinschaftsschule mit Religionskunde als Wahloption neben dem konfessionell erteilten Religionsunterricht (10) – mit diesen fünf Thesen sind diejenigen aufgeführt, die im Verlaufe des gut eineinhalbjährigen Entstehungsprozesses des Kirchenpapiers wohl am kontroversesten diskutiert wurden. Eine weitere, sehr umstrittene These zum Umgang mit den Theologischen Universitätsfakultäten war im Zuge der abschließenden Beratungen des Papiers im Bundesvorstand zwei Wochen vor dem Bundesparteitag gestrichen worden.

Die Reaktionen, die der FDP während des Diskussionsprozesses und insbesondere nach Beschluss des Papiers aus Kirche, Politik und Gesellschaft entgegen schlugen, waren von grundsätzlicher Ablehnung geprägt. Aber auch parteiintern herrschte keineswegs Einmütigkeit, wie insbesondere die diametralen Ansichten der beiden evangelischen und kirchlich engagierten FDP-Politikerinnen Hildegard Hamm-Brücher und Liselotte Funcke verdeutlichten; erstere war eine der schärfsten Kritikerinnen des Kirchenpapiers, letztere

1 Der Text ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung meines Vortrages beim Kolloquium vom Oktober 2007 und gibt einige zentrale Aspekte meiner inzwischen abgeschlossenen Dissertation zu Entstehung und Rezeption des sog. »Kirchenpapiers der FDP« wieder.

2 Thesen der F.D.P. Freie Kirche im freien Staat. Beschluß des 25. Bundesparteitages der F.D.P. in Hamburg vom 30. September bis 2. Oktober 1974, hg. v. F.D.P.-Bundesgeschäftsstelle, Thomas-Dehler-Haus, Bonn o.J.

3 Die in Klammer stehende Zahl hinter den im folgenden aufgelisteten Thesen verweist auf deren Position innerhalb des Thesenkatalogs.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

brachte es auf dem Bundesparteitag in Hamburg ein.[4] Der Hamburger Beschluss führte in einigen Fällen sogar zum Austritt aus der Partei. So verließ der katholische Staatssekretär im nordrhein-westfälischen Innenministerium, Heinrich Stakemeier, in unmittelbarer Reaktion auf den Kirchenpapier-Beschluss am 3. Oktober 1974 die FDP. In seinem Austrittsschreiben an den nordrhein-westfälischen Innenminister Willi Weyer betonte er die »höchste Bedrängnis«[5], in die das Kirchenpapier kirchennahe Parteimitglieder gebracht habe, so dass es für ihn als Katholiken in dieser Angelegenheit »keine andere Lösung«[6] gäbe. Ihm gleich tat es der rheinland-pfälzische Justizminister a.D. und Präsident der Landessynode der Evangelischen Kirche in der Pfalz, Fritz Schneider, am 4. Dezember 1974, der ebenfalls auf die Unvereinbarkeit einer weiteren Mitgliedschaft in der FDP mit seinem kirchlichen Engagement verwies.[7] Die Tatsache, dass nach Beschluss des Papiers keinerlei Initiativen von Seiten der FDP ausgingen, jene Thesen in politisches Handeln oder neue Gesetzesbeschlüsse umzusetzen, bestätigt, auf welche Vorbehalte es insgesamt stieß und dass es alles in allem als gescheitert betrachtet werden musste.[8] Einige Kritiker des Kirchenpapiers, auch aus den eigenen Reihen, zogen Parallelen zum sogenannten »Kulturkampf« in der Kaiserzeit, bei dem die eigentlich liberale Forderung nach einer Trennung von Staat und Kirche letztlich in ihrer kirchenpolitischen, laizistischen Umsetzung gegen jegliche Prinzipien des Liberalismus verstoßen hatte. Insbesondere dieser Vergleich zum Kulturkampf drückte der liberalen Partei Anfang der 1970er Jahre erneut das Odium einer kirchenkritischen Partei auf, ein Odium, das sie durch ihre Kulturpolitik der Nachkriegszeit abzustreifen versucht hatte. Diesem Anliegen war auch die Konzeption eines »geläuterten Liberalismus« verpflichtet, die mit Beginn der 1950er Jahre zur grundlegenden Gesinnung kulturpolitischen Handelns der FDP wurde.

4 Vgl. Stellungnahme von Dr. Hildegard Hamm-Brücher beim Bundesparteitag am 1. Oktober 1974. In: Evangelischer Pressedienst (epd) Dokumentation Nr. 50/74, S. 26-31; vgl. Einbringungsrede Funcke. In: Thesen der F.D.P. Freie Kirche im freien Staat. Beschluß des 25. Bundesparteitages der F.D.P. in Hamburg vom 30. September bis 2. Oktober 1974, hg. v. F.D.P.-Bundesgeschäftsstelle, Thomas-Dehler-Haus, Bonn o.J., S. 3-10.

5 Schreiben Stakemeier an Weyer vom 5.10.1974, Landesstaatsarchiv Düsseldorf (LStAD), RW 121.

6 Ebd.

7 Vgl. Aus Protest gegen das »Kirchenpapier« die FDP verlassen. Landtagsabgeordneter Schneider: Mit kirchlichem Engagement unvereinbar, in: epd Zentralausgabe (ZA) Nr. 235 vom 6. Dezember 1974.

8 Vgl. Barthold C. Witte: ›Freie Kirche im freien Staat‹. Die evangelische Kirche und die Freie Demokratische Partei. In: Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlands (MRKG) 47/48 (1998/1999), S. 204.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

1. *»Geläuterter Liberalismus«*

Seine entscheidende Prägung erlangte der Begriff des »geläuterten Liberalismus« durch den liberalen Kulturpolitiker Paul Luchtenberg, der insbesondere in den ersten Jahren der noch jungen Partei immer wieder als Advokat einer neuen liberalen Kulturpolitik auftrat. Luchtenberg (1890-1973), von 1950 bis 1956 Mitglied des Bundestages, gehörte zum Gründerkreis der FDP in Nordrhein-Westfalen und bekleidete dort das Amt des Landeskultusministers in den Jahren 1956 bis 1958. Sein kulturpolitisches Engagement zeigte sich im Vorsitz des auf seine Initiative hin eingerichteten Kulturpolitischen Landesausschusses der FDP Nordrhein-Westfalen sowie seines 1950 auf Bundesebene institutionalisierten Pendants. Ebenso setzte Luchtenberg sich für die Schaffung eines Bundeskultusministeriums ein, mit dem Ziel, die in einzelnen Ländern stark konfessionell geprägte Kulturpolitik aufzubrechen. 1967 wurde er Vorsitzender der Friedrich-Naumann-Stiftung, in deren Vorstand er von 1961 bis 1970 aktiv mitarbeitete.

Der »geläuterte Liberalismus« als Ausdruck eines neuen Liberalismusverständnisses nach 1945 wandte sich gegen die Positionen, die nach wie vor eine unreflektierte Identifizierung dieses gegenwärtigen Liberalismus mit dem Frühliberalismus des 19. Jahrhunderts vollzogen. Das Attribut der Läuterung implizierte ein Eingeständnis in die Fehlerhaftigkeit und Revisionsbedürfigkeit mancher paläoliberaler Entwicklungen, die ihre Wurzeln im Zeitalter der Aufklärung hatten. Als kritische Auseinandersetzung mit dem früheren, alten Liberalismus konnte der geläuterte Liberalismus mit Michael Klein somit als eine Art »Sündenbekenntni[s]«[9] verstanden werden. Die Sünden dieses alten Liberalismus sah man dabei in seiner einseitigen Überbewertung der durch die Aufklärung neu entdeckten Ratio, insofern der Intellekt des Menschen als seine anthropologische »Wesensmitte«[10] festgelegt und auf diese Weise jegliche Gewissensbindung an eine metaphysische, irrationale Instanz zugunsten eines positivistischen Fortschrittsglaubens negiert wurde. Die Folgen bzw. »liberalistischen Fehlentwicklungen«[11] dieser einseitig propagierten Bindungslosigkeit bzw. absoluten Freiheit des Menschen konnten sich in unterschiedlichen Bereichen zeigen, im geistigen Bereich, insofern dem religiösen Glauben seine normative Funktion abgesprochen wurde, aber auch im wirtschaftlichen Bereich, etwa in Form eines »ausbeuterischen Man-

9 Michael Klein: Westdeutscher Protestantismus und politische Parteien. Tübingen 2005, S. 321.

10 Vortrag Luchtenberg über »liberale Kulturgesinnung«. Gehalten auf dem Bundesparteitag 1951, Archiv des Liberalismus, Gummersbach (AdL), A 1-21, Bl. 13.

11 Paul Luchtenberg: Wesen und Ziele liberaler Kulturpolitik. In: Karl Forster (Hrsg.): Studien und Berichte der Katholischen Akademie in Bayern. München 1960, S. 196. Luchtenberg hielt diesen Vortrag bei einer ersten Begegnung zwischen Liberalen und Katholiken in der Katholischen Akademie in Bayern im Jahre 1960.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

chestertum[s].«[12] Der neue, geläuterte Liberalismus zeichnete sich nun durch die Wiederentdeckung der religiösen Existenz aus, insofern man die Bindungsfähigkeit und mehr noch Bindungsnotwendigkeit des Menschen an metaphysische und »irrationale Bezirke«[13] anerkannte und auf diese Weise das einstige Ideal eines auf einem abstrakten Freiheitsbegriff sich gründenden »radikalen Entbundensein[s]«[14] zugunsten einer »metaphysischen Seinsmitte«[15] des Menschen ablöste. Die hier dargestellte »ideologische Metamorphose«[16] beschrieb Luchtenberg im Sinne einer Reaktion auf sich vollziehende zeitbedingte Wandlungsprozesse, denen alle politischen Ideologien unterworfen seien, ohne dass jedoch der ihr jeweils zugrunde liegende Wesenskern tangiert werde.[17] Anfang der 1950er Jahre war es die unmittelbar erschütternde Vergangenheit des Nazi-Regimes, die es, so Luchtenberg, keiner Partei erlaube, nach wie vor »nach alten Formeln«[18] zu agieren. Der geläuterte Liberalismus wurde zur Grundentscheidung jener eingeforderten Neubesinnung der geistig-sittlichen Fundamentierung liberaler Parteiarbeit.

2. *Schlaglichter liberaler Kultur- und Kirchenpolitik*

2.1. *Die 1950er Jahre*

Die ersten Bundestagswahlen der Nachkriegszeit im Jahre 1949 ließen die gerade gegründete FDP mit 11,9% zur drittgrößten Partei innerhalb des neuen Parteiensystems werden, ein Ergebnis, das insofern überraschte, als sich die »Plattform-Partei«[19] FDP unter dem Vorsitz ihres Gründungsvaters Theodor Heuss zu diesem Zeitpunkt keineswegs als eine homogene Partei mit einheitlichem Programm darstellte. Der Wahlerfolg war auch darauf zurückzuführen, dass sich bei der Aufteilung der wahlberechtigten Bevölkerung auf das neue Parteiensystem insbesondere der Protestantismus als eine verlässliche Trägergruppe der FDP ebenso wie der SPD herausgestellt hatte. Jene »Protestantisierung«[20] der beiden Parteien bedingte, dass sie ihre weltanschaulich-

12 Luchtenberg, »liberale Kulturgesinnung«, (wie Anm. 10).
13 Luchtenberg, Wesen und Ziele (wie Anm. 11).
14 Luchtenberg, »liberale Kulturgesinnung« (wie Anm. 10), Bl. 14.
15 Luchtenberg, Wesen und Ziele (wie Anm. 11).
16 Luchtenberg, »liberale Kulturgesinnung«, (wie Anm. 10).
17 Luchtenberg, Wesen und Ziele (wie Anm. 11), S. 195.
18 Bericht über die Beratungen der Leitsätze zur Kulturpolitik vom 18. März 1950, AdL A7-2.
19 Theo Rütten: Von der Plattform-Partei zur Partei des liberalen Programms 1949-1957. In: Wolfgang Mischnick (Hrsg.): Verantwortung für die Freiheit. 40 Jahre F.D.P. Stuttgart 1989, S. 66-80.
20 Karl Schmitt: Konfession und Wahlverhalten in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 1989, S. 94.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ideologischen und religiösen Überzeugungen neu überdachten. Die »Leitsätze zur Kulturpolitik«[21] der FDP von 1950, die die Handschrift Luchtenbergs trugen, konnten als ein erster Ertrag jenes Umdenkungsprozesses betrachtet werden. In ihnen legte sich die Konzeption eines »geläuterten Liberalismus« erstmals programmatisch dar. Unter Bezugnahme auf die liberalen Attribute »Freiheit« und »Individualismus« betonten die Leitsätze die Bindungsfähigkeit und Bindungsnotwendigkeit des Menschen. Sie verwarfen damit selbstkritisch den einseitigen Intellektualismus des Frühliberalismus, der die »Kräfte der Seele«[22] als gewissensbindende Instanzen nahezu verleugnet und so zu einer »‚Entseelung‹ des Daseins« geführt hatte. Christentum und Humanismus wurden als die geistigen Grundlagen der sittlichen und moralischen Bindung des Menschen gewürdigt. In diesem Kontext negierte man den Kampf gegen Religion und Kirche, den dieser Rationalismus geführt hatte, und betonte den Stellenwert religiösen Glaubens und idealistischer Weltdeutung innerhalb der neuen Kulturpolitik. Bedeutend für die weitere Haltung der FDP gegenüber Christentum und Religion war die in den Leitsätzen ausgedrückte doppelte Perspektivnahme auf das Christentum, einerseits als Ethik, deren Sittengesetze den »allgemein anerkannten sozialethischen Normen« entsprachen und der somit ein »staatspolitisches Interesse von grundsätzlicher Bedeutung« zuerkannt wurde, andererseits als Dogmatik, deren Ausgestaltung sich »ausschließlich im Raume der Kirche« vollziehen sollte. Durch diese doppelte Sichtweise vermochte die Kulturpolitik der FDP einen weiten Adressatenkreis anzusprechen, da die von ihr konstatierte Übereinstimmung christlicher Ethik mit den bestehenden Sittengesetzen »von allen vertreten werden« konnte, unabhängig davon, wo man sich jeweils konfessionell oder dogmatisch verwurzelt fühlte. »Liberalismus und Christentum« – in der Konzeption des »geläuterten Liberalismus« waren dies keine Gegensätze mehr, sondern vielmehr zwei Weltanschauungen, die sich ergänzend und respektierend zueinander verhielten.

Im Blick auf die praktische Umsetzung verwies der allgemeine und offene kulturpolitische Ansatz auf zwei Themenkreise, zu denen sich die Partei im Verlaufe der Zeit immer wieder äußerte bzw. positionieren musste. Das eine war ihr noch ungeklärtes Verhältnis zu den beiden Großkirchen, das zu reflektieren und verbessern eine grundsätzliche Aufgabe einer konkreten Kirchenpolitik wurde. Das andere war die enge Verbindung von Politik und Religion, wie sie sich im Verhältnis zwischen den Kirchen, insbesondere der Katholischen Kirche und den Unionsparteien zeigte, also jene Verquickung, die man mit Beginn der 1950er Jahre durch die Schlagworte Klerikalismus und Kon-

21 Leitsätze zur Kulturpolitik 1950. Abgedruckt in: Peter Juling: Programmatische Entwicklung der FDP 1946 bis 1969. Einführung und Dokumente. Meisenheim 1977, S. 102-111.
22 Leitsätze, in Juling (wie Anm. 21), S. 105. Die folgenden Zitate ebenda.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fessionalismus beschrieb.[23] Sie wurde zur permanenten Herausforderung für die kulturpolitische Arbeit der liberalen Partei insgesamt und institutionalisierte den anhaltenden Konflikt zwischen dem katholischen Liberalen Thomas Dehler und der Katholischen Kirche, der sich die 1950er und 1960er Jahre hindurch zog und zugleich das Verhältnis zu den Unionsparteien, deren »C« im Parteinamen stets im Kreuzfeuer Dehlerscher Kritik stand, in nicht unerheblichem Maße beeinträchtigte. So sah sich die FDP insbesondere im Zuge des Bundestagswahlkampfes 1953 zunehmend »klerikale[r] Hetze«[24] und Diffamierungen seitens der Katholischen Kirche ausgesetzt, die durch Hirtenbriefe und andere Verlautbarungen einseitig die Politik der Unionsparteien unterstützten. Den Unionsparteien wiederum warfen die Liberalen den »Mißbrauch der katholischen Geistlichkeit zu politischen Zwecken«[25] vor. Dennoch übte die FDP im Blick auf eine offizielle Kritiknahme zunächst Zurückhaltung. Die Äußerungen zu Kirche, Religion und Christentum innerhalb des Abschnittes zur Kulturpolitik des »Wahlprogramms 1953«[26] waren daher kurz und recht allgemein gefasst. Man betonte erneut die Bindung des Gewissens und Geistes »an die von Christentum und Humanismus geprägten Werte und Pflichten«[27] als sittliche Grundlage der Demokratie. Im Bereich der Forderungen trat man für die »Freiheit der christlichen und weltanschaulichen Bekenntnisse« sowie die »Förderung der christlichen Gemeinschaftsschule« ein und sprach den Kirchen Gestaltungsmöglichkeiten im Bereich Religionsunterricht zu.

23 Hier sei auf die Definitionen verwiesen, wie sie der Politologe Thomas Ellwein als zeitgenössischer Autor der fünfziger Jahre vornahm: »Unter Klerikalismus versteht man zumeist […] den Inbegriff der Folgen, die aus dem so oder so gearteten Machtwillen des Klerus sich ergeben. Neben dem innerkirchlichen Klerikalismus steht also der politische, der als Begriff alle Bestrebungen umschreibt, direkt oder über die Gläubigen politischen Einfluß auszuüben. […] Die klassischen Beispiele für Klerikalismus im politischen Raum sind weniger die Politiker unter den Prälaten und Oberkirchenräten als die Fälle aktiver Wahlpropaganda durch die Kirche in Form von Hirtenbriefen oder entsprechenden Äußerungen innerhalb des Gottesdienstes, der Gemeindearbeit oder des Religionsunterrichts. […] Durch das Entstehen der ›christlichen‹ Partei oder der häufig naiven Gleichsetzung von CDU/CSU und Kirchen oder einer Kirche, durch die teilweise Verbindung beider und ihre mannigfaltige gemeinsame Repräsentanz ergeben sich unzählige Möglichkeiten, im Sinne des politischen Klerikalismus Einzelentscheidungen des Staates zu beeinflussen. […] Unter Konfessionalismus versteht man gemeinhin zunächst die starke Betonung der Konfessionszugehörigkeit in allen Lebensbereichen. […] Der Konfessionalismus ist keine bestimmbare Größe, sondern eine Tendenz, die eben auch zur Aufteilung entscheidender Posten an die Konfessionen führt, so wie gleichzeitig auch noch die Parteizugehörigkeit berücksichtigt wird. Der Konfessionalismus wirkt herausfordernd, weil im allgemeinen bekannt ist, wie gering zahlenmäßig die Schar der ›praktizierenden Christen‹ ist. Man hält aus diesem Grunde die Bevorzugung dieser Bevölkerungsgruppe für ungerecht, urteilt einseitig und übersieht gelegentlich, wie neben konfessionellen auch noch fachliche und persönliche Gesichtspunkte eine Rolle spielen.« Thomas Ellwein: Klerikalismus in der deutschen Politik. München 1955, S. 15 ff.

24 Vgl. Weiter klerikale Hetze gegen FDP – Protest des Landesverbandsvorsitzenden NRW beim Bundeskanzler, in: Rednerschnellbrief (RSB) 9/52 vom 7. November 1952, Nr. 150/7.

25 Ebd.

26 Vgl. Wahlprogramm 1953. Abgedruckt in: Peter Juling: (wie Anm. 21), S. 128-133.

27 Wahlprogramm, in Juling (wie Anm. 21), S. 130. Die folgenden Zitate ebenda.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Im Zuge der zweiten Bundestagswahlen, aus denen die Unionsparteien als Siegerinnen hervorgingen, wohingegen die FDP von 11,9% auf 9,5% gefallen war, bemühte sich die liberale Partei um eine Intensivierung der Kontakte zu den Kirchen. In diesem Bemühen drückte sich zugleich die Sorge aus, die ihr näher stehende evangelische Kirche könnte sich dem politischen Gebaren des Katholizismus bzw. der Katholischen Kirche im Blick auf deren enge Verbindung zu den Unionsparteien angleichen.[28] Wiederum war es Paul Luchtenberg, der 1954 im Hinblick auf diese angedachten Gespräche »Thesen für eine Diskussion über das Verhältnis zwischen FDP und Kirche«[29] verfasste. Die Thesenreihe spiegelte die Schwierigkeit wider, die sich innerhalb der Kirchenpolitik der FDP zunehmend abzeichnete. Einerseits galt es, die Verbindlichkeit zum Programm des geläuterten Liberalismus aufrecht zu erhalten und das eigene Verhältnis zu den Kirchen positiv zu bestimmen. Darauf verwies der erste Teil, der noch über das hinausging, was man in den Leitsätzen von 1950 über den Stellenwert des Christentums gesagt hatte. Hier bezeichnete man die christliche Lehre von der »Freiheit eines Christenmenschen«[30] als den »mächtigsten Bundesgenossen gegen politische Irrlehren, die autoritäre Bestrebungen fördern«[31], und begrüßte die Kirchen als Institutionen zur »Pflege«[32] dieser christlichen Freiheit. Andererseits musste eine Reaktion auf das erfolgen, was man parteiintern seit längerem unter den Stichworten Konfessionalismus und Klerikalismus problematisierte. So sprach man den Kirchen neben dem Auftrag der christlichen Verkündigung zwar die Möglichkeit zu, »die Bürger des Staates […] zu einer christlichen Lebensführung anzuhalten«[33], mahnte jedoch zugleich an, sich dabei nicht in politische Angelegenheiten einzumischen. Hier verwies man auf die »Wirkungen klerikalistischen Strebens«[34], die man als Folge einer Überschreitung dieser Kompetenzgrenzen in Form von Diffamierungen bereits erfahren habe und nach wie vor, insbesondere im Bereich der Kulturpolitik, erfahre. Die Tatsache, dass die The-

28 »Die CDU ist eine große Gefahr. Wir sind doch nicht antiklerikal, wir sind nicht antichristlich und nicht antikirchlich. Aber Sie werden doch nicht die Gefahr negieren wollen? […] Sie müssen doch erkennen, daß der Katholizismus im Vormarsch ist, daß die evangelische Kirche sich völlig an die Seite dieser Bewegung stellt.« Redebeitrag Thomas Dehlers auf der Bundesvorstandssitzung vom 23. Oktober 1953. Vgl. Protokoll der Sitzung vom 23. Oktober 1953. Abgedruckt in: FDP-Bundesvorstand. Sitzungsprotokolle 1949-1954. Die Liberalen unter dem Vorsitz von Theodor Heuss und Franz Blücher, bearbeitet von Udo Wengst. Düsseldorf 1990, S. 1211.

29 Thesen für eine Diskussion über das Verhältnis zwischen FDP und Kirche, AdL A7-7, Bl. 15-18. Siehe auch Friedrich-Naumann-Stiftung (Hrsg.): Dokumentation Liberalismus, Christentum und Kirche. Sankt Augustin 1988, S. 80-82.

30 Thesen (wie Anm. 29), Bl. 15.

31 AaO, Bl. 16.

32 Ebd. Nebenbei bemerkt, indizierte die Verwendung dezidiert lutherischen Vokabulars (Freiheit eines Christenmenschen) das weitaus bessere Verhältnis der FDP zur evangelischen Kirche.

33 AaO, Bl. 17.

34 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

senreihe, ursprünglich als »parteiamtliche Denkschrift«[35] gedacht, nicht offiziell verabschiedet, sondern als »Aide mémoire«[36] ausschließlich der parteiinternen Diskussion zur Verfügung gestellt wurde, offenbarte erneut eine gewisse Zurückhaltung der liberalen Partei im Blick auf eine offiziell festgeschriebene Kritiknahme.

Die Konflikte, die die FDP ab Mitte der 1950er Jahre mit der CDU ausfocht – schlagwortartig seien die Kontroversen um Saarpolitik und Wahlrecht genannt –, führten zu einer zunehmenden Distanz zwischen den Koalitionspartnern und schließlich Anfang 1956 zum Ende der Regierungskoalition. Auch parteiintern kam es zu Spannungen, die im April 1956 zur Spaltung der Bundestagsfraktion und der Gründung einer Freien Volkspartei führten. Jene Ereignisse wirkten sich auch auf die Kulturpolitik der FDP aus, die in diesen Jahren entscheidend von ihrem damaligen Parteivorsitzenden Thomas Dehler und dessen permanenter Kritik am politischen Katholizismus und den sogenannten »C-Parteien« geprägt wurde. Im Blick auf die kirchenpolitische Arbeit der Partei war für die Ära Dehler insgesamt festzustellen, dass die 1954 in verstärktem Maße in Angriff genommenen Dialogversuche mit den beiden Kirchen – als viel mehr konnte man es zu jenem Zeitpunkt noch nicht bezeichnen – in den Hintergrund rückten, was sicherlich auch auf die entstandenen zusätzlichen Belastungen der Partei zurückzuführen war, mindestens aber im Blick auf die Katholische Kirche als Konsequenz einer schärfer werdenden Kritik an der Einmischung der Kirche im politischen Bereich verstanden werden konnte.

1957 fand die FDP in ihrem ersten Grundsatzprogramm, dem »Berliner Programm« [37], somit deutlichere, der Aktualität verpflichtete Worte, indem sie betonte, »aus sozialer Verantwortung […] den Marxismus und sozialistische Experimente, […] aus christlicher Verantwortung den Mißbrauch der Religion im politischen Tageskampf«[38] abzulehnen. Die Verwendung der Vokabeln »Mißbrauch« und »Kampf« illustrierte den zunehmend schärferen und offeneren Ton der FDP. Zugleich konnte der Ausdruck »christliche Verantwortung« schon beinahe als pro-christliches Bekenntnis verstanden werden, das das Miteinander von Liberalismus und Christentum im Sinne des geläuterten Liberalismus zum Ausdruck brachte.

In dem Bemühen, die Position der FDP als »dritte Kraft« im Parteiensystem weiter zu konsolidieren, betonte der neue Parteivorsitzende Reinhold Maier im Januar 1957 die prioritäre Erörterung wirtschafts- und sozialpolitischer

35 Schreiben Josef Ungeheuer an die Mitglieder des Bundesvorstandes vom 22. Mai 1954, AdL N1-2462.
36 Schreiben Josef Ungeheuer an Otto Bezold vom 14. Juni 1954, AdL A7-7.
37 Das Berliner Programm. Abgedruckt in: Juling (wie Anm. 21), S. 145-154.
38 Berliner Programm, in Juling (wie Anm. 21), S. 145.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Themen vor Fragen der Wehrpolitik, Außenpolitik und Religion[39]; eine Strategie, die angesichts der Heftigkeit, mit der der Wahlkampf zu den dritten Bundestagswahlen in katholischen Kreisen aber auch seitens der Unionsparteien zum Teil geführt wurde, nicht eingehalten werden konnte. Die Gründung der katholischen »Aktion 57«, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, für die Regierung des Bundeskanzlers und somit gegen alle »liberalistischen und sozialistischen Kräfte«[40] vorzugehen, sowie die mehrfach getätigte Aussage Konrad Adenauers, die anstehenden Bundestagswahlen würden letztlich darüber entscheiden, »ob Deutschland christlich bleibe oder kommunistisch wird«[41], veranlassten die FDP dazu, in ihrem »Aktionsprogramm 1957« erneut auf die Aussagen des Berliner Programms zu rekurrieren.[42] Zudem wandte man sich mit einer »Erklärung des Bundesvorstandes der Freien Demokratischen Partei zum Thema ›Christentum und Kirchen im Wahlkampf‹«[43] erstmals an 22 evangelische und 22 katholische Bischöfe. Die darin explizierte Hauptkritik bezog sich auf die aus den Äußerungen der CDU als immer stärker hervorgehend empfundene Überzeugung, die Politik der Bundesregierung decke sich unmittelbar mit »Gottes Plänen«[44], eine Ansicht, die man seitens des Bundesvorstandes als »gefährlich und unchristlich«[45] einstufte. Während man die evangelische Kirche aufforderte, sich »um der Gewissen unserer christlichen Mitglieder und Wähler willen […] klar von dieser Propaganda zu distanzieren«[46] sowie festzustellen, »dass die Verkündigung der Kirche und die Wahl oder Nichtwahl der CDU zwei Dinge sind, die unmittelbar nichts miteinander zu tun haben«, beschränkte sich die Anrede an die Katholische Kirche auf die Bereitschaftsbekundung, in gemeinsamen Gesprächen aufzuweisen, »dass ein geistig-geschichtlicher Wandel die Scheidewand zwischen der Religion und dem liberalen Gedanken beseitigt hat«. So wie die Unterschiedlichkeit der beiden Appelle die Haltung der FDP gegenüber den beiden Kirchen zum Ausdruck brachte, konnten auch die Reaktionen der Kirchen auf das Schreiben der FDP als Spiegelbild dessen betrachtet werden, wie man sich der Partei gegenüber positionierte. Von 22 evangelischen

39 Vgl. Protokoll der Sitzung des Bundesvorstandes vom 23. Januar 1957. Abgedruckt in: FDP-Bundesvorstand. Die Liberalen unter dem Vorsitz von Thomas Dehler und Reinhold Maier. Sitzungsprotokolle 1954-1960, bearbeitet von Udo Wengst. Düsseldorf 1991, S. 242.

40 Zitiert nach Katholische »Aktion 57«: Missbrauch der Freiheit der Kirche. In: RSB 127/57 vom 22. März 1957, Nr. 167. Zur katholischen Aktion siehe auch Thomas M. Gauly: Kirche und Politik in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1976. Bonn 1990, S. 190. Umgekehrt warf die FDP den Unionsparteien erneut den Missbrauch der Kirchen zur Wahlpropaganda vor. Vgl. dazu Wahlpropaganda unter dem Deckmantel der Kirche. In: RSB 137/57 vom 21. Juni 1957, Nr. 312.

41 Deutschland ist christlich auch ohne CDU. In: RSB Nr. 138/57 vom 28. Juni 1957, Nr. 313.

42 Vgl. Aktionsprogramm 1957. Abgedruckt in: Juling (wie Anm. 21), S. 155-158.

43 Erklärung des Bundesvorstandes der Freien Demokratischen Partei, AdL A7-11, Bl. 45f.

44 Erklärung (wie Anm. 43), Bl. 45.

45 Ebd.

46 AaO, Bl. 46. Die folgenden Zitate ebenda.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bischöfen gaben knapp dreiviertel (15 Personen) der Partei eine Rückmeldung, wohingegen seitens der Katholischen Kirche nur von etwa einem Drittel (acht Personen) eine Reaktion erfolgte.[47]

Die Ergebnisse der Bundestagswahlen vom 15. September 1957 zeigten nun, dass sich das Misstrauen insbesondere der katholischen Wähler der FDP gegenüber wieder verstärkt hatte. Die Partei musste einen Stimmenverlust von 9,5% auf 7,7% hinnehmen, der hauptsächlich darauf zurückzuführen war, dass sie, obschon sie ihre protestantische Wählerschaft weitgehend halten konnte, mehr als die Hälfte ihrer katholischen Wähler verloren hatte.[48] Das Wahlergebnis von 1957 gab den weiteren kultur- bzw. kirchenpolitischen Kurs der Partei vor. So wusste sich die FDP auch in den kommenden Jahren ihrer Aufgabe verpflichtet, als Mahner gegen die Klerikalisierung und Konfessionalisierung vorzugehen, und bemühte sich gleichzeitig in verstärkter Form darum, die Kontakte insbesondere zur evangelischen Kirche zu intensivieren. Dabei erhoffte sich die Partei auch einen Zuwachs bei jenen protestantischen Wählern aus den Unionsparteien, die zunehmend Schwierigkeiten mit deren gesellschafts- und kulturpolitischen Forderungen hatten. War es 1955 zu einem ersten Gespräch zwischen Vertretern der FDP und EKD gekommen, so traf man sich 1957 erneut; auch entstanden jetzt erstmals Kontakte zu den Evangelischen Akademien.[49] 1960 kam es zu einem ersten Treffen zwischen Katholiken und Liberalen in der Katholischen Akademie in Bayern, das jedoch erst 1968 seine Fortsetzung fand.[50]

47 Übersicht: FDP-Erklärung zum Thema Christentum und Kirchen im Wahlkampf, AdL A7-11. Vgl. auch Matthias Scholz: Streit um die Freiheit in der Moderne. Kirche, Katholiken und die FDP (1948-1976). Münster 1994, S. 245f.

48 »Wie gering die politischen Sympathien für die FDP im deutschen Katholizismus waren, belegen die Ergebnisse der Bundestagswahlen zwischen 1949 und 1969: wäre es nur nach den Katholiken gegangen, wären die Freien Demokraten dreimal, 1953, 1957 und 1969, an der 5%-Klausel gescheitert.« Thomas Großmann: Zwischen Kirche und Gesellschaft: Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken 1945-1970. Mainz 1991, S. 325. Vgl. auch Scholz, Streit (wie Anm. 47), S. 215.

49 Vom 15. bis 17.3.1957 fand in der Evangelischen Akademie Bad Boll eine Tagung zum Thema »Fragen an den Liberalismus« statt, an der von liberaler Seite u.a. Hildegard Hamm-Brücher sowie der parteinahe Theologe Klaus Scholder teilnahmen. Eine Tagung der Evangelischen Akademie in Loccum zum Thema »Das Recht des Liberalismus«, die vom 2. bis 5. Dezember 1957 stattfand, war seitens der Initiatoren mit dem ausdrücklichen Ziel ins Leben gerufen worden, jetzt auch »mit den liberalen Kräften in eine gute Fühlung« zu kommen. Schreiben Johannes Döhring an Hanns Lilje vom 16. Oktober 1957, Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche Hannover (LKAH), E 46 Nr. 142.

50 Bei der Tagung vom 8. bis 10.1.1960 zum Thema »Christentum und Liberalismus« hielt Paul Luchtenberg besagten Vortrag über »Wesen und Ziele liberaler Kulturpolitik«. Vgl. Anm. 11. Die 1968er Tagung zum Thema »Öffnung zur Welt und offene Gesellschaft – Dialog zwischen Katholizismus und Liberalismus« fand, von der Friedrich-Naumann-Stiftung ausgerichtet, in der Theodor-Heuss-Akademie statt. Man verstand sie als Fortsetzung des Treffens von 1960 und erhoffte sich dabei eine bessere Basis für gemeinsame Gespräche, die man durch die Ereignisse des zweiten Vatikanischen Konzils und den erst kurz zuvor stattgefundenen Katholikentag in Essen durchaus gewährleistet sah. Vgl. Schreiben Rolf Schroers an Josef Ertl vom 26. September 1968, AdL 8516.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Der im März 1961 beschlossene »Aufruf zur Bundestagswahl«[51] enthielt die bewährte Kritik an der Vermischung von Religion und Politik und griff den Teil des Berliner Programms auf, in dem der Kampf gegen den »Mißbrauch der Religion im politischen Tageskampf« artikuliert wurde. Im Kontext der Kritik an einer zunehmenden »Konfessionalisierung [des] öffentlichen Lebens«[52] erfolgte weiterhin das erneute Plädoyer für »die christliche Gemeinschaftsschule mit getrenntem Religionsunterricht unter Aufsicht der Kirchen«.[53] Hinzu trat nun eine Würdigung der Bedeutung der Kirchen, diesmal in der Form, dass man auf die bis dato erfolgten Kontakte zurückblickte und deren Notwendigkeit betonte. Insgesamt betrachtet ließen die Äußerungen des Wahlaufrufes zu Religion, Christentum und Kirche eine gewisse Zurückhaltung erkennen, die darauf zurückzuführen war, dass man bereits geschlossene Kontakte insbesondere zur evangelischen Kirche nicht leichtfertig aufs Spiel setzen wollte. Das Wahlergebnis der Bundestagswahlen vom 17. September 1961 schien den Kurs der FDP zu bestätigen, denn sie erreichte mit 12,8% aller Stimmen das beste Ergebnis ihrer Parteigeschichte. Im Hinblick auf die Wählerschaft zeichnete sich dabei nicht nur ein Stimmengewinn bei den protestantischen Wählern ab, sondern auch 8% aller Katholiken entschieden sich für die liberale Partei.

2.2. *Die 1960er und 1970er Jahre*

In den 1960er Jahren vollzog die FDP den wohl einschneidensten Wandel ihrer Parteigeschichte, der sich in einer Hinwendung zu einem modernen sozialen Liberalismus manifestierte und schließlich im zweiten Grundsatzprogramm der Partei, den Freiburger Thesen von 1971, auch programmatisch festgeschrieben wurde. Mehrere Phasen charakterisierten die Entwicklung der Partei in diesem Jahrzehnt; schlaglichtartig seien an dieser Stelle ihr »Umfall« 1961, der Gang in die Opposition im Jahre 1966 und schließlich die Bildung der sozialliberalen Koalition 1969 erwähnt. Der Bereich der Kirchenpolitik wurde während des besagten Umwandlungsprozesses der Partei entscheidend mitgeprägt. Brachte Erich Mende auf dem Düsseldorfer Parteitag im Mai 1962 noch seine Genugtuung dahingehend zum Ausdruck, »daß die Freien Demokraten in ihrer eindeutigen Haltung mehr und mehr auch von den Ver-

51 Aufruf zur Bundestagswahl 1961. Abgedruckt in: Juling (wie Anm. 21), S. 162-167.

52 Die Auswirkungen jener konfessionellen Politik zeigten sich besonders in den CSU- bzw. CDU-regierten Ländern wie Bayern und Nordrhein-Westfalen. In einem Bericht im Bundeshauptausschuss vom 24. August 1961 verwies Willi Weyer auf die gegenwärtige Situation in seinem Land, wo sich die absolute CDU-Regierung dahingehend ausgewirkt hatte, dass ¾ aller Stellen mit Katholiken besetzt seien. Vgl. Wortprotokoll des Bundeshauptausschusses vom 24.8.1961, AdL A12-36.

53 Aufruf, in Juling (wie Anm. 21), S. 167.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tretern der beiden Kirchen verstanden werden«[54], und drückte sich darin zugleich der Wunsch nach einer Fortsetzung jenes kirchenpolitisch positiven Kurses aus, so ließ sich alsbald eine gewisse Stagnation erkennen, die auch damit zu tun hatte, dass eine auf Profilierung gegenüber den Unionsparteien angelegte kritische FDP-Kirchenpolitik ihrer aktuellen Strategie, die auf eine erneute christlich-liberale Koalition hin zielte, widersprochen hätte. Bis Mitte der 1960er Jahre wurde dieser kirchenpolitische Bereich somit weitgehend ausgespart. Liselotte Funckes knappes Urteil Anfang 1965 über die dahingehende Haltung ihrer eigenen Partei – »die FDP schwieg«[55] – bedeutete dieser, jenen Zeitpunkt für ein Neuüberdenken der eigenen Kirchenpolitik verpasst, zumindest aber nicht hinreichend genutzt zu haben, im Gegensatz zum Sozialismus, dem es in den vergangenen Jahren gelungen war, sich der Kirche gegenüber als Alternative zur CDU zu profilieren. Die weitgehende Aussparung des kirchenpolitischen Bereiches bestätigte das allgemeine konturenlose Bild der FDP Mitte der 1960er Jahre, das dann auch im Bundestagswahlkampf 1965 zutage trat.

Ein neues und anderes Interesse an kirchenpolitischen Fragestellungen ließ sich für die Oppositionsjahre ab 1966 feststellen. Anders war es, als nicht mehr die Beziehung der Partei zu Christentum und Kirche thematisiert wurde, sondern jetzt die Verhältnisbestimmung von Staat und Kirche in den Vordergrund rückte. Dabei vermochte sich eine Tendenz durchzusetzen, für die eine Trennungsforderung charakteristisch war. Die Deutschen Jungdemokraten waren große Befürworter dieser Trennungsforderung und wirkten in jenen Jahren der liberalen Opposition, für die ihnen generell ein großer Einfluss auf die im Wandel begriffene Partei zugesprochen wird, auch in diesem Bereich katalysierend.[56] Aber auch in der FDP mehrten sich Stimmen, die eine solche Forderung aufgrund aktueller politischer Ereignisse jetzt öffentlich aussprachen. So betonte Hildegard Hamm-Brücher, »Symbol des Widerstandes gegen die unablässigen Konfessionalisierungsbestrebungen der CSU«[57], auf dem Bundesparteitag 1967 im Kontext der wiederaufflammenden Auseinandersetzungen über die Konfessionsschulen: »Und wenn gar quasi kirchenamtliche Presseverlautbarungen hinzukommen, daß man statt der Freien Demokratischen Partei lieber die NPD im Parlament sähe, dann wird sich die Forde-

54 Rede Mendes »Die FDP als gestaltende Kraft in der Verantwortung«, gehalten auf dem Düsseldorfer Parteitag vom 23.-25. Mai 1962, AdL, A1-195.

55 Schreiben Funcke an die Mitglieder des Bundesvorstandes der FDP vom 11. Januar 1965, AdL N1-3102.

56 Vgl. Aktionsprogramm der Deutschen Jungdemokraten. Bundesjugendtag Berlin Mai 1967, AdL 11263. Hier forderten die Jungdemokraten die »strikte Trennung« von Staat und Kirche.

57 So die Charakterisierung Hamm-Brüchers durch O.v. Löwenstein im Kontext der bayrischen FDP-Politik. In: Die Zeit Nr. 49 vom 7. Dezember 1962. Zitiert nach: Kurt Körper: Bilanz der Jahre 1960-1966. Braucht Deutschland eine liberale Partei? Köln 1968, S. 231.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

rung nach einer in anderen Demokratien selbstverständlichen verfassungsrechtlichen Trennung von Kirche und Staat nicht länger unterdrücken lassen.«[58] Die sogenannte »Nürnberger Wahlplattform«[59] von 1969 brachte dann jene Forderung, zu deren Verschärfung erneut die Jungdemokraten beigetragen hatten, programmatisch zum Ausdruck. In ihr sprach sich die FDP für die volle Verwirklichung der im Grundgesetz vorgesehenen Trennung von Staat und Kirche aus. Die einzelnen Forderungen entsprachen dabei zum Teil denen, die dann auch im Kirchenpapier von 1974 artikuliert wurden: »Die F.D.P. hält daher den Zeitpunkt für Verhandlungen mit den Kirchen für gekommen, um Konkordate oder Kirchenverträge abzulösen, durch die die staatliche Bildungspolitik gebunden wird, die noch bestehenden Einwirkungsmöglichkeiten staatlicher Stellen auf innerkirchliche Entscheidungen zu beseitigen, die staatliche Kirchensteuer durch ein kircheneigenes Abgabesystem zu ersetzen, für die sozialen Aufgaben der Kirchen in der Gesellschaft aufgabengerechte staatliche Zuschüsse zu sichern. Die Verpflichtung, bei staatlichen Stellen oder bei Bewerbungen die Religionszugehörigkeit anzugeben, ist zu beseitigen.«[60] In den Freiburger Thesen von 1971 wurde der Bereich der Kulturpolitik, sehr zur Verärgerung Luchtenbergs, komplett ausgespart.[61] Weiterhin war festzustellen, dass die FDP entgegen der Aussage ihres Wahlaufrufs zur vorgezogenen Bundestagswahl 1972, wo sie mit Verweis auf die Nürnberger Wahlplattform betonte, ihr Wahlprogramm »weitgehend verwirklicht, ihren Wählerauftrag gewissenhaft wahrgenommen und ihre Pflichten als Wahrer liberaler Grundsätze getan zu haben«[62], keine Anstalten unternommen hatte, die 1969 aufgestellten kirchenpolitischen Forderungen zu verwirklichen. Hier zeigten sich die Folgen der sozialliberalen Koalition, mit der sich die Kirchenpolitik der liberalen Partei erneut und jetzt im Sinne einer Annäherung an die kirchenpolitische Arbeit der SPD veränderte. Diese hatte es Anfang der 1970er Jahre geschafft, sich als eine Partei zu etablieren, die für Katholiken zusehends attraktiver wurde und eine echte Alternative zu den Unionsparteien darstellte. Die Bemühungen der liberalen Partei im Jahre 1972 um die katholischen Kreise, die man als Reformkatholi-

58 Rede Hildegard Hamm-Brüchers auf dem Bundesparteitag am 4. April 1967, AdL A1-325.
59 Praktische Politik für Deutschland – Das Konzept der F.D.P., verabschiedet vom 20. Ordentlichen Bundesparteitag der Freien Demokratischen Partei am 25. Juni 1969 in Nürnberg. Abgedruckt in: Günter Verheugen: Das Programm der Liberalen. Zehn Jahre Programmarbeit der F.D.P. Baden-Baden 1979, S.15-32.
60 Praktische Politik für Deutschland, in Verheugen (wie Anm. 59), S. 18.
61 »Zutiefst enttäuscht bin ich darüber, dass in Freiburg kein Wort zur Situation der Kulturpolitik gefallen ist, obgleich Zeitung und Rundfunk tagtäglich mit geradezu unglaublichen Tatsachenberichten aufwarten. – Man sage mir jetzt nicht, die Kulturpolitik gehöre nach dem Grundgesetz in die Kompetenz der Länder und könne daher auf einem Bundesparteitage nicht behandelt werden; denn wir Freien Demokraten haben den kulturpolitischen Hyperföderalismus seit eh und je abgelehnt und bekämpft.« LStaD RW 62-279.
62 Wahlaufruf 1972. Abgedruckt in Verheugen (wie Anm. 59), S. 163-165.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ken bezeichnete, ebenso wie die Anfrage des Katholischen Büros an die FDP im Blick auf eine Wiederaufnahme gemeinsamer Gespräche konnten in diesem Zusammenhang gesehen werden. Mit dem Kirchenpapier von 1974 erfolgte fünf Jahre nach der Nürnberger Wahlplattform die nächste programmatische Aussage zum kulturpolitischen Bereich Kirche, Religion und Christentum.

3. *Zur Entstehung des Kirchenpapiers: Freie Kirche im freien Staat*

3.1. *»Liberalismus und Christentum«*

Von grundsätzlicher Bedeutung für eine genaue Einordnung des Kirchenpapiers in den kulturpolitischen Kontext der FDP ist die Tatsache, dass seine Ursprünge nicht in der FDP lagen. Die Deutschen Jungdemokraten waren es, die die Grundlage für das Kirchenpapier lieferten, als sie am 28. Januar 1973 auf der Bundesdelegiertenkonferenz in Duisburg ein Streitpapier mit dem Titel »Liberalismus und Christentum«[63] verabschiedeten. Wichtiger als die darin explizierten 17 Forderungen zur Trennung von Staat und Kirche, die in verkürzter und partiell deutlich abgeschwächter Form ihre Aufnahme im FDP-Kirchenpapier fanden, waren die Aussagen zum Verhältnis von Liberalismus und Religion in der Präambel, die das theoretische Fundament jener Forderungen darstellten. Hier wurde in erkenntnistheoretischer Hinsicht ein gegenseitiger Widerspruch formuliert. So betonte man, dass eine liberale, aufklärerisch-rationale Sichtweise »menschliche Erkenntnis prinzipiell als unvollständig und fehlerhaft und ihren Prozess prinzipiell als unabgeschlossen und unabschließbar«[64] erachte, wohingegen Religion einen irrationalen Charakter aufweise, da sie sich im Besitz letzter Wahrheiten glaube. Eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit den Zielen und Inhalten des Christentums sei daher nötig, um zu hinterfragen, inwieweit dessen Einfluss auf die Gesellschaft einen Beitrag zur »gesamtgesellschaftlichen Emanzipation«[65] darstelle. Im Blick auf die Kirchen galt es, ihre »ideologiebildende und herrschaftsstabilisierende Funktion«[66] bewusst zu machen. Noch deutlicher hatte die erste Fassung des Jungdemokratenpapiers, die aus dem Kreisverband Hagen hervorgegangen war, das, was hier in bereits wesentlich abgeschwächter Form artikuliert wurde, auf den Punkt gebracht; darin hatte man sich klar

63 Liberalismus und Christentum, beschlossen auf der Bundesdelegiertenkonferenz der Deutschen Jungdemokraten (DJD) am 28. Januar 1973. Abgedruckt in: Peter Rath: Trennung von Staat und Kirche. Dokumente und Argumente. Hamburg 1974, S. 11-14.
64 Liberalismus und Christentum, in Rath (wie Anm. 63), S. 11.
65 AaO, S. 12.
66 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und eindeutig für die »Beseitigung der Amtskirchen als Träger emanzipationsfeindlicher Ideologien«[67] und die »Überwindung von Religion«[68] ausgesprochen.

Fragt man nach dem Ursprung dieser antikirchlichen und antireligiösen Ansichten der Jungdemokraten, so konnten sie zunächst ganz allgemein als Ausdruck jenes Wandlungsprozesses der liberalen Parteijugend verstanden werden, den diese etwa von Beginn der Oppositionszeit der FDP an vollzog und den man allgemein als »Ruck nach links« beschrieb. Charakteristisch für diese Neuausrichtung, die sich dann auch auf die Linkswende der FDP auswirkte, waren eine verstärkte Annäherung an den Sozialismus, eine partielle Affinität zu Positionen und Gruppen der unter der Abkürzung »APO« subsumierten außerparlamentarischen Opposition sowie schließlich der Wandel von einer sozialliberalen hin zu einer radikaldemokratischen politischen Ausrichtung, wie dieser ab etwa 1969 zu verzeichnen war. Begleitet wurde die Grundsatzdebatte jener Jahre von internen Flügelkämpfen zwischen gemäßigt-linken und ganz linken Positionen, die mit dem sogenannten »Leverkusener Manifest«[69] von 1971, dessen Grundgedanken zur Veranschaulichung jener politischen Ausrichtung der Jungdemokraten kurz dargelegt werden sollen, zu einem relativen Ende kamen. Darin artikulierten die Jungdemokraten als Ziel liberaler Politik »die Sicherung und Erweiterung der Möglichkeiten zur Befriedigung individueller und sozialer Bedürfnisse für alle Gruppen und Mitglieder einer Gesellschaft und bewusstes Vorantreiben des Emanzipationsprozesses«.[70] Auf der Grundlage eines materialistischen Freiheitsbegriffes ging es somit um die Beseitigung jedweder Abhängigkeiten des Menschen. Konkretisiert und inhaltlich expliziert wurde diese Zielsetzung durch bestimmte Ansätze, die gleichermaßen auch die Aussagen des »Liberalismus und Christentum« –Papier determinierten. So implizierte liberale Politik als humanistische Politik, die sich der Ausrichtung und Orientierung an menschlichen Bedürfnissen verpflichtet sah, die Absage an jene Systeme, die diese Bedürfnisse einer »philosophisch, metaphysisch, theologisch oder sonst wie«[71] begründeten Instanz unterordnen wollten. Der aufklärerisch-rationale Charakter liberaler Politik zeigte sich darin, dass sie die Rationalität bzw. Fähigkeit des Menschen zu rationalem Handeln »aufgrund der Erkenntnis der tatsächlichen Gegebenheiten«[72] als einzige Möglichkeit gesellschaftspoliti-

67 Antrag Nr. 2 des Kreisverbandes Hagen: Liberalismus und Christentum, AdL 11414, S. 9.
68 Antrag Nr. 2 (wie Anm. 67), S. 3.
69 Grundsatzbeschlüsse der Bundesdelegiertenkonferenz in Leverkusen vom 21.-23.5.1971. Abgedruckt in: Peter Pulte (Hrsg.): Politische Jugendorganisationen. Programmatik, Beschlüsse, Forderungen und Thesen von Jungsozialisten, Junger Union, Jungdemokraten. Leverkusen-Opladen ^{3}1976, S. 289-316.
70 Grundsatzbeschlüsse, in Pulte (wie Anm. 69), S. 289f.
71 AaO, S. 290.
72 AaO, S. 291.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schen Handelns sanktionierte. Dabei legte die Einsicht in die »prinzipiell[e] Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit menschlicher Erkenntnis«[73] das Prinzip der Toleranz als unabdingbaren Bestandteil liberaler Politik fest – deutlich zeigte sich hier die Rezeption eines auf Karl Popper zurückgehenden kritischen Rationalismus. Schließlich verwies die Frontstellung gegenüber »konservativen und reaktionären Kräften«[74], die das grundsätzliche Ziel eines »Abbau[s] von Fremdbestimmung«[75] durch »demokratische Gestaltung aller Bereiche der Gesellschaft«[76] erneut exponierte, auf die progressive, radikaldemokratische Gesinnung liberaler Politik. In den skizzierten Ansätzen drückte sich eine Politik der »Systemüberwindung« aus, die der Bielefelder Soziologe Helmut Schelsky als typische politische Prämisse der linken Radikalen jener Zeit auswies.[77] Als eine Gruppe von Institutionen, die von dieser systemüberwindenden Revolution betroffen waren, nannte Schelsky »jene der Sozialisation und der Kommunikation, zu denen als Institutionen der Erziehung und der ›Lebenssinn-Information‹ vor allem die Kirchen«[78] gehörten. Ein Blick in die umfassende kritische Gesellschaftsanalyse des Leverkusener Manifests verifizierte die Aussagen Schelskys auch für die Politik der Jungdemokraten, insofern hier die Kirchen zusammen mit »Familie, Schule, Arbeitsplatz, Justiz, Bundeswehr, Verbände etc.«[79] als »Ideologiefabriken«[80] bezeichnet wurden, die zur Unfreiheit des Menschen beitrugen, insofern sie durch Werte- und Verhaltensmuster einen verinnerlichten Leistungszwang ideologisch absicherten. Da diese Ideologiebildung im diametralen Gegensatz zur oben konstatierten Erkenntnisfähigkeit des Menschen stand, die wiederum Voraussetzung für seine gelungene Emanzipation war, galt es, jene »ideologiebildenden Mechanismen in den Institutionen«[81] aufzuzeigen und dadurch insgesamt zu einer »Befähigung zur Ideologiekritik und zur Erkenntnis der eigenen Interessen«[82] beizutragen. Der konkreten Umsetzung dieser Politik

73 Ebd.
74 AaO, S. 292.
75 Ebd.
76 AaO, S. 291f.
77 »›Systemüberwindung‹ […] bedeutet zunächst die politischen Gemeinsamkeiten und Kennzeichen der westlichen Demokratie, ihrer verfassungsrechtlichen Grundlagen und die pluralistische Verteilung ihrer Herrschaftspositionen aufzuheben und auszuwechseln; dahinter steht die Absicht, die grundlegenden politisch-sozialen Leitbilder und die darauf beruhenden Lebensformen der gesellschaftstragenden Gruppen der Bundesrepublik […] abzuschaffen, indem man ihnen ihre werthaften und ideologischen politisch-sozialen Grundlagen entzieht.« Helmut Schelsky: Die Strategie der »Systemüberwindung«. Der lange Marsch durch die Institutionen. In: Frankfurter Allgemeine, Sonderdruck vom 10. Dezember 1971.
78 Schelsky, Systemüberwindung (wie Anm. 77). Eine zweite Gruppe betraf die Einrichtungen, die die »klassischen Aufgaben des Staates wahrnehmen, also Außenpolitik, Verteidigung, Justiz, innere Sicherheit und Verwaltung.«
79 Grundsatzbeschlüsse, in Pulte (wie Anm. 69), S. 299.
80 Ebd.
81 AaO, S. 300.
82 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

diente die sogenannte »Zwei-Wege-Strategie«[83], die als innovative Kompromissformel zwischen den progressiven und gemäßigten Kräften der Jungdemokraten verstanden werden konnte. Sie beschrieb ein doppeltes Vorgehen, insofern man einerseits durch Basisarbeit und eine Politisierung der Gesellschaft den dort entstehenden progressiven Zielen in Zusammenarbeit mit anderen demokratischen Gruppen zum Durchbruch verhelfen wollte (erster Weg) und zugleich an der konsequenten Mitarbeit in der und an der bewährten Einflussnahme auf die Referenzpartei, also die FDP, festhielt, um mit ihr als Vehikel zur Durchsetzung politischer Ideen die Gesellschaft entsprechend zu gestalten (zweiter Weg). Das »Liberalismus und Christentum«-Papier kann paradigmatisch zur Veranschaulichung einer Politik im Sinne dieser Strategie herangezogen werden. Dabei zeigt sich die Umsetzung des zweiten Weges in der schlichten Tatsache, dass das Papier zum Beratungsgegenstand in der FDP wurde. Von größerer Bedeutung auch für seine Inhalte war die in dem Papier sich ausdrückende Praxis des ersten Weges, insofern die Jungdemokraten seit Ende 1971 eine enge Kooperation in Fragen von Staat und Kirche mit der Humanistischen Union pflegten, jener Organisation, die sich mit Beginn der 1960er Jahre unter dem deutschen Kulturphilosophen und Publizisten Gerhard Szczesny als »antiklerikal[e] Intervention«[84] gebildet hatte.

So kam es in den Jahren 1971 bis 1974 zur gemeinsamen Organisation und Durchführung von öffentlichen Aktionen, Vortragsreihen und Tagungen zum weiten Thema Staat und Kirche, wie bspw. dem Kongress »Trennung von Staat und Kirche« im September 1973 oder der Tagung »Freie Kirche in einer freien Gesellschaft« im Oktober 1974. Die inhaltliche Zusammenarbeit im Hinblick auf ein gemeinsames Kirchenpapier scheiterte indes. Hier zeigten sich die Grenzen der Kooperation in der Frage, die gleich zu Beginn der gemeinsamen Arbeit auftauchte, ob man zusätzlich zur Forderung nach einer Trennung von Staat und Kirche auch eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit dem Christentum und der christlichen Religion führen sollte. Die Frage war damals von den Jungdemokraten eingebracht worden, und es waren Vertreter der Humanistischen Union gewesen, die dieses abgelehnt und dazu aufgefordert hatten, sich nach außen hin auf die Forderung nach einer Trennung von Staat und Kirche zu beschränken. Der Humanistischen Union ging es in ihrer öffentlichen Kritik und ihren Aktionen primär darum, die kirchlichen Einflüsse auf die Freiheitsrechte des Menschen aufzudecken und einzuschränken. Obschon sich einige Mitglieder ideologiekritisch mit Religion und Christentum auseinandersetzten, dabei offensichtlich auch

83 AaO, S. 304.

84 Vgl. Till Müller-Heidelberg: Von der antiklerikalen Intervention zur Bürgerrechtsbewegung: Die Humanistische Union. In: Michael Buckmiller/Joachim Perels (Hrsg): Opposition als Triebkraft der Demokratie. Bilanz und Perspektiven der zweiten Republik. Jürgen Seifert zum 70. Geburtstag. Hannover 1998, S. 140-148.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einige mit dem Ziel, beides zu überwinden, hielt man sich nach außen hin mit einer dahingehenden Proklamation zurück. Die Humanistische Union wies daher den Vorwurf, eine antichristliche Organisation zu sein, stets zurück und bezeichnete sich vielmehr als antiklerikal und antikonfessionalistisch, insofern sie sich gegen die Phänomene Klerikalismus und Konfessionalismus im Sinne der Ellwein`schen Definitionen aussprach. Dass das Papier dennoch im weitesten Sinne als Produkt der ideologiekritischen Kräfte aus Jungdemokraten und Humanistischer Union betrachtet werden kann, darauf verweist eine genaue Untersuchung des bereits erwähnten ursprünglichen Jungdemokratenpapiers aus dem Kreisverband Hagen. Diese erste Fassung enthielt neben Zielsetzung und Forderungskatalog eine Analyse, deren gesamte Intention letztlich auf die bereits zitierte »Beseitigung der Amtskirchen« und »Überwindung von Religion« hinauslief. In dieser Analyse ließen sich wörtliche Parallelen zu einem Referat des Religionskritikers Joachim Kahl aufweisen, das dieser bei einem Arbeitstreffen von Humanistischer Union und Jungdemokraten gehalten hatte. Darin hatte Kahl u.a. betont, der christliche Glaube bzw. die christliche Religion stehe dem Gedanken der Emanzipation und Mündigkeit des Menschen diametral entgegen.[85] Auch wurden ganze Abschnitte aus seinem 1968 veröffentlichten Buch »Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott«[86] paraphrasiert wiedergegeben, dessen innewohnender Religionskritik eine frühmarxistische Ideologie zugrunde lag, zu der sich Kahl sowohl am Anfang als auch am Ende seines Buches ausdrücklich bekannte.[87] Weitere Teile der Analyse rekurrierten auf die Äußerungen des Gründungsvaters der Humanistischen Union, Gerhard Szczesny, sowie auf einen 28 Thesen umfassenden Katalog zum Verhältnis von Staat und Kirche, die von dem Juristen und politisch eher rechts einzuordnenden Humanistischen Unionsmitglied Artur Osenberg, ebenfalls in Vorbereitung auf ein gemeinsames Arbeitstreffen, verfasst worden waren und die sich in weiten Teilen an der ebenfalls juristisch fundierten Arbeit Erwin Fischers orientierten.[88]

Die Weiterbehandlung des Hagener Papiers in den Gremien des nordrhein-westfälischen Landesverbandes machte deutlich, dass man sich der Verquikkung dieser unterschiedlichen Rezeptionen, insbesondere der starken Marx-

85 Referat Joachim Kahl »Ideologiekritische Auseinandersetzung mit dem Christentum am Beispiel der Unterdrückung der Frau«, gehalten am 4. Juni 1972, Humanistisches Bildungswerk Essen.

86 Joachim Kahl: Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott. Hamburg 1968.

87 So begann die Einleitung in sein Buch mit dem Zitat »Für Deutschland ist die Kritik der Religion im wesentlichen beendigt« (Kahl, Elend, S. 12), dass der Marxschen Schrift »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« entnommen war. Kahl (wie Anm. 86), S. 12. Mit einem weiteren Zitat daraus endete sein Buch. Vgl. Kahl (wie Anm. 86), S. 133.

88 Vgl. Erwin Fischer: Trennung von Staat und Kirche. Die Gefährdung der Religionsfreiheit in der Bundesrepublik. Frankfurt am Main/ Berlin ^{2}1971.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Rezeption, die sich im Rekurs auf die Position Joachim Kahls manifestierte, nicht ohne weiteres anschließen wollte. Auch hier zeigten sich die unterschiedlichen Gepräge jungdemokratischer Politik. So stellte bereits der Beschluss der nordrhein-westfälischen Landesdelegiertenkonferenz von Anfang Januar 1973 eine abgeschwächte Version des Papiers dar, insofern die Analyse nicht mit beschlossen wurde und somit die antireligiösen Züge des Papiers nicht mehr ganz so deutlich artikuliert wurden. Auch der weitere Diskussionsprozess des Papiers zeichnete sich durch eine zunehmende Abschwächung seiner Aussagen aus, wohingegen der kritische Rationalismus mehr und mehr Einzug erhielt. Dennoch waren und blieben die religionskritischen bzw. religionsüberwindenden Elemente unübersehbar; so auch in der nochmals veränderten Version des »Liberalismus und Christentum«-Papiers, dessen Beschluss auf dem nordrhein-westfälischen Landesparteitag der FDP am 30.3.–1.4.1973 nur knapp durch den Einsatz von Liselotte Funcke verhindert werden konnte.

3.2. *»Freie Kirche im freien Staat«*

Die ersten Reaktionen der FDP auf den Vorstoß der Jungdemokraten ließen erkennen, dass man das Papier für unangemessen und unzeitgemäß erachtete. Liselotte Funcke bezeichnete die Forderungen als »fragwürdig«[89] und führte ihre Entstehung darauf zurück, dass wohl mehr der »politische Eifer als das genaue Studium des Tatsächlichen die Feder geführt«[90] habe. Besonders scharf kritisierte sie die permanente Vermischung zweier Anliegen, der Forderung nach einer organisatorischen Trennung von Staat und Kirche einerseits und des Kampfes gegen den christlichen Glauben andererseits, wobei letzterer liberalem Verständnis diametral entgegenstand: »Genau hier muß der Liberale, der sein Bekenntnis zur Glaubens- und Gewissensfreiheit ernst nimmt, hellwach werden.«[91] Auch der damalige Generalsekretär Karl-Hermann Flach konstatierte, die Thesen seien »nicht alt, sondern uralt«[92] und kritisierten eine Kirche, die »so nicht mehr existiert«.[93] Den anachronistischen Charakter des Jungdemokratenpapiers somit deutlich betonend, spürte man in der Parteispitze zugleich, dass eine Erörterung des Verhältnisses von Staat und Kirche auf dem Hintergrund dieses Papiers unausweichlich war. Der »Schock« über den Beinahe-Beschluss des Papiers auf dem nordrhein-westfälischen FDP-Landesparteitag verstärkte diese Einsicht zusätzlich. Die Tatsache, dass sich

89 Funcke: Fragwürdige Forderungen der Jungdemokraten. In: Freie demokratische Korrespondenz (fdk) Ausg. 4 vom 15. Januar 1973, S. 2.
90 Funcke, in: fdk (wie Anm. 89), S. 2.
91 AaO, S. 3.
92 Antireligiöse Einstellung ist niemals liberal. F.D.P.-Generalsekretär Flach zum djd-Kirchenpapier. In: F.D.P. Schnellbericht 2/73, 7. Jahrgang vom 30. Januar 1973.
93 Antireligiöse Einstellung, in: F.D.P. Schnellbericht (wie Anm. 92).

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die FDP mit dem Kirchenpapier auseinandersetzte und es für die nächsten eineinhalb Jahre immer wieder auf die politische Tagesordnung gesetzt wurde, geschah somit keineswegs freiwillig, sondern wurde der Partei aufoktroyiert.
Im Frühjahr 1973 installierte man auf Bundesebene eine Kirchenkommission, die sich mit dem Jungdemokratenpapier auseinandersetzen sollte. Mit Liselotte Funcke oblag dabei die Leitung der Kirchenkommission einer erfahrenen Politikerin und gleichermaßen evangelischen Christin, die nicht nur den kultur- und kirchenpolitischen Bereich der liberalen Partei entscheidend prägte. Die gebürtige Hagenerin gehörte ebenfalls seit 1969 der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland an und wirkte dort aktiv in der Kammer für öffentliche Verantwortung mit. Ebenso war sie Mitglied im Ständigen Ausschuss der Landessynode für politische Verantwortung der Evangelischen Landeskirche von Westfalen, 1973 in der Funktion als stellvertretende Vorsitzende. Schon allein aufgrund dieser Doppelrolle war sie prädestiniert für die Position der Vorsitzenden der Kirchenkommission; hinzu kam, dass es ihr im Vergleich zu anderen liberalen Politikern, die sich ebenfalls in Partei und Kirche zugleich engagierten – so etwa Uwe Ronneburger und Hildegard Hamm-Brücher – weniger schwer fiel, beide Arbeitsfelder im Kontext der Kirchenpapierdiskussion zu vereinen. Für sie gehörte »beides zusammen«[94], und die Authentizität dieser Aussage konkretisierte sich in ihrem vermittelnden Verhalten zwischen Kirche und Partei im Kontext der Diskussion, so dass ihr Anhänger und Opponenten, Politiker und Kirchenmenschen gleichermaßen ein hohes diplomatisches Geschick sowie hinsichtlich ihrer Funktion als Kommissionsvorsitzende einen exzellenten Leitungsstil bestätigten.
Die Konstellation der Kirchenkommission spiegelte ein wesentliches Anliegen Liselotte Funckes wider, in der Kirchenpapierdiskussion möglichst alle Seiten und Positionen vertreten zu wissen. Insgesamt 27 Mitglieder gehörten der Kommission an, 6 Personen aus dem Präsidium, die zugleich Mitglieder des Bundesvorstandes waren, 6 zusätzliche Bundesvorstandsmitglieder, 8 weitere Parteimitglieder, 2 Vertreter der Kirchen, 4 Vertreterinnen und Vertreter der Jungdemokraten sowie Peter Hertel, der sich als Nicht-Parteimitglied im Rahmen seiner Anstellung an der Theodor-Heuss-Akademie seit gut einem Jahr um die Vermittlung zwischen FDP und Katholischer Kirche bemühte.
Insgesamt vier Mal tagte die Kirchenkommission, dabei meist noch nicht mal zur Hälfte besetzt, was als Indiz für das nur mäßige Interesse an der Diskussion betrachtet werden konnte. Auf der Grundlage des Jungdemokratenpapiers erarbeitete die Kommission das Kirchenpapier »Freie Kirche im freien

94 So Liselotte Funcke in einem Gespräch mit der Verfasserin am 28.8.2005.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Staat – Thesen der FDP zum Verhältnis von Staat und Kirche«[95], das der Parteispitze schließlich im August 1973 vorlag. Dabei waren die Präambel deutlich umformuliert und die 17 Forderungen auf 14 Thesen reduziert bzw. zusammengefasst worden. Die Differenzen zwischen Präsidium und Bundesvorstand im Blick auf den weiteren Umgang mit dem Kirchenpapier – Behandlung und Verabschiedung auf dem Bundeshauptausschuss versus breitere Diskussion in den Untergliederungen der Partei – wurden durch den plötzlichen Tod Karl-Hermann Flachs am 25. August 1973 nichtig, insofern der für den 8. September 1973 angesetzte Bundeshauptausschuss, auf dem man das weitere Vorgehen nochmals hatte besprechen wollen, ausfiel. Die insbesondere von Liselotte Funcke erhoffte schnelle »Verabschiedung der Thesen ohne die wirklich gravierenden«[96] und eine damit grundsätzlich verbundene Hoffnung eines Großteils der Parteispitze, das Papier durch einen Beschluss wieder von der politischen Tagesordnung und damit auch aus dem öffentlichen Gespräch zu nehmen, wurde dadurch konterkariert. Eine »stille« Behandlung des Kirchenpapiers wäre jedoch zu diesem Zeitpunkt ohnehin nicht mehr möglich gewesen. Zu groß war bereits seine Publizität, zu der nicht zuletzt zwei Pressemitteilungen in der Frankfurter Rundschau beigetragen hatten. So berichtete ein erster Artikel bereits am 18. August 1973, und damit noch vor den jeweiligen Sitzungen von Bundesvorstand und Präsidium, über die abgeschlossene Arbeit der FDP-Kirchenkommission und die weitere Behandlung des Papiers, zunächst im Bundesvorstand und anschließend im Bundeshauptausschuss. Des weiteren prognostizierte der Artikel, der die Überschrift »Freie Demokraten verlangen die Aufhebung der Kirchensteuer«[97] trug, dass es in Bonn als sicher gelte, »daß sich abschließend der Bundesparteitag der FDP (11.–14. November in Wiesbaden) mit den Vorschlägen beschäftigen werde, die dann den Titel ›Freie Kirchen im freien Staat – Thesen zum Verhältnis von Staat und Kirche tragen‹.« Im Artikel folgten, teilweise wörtlich zitiert, Inhalte des »Funcke-Papiers«, wie das Kirchenpapier fortan im Artikel genannt wurde. Als einzigen wesentlichen Unterschied zum Jungdemokratenpapier konstatierte man, dass die FDP keine »offensive ideologische Auseinandersetzung mit dem Christentum« beginnen wolle. Es handelte sich hierbei um die erste offizielle Pressemitteilung über das Kirchenpapier der FDP, und die vertraulichen Informationen, die dem Artikel zu entnehmen waren, sowie die vorzeitige Publikation und Zitierung einzelner Abschnitte der 14 Thesen verwiesen auf eine Indiskretion durch eine oder mehrere an der Diskussion beteiligten Personen, die man im Umfeld

95 Entwurf: Freie Kirche im Freien Staat – Thesen zum Verhältnis von Staat und Kirche vom 6.8.1973. FDP-Kirchenkommission, AdL 3320.
96 Schreiben Funcke an Scheel vom 28.8.1973, AdL 3320.
97 Freie Demokraten verlangen die Aufhebung der Kirchensteuer. In: Frankfurter Rundschau vom 18. August 1973. Die folgenden Zitate ebenda.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Jungdemokraten vermutete.[98] Die Pressemitteilung führte zu einer heftigen Kontroverse zwischen Liselotte Funcke und dem Präsidenten der Kirchenkanzlei der EKD, Walter Hammer, die durch die zweite Pressemitteilung nur fünf Tage später neuen Zündstoff erhielt. Die besondere Brisanz dieses Artikels, der den Wortlaut des FDP-Kirchenpapiers enthielt, bestand darin, dass man Liselotte Funcke als seine Autorin nannte.[99] Diese negierte, den Artikel geschrieben zu haben; sie hatte jedoch den Entwurf des Papiers unter ihrem Briefkopf an den Parteivorstand weitergeleitet, woraufhin die Frankfurter Rundschau das Papier kurzerhand unter ihrer Autorinnenschaft veröffentlichte.[100]

Jene Ereignisse nötigten die FDP, auf dem Bundesparteitag im November 1973 die Weitergabe des Papiers in die Untergliederungen der Partei zu beschließen, wo es, in unterschiedlicher Intensität und teilweise in Kooperation mit den Kirchen, ausführlich diskutiert wurde. Erst im Juni 1974 setzte man sich im Bundesvorstand erneut mit dem Kirchenpapier auseinander. Wiederum wurde die Arbeit an eine Kirchenkommission delegiert, in die nun ausschließlich Mitglieder des Bundesvorstandes, acht an der Zahl, berufen wurden. In zwei Sitzungen erfolgte die redaktionelle Bearbeitung des Kirchenpapiers auf der Basis der eingehenden Stellungnahmen aus den Landesverbänden. Diese neue Fassung wurde noch zweimal im Bundesvorstand verändert und schließlich auf dem Bundesparteitag in Hamburg unter der Überschrift »Freie Kirche im freien Staat« eingebracht, wo man das Kirchenpapier nach über siebenstündiger Diskussion und mit einer deutlichen Mehrheit beschloss. Es bestand nunmehr aus 13 Thesen, die durch eine kurze, prägnante Präambel eingeleitet wurden. Als wichtigste Veränderung des im Vergleich zu den originär jungdemokratischen Forderungen an vielen Stellen abgemilderten Thesenkatalogs kann die Herausnahme der beiden Forderungen zur Abschaffung des konfessionell erteilten Religionsunterrichts sowie der theologischen Fakultäten an den staatlichen Universitäten gesehen werden. Deutliche Unterschiede zeigten sich auch bei der Präambel, auf die, der Beantwortung der Fragestellung dienend, im folgenden näher einzugehen sein wird.

98 So zumindest der Präsident der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Walter Hammer, in einem vertraulichen Schreiben vom 28. August 1973 an die Mitglieder des Rates der EKD, in dem er betonte, die Informationen seien »aus Kreisen der Jungdemokraten der Redaktion der Frankfurter Rundschau zugespielt worden.« Schreiben Hammer an die Mitglieder des Rates vom 28. August 1973, EZA 87-659.

99 Vgl. Sonderrechte für die Kirchen werden abgelehnt – Liberale Thesen über das Verhältnis von Staat und Religionsgemeinschaften in der Gegenwart. Von Liselotte Funcke. In: Frankfurter Rundschau vom 23. August 1973.

100 In einem Telefonat mit Kirchenkommissionsmitglied Siegfried W. Grünhaupt betonte Liselotte Funcke, die in dem Artikel genannten Inhalte seien ein »›Abklatsch‹« ihres Entwurfs, »der wohl mit bestimmter Absicht so veröffentlicht werde, als ob es ein Artikel von ihr sei.« Vermerk Grünhaupt vom 23.8.1973, EZA 2-17496.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

4. *Das Kirchenpapier der FDP: Ausdruck oder Ende eines »geläuterten Liberalismus«?*

»Auch für einen noch so selbstkritischen kirchlichen Beobachter ist unverkennbar, daß die Thesen eine laizistische Trennungsideologie zur Basis haben […]. Im übrigen dürften sich die Geister gar nicht so sehr an den einzelnen staatskirchenpolitischen Feststellungen und Postulaten scheiden als vielmehr an einem (ur-)altliberal-verengten Verständnis von Demokratie, das hier zutagetritt. Vom Konzept eines ›geläuterten Liberalismus‹ ist jedenfalls nichts mehr zu erkennen.«[101] Es war dieses Zitat des katholischen Juristen und Kirchenrechtlers Alexander Hollerbach, das zur Fragestellung dieses Aufsatzes anregte. Im Gegensatz zu Hollerbachs eindeutiger Meinung mag eine Beantwortung, die im Sinne eines Weder – Noch ausfällt, aufgrund ihrer Uneindeutigkeit vorerst enttäuschen. Konnte man der FDP für die 1950er Jahre alles in allem eine erfolgreiche Umsetzung ihres kulturpolitischen Programms eines geläuterten Liberalismus bescheinigen und zeigte sich dies auch praktisch bspw. in ihrem Einsatz für die christliche Gemeinschaftsschule, so scheint eine Bejahung der Frage ob des skizzierten Wandels in der Kirchenpolitik ab Mitte der 1960er Jahre, als dessen Höhepunkt man das Kirchenpapier ansehen mag, nicht mehr so ohne weiteres möglich – war hier dem geläuterten Liberalismus ein Ende gesetzt?

Bezöge sich die Frage auf das Jungdemokraten-Papier, so wäre sie wohl mit »Ja« zu beantworten, hatten diese doch in Präambel und Titel ihres Papiers ihre Intention deutlich zum Ausdruck gebracht: Liberalismus und Christentum – im Programm der Jungdemokraten waren dies zwei Weltanschauungen, die nicht miteinander vereinbar waren und sich im Gegenteil sogar widersprachen. Die kirchenpolitischen Forderungen der Jungdemokraten hatten hier die exekutive Funktion, zur Umsetzung der dargelegten Ansicht beizutragen. Obschon sich ein Großteil der Forderungen des FDP-Papiers an die der Jungdemokraten anlehnte und teilweise mit ihnen übereinstimmte, so zeigte sich eine erste grundsätzliche Distanzierung von jenem Papier und damit auch von seiner Intention ganz allgemein in der Wahl der Überschrift, in der die Formel des italienischen Liberalen Camillo Cavour »Freie Kirche im freien Staat« aufgegriffen wurde, die im übrigen auch Friedrich Naumann im Kontext der Entstehung der Weimarer Reichsverfassung verwandte.[102] Dass insbesondere dieser linksliberale Politiker und Theologe in seinem Einsatz für die Kirchenartikel der Weimarer Reichsverfassung nun keinesfalls die Verdrängung der Kirchen, sondern vielmehr die Befreiung beider, Staat und Kirche, voneinan-

101 Alexander Hollerbach: Katholische Kirche und FDP. In: Günter Gorschenek (Hrsg.): Katholiken und ihre Kirche in der Bundesrepublik Deutschland. München 1976, S. 203f.

102 Friedrich Naumann: Freier Staat und freie Kirche. Ein Wort an deutsche Männer und Frauen. In: Die Hilfe 24 (1918) Nr. 52, S. 628-630.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der im Blick hatte, braucht an dieser Stelle nicht weiter expliziert zu werden. Weiterhin wurde der Begriff der Forderung durch den der These ersetzt, womit man den Aussagen ein Stück weit ihren apodiktischen Charakter nahm. In diesem Kontext ist auf den wichtigen Hinweis Barthold Wittes im Blick auf den grundsätzlichen Duktus des Kirchenpapiers zu verweisen, das von der FDP »nicht als eherne Forderung […], sondern ausdrücklich als Ausgangspunkt für Gespräche und Verhandlungen mit den Kirchen«[103] präsentiert wurde.

Die deutliche inhaltliche Abgrenzung zeigte sich nun besonders bei der Diskussion und Abfassung der Präambel. Ohne auf die einzelnen Stationen dieser Diskussion ausführlicher eingehen zu können, sei auf folgende Aspekte verwiesen: zunächst einmal wurde die Beratung der Präambel des Jungdemokratenpapiers in den ersten Sitzungen der Kirchenkommission komplett zurückgestellt, bis man die Diskussion der Thesen abgeschlossen hatte. Dahinter stand die grundlegende Absicht, anders als die Jungdemokraten jene Thematisierung des Verhältnisses von Staat und Kirche unabhängig von ideologischen Prämissen zu behandeln, um dadurch dem Vorwurf einer dahinter stehenden antikirchlichen bzw. antireligiösen Intention zu wehren. Als man schließlich an die Beratung der Präambel ging, vollzog diese sich auf der Grundlage dreier Entwürfe. Einen ersten ausführlichen Entwurf lieferte der katholische Professor und Dominikanerpater Anselm Hertz, der diesen unabhängig von dem Jungdemokratenpapier verfasst hatte. Ein weiterer Präambel-Entwurf Liselotte Funckes rekurrierte in weiten Teilen auf den Hertz-Entwurf, wobei ein neuer erster Absatz als kritische Bezugnahme auf das Jungdemokratenpapier verstanden werden konnte. Darin betonte Funcke es als Leistung des Liberalismus, »das Grundrecht der Glaubens- und Gewissensfreiheit und den Schutz und das Recht der freien Religionsausübung erstritten«[104] zu haben, die es in einer doppelten Weise zu verteidigen gelte, einerseits denen gegenüber, »die die Kirchen und Weltanschauungsgemeinschaften in ihrem Bestand und ihrer Wirksamkeit beschränken wollen«, andererseits auch gegenüber denen, »die mit einer Staatsideologie die Religion zu verdrängen oder ins Getto zu verweisen suchen«. Der dritte Entwurf stammte von Ingrid Matthäus, die sich während des gesamten Diskussionsprozesses als maßgebliche Verfechterin des Jungdemokratenpapiers profilierte. Gleichwohl durch letztgenannten Entwurf auch wieder Aussagen des Jungdemokratenpapiers in die von der Kirchenkommission beschlossene Präambel gelangten, zeichnete sich diese insgesamt durch kirchenfreundlichere Aussagen aus und konnte durchaus als erster gelungener Versuch betrachtet werden, dem ursprüng-

103 Witte, ›Freie Kirche im freien Staat‹, in: Monatshefte (wie Anm. 8), S. 210.
104 Präambel-Entwurf Funcke vom 30. Juli 1973, AdL 9248. Die folgenden Zitate ebenda.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lichen Jungdemokratenpapier seine antireligiöse und antikirchliche Ausrichtung zu nehmen.
Die Präambel wurde insbesondere bei den Beratungen im Bundesvorstand im Sommer 1974 noch deutlich verkürzt und im Sinne jener christentums- und kirchenfreundlicheren Tendenz verändert. So fügte man noch einen Tag vor dem Bundesparteitag einen Passus ein, der abermals die Bedeutung des Christentums für die Gesellschaft hervorhob: »Das Christentum hat Geschichte, Kultur und ethisches Bewusstsein in Europa entscheidend geprägt. Im caritativen Bereich haben die christlichen Kirchen wegweisende Arbeit geleistet. Das Bekenntnis zur persönlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit schließt daher untrennbar ein, daß das Wirken der Kirchen nicht nur im innerkirchlichen Bereich, sondern auch in der Gesellschaft gesichert werden muss.«[105]
Im Vergleich zum Jungdemokratenpapier lag dem Kirchenpapier der FDP eine andere Intention zugrunde, die durchaus noch im Sinne des geläuterten Liberalismus verstanden werden konnte.
Dennoch ist nicht zu leugnen, dass die Thesen und auch Teile der Präambel einen Wandel in der Kirchenpolitik der FDP indizierten, einen Wandel, der, wie bereits ausgeführt, Mitte der 1960er Jahre einsetzte, den man nun aber nicht im Sinne eines Rückfalls in den Kulturkampf interpretieren sollte. Er muss vielmehr als ein Ausdruck jenes Säkularisierungsschubs verstanden werden, der sich ab Mitte der 1960er Jahre gesamtgesellschaftlich vollzog und dabei einen grundsätzlichen Bedeutungsverlust der Kirchen zur Folge hatte, wie sich u.a. an den Kirchenaustrittswellen 1969 und 1973 zeigte, die wiederum die Evangelische Kirche in Deutschland im Jahre 1973 zu der Studie »Wie stabil ist die Kirche?«[106] veranlassten. Das zeigte sich auch in der Reaktion der evangelischen Kirche auf das Kirchenpapier, wo es trotz der allgemein ablehnenden Stimmung durchaus Befürworter und Anhänger einzelner Thesen gab. Die Krise der Volkskirche fand spätestens Ende der 1970er Jahre ihre ausführliche Beratung in den kirchlichen Gremien, wobei immer wieder auch Inhalte des FDP-Kirchenpapiers zur Sprache kamen.

105 Freie Kirche im freien Staat (wie Anm. 2), S. 3f.
106 Helmut Hild (Hrsg.): Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Meinungsbefragung. Gelnhausen/ Berlin 1974.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Jürgen Frölich

(K)Ein besonderer liberaler Weg zur Annäherung zwischen beiden deutschen Staaten?[1]

Die Kontakte zwischen FDP und LDPD in den 1970er und 1980er Jahren

Hinsichtlich der Beziehungen zwischen der westdeutschen Freien Demokratischen Partei (FDP) und der »ostdeutschen« Liberaldemokratischen Partei Deutschlands (LDPD) während der 1970er und 1980er-Jahre sollte man zunächst einige Vorbemerkungen machen:

1. Im Gegensatz zu den innerliberalen Kontakten in der Epoche zuvor, d. h. während der eigentlich »heißeren« Phase des »Kalten Krieges«, sind diejenigen aus der Ära der Entspannungspolitik bislang niemals systematisch untersucht worden.[2]
2. Diese Kontakte in dieser zweiten Phase wurden – übrigens ähnlich wie die früheren – weder kontinuierlich gepflegt noch sind sie einer langfristig klaren Entwicklungslinie gefolgt. Vielmehr unterlagen sie wie jene politischen Konjunkturen und Wechseln, wobei allerdings die Höhepunkte beim zweiten Mal nicht wie zuvor mitten in der Epoche lagen, sondern am Ende: Stellte in der ersten Phase das Jahr 1956 dasjenige mit der höchsten Kontakt-Intensität dar, so waren es in der zweiten Phase die Jahre ab 1984, in denen sich die Kontakte intensivierten. Auf die Gründe wird noch einzugehen sein, sie sind sicherlich nicht nur in der innerliberalen Entwicklung zu suchen. Übrigens gilt dies zumindest für die FDP schon im Hinblick auf die Kontakte von 1956, die natürlich auch innen- und parteipolitische Bezugspunkte hatten.

1 Der Titel greift eine Bemerkung in dem unten in Fußnote 3 nachgewiesenen Papier Alexander von Stahls auf, vgl. ebd. S. 9.

2 Auch in der recht schlichten Dissertation von Michael Schmidt: Die FDP und die deutsche Frage 1949-1990. Münster 1995, werden sie kaum thematisiert. Zu den vorhergehenden Kontakten vgl. Siegfried Suckut: Die Gespräche zwischen FDP und LDPD im Jahre 1956. Vorgeschichte, Verlauf, DDR-interne Erwartung und Reaktionen. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 4 (1992), S. 85-142; Roger Engelmann/Paul Erker: Annäherung und Abgrenzung. Aspekte deutsch-deutscher Beziehungen. München 1993; Reinhard Hübsch/Jürgen Frölich (Hrsg.): Deutsch-Deutscher Liberalismus in Kalten Krieg. Zur Deutschlandpolitik der Liberalen 1945-1970. Potsdam 1997 und Bernard Bode: Liberal-Demokraten und ‹deutsche Frage‹. Zum politischen Wandel einer Partei in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR zwischen 1945 und 1961. Frankfurt/M. u. a. 1997.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

3. Ein Problem für den zeithistorischen Betrachter, der ja bei diesem Zeitabschnitt wirklich ein Historiker seiner Zeit ist, bildet die disparate Quellenlage; die Quellennachweise fließen sehr unterschiedlich: Sie sind nicht nur aus Gründen der unterschiedlichen Sperr-Fristen für die LDPD sehr viel dichter als für die FDP. Dies gilt es immer im Hinterkopf zu behalten, wenn man über die Motive der Handelnden diskutiert.
4. Eine abschließende Vorbemerkung ist noch zu dem zu machen, was hier nicht geleistet werden kann: Natürlich wäre es wünschenswert, hinsichtlich der Entscheidungsprozesse in der LDPD auch die Akten der »führenden« Partei heranzuziehen. Dies war aber nicht möglich, so dass manches in dieser Beziehung spekulativ sein mag.

Im Folgenden wird versucht, einen Überblick über die Kontakte zwischen Freien Demokraten und Liberaldemokraten im Zeitraum zwischen 1970 und 1988 zu geben, und weiter wird versucht, Aufschluss über die dahinter stehenden Motive, Erwartungen und Strategien – soweit wie möglich – zu gewinnen und schließlich Thesen zu den Einflussfaktoren zu bilden.

Zu Beginn der hier in Frage stehenden Zeit überwog in der gegenseitigen Wahrnehmung von Freien und Liberaldemokraten das Negative. Die LDP sei »der SED völlig angepasst«, hieß es in einem Papier, das dem FDP-Bundesfachausschuss Außen-, Deutschland- und Sicherheitspolitik Ende 1973 vorlag.[3] »Der machtmäßige Einfluß sei gleich null.«[4] Überhaupt sei die LDPD »nicht mehr als Partei im herkömmlichen Sinne anzusprechen«, sondern »am ehesten und genauesten als eine ständische Organisation zu bezeichnen mit fest umrissenen Aufgaben«.[5] Daraus zog der Verfasser das Fazit, »dass es auf absehbare Zeit einen besonderen liberalen Weg zur Annäherung zwischen den beiden deutschen Staaten nicht geben wird.«[6]

In ihrer internen Bewertung blieb die liberaldemokratische Führung etwa zeitgleich dieser Abwertung kaum etwas schuldig. Eine Analyse zur »Politik führender FDP-Politiker« kam 1971 zu der allgemeinen Feststellung: »FDP fest in das imperialistische System und seine staatsmonopolistische Herrschaftsform in der BRD integriert; zwar kleine, aber direkte Partei der Bourgeoisie mit in diesem System fest umrissenen – proimperialistischen – Aufgaben.«[7]

3 Alexander von Stahl: Die LDP – ein möglicher Partner oder was sonst?, S. 5, in: Archiv des Liberalismus, Gummersbach (ADL) A 44-18, Protokoll v. 15./16.3.1974; das Papier des damaligen Berliner FDP-Landesgeschäftsführers war auf der Sitzung zuvor am 1.12.1973 diskutiert worden, es wurde später auch in der Liberaldemokratischen Korrespondenz, Sonderausgabe v. August 1974 unter dem Titel »Die Entwicklung der LDP bis heute« veröffentlicht.
4 Ebd., S. 17
5 Ebd., S. 19.
6 Ebd., S. 9.
7 ADL LDPD 28813 Stichworte zur Politik führender FDP-Politiker (Sept. 1971).

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Einige Monate zuvor war intern eine »erhöhte Wachsamkeit gegen alle Versuche, durch Kontakte oder anders geartete Versuche der Kontaktaufnahme – vor allem offizieller Parteikreise der FDP« angemahnt worden, um der »in den FDP-Kreisen herrschenden Auffassung von ›innerdeutschen Beziehungen‹ oder ›innerdeutschen Sonderverhältnissen‹ jeglichen Nährboden zu entziehen«.[8] Ehe keine offiziellen, »auf der Grundlage des Völkerrechts beruhenden Beziehungen« zwischen der DDR und der Bundesrepublik beständen, dürfe es auch »keine offiziellen Beziehungen, Verhandlungen, Gespräche oder Kontakte zwischen der LDPD und der FDP geben«.[9]

Vor diesem Hintergrund musste die Meldung im »Morgen« vom 1. Juni 1973 zumindest eine kleine Sensation sein: »LDPD-Vorsitzender Dr. Gerlach empfing Wolfgang Mischnick zu Gespräch über beiderseits interessierende Fragen«. Über die Umstände wurde zwar nicht viel berichtet, nur dass der FDP-Fraktionsvorsitzende auf Einladung der LDPD-Volkskammerfraktion in (Ost-) Berlin weilte. Ein Zusammenhang mit dem an gleicher Stelle gemeldeten Treffen Honecker-Wehner wurde nicht hergestellt.[10] Stillschweigen wurde vor allem über den Ort der Begegnung gewahrt; sie fand im LDPD-Parteihaus statt.[11] Diese Nichterwähnung war kein Zufall, denn zumindest im Nachhinein sollte das Ganze in den Augen der LDPD »kein so genanntes Parteigespräch« sein.[12] Wolfgang Mischnick wiederum legte dem Treffen eine »Einladung der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands« zugrunde.[13] Überhaupt sind die Hintergründe dieses ersten offiziellen Kontaktes zwischen beiden Parteien auf hoher, ja höchster Ebene seit dem Frühjahr 1966 schwer aufzudecken; er hat weder in den Akten tiefere Spuren hinterlassen noch größere öffentliche Resonanz gefunden.[14] Mischnick hat im FDP-Präsidium und im Fraktionsvorstand darüber berichtet, was dann im Fraktionsprotokoll wie folgt erfasst wurde: »Seine Gesamtbewertung fasst Herr Mischnick in dem Satz zusammen: Sein Eindruck sei gewesen, dass die DDR dokumentieren wolle, man könne über gewisse Dinge direkt sprechen, ohne vorher mit Moskau Kontakt gehabt zu haben.«[15] Aus dieser Quelle geht auch hervor, dass Mischnick niemanden vorab von seinem Unterfangen unterrichtet hatte, es

8 Ebd., Entwurf einer Konzeption für die Ausführungen vor dem Rat für westdeutsche Fragen am 4.12.1970 über Politik und Situation der DDR (November 1970), S. 44.
9 Ebd.
10 Vgl. Der Morgen vom 1.6.1973, Titelblatt. Das Neue Deutschland meldete am selben Tag ein »Essen der LDPD-Fraktion für Wolfgang Mischnick«, ebenfalls ohne Ortsangabe, Neues Deutschland 150 v. 1.6.1973.
11 Manfred Gerlach: Mitverantwortlich. Als Liberaler im SED-Staat. Berlin 1991, Bildunterschrift nach S. 240; im Text geht G. übrigens nicht auf dieses Treffen ein.
12 Vgl. ADL LDPD 31511 Einige Aspekte in der Geschichte der Kontakte zwischen der LDPD und der FDP (März 1984), S. 3.
13 Freie demokratische korrespondenz (fdk) tagesdienst 253/73.
14 Vgl. die eher lakonisch-ironische Erwähnung in: Der Spiegel 23/1973, S. 22.
15 ADL A 41-10 Fraktionsvorstand, 4.6.1973, Bl. 1 f., vgl. ADL FDP 213 Beschlussprotokoll der Sitzung des Präsidiums vom 7.6.1973.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich also möglicherweise um einen Alleingang des gebürtigen Dresdners handelte, der seine politische Sozialisation in der sächsischen LDP(D) erfahren hatte, ehe er 1948 in den Westen floh. Dass er dabei spontan auf den Einfall zu einem Überraschungsbesuch verfiel, den der Fraktionsvorsitzende zwischen dem Krankenbesuch bei seiner Mutter und dem Hinzukommen zum Treffen Wehner-Honecker einfügte, ist angesichts der geringen »Spontanität« in der DDR-Politik und auch bei den Liberaldemokraten sehr unwahrscheinlich.[16] Auch mit der Vorbereitung des Grundlagenvertrags, wie die östliche Seite später behauptete,[17] hatte das Ganze wenig zu tun, denn der war bereits etliche Monate zuvor abgeschlossen worden.

Unklar sind vor allem die Motive Gerlachs, sich auf das Ganze einzulassen. Möglicherweise erhoffte er sich eine allgemeine Aufwertung, vielleicht auch eine Einladung in den Westen.[18] Dennoch war die Angelegenheit insgesamt nicht ohne Brisanz für die LDPD-Führung. Davon zeugt auch der Besuch eines Gerlach-Vertrauten bei Wolfgang Schollwer kurz darauf; dieser, Ex-Mitarbeiter der FDP-Pressestelle, arbeitete nunmehr im Planungsstab von Außenminister Walter Scheel. Gerlachs Mann hatte schon seit längerem Kontakt zu dem Vordenker der liberalen Ostpolitik[19] und meinte deshalb wohl, recht offen sprechen zu können. Jedenfalls beschwerte er sich darüber, dass in Teilen der FDP dieser Kontakt als Teil von »besonderen Beziehungen zwischen LDP und FDP bzw. umgekehrt« missverstanden werden könnte. Der Liberaldemokrat unterstrich deshalb, »die FDP stehe ihr (der LDPD, J.F.) nicht näher als irgendeine andere Gruppierung in Westdeutschland«.[20]

Dass Wolfgang Schollwer seinen Gast diesbezüglich beruhigte und versicherte, die große Mehrheit der FDP und insbesondere die Parteiführung sehe dies sehr ähnlich,[21] entsprach offenbar den Tatsachen. Denn das Treffen vom 31. Mai 1973 blieb auf viele Jahre eine Einzelaktion. In der FDP-Führung war die LDPD kein Thema,[22] auch der LDP-Bundesbeirat, zu dem sich ehemalige,

16 Bei seiner späteren Befragung durch die Bundestagsenquête-Kommission hat Mischnick diesen »liberaldemokratischen« Aspekt seiner Reise nicht erwähnt, vgl. Deutscher Bundestag (Hrsg.): Materialien der Enquête-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages). Band V: Deutschlandpolitik, innerdeutsche Beziehungen und internationale Rahmenbedingungen. Baden-Baden 1995, S. 767.

17 Wie Anm. 12.

18 Wolfgang Schollwer an Karl-Hermann Flach, 5.7.1973, in: ADL N 47-85, Bl. 106-108.

19 Vgl. Wolfgang Schollwer: »Da gibt es in der FDP noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten …«. Aufzeichnungen aus der FDP-Bundesgeschäftsstelle 1966-1970. Bremen 2007, S. 188 f.u. 198.

20 Beide Zitate aus Schollwer an Flach (wie Anm. 18), Bl. 107.

21 Ebd. Bl. 107 f.

22 Ihre Erwähnung im Register der fdk zwischen 1974 und 1981 bezieht sich entweder auf den LDP-Bundesbeirat oder auf die liberaldemokratische Vergangenheit von westdeutschen Liberalen wie Wolfgang Mischnick, vgl. fdk 166 v. 29.9.1981.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in den Westen übergesiedelte oder geflohene LDP(D)-Aktivisten zusammengeschlossen hatten, thematisierte etwaige Kontakte nicht. Nur vereinzelt wurden solche bzw. deren Wiederaufnahme angeregt.[23] Die große Mehrheit der Freidemokraten stimmte vielmehr allem Anschein nach dem Fazit zu, das der LDP-Bundesbeirat im März 1974 gezogen hatte: »Persönliche Kontakte« zu den Liberaldemokraten seien zwar wünschenswert, »offizielle politische Kontakte wurden jedoch gegenwärtig als sinnlos angesehen.«[24]

Das sollte sich dann im Zuge der so genannten bundespolitischen »Wende« vom Herbst 1982 grundlegend ändern. Allerdings noch bevor diese richtig angelaufen war, meldete die »freie demokratische korrespondenz« Ende März 1982, dass die FDP eine Einladung der LDPD angenommen habe und zum anstehenden Parteitag der Liberaldemokraten »Beobachter« entsenden werde.[25] Die »Delegation« bestand aus dem FDP-Bundesgeschäftsführer und dem Pressesprecher; der ebenfalls vorgesehene persönliche Referent Wolfgang Mischnicks, Horst Dahlmeyer, fuhr dann doch nicht nach Weimar. Als »hochrangig« konnte sie in keinem Fall bezeichnet werden. Das war wohl nicht ganz im Sinne der Einladenden, wurde aber hingenommen, weil man den Westpolitikern keine Möglichkeit geben wollte, beim Parteitag eine Erklärung abzugeben.[26] Dennoch bedeutete dieser beobachtende Besuch das Ende der bisherigen Funkstille. Bei ähnlichen Anlässen zuvor war nämlich offiziell kein Vertreter der FDP erwünscht gewesen.[27]

Was hatte den Sinneswandel auf beiden Seiten ausgelöst, denn von führenden Freidemokraten war zuvor eine entsprechende Einladung angemahnt worden?[28] Eisbrechend wirkte sicherlich in erster Linie das ansonsten eher als folgenlos eingeschätzte Treffen von Bundeskanzler Schmidt mit dem Staatsratsvorsitzenden und Generalsekretär der SED Erich Honecker im Dezember 1981.[29] Danach konnte die »führende« den anderen Blockparteien solche

23 Vgl. Peter Juling: F.D.P. und LDP – Dialog im Mehr-Jahres-Rhythmus. In: liberal 15 (1973), S. 442-450 u. ders.: Dialog mit großen Pausen. Geschichte der »Demokratischen Partei Deutschlands« und der Kontakte zwischen der F.D.P. und der LDP. In: liberaldemokratische korrespondenz, Sonderausgabe v. Juli 1975.

24 A 46-32 LDP Bundesbeirat Protokoll v. 15./16.3.1974, Bl. 2 f.; vgl. auch Walter Scheel, in: Deutscher Bundestag (Hrsg.) (wie Anm. 16), S. 1103.

25 fdk 52 v. 30.3.1982.

26 Vgl. ADL LDPD 31735 Abt. Internationale Arbeit, Vermerk v. 24.3.1982 sowie Peter Juling: Offen und überall mit der DDR reden. In: liberal 24 (1982), S. 637-648, hier S. 638.

27 Vgl. Juling, ebd., S. 646 sowie Peter Pragal: Der gesellschaftliche Auftrag der LDPD. In: liberaldemokratische korrespondenz 4 v. August 1975 mit Bezug auf die 30-Jahres-Feier der LDPD 1975.

28 Juling: Offen (wie Anm. 26). S. 638; in den Akten der FDP-Gremien hat sie aber keine Spuren hinterlassen, vgl. ADL LDPD 31735 Bericht des Sekretariats des Zentralvorstandes (ZV) über die Teilnahme von Gästen der FDP als Beobachter am 13. Parteitag der LDPD (4.-6.4.1982), 14.4.1982.

29 Vgl. Manfred Görtemaker: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. München 1999, S. 592 u. Christian Hacke: Deutschlandpolitik 1969-1982. In: Werner Weidenfeld/Karl-Rudolf Korte (Hrsg.): Handbuch zur deutschen Einheit. Bonn 1993, S. 172.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kontakte nach Westen nicht mehr verweigern, zumindest soweit diese dazu die Möglichkeit besaßen. Davon profitierte vor allem die LDPD, denn parteipolitische Westkontakte wurden quasi zu deren Alleinstellungsmerkmal unter den »bürgerlichen« Blockparteien.[30]

Obwohl der Versuch einer Anbahnung neuerlicher Kontakte zur FDP sicherlich Teil der Profilierungsstrategie war, die der LDPD-Vorsitzende Manfred Gerlach seit etwa 1980 verfolgte,[31] war den führenden Liberaldemokraten offenbar doch recht mulmig dabei. Davon zeugt die minutiöse Vor- und Nachbereitung des seit langem ersten Besuches aus dem Westen, für den sogar die Stärke des Beifalls – »höflich« – festgelegt und den Parteitagsdelegierten Anweisungen für ihre Haltung bei direkten Kontakten gegeben worden waren: »bereit sein zum Gespräch, dabei einen parteilichen Standpunkt vertreten, Stolz zeigen«.[32] Genau wurden vermutete Absichten und Äußerungen der ungewöhnlichen Besucher vermerkt, denen man aus »protokollarischen« Gründen – im doppelten Sinne – »Ehrenbegleiter« an die Seite gestellt hatte.[33]

Dass sich die Inkaufnahme des Infiltrationsrisikos für die LDPD-Führung auszahlen sollte, zeigte sich schon bald. Wenige Monate später kam es zu einem vertraulichen Treffen der beiden Parteivorsitzenden in Halle, wo Hans-Dietrich Genscher privat weilte. Während darüber im Westen nur Andeutungen verbreitet wurden,[34] hat die Gegenseite natürlich auch dieses Treffen genau aktenmäßig festzuhalten gesucht, konnte sich aber keinen klaren Reim auf die damit vom Bundesaußenminister verfolgten Absichten machen.[35] Man wird wohl nicht fehl gehen, darin den Versuch einer Sondierung durch Genscher zu erblicken, welche Möglichkeiten weitere Kontakte für die FDP erbringen konnten.

Vollkommen negativ kann die Bilanz nicht ausgefallen sein, wie sich in der Folge zeigen sollte, jedoch überließ der FDP-Vorsitzende dieses Feld der Bundestagsfraktion und derem Vorsitzenden Wolfgang Mischnick.[36] Der nahm diese Option auch gerne wahr, ließ sich aber etwas Zeit, so dass die LDPD-Führung im Laufe des Jahres 1983 etwas unruhig wurde, vielleicht auch weil die Linie der FDP nach dem Koalitionswechsel noch nicht klar

30 So schon Peter Joachim Lapp: Die ›befreundeten‹ Parteien der SED. Köln 1988, S. 109.
31 Vgl. Gerlach (wie Anm. 11), S. 166 f. und 171 ff.
32 ADL LDPD 31735, Sekretariat des ZV: Konzept für den Besuch, 31.3.82, S. 7.
33 Vgl. ebd., Bericht des Sekretariats des ZV (wie Anm. 28).
34 Vgl. Mischnicks kryptischen Hinweis beim LDP-Bundesbeirat, in: ADL FDP A 46-36, Protokoll v. 4.11.1982, Bl. 3, als dort eine höherrangige Delegation der FDP für den nächsten LDPD-Parteitag gefordert wurde. Vgl. auch die äußerst knappe Erwähnung in Hans-Dietrich Genscher: Erinnerungen. München 1997, S. 721.
35 Vgl. ADL LDPD 31735, Vermerk des Sekretariats des ZV über Verlauf des Gesprächs Gerlach-Genscher, in Halle am 27.5.82, 28.5.82, bes. S. 7. Gerlach (wie Anm. 11) erwähnt diese Begegnung in seinen Erinnerungen nicht.
36 Zur Bedeutung Mischnicks für die Deutschlandpolitik der Regierung Kohl-Genscher vgl. auch Karl-Rudolf Korte: Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft. Regierungsstil und Entscheidungen 1982-1989. Stuttgart 1998, S. 58.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

absehbar war. Jedenfalls stellte der LDPD-Vorsitzende intern fest: »Nach den bisherigen Kontakten zwischen LDPD und FDP … müsste jetzt eigentlich eine Initiative der FDP-Führung für eine Begegnung mit dem Vorsitzenden der LDPD erfolgen.«[37]

Dieses Zitat belegt, dass die LDPD-Führung in erster Linie an Kontakten auf höchster Ebene interessiert war. Diese konnte ihr selbst ein Thorsten Wolfgramm, immerhin Parlamentarischer Geschäftsführer der FDP-Bundestagsfraktion, nicht bieten, weshalb seine Visite im Osten LDPD-intern vor allem zu einer Frage der Kleiderordnung wurde.[38] Noch weit ungelegener kamen den LDPD-Oberen aber Gesprächsangebote von FDP-Untergliederungen, vor allem wenn es sich um West-Berliner Liberale handelte. Dazu wurde eine Standardantwort mit Verweis auf den allein zuständigen LDPD-Zentralvorstand herausgegeben.[39]

Ihrerseits war die LDPD aber nicht so ehrpusselig, wenn es darum ging, sich Informationen über die FDP-Führung zu verschaffen. Da nahm man dankbar auch Hinweise vom »Schild und Schwert der Partei«, sprich der Staatssicherheit, auf, die im November 1983 und im März 1984 über Interna aus dem FDP-Präsidium berichten konnte.[40] Dabei ging es das erste Mal um eine Verschiebung der Einladung an die Liberaldemokraten zum FDP-Parteitag, da bei diesem die Nachrüstung im Vordergrund stehe, und beim zweiten Mal um FDP-interne Einschätzungen des Gesprächs zwischen Mischnick und Gerlach Anfang März 1984.

Dieses Treffen im LDPD-Haus in der Dieckmann-Strasse – früher und heute Taubenstrasse in Berlin-Mitte – war ein erster Höhepunkt in den gegenseitigen Kontakten, der von der LDPD auch entsprechend im »Morgen« und mit einem Rundschreiben an die Bezirksverbände gewürdigt wurde: Das Gespräch sei »offen« und »kooperativ« gewesen und ein »konstruktiver Beitrag unserer Partei zur Durchsetzung … (der) sozialistischen Außenpolitik«.[41] Auch Mischnick lobte nach seiner Rückkehr die Gespräche, legte dabei aber mehr den Akzent auf das Treffen mit Honecker, welches wiederum auf die Begegnung mit dem Vorsitzenden der LDPD gefolgt war. Hinsichtlich der

37 ADL ebd., Vermerk Gerlach v. 26.9.1983.
38 Vgl. ebd., Vermerke der Abt. Internationale Arbeit v. 14., 19. u. 22.9.1983.
39 Vgl. ebd. Vermerk der Abt. Internationale Arbeit v. 29.2.1984, Aufstellung »Kontaktversuche der FDP zu LDPD 1983«, 21.1.1984 sowie das auf den 21.12.1983 datierte Musterantwortschreiben.
40 Vgl. ebd., Abt. Internationale Arbeit: Anmerkungen aus einem längeren Abstimmungsgespräch am 25.11.1983 u. dies.: Stichwortvermerk über eine erhaltene Information während des Abstimmungsgesprächs am 21.03.1984, Mischnik (sic) betreffend, 22.3.1983; diese Art der Informationsbeschaffung versiegt danach, vielleicht weil die möglichen Informanten – Sonja Lüneburg und Herbert Willner – bald darauf enttarnt wurden und in die DDR flohen, vgl. Hubertus Knabe: Die unterwanderte Republik. Stasi im Westen. Berlin 1999, S. 70.
41 ADL LDPD 31735, Rundschreiben (Telex) an alle Bezirksvorsitzenden, 6.3.1984; vgl. Der Morgen 56 v. 6.3.1984 »Gespräch im Haus der LDPD« und »Nützliche Gespräche«.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Liberaldemokraten stellte er heraus, dass hier die Kontakte vor allem auf der Ebene der Parlamentsfraktionen intensiviert werden sollten.[42]

Dies war aber nicht so ganz im Sinne von Gerlach. Der hatte nach dem Besuch zwei Probleme: Er wollte auch gern einmal einen Parteitag im Westen besuchen und erwartete eine entsprechende Einladung, die offenbar Mischnick nicht überbracht hatte.[43] Und nach wie vor wollte sich Gerlach die Kontakte zur FDP selbst vorbehalten und war strikt dagegen, dass es zu Begegnungen unterhalb der direkt vom ihm kontrollierten Ebene kam, wie es aus dem Bericht zum Treffen mit Mischnick hervorgeht: »Zur Fortsetzung der Kontakte zwischen LDPD und FDP vertrat Dr. Gerlach mit aller Eindringlichkeit den wiederholt geäußerten Standpunkt, dass dies nur auf der Ebene der zentralen Leitungen beider Parteien geschehen könne. … Versuche von FDP-Organisationen, diesen international üblichen Grundsatz durch Kontaktversuche zu örtlichen Vorständen zu unterlaufen … seien aussichtslos.«[44] Beide Probleme sollten der LDPD-Führung auch zukünftig erhalten bleiben, wobei das eine beinahe einer Lösung zugeführt worden wäre, während das andere nach Lage der Dinge unlösbar blieb.

In jedem Fall bildete der zweite Besuch Mischnicks bei Gerlach den Auftakt zu einer rasanten Intensivierung der Kontakte: Bereits drei Monate später besuchte eine LDPD-Delegation unter der Leitung von Gerhard Lindner, Gerlachs Stellvertreter im LDPD-Vorstand, den Münsteraner Parteitag der FDP und freute sich dabei über die zahlreichen Gespräche mit der Parteiprominenz und ihre namentliche Begrüßung beim Auftakt.[45] In dem entsprechenden Bericht kann man auch lesen, dass Mischnick, der einige Monate zuvor noch sehr skeptisch beurteilt worden war,[46] inzwischen sehr positiv eingeschätzt wurde, während seine Fraktionskollegen Hans-Günter Hoppe und Uwe Ronneburger in liberaldemokratischen Augen immer noch »innerdeutsches Denken« an den Tag legten.[47] Mischnick wiederum benutzte die neu gewonnene Stellung, um auf diesem Wege via LDPD auch Botschaften an die eigentlichen Machthaber in der DDR zu übermitteln oder die Berliner FDP in den Dialog mit einzubeziehen.[48]

42 Vgl. fdk tagesdienst 189 v. 7.3.1984 u. 194 v. 8.3.1984.
43 Vgl. ADL LDPD 31735, Abt. Internationale Arbeit, Ergänzung zum Bericht über das Gespräch mit Mischnick, 6.3.1984, S. 4 u. dies., Vermerk, 9.5.1984.
44 Ebd., dies., Bericht über das Gespräch mit Mischnick, 6.3.84, S. 5.
45 Ebd., Bericht über die Ergebnisse der Teilnahme des stellvertretenden Vorsitzenden der LDPD Gerhard Lindner am FDP-Parteitag in Münster am 1. und 2. Juni 1984, 4.6.84. Daraus geht auch hervor, dass diese Reise eng mit der SED – hier mit Politbüromitglied Herbert Häber – abgestimmt worden war, wobei allerdings offenbar am Rande einer Staatsratssitzung entschieden wurde, dass nicht Gerlach, der eigentlich eingeladen worden war, fahren durfte, vgl. ebd., Abt. Internationale Arbeit, Vermerk v. 11.5.1984.
46 Ebd., Abt. Internationale Arbeit, Vermerk v. 25.11.1983, S. 2.
47 Ebd., Bericht über die Ergebnisse (wie Anm. 45), S. 8 f.
48 Vgl. ebd., Abt. Internationale Arbeit, Aktenvermerk v. 28.8.1984 über einen Anruf von Mischnicks persönlichem Referenten.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Während 1985 sich einerseits Emissäre der FDP-Bundestagsfraktion bei der LDPD quasi die Klinke in die Hand gaben – nicht nur Mischnick, sondern auch Burkhard Hirsch, Gerhart Baum und Uwe Ronneburger trafen mit Vorstandsmitgliedern der Ost-Liberalen zusammen[49] – und die Einladung an Gerlach durch Genschers Nachfolger im FDP-Vorsitz, Martin Bangemann, erneuert wurde,[50] hatte diese Entwicklung aus Sicht der LDPD-Führung negative Begleiterscheinungen: Zum einen waren offensichtlich nicht alle in der liberaldemokratischen Führungsspitze vom Sinn solcher Kontakte überzeugt; deshalb band Gerlach solche »Hardliner« nicht mehr darin ein, was dann zu Aufregungen führte, wenn westliche Besucher die »falschen« Liberaldemokraten trafen und mit diesen vertrauliche Gespräche führten.[51] Die Alarmglocken schrillten bei Gerlach regelrecht immer dann, wenn es zu unautorisierten Kontakten auf unteren Ebenen kam, wobei mitunter – gewollt oder ungewollt – Kräfte aus der »führenden Partei« dabei mitwirkten: so im Oktober 1984, als die örtliche FDJ ein Zusammentreffen niedersächsischer Julis mit Torgauer Liberaldemokraten vermittelte.[52] Kurz darauf konnte ein Treffen von FDP-Bundestagsabgeordneten mit dem LDPD-Bezirksverband Frankfurt/Oder, das ebenfalls von der regionalen SED angebahnt worden war, nach massiver Intervention im Politbüro offenbar in letzter Minute verhindert werden.[53] Gerlach sah sich deshalb veranlasst, vor einer Delegation der FDP-Bundestagsfraktion zu unterstreichen, »dass massenhafte Kontakte nicht opportun seien (schon gar nicht auf regionaler Ebene)«.[54]

Da Gerlach bei gleicher Gelegenheit feststellte, dass z. Z. die Voraussetzungen für einen Besuch in der Bundesrepublik nicht gegeben seien, und außerdem in dem Bericht über das Treffen am Schluss die außenpolitische Zuverlässigkeit der LDPD herausgestellt wurde, ist anzunehmen, dass die SED-Führung inzwischen misstrauisch geworden war und keinesfalls Gerlach den Vortritt bei einem Westbesuch lassen wollte. Nolens volens musste deshalb Gerlach auch eine weitere Einladung Bangemanns zu einem Parteitagsbesuch ohne nähere Begründung ablehnen.[55] Möglicherweise stand diese Blockade aber auch im Zusammenhang mit der Zurückhaltung der SED im Vorfeld der Bundestagswahl vom Januar 1987, für die sie keinerlei Unterstützung in Richtung der christlich-liberalen Koalition geben wollte.[56]

49 Vgl. die Aufstellung in: ADL LDPD 31736, Abt. Internationale Arbeit, Kontakte zwischen LDPD/FDP zwischen 13. und 14. Parteitag der LDPD, 3.4.87, ergänzt 25.8.87 sowie Der Morgen 134 v. 11.6.1985 u. fdk 178 v. 5.7.1985.
50 ADL LDPD 31735, Martin Bangemann an Manfred Gerlach, 30.5.1985.
51 So im Falle Thorsten Wolfgramms mit Rudolf Agsten, vgl. ADL LDPD 31735 Gesprächsnotiz Agsten, 20.11.1985 u. Abt. Internationale Kontakte, Vermerk, 20.11.1985.
52 Ebd., LDPD KV Torgau, Protokoll v. 29.10.1984, 31.10.1984.
53 Ebd., Abt. Internationale Arbeit, Vermerk, 8.11.1984.
54 Ebd. dies., Bericht über das Gespräch des Vorsitzenden der LDP … mit der Delegation der FDP-Fraktion im Bundestag der BRD am 19.9.1986, 23.9.1986, S. 7.
55 Ebd. Bangemann an Gerlach, 23.10.1986 u. Gerlach an Bangemann, 5.11.1986 (Kopie).
56 Vgl. Korte: Deutschlandpolitik (wie Anm. 36), S. 299.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Als der Urnengang dann eine Bestätigung der Regierung Kohl-Genscher erbracht hatte, kam es im Frühjahr 1987 zu einem weiteren Höhepunkt in den innerliberalen Kontakten. Denn nun reiste Wolfgang Mischnick zum 14. LDPD-Parteitag an; die Einladung hatte zwar dem Bundesvorsitzenden Bangemann gegolten,[57] aber dennoch war dies verglichen mit der Beteiligung am vorhergehenden Parteitag eine deutliche Aufwertung der Beziehungen. Mischnick, der damit wieder ein Treffen mit dem SED-Generalsekretär verband,[58] brachte eine Grußbotschaft von Bangemann mit. Diese wurde sowohl im »Morgen« als auch nachträglich in der offiziellen Parteitagsdokumentation veröffentlicht.[59] Es gab sogar eine Pressekonferenz mit Mischnick. In deren Verlauf zeigte dieser sich überrascht und zugleich befriedigt darüber, dass nach Gerlachs Auffassung die Kontakte zwischen LDPD und FDP die »stärksten« seien, die von einer Institution der DDR zum Westen unterhalten würden.[60] Diese Delegation fand auch eine vergleichsweise große Resonanz in westlichen Medien, zumindest bei denjenigen, die sich schwerpunktmäßig mit der DDR beschäftigten. Hier wurde unisono der herzliche Applaus erwähnt, mit dem der FDP-Gast bei der offiziellen Begrüßung bedacht worden war.[61] Auch in den FDP-nahen Medien fiel die Berichterstattung über die Reise und ihr Umfeld ungemein ausführlich aus, ein Beobachter wollte sogar einen »Hauch an Offenheit« auf dem Parteitag ausgemacht haben.[62] Selbst der LDP-Bundesbeirat, ansonsten gegenüber der LDPD-Führung keineswegs konziliant eingestellt, stellte fest: »Der Besuch von Wolfgang Mischnick anlässlich des 14. LDPD-Parteitags in Weimar und sein intensiver Meinungsaustausch mit dem Vorsitzenden der LDPD, Prof. Manfred Gerlach, wird ausdrücklich positiv beurteilt. Übereinstimmend wird festgestellt, dass insbesondere das Engagement von Wolfgang Mischnick viele Verbesserungen im deutsch-deutschen Verhältnis erst ermöglicht hat.«[63]

Zweifellos waren zu diesem Zeitpunkt die Beziehungen zwischen Liberal- und Freidemokraten so eng wie nicht mehr seit dem Bruch in der Demokratischen Partei Deutschlands Anfang 1948,[64] was im übrigen in Einklang mit

57 ADL LDPD 31736, Moldt (Leiter der Ständigen Vertretung der DDR) an Gerlach, 18.2.1987.

58 Vgl. ebd. Telegramm von Moldt an Seidel, 2.3.1987; weil ein solcher weiterer Gesprächstermin nicht zustande gekommen war, hatte Mischnick auf die Teilnahme an der Fraktionsdelegation im vorhergehenden September verzichtet, ebd.

59 Der Morgen 85 v. 10.4.1987, Sekretariat des Zentralvorstandes der LDPD (Hrsg.): 14. Parteitag der LDPD. Berlin (DDR) 1987, S. 546 f.

60 Vgl. ADL 31736, dort wurde die Pressekonferenz gleich mehrfach protokolliert, in der kurzen Meldung im Morgen 85 v. 10.4.1987, S. 11 wird diese Aussage nicht erwähnt.

61 Wolfgang Hauptmann im SFB am 9.4.1987, (Mitschrift in ADL LDPD 31736), Peter-Joachim Lapp: Der 14. Parteitag der LDPD. In: Deutschland-Archiv 20 (1987), S. 729 f.

62 Neue Bonner Depesche 5/1987, S. 3 u. 14 f. (Zitat).

63 A 46-39 Protokoll v. 20.-22.11.1987, Bl. 2.

64 Vgl. auch den Brief Mischnicks an Gerlach, 25.4.1987, in: ADL LDPD 31736 und zur DPD Jürgen C. Heß: Fehlstart. Theodor Heuss und die Demokratische Partei Deutschlands 1947/48. In: JbzLF 9 (1997), S. 83-121, bes. S. 107-111.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Gesamtentwicklung der Deutschlandpolitik stand.[65] Allerdings galt das nach wie vor nicht für unautorisierte Kontakte, wie der Fall eines Jenaer Liberaldemokraten beweist, der anderthalb Stunden ohne Aufsicht mit einem Erlanger FDP-Stadtrat gesprochen hatte und deshalb mit einem Verweis belegt wurde.[66] Krönender Abschluss dieser Annäherung wären gegenseitige Visiten der Parteivorsitzenden gewesen; zumindest ein Besuch Gerlachs im Westen wurde auch ernsthaft in Erwägung gezogen. Dabei war der geplante Besuch des SED-Generalsekretärs sowohl Ansporn als auch Hindernis für den Ausbau der LDPD-FDP-Kontakte: Er förderte sie einerseits dadurch, dass sich die SED sehr konziliant gegenüber allen westlichen Gesprächswünschen zeigte.[67] Die Gespräche verliefen nunmehr, selbst dann, wenn sie mit vorher als problematisch eingeschätzten Personen wie dem Berliner FDP-Vorsitzenden Rasch stattfanden, fast unisono in einer »äußerst aufgeschlossenen, kooperativen und äußerst lockeren Atmosphäre«.[68] Nach dem offiziellen Empfang für Honecker in Bonn konnte dann endlich auch eine Visite von Gerlach vereinbart werden. Wer mehr darauf gedrängt hatte, ist schwer abzuschätzen. Die LDPD-Akten verraten ein großes Interesse der östlichen Seite.[69] Selbst das Gespräch mit Otto Graf Lambsdorff, der als prononcierter Wirtschaftsliberaler sich nicht unbedingt großer Sympathien in der LDPD-Führung erfreute, wurde zu einem entsprechenden Vorstoß genutzt und man erlebte dabei einen »völlig ›gewandelte(n)‹ Lambsdorff«.[70] Dass letzterer ein halbes Jahr später FDP-Vorsitzender werden sollte und dann der eigentliche Gastgeber für Gerlach gewesen wäre, ahnte wohl damals im Februar 1988 kaum jemand.

Nächster Höhepunkt war der Besuch einer LDPD-Volkskammerdelegation in Bonn, der Wolfgang Mischnick, obwohl an ihrer Spitze der »Hardliner« Rudolf Agsten stand, in der Bundeshauptstadt Tür und Tor für hochrangige Gesprächspartner des Bonner Politikbetriebes öffnete.[71]

65 Vgl. Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982-1990. München 2006, S. 591.

66 ADL LDPD 31736, Sekretariat A, Aktenvermerk, 11.3.1987.

67 Ebd. Abt. Internationale Arbeit, Vermerk, 6.10.1987, vgl. auch Gerlach: Mitverantwortlich (wie Anm. 11), S. 208.

68 Ebd. dies., 20.11.1987: Bericht über das Gespräch des Vorsitzenden der LDPD mit Hinrich Jürgens (FDP-Niedersachsen) am 19.11.1987, Bl. 2; vgl. ebd. dies., Information über Gespräch des Vorsitzenden der LDPD mit Walter Rasch, am 11.11.1987.

69 Vgl. ebd., dies., Vermerk über einen Anruf, die Einladung an Prof. Dr. Gerlach betreffend, 30.11.1987, von einem westlichen Drängen berichtet Christoph Brückner, MdVK, in einer Aktennotiz zu einer Westreise, 21.10.1987, in: ebd.

70 ADL LDPD 31737, Abt. Internationale Arbeit., Information über Gespräch des Vorsitzenden der LDPD mit Otto Graf Lambsdorf, am 4.2.88, 5.2.1988, Zitat in: ebd., Anhang, vgl. Gerlach: Mitverantwortlich (wie Anm. 11), S. 207.

71 Vgl. ebd. Sekretariat C, 30.3.88, Konzeption für die Reise einer Delegation der LDPD in der Volkskammer in die BRD sowie fdk tagesdienst 445 v. 18.4.1988 u. 450 v. 19.4.1988.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Noch hochkarätiger wäre das Programm für den LDPD-Vorsitzenden und stellvertretenden Staatsratsvorsitzenden der DDR gewesen, der mit allen Spitzenpolitikern der Bundesrepublik einschließlich des Bundespräsidenten zusammentreffen sollte.[72] Mitte Oktober 1988 bestätigte der neue FDP-Vorsitzende Lambsdorff nochmals die Einladung für den Besuch, der sechs Wochen später beginnen sollte.[73] Ende Oktober musste die Reise dann für alle Beteiligten überraschend abgesagt werden; die Gründe dafür sind nicht den LDPD-Akten, sondern Gerlachs »Erinnerungen« zu entnehmen: Demnach wurde ihm am Rande eines Treffens der Blockpartei-Vorsitzenden am 24. Oktober 1988 mitgeteilt, dass nach Auffassung des Politbüros die Reise nicht mehr opportun sei. Vorgeschoben wurden DDR-kritische Äußerungen Uwe Ronneburgers, im Kern ging es aber wohl in der Tat um Gerlachs allmähliche Profilierung als Perestroika-Anhänger, die nicht noch durch einen Quasi-Staatsbesuch im Westen gefördert werden sollte.[74]

Die FDP-Führung und insbesondere der Parteivorsitzende waren ob dieser Entwicklung nicht sehr erbaut,[75] aber die Absage hatte nur insofern Auswirkungen, als Gerlachs Kontrahent Agsten meinte, man sollte die Kontakte besser über die Volkskammer-Schiene laufen lassen.[76] Vor allem Wolfgang Mischnick hielt seine enge Tuchfühlung zu Gerlach aufrecht und ließ sogar Mitte 1989 dessen Reden, die in der DDR einiges Aufsehen erregten, im Westen veröffentlichen.[77] Diese Wertschätzung verflüchtigte sich aber im Herbst 1989 bekanntlich ganz schnell, aber das ist bereits eine andere Geschichte.

Wenn nun am Schluss eine Systematisierung der Kontakte zwischen LDPD und FDP unter normalen Bedingungen, sprich unter denen der Spaltung Deutschlands in zwei gegensätzliche Systeme, während der beiden letzten Jahrzehnte des Kalten Krieges versucht werden soll, dann kann man wohl folgendes festhalten, immer unter den eingangs genannten Bedingungen für die

72 Vgl. ADL LDPD 31737 Abt. Intern. Arb., 21.9.88, Information über das Gespräch mit Horst Dahlmeyer am 20.9.1988.

73 Ebd., Lambsdorff an Gerlach, 10.10.1988 (Kopie).

74 Vgl. Gerlach: Mitverantwortlich (wie Anm. 11), S. 235 ff., zu Gerlachs innenpolitischem Kurs vgl. auch Jürgen Frölich: »Regierungspartei und Opposition« zugleich? Zur Politik der Liberaldemokratischen Partei Deutschlands (LDPD) in der Wendezeit 1988-1990. In: Heiner Timmermann (Hrsg.): Die DDR in Deutschland. Ein Rückblick auf 50 Jahre. Berlin 2001, S. 255-268, hier S. 259 ff.

75 ADL LDPD 31737 Abt. Internationale. Arbeit, 21.11.1988: Ergebnis des Gesprächs mit Horst Dahlmeyer am 18.11.1988, S. 5.

76 Ebd., dies., 5.6.1989: Gesprächsvermerk über Prof. Dr. sc. Rudolf Agsten mit Dr. Olaf Feldmann am 2.6.1989, S. 5; Feldmann forderte eine Nachholung des Gerlach-Besuches, ebd., S. 4.

77 Vgl. Manfred Gerlach: Standortbestimmung. Hrsg. vom Sekretariat des Zentralvorstandes der LDPD. Berlin (DDR) 1989, auch veröffentlicht als »Sonderdruck der Friedrich-Naumann-Stiftung mit der Erlaubnis der LDPD/DDR« sowie Frölich: Regierungspartei (wie Anm. 74), S. 262 f., vgl. auch Wolfgang Mischnick: Von Dresden nach Bonn. Erlebnisse – jetzt aufgeschrieben. Stuttgart 1991, S. 18.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zeithistorische Forschung und außerdem mit Begrenzung auf die oberste Ebene der Parteihierarchien:

1. Nach einem bemerkenswerten Auftakt im Jahre 1973 schliefen die Kontakte zunächst einmal ein, ehe sie eher etwas schleppend ausgerechnet im Wendejahr 1982 erneut anliefen, um sich dann aber erstaunlich schnell zu entwickeln. Dies bestätigt einmal mehr die schon früher gemachte Feststellung, dass die christlich-liberale Koalition ihren konservativen Vorzeichen zum Trotz deutschlandpolitisch mehr Handlungsspielraum besaß als ihre Vorgängerin.[78]
2. Dies verspätete Interesse an besonderen Beziehungen war beiderseitig, da beide Parteien, namentlich der LDPD-Vorsitzende und der FDP-Fraktionsvorsitzende, davon zu profitieren glaubten: ersterer, um sich und seine Partei im grauen Alltag der DDR-Blockparteien ein wenig profilieren zu können, was ihm zweifellos nicht allein, aber auch mit diesen Kontakten gelungen ist, letzterer wohl mehr aus innerparteilichen Gründen, aber wohl auch aufgrund seiner eigenen Biographie. Die häufigen Visiten von liberalen Spitzenpolitikern bei der LDPD belegen jedoch, dass die FDP insgesamt die Deutschlandpolitik, gewissermaßen als Teil der Strategie des »Genscherismus«,[79] als günstiges Feld einschätzte, wo man sich vom großen Koalitionspartner, der ähnliche Kontakte nicht pflegte, positiv abheben konnte.
3. Im Gegensatz dazu steht die häufig in der zeithistorischen Forschung anzutreffende These: »Die FDP zeigte in der Zeit der Regierung Kohl kein wirklich eigenständiges deutschlandpolitisches Profil und trat auf diesem Feld nur wenig hervor.«[80] Die innerparteiliche und öffentliche Rezeption dieser Vorgänge müsste demnach noch genauer untersucht werden.
4. Nicht ganz geklärt ist bislang, wie frei beide Kontaktpartner in ihren Handlungsspielräumen waren, wobei natürlich hier den Liberaldemokraten ein weitaus engerer Rahmen gesetzt war. Aber auch auf die Freidemokraten wirkten äußere Faktoren ein, etwa wenn Besuche aus dem Osten wegen der Nachrüstungsdebatte lieber verschoben werden sollten.[81] Die Bedeutung der »West«-Politik Erich Honeckers mit ihren Kulminations-

78 Wolfgang Jäger: Die Deutschlandpolitik der Bundesregierungen der CDU/CSU-FDP-Koalition (Kohl-Genscher), die Diskussion in den Parteien und in der Öffentlichkeit 1982-1989. In: Deutscher Bundestag (Hrsg.) (wie Anm. 16), S. 1572-1609, hier S. 1577, vgl. auch Wirsching: Abschied (wie Anm. 65), S. 591.

79 Vgl. dazu jüngst Wirsching, ebd., S. 565 f, 570.

80 Heinrich Potthoff: Die Deutschlandpolitik der Bundesregierungen der CDU/CSU-FDP-Koalitionen (Kohl/Genscher), die Diskussionen in den Parteien und in der Öffentlichkeit 1982-1989. In: Deutscher Bundestag (Hrsg.) (wie Anm. 16), S. 2065-2113, hier S. 2101, ähnlich Jäger: Die Deutschlandpolitik (wie Anm. 78), S. 1603, etwas anders dagegen Wirsching (wie Anm. 65), S. 655.

81 Vgl. ADL 31735, Abt. Internationale Arbeit, Vermerk, 25.11.1983

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

punkten im Dezember 1981 und im September 1987 ist natürlich unübersehbar.

5. Nicht verschwiegen werden sollte schließlich, dass die westdeutsche Seite diese Kontakte nicht nur aus Prestige- und Strategiegründen pflegte, sondern durchaus auch zu humanitären Verbesserungen nutzte.[82] Sie gingen auch nicht einher mit deutschlandpolitischer Leisetreterei, denn desöfteren zeigte sich die LDPD-Führung von entsprechenden FDP-Papieren irritiert bis verärgert.[83]

Am Schluss ist noch zu fragen, ob dies nicht doch ein besonderer liberaler Weg in der Deutschlandpolitik war. Die Antwort darauf ist nicht leicht zu geben, da man unterschiedliche Perspektiven anlegen kann. Aus Sicht von 1989, als die grundlegende Wende in der DDR sich anbahnte, hatten die Liberalen durch diese Kontaktpflege sicherlich einen Vorteil, der sich auch dahingehend auswirkte, dass der deutsche Liberalismus die erste gesamtdeutsche Parteiorganisation schuf, sechs Wochen vor der staatlichen Wiedervereinigung. Die Schwierigkeiten beim Zusammenwachsen der west- und ostdeutschen Liberalen, die sich bereits im Superwahljahr 1990 zeigten und sich in der Folge, u. a. in einem massiven Mitgliederschwund in den neuen Bundesländern, eher verstärkt fortsetzten,[84] weisen aber darauf hin, dass sich die beiden Parteien insgesamt vor der Wiedervereinigung wenig aneinander angenähert hatten. Dies wirft ein bezeichnendes Licht auf die Entfremdung beider Teile Deutschlands in den Zeiten der Spaltung, da ja Freie Demokraten und Liberaldemokraten unter allen Parteien die bei weitem intensivsten Kontakte unterhielten, weil die Christdemokraten ihren »natürlichen« Partner nicht akzeptieren wollten, die Grünen gar keinen offiziellen Ansprechpartner hatten und die Sozialdemokraten nur über einen höchst problematischen verfügten.

Am besten bezeichnet man wohl die auffälligen Kontakte zwischen LDPD und FDP in dieser Epoche als den Versuch eines besonderen Weges; ob er geglückt ist, hängt wohl vom Geschmack des Betrachters ab. Jedenfalls war er aber doch wohl mehr als eine bloße Fußnote in der Deutschlandpolitik der Spätzeit des Kalten Krieges, denn er fügt sich ein in ein ganzes Geflecht von deutschlandpolitischen Sonderwegen, die die Geschichte des deutschen Liberalismus zwischen 1945 und 1989 kennzeichnen.

82 Vgl. ADL 31736 Christoph Brückner, Aktenotiz (wie Anm. 69), Anhang.

83 Vgl. ebd., Sekretariat A, Bericht über Gespräche beim FDP-Parteitag in Hannover, 26.5.86, S. 7, ADL 31735 Abt. Internationale Arbeit, Argumentationshilfe, 10.9.1986, S. 5.

84 Vgl. Rainer Marcowitz: Der schwierige Weg zur Einheit. Die Vereinigung der Liberalen 1989/90. Dresden 2002 sowie zur Mitgliederentwicklung Hans Vorländer: Die FDP – Entstehung und Entwicklung. In: Oskar Niedermayer (Hrsg.): Intermediäre Strukturen in Ostdeutschland. Opladen 1996, S. 113-133, hier S. 125, und Ulrich von Alemann: Das Parteiensystem der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 2003, S. 142.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Theo Schiller

Die neuere Entwicklung der FDP – ein politikwissenschaftlicher Überblick

Die FDP hat in der Publizistik, zum Teil auch in der Politikwissenschaft, eine Fülle kräftiger Etiketten und Problemformeln auf sich gezogen, z. B. »Prototyp einer Koalitions- und Regierungspartei«, »immerwährende Regierungspartei«, oder Partei mit Scharnierfunktion, aber auch »Partei der zweiten Wahl«, »Partei der wechselnden Wechselwähler«, und man hat ihr eine Lage der »Identitätskrise«, »zwischen Erfolg und Existenzgefährdung« oder auch von »Richtungsstreit und Zukunftszweifel« zugeschrieben. Eine Betrachtung über Jahrzehnte hinweg wird solche Merkmale sicher bestätigen, doch gelten sie auch für die neuere Entwicklung und die jetzige Situation?

Der Fülle an publizistischen Deutungen und politischem Alltagswissen steht leider ein Defizit an größeren politikwissenschaftlichen Analysen mit systematischem Anspruch gegenüber. Die wenigen Arbeiten dieser Art über die FDP liegen inzwischen fast zwei Jahrzehnte oder länger zurück und stammen von Heino Kaack (1976)[1], Jürgen Dittberner (1984 und 1987)[2] und Hans Vorländer (1990/1992)[3]. Die zentralen Fragestellungen der Arbeiten von Dittberner und Vorländer umfassen (mit leichten Modifikationen) die Parteigeschichte, Ideologie und Programmatik, Organisation und Finanzen, Mitgliedschaft und innerparteiliche Willensbildung sowie Wahlen und Wählerstruktur.[4] Vorländer charakterisiert die FDP übergreifend als »Prototyp einer Koalitions- und Regierungspartei«, während Dittberner die koalitionspoliti-

1 Heino Kaack: Zur Geschichte und Programmatik der Freien Demokratischen Partei. Grundriss und Materialien, Meisenheim a. Gl. 1976. Zur Übersicht vgl. auch Theo Schiller: Stand, Defizite und Perspektiven der FDP-Forschung, in: Oskar Niedermayer/Richard Stöss (Hrsg.): Stand und Perspektiven der Parteienforschung, Opladen 1993, S. 119-146.

2 Jürgen Dittberner: Freie Demokratische Partei, in: Richard Stöss (Hrsg.): Parteien-Handbuch. Die Parteien der Bundesrepublik Deutschland 1945-1980, Bd. 2: FDP – WAV, Opladen 1984, S. 1311-1381; ders.: F. D. P. – Partei der zweiten Wahl. Ein Beitrag zur Geschichte der liberalen Partei und ihrer Funktionen im Parteiensystem der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1987.

3 Hans Vorländer: Die Freie Demokratische Partei, in: Alf Mintzel/Heinrich Oberreuter (Hrsg.): Parteien in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn ^{2}1992, S. 266-318 (1. Aufl. 1990); zu neueren Arbeiten von Vorländer vgl. unten.

4 Diese Strukturierung entspricht den Vorgaben der jeweiligen Sammelwerke. Bei Dittberner (1984, wie Anm. 2) findet sich abschließend eine »gesamtgesellschaftliche Charakterisierung«.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sche Abhängigkeit der FDP als »Partei der zweiten Wahl« zuspitzt.[5] Die Grundelemente dieser Analysen treffen sich mit den allgemeinen systematischen Konzepten der politikwissenschaftlichen Parteienforschung, für die zum Beispiel Klaus von Beymes vergleichende Studie »Parteien in westlichen Demokratie«[6] als repräsentativ gelten kann. Die dort getroffene Hauptunterscheidung zwischen »Binnenstruktur« und »Aussenwirkung der Parteien« erlaubt es, die wesentlichen Elemente in einfacher Weise nach Wirkungszusammenhängen zu ordnen.[7] Ähnlich dieser Grundstruktur gliedert sich auch die folgende Untersuchung der FDP in zwei Hauptabschnitte:

(I) Zur Binnenstruktur der FDP gehören Ideologie/Programmatik, Führungsgruppe, Mitgliedschaft und Ressourcen wie Finanzen und das Kommunikationspotential.

(II) Die FDP im Parteiensystem und im parlamentarischen Regierungssystem umfasst die Wettbewerbsposition, Ziele und Strategie, Wahlen und parlamentarische Repräsentanz, Parlaments- und Regierungspraxis, Erfolgsbedingungen sowie die gesellschaftliche Funktion.

Es liegt auf der Hand, dass diese Grundelemente ineinander greifen und auch Entwicklungen durchlaufen. Auf die Darstellung einer historischen Entwicklungsabfolge wird allerdings hier verzichtet, da die Flügelkämpfe der Anfangszeit, insbesondere der frühen 1950er Jahre, ja ausführlich analysiert worden sind.[8] Auch die Koalitionswechsel 1969 und 1982 haben bereits beachtliche Aufmerksamkeit erfahren.[9] Ich werde mich deshalb weitgehend auf die Zeit seit Mitte der 1980er Jahre, insbesondere seit der deutschen Einheit konzentrieren.

I. *Parteistruktur der FDP*

Zur »Binnenstruktur« einer Partei gehören sicher die ideologisch-programmatische Ausrichtung, die Mitgliedschaft, die Organisationsstruktur von Füh-

5 Dittberner (1987, wie Anm. 1). Dittberner: Die FDP. Geschichte, Personen, Organisation, Perspektiven. Eine Einführung, Wiesbaden 2005 bietet zwar umfangreichere, z. T. sehr farbige, Materialien zur neueren Entwicklung, vor allem zur Berliner FDP, löst aber den systematischen Analyseanspruch nicht stärker ein.

6 Klaus von Beyme: Parteien in westlichen Demokratien, München 1982. Der Binnenstruktur ordnet von Beyme die drei Ebenen der Ideologie, der Mitgliedschaft und der Parteiorganisation zu, der Aussenwirkung die Ebenen des Parteiensystems, der Wählerschaft und des politischen Machtsystems. Vgl. auch Oscar W. Gabriel/Oskar Niedermayer/Richard Stöss (Hrsg.): Parteiendemokratie in Deutschland, Bonn, 2. Aufl. 2001.

7 Ulrich von Alemann: Das Parteiensystem der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 3. Aufl. 2003 verankert die Binnenstrukturen der Parteien stärker im Gesellschaftsbezug, behandelt die konkurrierende Mitwirkung an der politischen Willensbildung und betont die Rückwirkung der Aussenaktivität der Parteien auf die Gesellschaft.

8 Übersicht bei Dittberner 1984 (wie Anm. 2).

9 Übersicht bei Vorländer 1992 (wie Anm. 3).

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

rungsgruppen, die weiteren Ressourcen wie Parteiapparat, Finanzen und Kommunikationsmittel sowie die in die Partei eingelagerten Interessen. Auf diese Elemente soll wenigstens kurz und primär deskriptiv eingegangen werden.

Die *ideologisch-programmatischen Ausrichtung* der FDP, das erste parteistrukturelle Merkmal, kreist um die Kernpunkte persönliche Freiheit, eine auf Eigentum, Markt und Wettbewerb gegründete Wirtschaftsordnung, die rechtsstaatliche Begrenzung der Staatsmacht und eine demokratische Verfassung. Das Liberalismusverständnis war freilich seit Jahrzehnten heftig umstritten, auch strategischen Wandlungen unterworfen, oft dem Pluralismus, den Kompromissen und Konflikten innerparteilicher Richtungen ausgesetzt, manchmal etwas theoretisch vertieft, aber doch oft nur schlagwortartig präsent. Grundsatzprogramme wie das Berliner Programm von 1957 und das Freiburger Programm von 1971 wurden seit den 1980er Jahren von einer größeren Zahl von Programmdokumenten mit wechselnden Schwerpunkten abgelöst.[10] Dabei traten die Programmelemente stärker hervor, die man der übergreifenden »neoliberalen« Agenda zurechnet. Dies wird noch deutlicher, wenn man nicht nur förmliche Programmdokumente heranzieht, sondern auch die öffentlich kommunizierten inhaltlichen Positionen berücksichtigt, aus denen sich insgesamt das ideologisch-programmatische Profil einer Partei zusammensetzt.

Die *politische Führung* als zweites Element der Parteistruktur nenne ich noch vor der Mitgliedschaft, da sie stets nach außen dominant auftritt, aber analytisch nur selten Erwähnung findet. Die Führungsgruppe der FDP lässt sich am besten durch die Parteiorgane als Präsidium, Bundesvorstand und Bundestagsfraktion zusammenfassen. Über den Bundesvorstand sind die wichtigsten Akteure der Landesführungen mit eingeschlossen, nämlich Landesvorsitzende, Minister oder Fraktionsvorsitzende. Im Wesentlichen bestehen diese beiden Gremien, Bundesvorstand und Fraktion, aus hauptamtlichen Politikern, so dass damit die *professionelle Führungsschicht* definiert ist (nicht hauptamtliche Vertreter bilden eine seltene Ausnahme). Je nach Fraktionsgröße geht es um insgesamt ca. 50-70 Personen, selbstverständlich mit einer internen Einflusshierarchie. Die Führungsspitze von ca. 10-20 Personen umfasst diejenigen, die Richtungs- und Strategieentscheidungen wesentlich beeinflussen können, nämlich im Kern das Präsidium und die Fraktionsspitze.

10 Vgl. Das Programm der Liberalen. Zehn Jahre Programmarbeit der F.D.P. 1980 bis 1990, hrsg. von der Friedrich-Naumann-Stiftung, Baden-Baden 1990, ein Kompendium von ca. 1.000 Seiten; dort vor allem: Liberales Manifest für eine Gesellschaft im Umbruch (Bundesparteitag Saarbrücken 1985, S. 291-306); Wiesbadener Erklärung, Diskussionsentwurf (Bundesparteitag Wiesbaden 1988, S. 718-736). In den 1990er Jahren: Wiesbadener Grundsätze. Für die liberale Bürgergesellschaft (Bundesparteitag Wiesbaden 1997). Vgl. auch die Wahlprogramme zu den jeweiligen Bundestagswahlen, zuletzt das Programm »Arbeit hat Vorfahrt« zur Bundestagswahl 2005 (vgl. www.fdp.de).

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die darunter liegende »mittlere Führungsschicht«, grob abgesteckt mit den Delegierten des Bundesparteitags, die ja die Landesführungen, den Bundeshauptausschuss und wichtige Kreisvorsitzende einschließen, sei hier nur als Stichwort erwähnt.
Unter den Eigenschaften der Führungsgruppe, insbesondere der Führungsspitze, ist Bekanntheit besonders dringlich, die derzeit jedoch kaum andere als der Parteivorsitzende Westerwelle und der Generalsekretär Niebel vorweisen können. Externe Autorität, Durchsetzungsfähigkeit und Verlässlichkeit zeigten nach 1993/94 starke Schwankungen, zumal in den Turbulenzen der Jahre 2000 bis 2002. Interne Autorität und Integrationsfähigkeit hängen ohnehin stark am äußeren Erfolg und müssten sich bei großen Strategieänderungen zusätzlich bewähren. In der regionalen Zusammensetzung der Führungsgruppe sind starke Landesverbände erkennbar im Vorteil, während vor allem Ostdeutschland eher schwach vertreten ist. Frauen sind in der Führung, wie üblich, gegenüber der Mitgliedschaft und der Wählerschaft unterrepräsentiert, die Altersstruktur hat sich immerhin etwas verjüngt.
Die *Mitgliedschaft* der FDP, das dritte Element der Binnenstruktur, war in der Regel nicht stark. Sie reagierte deutlich auf politische Verschiebungen, scheint aber derzeit einigermaßen stabilisiert. Die Größenordnung von 60-70.000 wurde nur zweimal übertroffen: 1981 gab es 87.000 Mitglieder, die nach der »Wende« von 1982 auf 64.000 (1986) abschmolzen. Die deutsche Einheit brachte mit der Übernahme von LDPD und NDPD eine Scheinblüte von 178.000 Mitgliedern (1990) mit sich, die aber 1996 bereits auf 81.200 reduziert war. 2006 lag die Mitgliedszahl bei 64.880, das ist für Gesamtdeutschland ziemlich exakt das Niveau von 1986 in Westdeutschland. Der Frauenanteil bleibt seit 2002 mit ca. 23 Prozent knapp unterhalb der CDU (seit 1991 bei ca. 25 Prozent) und deutlich unter den Grünen (ca. 37 Prozent). Die Altersstruktur erscheint mit 11,5 Prozent der bis 29-jährigen günstiger als bei den Volksparteien, die nur noch ca. 5,5 Prozent dieser Nachwuchsgruppe aufweisen.

Tab 1: FDP-Mitgliedschaft

1981	87.000	*1997*	69.621
1986	63.946	*2000*	62.721
1990	178.625	*2006*	64.880

Quelle: Bundesgeschäftsstelle der FDP

Die regionale Verteilung zeigt 2006 eine starke Konzentration auf wenige Landesverbände, wobei Nordrhein-Westfalen mit 16.133 von 64.880 Mitglie-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dern (= 25 Prozent) an der Spitze liegt. Fünf Landesverbände haben ca. 5.000 oder etwas mehr Mitglieder, nämlich Baden-Württemberg 7.332, Niedersachsen 6.720, Hessen 6.524, Rheinland-Pfalz 5.146 und Bayern 4.769. Die ostdeutschen Landesverbände kommen zusammen auf nur 9.170 Mitglieder (das entspricht 14 Prozent). Ganz Westdeutschland (ohne Berlin) umfasst 52.483 Mitglieder oder 81 Prozent, zusammen mit 3.227 Mitgliedern in Berlin 55.710 (oder 86 Prozent). Diese Mitgliedsstrukturen bilden ein wichtiges Kriterium für den Delegiertenschlüssel zum Bundesparteitag. Als zweites Element wirken die Wähleranteile bei den letzten Wahlen verstärkend in dieselbe Richtung (zu Wahlergebnissen vgl. unten II, 3)[11]

Die *Finanzen* der FDP warfen in der Vergangenheit oft große Probleme, auch Skandale auf, besonders in den 1980er Jahren. Seit den 1990er Jahren scheint sich die Lage beruhigt zu haben. Die Größenordnungen des Finanzvolumens sind nicht exorbitant, allerdings fällt die Ausgabensteigerung von € 20,1 Mio. (2000) auf € 31,2 Mio. (2004) ins Auge.

Tab. 2: FDP-Finanzen (Gesamtpartei)

Mio. €	*1995*	*2000*	*2004*	*2005*
Einnahmen	22,9	22,4	29,3	32,4
Ausgaben	23	20,1	31,2	32,8
Reinvermögen	14,75	6,45	- 2,1	- 2,4
Struktur der Einnahmen (%)				
Beiträge	24,6	24,6	25,3	25
Spenden natürl. Personen	18,3	30,4	23,9	24,1
Spenden jur. Personen	5,5	6,5	5,8	12,1
Staatliche Mittel	29,2	32,4	30,7	29,5

Quelle: Deutscher Bundestag, Rechenschaftsberichte der Parteien

Der Anteil der Beiträge bewegt sich um 25 Prozent, die staatlichen Mittel um 30 Prozent, die Spenden natürlicher und juristischer Personen zusammen um 25-35 Prozent. Hingewiesen sei freilich auf das Abschmelzen des Reinvermögens: 1994 besaß die FDP (in €) 14,8 Mio., 2001 noch (€) 4,9 Mio, aber 2004 bereits eine negative Vermögensposition von 2,1 Mio €. Das überraschend

11 Zur Westlastigkeit der FDP-Bundestagsfraktion (mit mehr als 85 Prozent der Abgeordneten aus Westdeutschland) seit 1994 vgl. Dittberner 2005 (wie Anm. 2), S. 261.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gute Wahlergebnis von 2005 dürfte diese Probleme etwas mildern. Dass sich auf dieser Basis nur ein schmaler hauptamtlicher Apparat trägt, liegt auf der Hand.

Die *Kommunikationsmittel*, ein viertes Element der Binnenstruktur, stellen eine besonders wichtige Ressource einer Partei dar, nämlich ihre Fähigkeit, mit den Bürgern und insgesamt mit der politischen Öffentlichkeit kommunizieren zu können. Da die FDP schon lange nicht mehr über eigene Kommunikationsmittel, etwa Parteizeitungen, verfügt, ist sie entscheidend darauf angewiesen, von den öffentlichen und privaten Medien transportiert zu werden. Zwar sind hier Pressestellen, Sprecher usw. wichtig, aber von weit größerer Bedeutung erweist sich die Kommunikationsfähigkeit des Vorsitzenden bzw. der engsten Führungsspitze. Personalfaktoren werden hier also zur wesentlichen Ressource, wie der Vergleich der letzten drei Vorsitzenden illustriert. Rhetorik, Medienkommunikation und Inszenierung können sich allerdings auch kontraproduktiv überschlagen. Seit ca. 2000/01 hat die FDP auch versucht, das Internet als Medium der inneren und äußeren Kommunikation und auch zur Symbolisierung von Modernität zu nutzen.

Nicht übersehen werden sollte auch, dass öffentliche Medienkommunikation auch einen wichtigen Mechanismus innerparteilicher Führung darstellt, die ja nur teilweise über die Parteiorgane, stärker jedoch über Festlegungen per öffentlicher Kommunikation verläuft.

Die Gesamtentwicklung der Binnenstruktur und der Ressourcen im Zeitverlauf zeigt Zuwächse an Mitgliedern und Finanzen sowie einen Höhepunkt der öffentlichen Präsenz der Parteispitze, besonders des Außenministers Genscher in den Jahren des deutschen Einigungsprozesses. Noch stärker als die raschen Mitgliederverluste kosteten die Rücktritte Genschers 1992 und des Vorsitzenden Lambsdorff 1993 die Partei öffentliche Kommunikations- und Handlungsfähigkeit. Erst im Umfeld der Wahl 2002 konnte die FDP wieder eine freilich ambivalente Medienwirksamkeit erzielen. Insgesamt wird sich ergeben, dass die internen Ressourcen für die Aussenwirkung der Partei nur einen begrenzten Einflussfaktor darstellen.

II. *Die FDP im Parteiensystem*

Nach diesem kurzen Blick auf die Binnenstrukturen und damit die Handlungsressourcen der FDP soll es nun ausführlicher um die Partei im politisch-parlamentarischen Handlungsraum, also im Feld der Aussenwirkung gehen. Hier treffen die Parteien als Konkurrenten im Parteiensystem aufeinander und kämpfen um Machtanteile in den Parlamenten und in Regierungsämtern. Die FDP hat in diesem Parteienwettbewerb eine äußerst wechselvolle Entwicklung durchlaufen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

1. *Politische Ziele, Programmatik*

Auch in der Perspektive des Parteienwettbewerbs bilden die politischen Ziele und die programmatische Grundorientierung den Ausgangspunkt, wobei die Programmatik oft strategisch ausgerichtet oder doch akzentuiert wird. Die FDP orientiert sich an dem liberalen Anspruch, persönliche Freiheit, eine auf Eigentum, Markt und Wettbewerb gegründete Wirtschaftsordnung, rechtsstaatliche Begrenzung der Staatsmacht und eine demokratische Verfassung zu vertreten, doch kann man auf dem Hintergrund ihrer wechselvollen Geschichte wohl sagen, dass ihr gleichrangiges Ziel auf ihr politisches Überleben und die Sicherung der Koalitionsfähigkeit ausgerichtet ist. Während die programmatischen Grundsatzdokumente seit den 1980er Jahren die individuellen Freiheiten im Allgemeinen und gegenüber dem Staat herausstellten[12], betonten die Programme zu den Bundestagswahlen stärker die Grundsätze und Einzelforderungen des Wirtschaftsliberalismus in einer seit Mitte der 1990er Jahre zunehmend »marktradikalen« Ausprägung von Entstaatlichung, Deregulierung, restriktiver Sozialpolitik und Steuersenkung.[13] Andere Themenbereiche wie Bürgerrechte oder Bildungspolitik traten zumal in der öffentlichen Programmrhetorik lange in den Hintergrund.

2. *Wettbewerbsposition und Strategie im Parteiensystem*

Das Parteiensystem steckt den Handlungsraum als Wettbewerbssystem ab, in dem Parteien ihre Ziele durchsetzen und ihre Wettbewerbsposition mittels Strategien verbessern wollen. Für die FDP war stets die Koalitionsfrage von großer strategischer Bedeutung. Insgesamt bilden Struktur und Position der anderen Parteien den Wettbewerbsraum des Parteiensystems, den eine kleinere Partei wie die FDP nur begrenzt beeinflussen kann. Zuletzt hat sie 1982 durch den Koalitionswechsel die CDU/CSU in die Regierungsposition gebracht und sich selbst in dieser Koalition platziert, während sich zeitgleich das Parteiensystem um die Grünen erweiterte. 1989/90 verschoben sich die

12 Vgl. Liberales Manifest für eine Gesellschaft im Umbruch (Bundesparteitag Saarbrücken 1985); Wiesbadener Erklärung, Diskussionsentwurf (Bundesparteitag Wiesbaden 1988); Wiesbadener Grundsätze. Für die liberale Bürgergesellschaft (Bundesparteitag Wiesbaden 1997), (wie Anm. 10). Zur Analyse Theo Schiller: F.D.P. – die vermarktete Zukunft, in: Josef Schmid/Heinrich Tiemann (Hrsg.): Aufbrüche: Die Zukunftsdiskussionen in Parteien, Verbänden und Kirchen, Marburg 1990, S. 168-180.

13 Vgl. Hans Vorländer: Die FDP nach der Bundestagswahl 1998: Koalitionspartei im Wartestand? In: Oskar Niedermayer (Hrsg.): Die Parteien nach der Bundestagswahl 1998, Opladen 1999, S. 103-118; ders.: Partei der Paradoxien. Die FDP nach der Bundestagswahl 2005, in: Oskar Niedermayer (Hrsg.): Die Parteien nach der Bundestagswahl 2005, Wiesbaden 2008, S. 135-150.
Der Bogen spannt sich vom Programm für die Bundestagswahl 1987 »Zukunft durch Leistung. Die Wahlplattform der FDP zur Bundestagswahl 1987«; bis zum »FDP-Bürgerprogramm 2002« und das »Deutschlandprogramm 2005 – Vorfahrt für Arbeit«.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

strukturellen Bedingungen für das Parteiensystem insgesamt durch die deutsche Vereinigung und das Auftreten der PDS, zunächst als einer neuen Regionalpartei. Inzwischen ist mit der Westausdehnung der PDS zur Linkspartei tendenziell von einem Fünf-Parteien-System auszugehen. Das bringt zwar für die FDP keine direkte Konkurrenzsituation, wohl aber modifiziert sie die Position der SPD und z.T. auch der Grünen. Indirekt wurde die Lage der FDP dadurch günstig beeinflusst, dass die deutsche Einheit eine tendenzielle Schwächung der SPD und der Grünen mit sich brachte, da beide Parteien in Ostdeutschland nur schwer Fuß fassen konnten.
Generell hat die FDP 1982 ihre strategische Grundentscheidung für lange Zeit, bis heute, getroffen, nämlich sich im Koalitionslager mit der CDU/CSU zu verorten. Sie wollte sich in dieser Koalition stabilisieren, gleichzeitig möglichst viele Ziele realisieren, innerhalb des Koalitionslagers wahlpolitische Zugewinne erreichen und zugleich das Koalitionslager insgesamt stärken. Wieweit das erreicht wurde und welche Anpassungserfordernisse eventuell als Preis zu bezahlen war, wird noch anzusprechen sein, ebenso wie dabei aufkommende Probleme und Strategiekonflikten, z. B. um die »Strategie 18«.

3. *Wahlentwicklung und Parlamentszugehörigkeit*

Politische Strategie muss sich zunächst einmal in Wahlen als demokratische Legitimation bewähren, für die FDP hieß das oft genug: zu überleben. Die Wahlentwicklung seit den frühen 1980er Jahren verlief durchaus turbulent. Zwar konnte sie im Ergebnis durchgängig ihre Vertretung im Bundestag sichern und bis 1998 auch an der Regierungsmacht teilhaben. Aber bei Landtagswahlen war die Existenz mehrfach stark gefährdet, was ja auch durchaus die Bundespartei hätte bedrohen können.
Anfang 1987 war die FDP in fünf von 11 Landtagen nicht vertreten, erst dann konnte sie überall bis auf Bayern in die Landesparlamente zurückkehren. Die Wahlen nach der deutschen Einheit 1990 brachten der FDP zunächst einen großen Aufschwung. Sie erreichte bei der Bundestagswahl 11 Prozent und zog in alle Landesparlamente ein, sowohl in sämtliche Landtage der neuen Bundesländer als auch in die westdeutschen Parlamente einschließlich Bayerns. Danach folgte im Jahr 1994 allerdings der Absturz; die FDP fiel 1993 - 1995 aus zwölf Landtagen: 1993 Hamburg, 1994 in allen ostdeutschen Länder (Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen) sowie Bayern, Niedersachsen, Saarland und 1995 Berlin, Bremen, Nordrhein-Westfalen.
Nach 1990 war die FDP nur in *vier Ländern durchgängig* vertreten, nämlich in Baden-Württemberg, Hessen, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein. Nach 1994 gehörte sie in elf Ländern acht oder mehr Jahre lang nicht den Landtagen an (in NRW nur fünf Jahre). Erst ab 2000 gelang der Wiedereinzug

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Tab. 3: Bundestags-, Landtags- und Europawahlergebnisse der FDP 1983 bis 2008 (in Prozent)

	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008
Bund	7				9,1			11				6,9				6,2				7,4			9,8			
BaWü		7,2				5,9				5,9				9,6					8,1					10,7		
Bayern				3,8				5,2				2,8				1,7					2,6					
Berlin			8,5				3,9	7,1					2,5				2,2			9,9				7,6		
						Brandenbg		6,6				2,2					1,9					3,3				
Bremen	4,6				10				9,5				3,4				2,5				4,2				6	
Hamburg				4,8	6,6				5,4		4,2				3,5				5,1			2,8				4,8
Hessen	7,6				7,8				7,4				7,4				5,1				7,9					9,4
						Meckl-Vp		5,5				3,8				1,6				4,7				9,6		
Niedersa.				6				6				4,4				4,9					8,1					8,2
NRW			6					5,8					4					9,8					6,2			
Rheinl-Pf	3,5				7,3				6,9					8,9					7,8					8		
Saarland			10					5,6				2,1					2,6					5,2				
						Sachsen		5,3				1,7					1,1					5,9				
						Sachs-An		13,5				3,6				4,2				13,1				6,7		
Schl-Holst	2,2				5,2	4,4			5,6					5,7				7,6					6,6			
						Thüringen		9,3				3,2					1,1					3,6				
Europa		4,8					5,6					4,1					3					6,1				

Erläuterung: Hellgrau: Regierungsbeteiligung; weiss: im Parlament vertreten; mittelgrau: nicht im Parlament vertreten

https://doi.org/10.5771/9783845271336 https://www.inlibra.com/de/agb#agb - Open Access - (cc) BY

in die Landtage von Nordrhein-Westfalen (2000), Hamburg (2001-2004); Berlin und Sachsen-Anhalt (2002), Niedersachsen (2003) sowie Saarland und Sachsen (2004).
Die CDU-Koalition auf Bundesebene bot demnach seit Mitte der 90er Jahre keine zureichenden Stabilisierungsmöglichkeiten für die Landesparteien mehr. Als Ursache für die Rückkehr in die Landtage war eine Strukturveränderung im Parteiensystem entscheidend, nämlich der Wechsel zur rot-grünen Regierungsmehrheit auf Bundesebene 1998, wobei dieser Effekt erst verlangsamt eingetreten ist. Wir sehen also das Paradox, dass der Verlust der Regierungsmehrheit des christlich-liberalen Koalitionslagers auf Bundesebene strukturell die Erholung der FDP auf Länderebene begünstigt hat.
An Regierungen auf Landesebene war die FDP seit 1990 durchgängig bis 2006 nur in Rheinland-Pfalz (nach dem Umstieg zur SPD-Koalition 1991) beteiligt. In allen ostdeutschen Ländern war sie 1990-94 Koalitionspartner der CDU, in Baden-Württemberg seit 1996, kürzere Regierungsbeteiligungen gab es in Hessen (1999-2003), Hamburg (2001-2003), Sachsen-Anhalt (2002-2006), schließlich Niedersachsen seit 2003 und Nordrhein-Westfalen (seit 2005).
In der Gesamtentwicklung der Wahlen erweisen sich die Jahre 1987 bis 1994 als besonders erfolgreich, wobei ab 1990 die deutsche Vereinigung zunächst besondere Erfolgsfaktoren mit sich brachte. Festzuhalten ist aber der dramatische Einbruch 1994/95, der nur die Vertretung in vier Landtagen übrigließ. Darauf ist unten bei dem Versuch einer Erklärung der Wahlentwicklungen und der Position der FDP im Parteiensystem zurückzukommen.

4. *Politische Entscheidungspraxis*

Wie eingangs erwähnt, sollte zu einer Parteienanalyse nicht nur die interne Struktur, die Parteistrategie und die Wahlentwicklung gehören, sondern auch die parlamentarische Praxis und besonders die Entscheidungspraxis als Regierungspartei. Angesichts des defizitären Forschungsstandes muss es hierzu leider bei fragmentarischen Überlegungen bleiben. Die meisten Arbeiten zur FDP (oft auch für die anderen Parteien) sind Input-lastig: Programme, Strategien, »Images«, Personal usw. stehen ganz im Vordergrund, während die Output-Seite, die politische Entscheidungspraxis allenfalls illustrierend herangezogen wird. Sie wird viel zu wenig erforscht (mit Ausnahme der Außenpolitik).[14] Bei solchen Praxisuntersuchungen muss man natürlich zwischen Regierungspraxis und Oppositionshandeln unterscheiden.
Die Regierungspraxis bildet angesichts der begrenzten Zahl der Regierungen, an denen die FDP seit 1983, insbesondere seit 1990 beteiligt war, einen recht

14 Zum Beispiel Edgar Moring: Die Europapolitik der FDP, Berlin 2004.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

überschaubaren Bereich. Freilich ist eine Analyse im Detail recht aufwendig, da die Ressorts genau untersucht und die Anteile der Partner in einer Regierung auseinander dividiert werden müssten. Mehrere Analysen wären dringlich: die FDP-Praxis in den Kohl-Regierungen von 1983 bis 1990, in den Kohl-Regierungen nach der Einheit 1990-1998, sowie die Regierungsarbeit der FDP in den ostdeutschen Landesregierungen 1990-1994[15] (die ja ähnliche Probleme zu bearbeiten hatten). Studien zu der FDP-Beteiligung an der SPD-Koalition in Rheinland-Pfalz 1991 bis 2006, in der baden-württembergischen CDU-Koalition 1996 bis heute oder in Hessen (1981-91, 1999-2003) würden vor allem Schwerpunkte bei der Justizpolitik, der wirtschaftlichen Infrastrukturpolitik und Mittelstandsförderung sowie der Wissenschaftsförderung finden. Als Selbstkritik an unserer politikwissenschaftlichen Zunft sei gesagt: es ist dringend geboten, viel stärker als bisher die von Parteien produzierten Politikergebnisse, Leistungen oder Versäumnisse zu analysieren, und sie damit überhaupt einer Evaluation und auch einer demokratischen Kontrolle zugänglich zu machen.

5. *Erfolgsbedingungen der FDP im Parteiensystem*

Die starken Schwankungen der FDP in der Wahlentwicklung seit den frühen 1980er Jahren werfen die Frage auf, welche Faktoren für Erfolg und Misserfolg der FDP im Parteienwettbewerb verantwortlich sind.
Bei langfristiger Betrachtung zeigt sich die offenkundige Relevanz von Kontinuität oder Richtungswechsel: beide Koalitionswechsel, 1969 und 1982, brachten die Partei in schweres Fahrwasser, wobei 1982/83 die Umstände des Wechsels noch größere innerparteiliche Konflikte und Glaubwürdigkeitsprobleme bei Wählern und Mitgliedern auslösten. Seit Mitte der 1980er Jahre müssen aber angesichts der Lagerkontinuität auch andere Faktoren wirksam geworden sein. In Frage kommen grundsätzlich langfristige und kurzfristige Faktoren, solche, die eher mit der Partei selbst, und andere, die mit dem Kontext des Parteiensystems zu tun haben. Langfristig ist etwa an sozialstrukturelle Wandlungen in der Wählerstruktur zu denken. Auch Verschiebungen im politischen Problemhaushalt entwickeln sich normaler Weise langfristig, etwa wirtschaftliche, soziale oder demographische Strukturprobleme. Allerdings hat die deutsche Einheit 1989/90 die politische Tagesordnung kurzfristig dramatisch verschoben. Parteieigene Faktoren wären die ideologisch-programmatische Ausrichtung, die Interessenvertretung und das Kompetenzprofil sowie Spitzenpersonal und kurzfristige Taktiken. Als Kontextfaktoren im Par-

15 Die Arbeit von Sebastian Putz: Macht und Ohnmacht kleiner Koalitionspartner. Rolle und Einfluss der FDP als kleine Regierungspartei in vier ostdeutschen Landesregierungen (1990-1994), Baden-Baden, ist erst Mitte 2008 erschienen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

teiensystem können neue Konkurrenten auftreten, die Volksparteien im eigenen oder im gegnerischen Lager auf- oder absteigen, oder auch die Regierungskonstellation sich umkehren.
Betrachtet man in den 1980er Jahren die Zeit nach den Koalitionswirren, so wirkten für die Konsolidierung der FDP 1985-87 wohl mehrere Faktoren zusammen:

- die Schwäche der SPD und die unübersichtlichen Kooperationssignale zwischen SPD und Grünen;
- die wirtschaftliche Erholung nach der Krise von 1982; wovon die FDP zum Teil auch mit ihrem Anspruch wirtschaftspolitischer Kompetenz, ihrer »Wirtschaftsfreundlichkeit« profitieren konnte;
- bei Rechtsstaatsthemen fand die FDP, nachdem sie zunächst dem Koalitionspartner weitgehend nachgegeben hatte, in Ansätzen wieder zur Betonung von Bürgerrechten zurück.
- In der Außenpolitik war die kontroverse Entscheidung über die Raketenstationierung abgeschlossen, Außenminister Genscher konnte ostpolitische Kontinuität repräsentieren, und mit Gorbatschow wurden erste Anzeichen von Entspannung sichtbar.

Die deutsche Einheit 1990 markiert ein historisches Sonderereignis, das den primären Akteuren, vor allem dem Kanzler und seiner Partei, aber auch dem kleineren Koalitionspartner FDP und ihrer Leitfigur, Außenminister Genscher, einen Sondererfolg gewährte. Dieser Erfolg bei der Bundestagswahl und bei den Landtagswahlen war in Teilen Ostdeutschlands (Landtagswahlen Sachsen-Anhalt 13,5 %, Thüringen 9,3 %) noch deutlicher ausgeprägt als in der alten Bundesrepublik. Zentrale Motive waren sicher ebenso der internationale Erfolg, Einheit und Freiheit gewonnen zu haben, wie auch die wirtschaftlichen Hoffnungen auf das Wohlstandsversprechen eines erfolgreichen Wirtschaftssystems.
Weniger eindeutig lässt sich der tiefe Fall ab 1994 erklären. Zwar konnte die FDP mit 6,9 Prozent (vorher 11 Prozent) wieder in den Bundestag einziehen und die Regierungskoalition fortsetzen, doch fiel die Partei 1994/95 aus fast allen Landtagen bis auf vier in Westdeutschland und geriet damit in eine existenzielle Krise.
Generell ist unverkennbar, dass die Folgeprobleme der deutschen Einheit die Regierungskoalition überforderten und damit auch die FDP trafen. In den neuen Bundesländern dominierten sicher die enttäuschten Erwartungen an den Wohlstandskapitalismus, der zunächst einmal Abwicklungen und Arbeitsplatzverluste gebracht hatte. In Westdeutschland wurden zunehmend die Kosten der Einheit kritischer gesehen. Für die FDP bedeutete das, dass ausgerechnet in dieser Bewährungsprobe des Wirtschaftssystems und der

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Neuordnung im Osten ihr Anspruch auf Wirtschaftskompetenz nicht eingelöst werden konnte. Angesichts der Dominanz dieser Dimension standen zu wenige Kompensationsmöglichkeiten in anderen Kompetenzfeldern zur Verfügung, zumal in der Bildungspolitik kein interessantes Profil angeboten und Positionen der Rechtsstaatspolitik geräumt wurden, wie die Zustimmung zum »großen Lauschangriff« und der deshalb konsequente Rücktritt der Justizministerin Leutheusser-Schnarrenberger 1995 zeigte. Vor allem aber war das Kompetenzfeld Außenpolitik der Erosion ausgesetzt, da zeitgleich mit der deutschen Einheit auch der Ost-West-Konflikt insgesamt beendet war und damit die traditionelle Entspannungspolitik ihren Ort verloren hatte. Der Rücktritt Genschers 1992 hatte das auch symbolisch dokumentiert. Damit hatte die FDP eine wichtige Grundlage ihrer früheren Attraktivität eingebüßt. Aus der Tatsache, dass die Grünen in Ostdeutschland keinen ernsthaften Konkurrenzfaktor darstellten, da sie dort selbst schwach blieben, konnten offenbar keine Vorteile gezogen werden.

Diese strukturellen Faktoren wirkten nachhaltig genug, um die FDP bis Ende der 1990er Jahre auf ihrer minimalen Landtagsvertretung in vier Ländern festzuschreiben. Erst 2000 gelang die Rückkehr in Nordrhein-Westfalen[16], 2001 in Hamburg (für drei Jahre), 2002 als ostdeutsche Ausnahme in Sachsen-Anhalt. Mit Verzögerungseffekt half offenbar nach 1998 die Regierungskonstellation im Bund, nachdem die rot-grüne Regierung sich als Widerpart mit vielen Fehlleistungen anbot. Der sich abzeichnende und dann 2005 definitive Machtverlust der Regierung Schröder begünstigte 2004 bis 2006 den Wiedereinzug in weitere Landtage, und ein Spitzenergebnis der FDP von 9,8 % bei der Bundestagswahl 2005, das freilich zum Teil auf Kosten der Unionsparteien erzielt worden ist.

Zusammenfassend kann man festhalten: Die 1994 offenkundig gewordenen Schwächefaktoren sind strukturell nicht überholt. Das außenpolitische Profil ist in der heutigen Struktur der Weltpolitik nicht wieder zu beleben. Die wirtschaftspolitische Kompetenzschwäche mag gegenüber dem Transformationsschock der 90er Jahren etwas abgemildert sein. Sie ist aber nicht beseitigt, zumal der FDP ohnehin im Vergleich zu den großen Parteien nie die Stärke und Durchsetzungsfähigkeit für ihre wirtschaftspolitischen Vorstellungen zugeschrieben wurde. Andere Felder wurden auch in der Regierungszeit bis 1998 zweitrangig behandelt: Bürgerrechte wurden in den 1990er Jahren gegenüber Tendenzen zum Überwachungsstaat nicht markant vertreten. In der Bildungspolitik konnte, wollte vielleicht die FDP gegenüber dem konservativen Lagerpartner kein eigenes Profil aufbauen, was immerhin Möllemann

16 Den moralischen Einbruch der CDU wegen des vom früheren Bundeskanzler Kohl und der CDU Hessen ausgelösten Parteispendenskandals konnte der FDP-Landesvorsitzende Möllemann mit einer fulminanten Wahlkampagne nutzen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

1987-1990 als Bundesbildungsminister noch versucht hatte.[17] Das Steuersenkungsprogramm, wie es seit Mitte der 90er Jahre forciert vertreten wurde[18], erschien angesichts der Haushaltsdefizite, der exorbitanten Gesamtverschuldung des Staates und angesichts der früheren Mitverantwortung für die Regierungspolitik bis 1998 weithin wenig glaubwürdig. Jedenfalls hat das Kompetenzprofil der FDP insgesamt durch die Leistungsschwäche gegenüber den Problemen der deutschen Einheit stark gelitten. Nachdem Graf Lambsdorff 1993 vom Bundesvorsitz zurückgetreten war, konnten seine Nachfolger Klaus Kinkel (1993-1995) und Wolfgang Gerhardt (1995-2001) diese Defizite nicht hinreichend ausgleichen. Dass in der Existenzkrise der Partei gegen Ende der bürgerlichen Regierungskoalition unter Kanzler Kohl rechtspopulistische Versuchungen auf kleine Gruppen in Berlin und Hessen begrenzt blieben, sei ausdrücklich hervorgehoben.[19]

6. *Lagerbindung*

Die politisch-strategische Ausrichtung der FDP ist stark durch ihre Lagerbindung mit den Unionsparteien gekennzeichnet, wie sie seit 1982/83 besteht. Das ergibt sich einmal aus den langjährigen Koalitionsaussagen und Koalitionsentscheidungen der FDP zugunsten der Union auf Bundes- und Landesebene (mit Ausnahme von Rheinland-Pfalz). Zum zweiten entspricht dem auch die inhaltlich-programmatische Profilierung stark neoliberaler Art, wie sie zuletzt in den Wahlkämpfen 2002 und 2005 vertreten wurde. Drittens lässt sich die Lagerbindung auch am Wählerverhalten ablesen, nämlich am Stimmensplitting zwischen Zweit- und Erststimmen, mit dem in der Regel das Ziel verfolgt wird, die FDP über die 5-Prozent-Hürde zu bringen und damit den Wahlsieg des gemeinsamen Koalitionslager zu sichern. Wenn Wähler mit primärer Bindung an den größeren Partner die kleinere Partei mit Zweitstimme wählen, folgt daraus freilich eine erhebliche Abhängigkeit und damit strategische Unbeweglichkeit, in diesem Fall für die FDP.
Während der sozial-liberalen Koalition hatten Zweitstimmenwähler der FDP im Jahr 1976 zu 29,9 Prozent mit der Erststimme SPD gewählt, in der Wahl 1980 sogar 35,5 Prozent (als höchster Wert während der SPD-Koalition). Bei der Wahl 1983 gaben 58,3 Prozent im Wahlkreis ihre Erststimme den Unionskandidaten, nur 29,1 Prozent der FDP-Zweitstimmen-Wähler votierten auch mit ihrer Erststimme für die FDP. 1987 wurden immerhin noch 32,2 Prozent

17 Siehe auch das Bildungs- und hochschulpolitische Programm des Wiesbadener Bundesparteitags 1988, in: Das Programm der Liberalen 1980-1990 (wie Anm. 10), S. 736-756.
18 Hans Vorländer: Die FDP nach der Bundestagswahl 1998 (wie Anm. 13), bes. S. 105/06.
19 Eine unrühmliche, jedoch wirkungslose Empfehlung für einen undefinierbaren »liberalen Rechtspopulismus«, also eine »Haiderisierung«, haben ausgerechnet Sozialwissenschaftler abgegeben: Peter Lösche und Franz Walter: Die FDP. Richtungsstreit und Zukunftszweifel, Darmstadt 1996, bes. S. 209 ff..

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Tab: Stimmensplitting bei Bundestagswahlen

Zweitstimme FDP				
Erststimme für	FDP	Union	SPD	(Rest)
1976	60,7	8,0	29,9	
1980	48,5	13,3	35,5	
1983	29,1	58,3	10,1	
1987	38,7	32,2	13,1	
1990	50,6	29,4	14,0	
1994	31,9	54,6	9,9	
1998	26	61	11	
2002	47	36,1	15	
2005	29	60,2	7,1	

Quelle: Repräsentative Wahlstatistik, z. T. FG Wahlen; zusammengefasst bei Vorländer, FDP nach der Wahl 2005 (wie Anm. 13), S. 145/46.

CDU-Erststimmen abgegeben. Kaum geringer war der Anteil 1990. Bei den Wahlen 1994 und 1998 sprangen die CDU-Erststimmen wieder auf über die Hälfte (54,6 bzw. 61 Prozent). In der Bundestagswahl 2005 sehen wir erneut ähnliche Größenordnungen wie 1983, 1994 und 1998: FDP-Zweitstimmenwähler wählten nur zu 29 Prozent den Wahlkreiskandidaten der FDP, aber zu 60,2 Prozent die Kandidaten der Union. Dies dürfte die Unabhängigkeit der FDP für 2009 erheblich einschränken.

7. *Oppositionsphase seit 1998*

Seit 1998 findet sich die FDP im Bund zum ersten Mal seit den Jahren 1966 bis 1969 in der ungewohnten Oppositionsrolle[20], bis 2005 gegenüber der rot-grünen Regierung Schröder, seitdem gegenüber der großen Koalition. Das brachte Anpassungsprobleme mit sich, auch Verluste an medialer Aufmerksamkeit. Die Wahlentwicklung seither erscheint dennoch positiv, nachdem das Bundesergebnis von 6,2 (1998) auf 7,4 Prozent (2002) und sogar 9,8 Prozent (2005) gesteigert und die Vertretung in 12 Landtagen erreicht werden konnte.[21] In diese Zeit, besonders vor der Wahl 2002, fallen heftige Strategie- und Personalkonflikte, die Ablösung Gerhardts als Parteivorsitzender durch

20 Hans Vorländer: Die FDP nach der Bundestagswahl 1998 (wie Anm. 13). Vgl. auch Stefan Kubat: Die (Neu-)Positionierung der FDP in der Opposition 1998-2005: wie die Liberalen auf den Verlust ihrer Regierungsposition reagierten, Stuttgart 2007.

21 Im März 2008 fehlen nach wie vor Bayern, Brandenburg, Hamburg und Thüringen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

seinen bisherigen Generalsekretär Westerwelle 2001 und vor allem die Durchsetzung der »Strategie 18« mit eigenem Kanzlerkandidaten, die freilich durch die Turbulenzen um Möllemanns rechtspopulistischen Ausreißer konterkariert wurde. Die Strategie 18 stellte den Versuch dar, die Partei, ihr Erscheinungsbild, ihre Inhalte, ihre Funktion und ihr Personal medial umfassend neu zu inszenieren.[22] Nach Vorländer[23] geriet der Ansatz freilich mehrfach widersprüchlich, denn das inszenierte Bild der »Spaßpartei« habe zu krass vom traditionell behäbigen Wohlstandsimage der Partei, ihrer Mitglieder und Wähler abgestochen. Und der Versuch, aus dem Stand den etwas formelhaften Anspruch einer Partei »für das ganze Volk« zu erheben und gleichzeitig erkennbar enge Wirtschaftsinteressen und Steuersenkungswünsche zu forcieren, erschien ebenfalls nicht recht glaubwürdig. Auch wenn die FDP-Neuinszenierung in der Mediendemokratie nach 2002 keine Neuauflage erlebte, bleibt dieses Spannungsverhältnis einer widersprüchlichen Programmstrategie vor und nach 2005 bestehen. 2005 profitierte die FDP allerdings davon, dass die Regierung Schröder angesichts ungelöster Wirtschafts- und Arbeitsmarktprobleme kapitulierte und ein Regierungswechsel realistisch erschien. Mit einem Programm restriktiver Arbeitsmarktreformen und mit verschärften Forderungen für Steuersenkungen, Haushaltseinsparungen bis hin zu einem verfassungsrechtlichen Verschuldungsverbot, die Einführung eines dreistufigen Einkommensteuersystems und für die Ablehnung einer Erhöhung der Mehrwertsteuer konnte die Partei das klarere wirtschaftsliberale Profil innerhalb des bürgerlichen Koalitionslagers vorweisen.[24] Mit einer weiteren Verengung ihres programmatischen Gesamtprofils bezahlt sie dafür freilich einen hohen Preis. Nachdem auch in dieser Konstellation eine Regierungsmehrheit von FDP und CDU nicht zustande kam, haben sich mit der Etablierung der Linkspartei und der Herausbildung eines Fünf-Parteien-Systems die Bedingungen hierfür nicht verbessert.

Welche Perspektiven ergeben sich für die FDP-Opposition gegenüber der großen Koalition? Die Verbesserung der Wirtschaftslage und des Arbeitsmarkts wird sich auf ihre Chancen eher negativ auswirken. Im Übrigen scheint eine große Koalition mit ihren Kompromisszwängen und diffusen Parteiprofilen nur vordergründig ein günstiger Gegner (wie schon bei der Wahl 1969). In der

22 Einen Insider-Bericht zur Entwicklung bietet Fritz Goergen: Skandal FDP. Selbstdarsteller und Geschäftemacher zerstören eine politische Idee, Köln 2004, bes. S. 50-99.

23 Hans Vorländer: Aufstieg und Niedergang einer Spaßpartei: Die FDP nach der Bundestagswahl 2002, in: Oskar Niedermayer (Hrsg.). Die Parteien nach der Bundestagswahl 2002, Opladen 2002, S. 109-123.

24 Vorländer: FDP nach der Bundestagswahl 2005 (wie Anm. 13), S. 142-144; Uwe Jun: Parteiensystem und Koalitionskonstellation vor und nach der Bundestagswahl 2005, in: Frank Brettschneider/Oskar Niedermayer/Bernhard Wessels (Hrsg.): Die Bundestagswahl 2005. Analysen des Wahlkampfes und der Wahlergebnisse, Wiesbaden 2007, S. 491-515, bes. 499-507.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wahl 2009 stehen die großen Parteien wieder gegeneinander, und die FDP wird erneut dem Zwang zu einer Koalitionsaussage unterliegen. Unabhängigkeit oder Eigenständigkeit mögen wünschbar erscheinen, aber die meisten strukturellen Indizien weisen auf eine erneute Option für die Unionsparteien.[25] Es sieht so aus, als sei die Mehrheitsbeschaffungsfunktion nicht erledigt, allerdings eingeschränkt auf ein Lager, so dass man nicht mehr von einer »Scharnierfunktion« sprechen kann.

8. *Soziale Verankerung und gesellschaftliche Herausforderungen*

Den gesellschaftlichen Bezügen der FDP seien abschließend einige thesenartige Überlegungen gewidmet, einerseits zu sozialstrukturellen Tendenzen in der Wählerschaft, andererseits zur Entwicklung gesellschaftlicher Strukturprobleme, die die politische Handlungsfähigkeit einer liberalen Partei herausfordern.

Im Rahmen dieses Überblicks habe ich die *soziale Verortung* der FDP kaum gestreift, weil die sozialen Merkmale von Mitgliedern, Wählern und Funktionsträgern allgemein bekannt sind: höhere Bildungsgrade, mittlere und höhere Einkommensschichten, deutlich höhere Anteile bei den Selbständigen als bei anderen Berufsgruppen (kleinere Verschiebungen dahingestellt). Dass bei den letzten Wahlen jüngere Altersgruppen stärker angesprochen wurden und katholische Wähler zu den früher dominierenden protestantischen aufgeschlossen haben, sei ergänzend erwähnt. Ein Blick auf weitere sozialstrukturelle Entwicklungen zeigt, dass das Potential einer liberalen Wählerschaft langfristig eher zunimmt. Dazu gehört insgesamt der Trend zur Individualisierung und zur Steigerung des Bildungsgrades. Winkler[26] hat schon 1998 darauf hingewiesen, dass die FDP das soziale Spektrum ihrer potentiellen Wählerschaft aber nicht entsprechend ausgeweitet, sondern im Gegenteil seit den 1980er Jahren durch stärkere Betonung von Selbständigen, weniger von Angestellten und Beamten eher verengt hat. Ähnliches gilt dementsprechend auch für die Einkommensgruppen, wo die mittleren Einkommensgruppen durch den Fehlgriff mit den »Besserverdienenden« und eine entsprechende steuerpolitische Rhetorik vernachlässigt wurden.

Als zweiter Trend lässt sich seit langem die Erosion sozialer Milieus und die Lockerung von Parteibindungen beobachten. Das trifft einerseits auch die FDP in ihren älteren Milieus, aber durch die Aufweichungen bei den großen

25 Nachdem bei den Landtagswahlen in Hessen, Niedersachsen und Hamburg Anfang 2008 die Linkspartei in die Landtage einzog und in Hamburg eine Koalition aus CDU und Grünen möglich wurde, während in Hessen die Mehrheitsbildung blockiert war, kam es allerdings durch den Bundesvorsitzenden Westerwelle zu Signalen einer offeneren Koalitionspolitik (Mitte März 2008).

26 Jürgen R. Winkler: Strukturprobleme und Zukunftschancen der Freien Demokraten, in: Jahrbuch zur Liberalismusforschung 10 (1998), S. 131-154.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Parteien entsteht andererseits ein wachsendes Potential an Wechselwählern. Die FDP hat offenbar für längere Zeit solche Wähler nicht hinreichend ansprechen können. Bei der Bundestagswahl 2005 sowie einigen späteren Landtagswahlen, z. B. in Baden-Württemberg 2006 (mit 10,7 Prozent) oder in Hessen Anfang 2008 (mit 9,4 Prozent), scheint jedoch die Attraktivität bei den CDU-nahen Koalitionswählern gewachsen zu sein. Dies setzt sowohl eine spezifische koalitionstaktische Konstellation als auch ein hohes Kommunikationspotential voraus. In der weiteren Entwicklung stellt sich jedoch auch die Konkurrenz mit den Grünen in einem ähnlichen Wählerspektrum als besonders brisant dar, zumal dann, wenn im neuen Fünf-Parteien-System die Lagergrenzen offener zu werden beginnen.

Hinter solchen wählerstrukturellen Tendenzen sind weitere Entwicklungen gesellschaftlicher Strukturprobleme wirksam, die den Problemhaushalt der Politik verschieben und auch die FDP in ihrer Programmatik und ihrem Kompetenzanspruch herausfordern müssten.

Ein solcher Trend betrifft die allseits beschworene Bildungs-, Wissens- und Informationsgesellschaft. Hierauf müsste eine liberale Bildungspolitik mit einem viel höheren Stellenwert und klaren bildungsexpansiven Konzepten ausgerichtet sein. Bildungszugang und Chancengleichheit sind die grundsätzlichen Mechanismen für soziale Chancenverteilung und müssen damit – von Ralf Dahrendorf und Hildegard Hamm-Brücher schon vor Jahrzehnten propagiert – als »Bürgerrecht« verankert werden. Hier greifen im übrigen auch individuelle Freiheitsansprüche und die funktionalen Erfordernisse innovativer Wirtschaftsentwicklung ineinander, wie die neuere Debatte über den internationalen Bildungswettbewerb klar gemacht haben sollte.

Auch in traditionellen Profilierungsfeldern gibt es dringende Aufgaben für liberale Politik. In der Wirtschaftspolitik fehlt es in vielen Wirtschaftszweigen an der Anwendung liberaler Ordnungspolitik, um gegenüber vermachteten Marktstrukturen das Wettbewerbsprinzip durchzusetzen.[27] So hätte man etwa im Bereich der Energieversorgung mit ihren Oligopolstrukturen und Netzmonopolen schon längst dem Wettbewerb Geltung verschaffen müssen. Weiterhin wurde z. B. der breite Schichten interessierende Verbraucherschutz viel zu wenig beachtet, also ein Feld, in dem Individualbedürfnisse im Markt dringend gegen Anbietermacht gestützt werden müssen. Gravierende neue Problemlagen brachte auch die Globalisierung hervor, die auch eine liberale Ordnungspolitik herausfordern müssten, z. B. bei der Schaffung eines Ordnungsrahmens für internationale Finanzmärkte.

27 Illustrativ der ordnungspolitische Sündenfall bei der Fusion von Daimler-Benz und MBB »zur Neuordnung der deutschen Luft- und Raumfahrtindustrie« im Herbst 1989, als ausgerechnet der FDP-Wirtschaftsminister Helmut Haussmann die Ablehnung des Bundeskartellamts mit einer Ministererlaubnis aufhob.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch in der Sozialpolitik werden die von der FDP entwickelten interessanten Ansätze (etwa das Grundeinkommensmodell des Bürgergeldes) öffentlich weitgehend überlagert von Forderungen nach Leistungseinschränkung und von Privatisierungsplänen, etwa in der Krankenversicherung, die schon für breitere Mittelschichten nicht mehr attraktiv sind. Die gesamte Gesundheitspolitik wird ohnehin von ihrer starken Lobbyfunktion für verschiedene Wirtschaftszweige und Berufsgruppen geprägt. Grundsätzlich müsste liberale Politik gerade unter Bedingungen international verschärfter Markt- und Arbeitsplatzrisiken eine Sozialpolitik der Risikominderung betreiben, um die Voraussetzungen für Eigenverantwortung, Flexibilität und Chancengerechtigkeit zu stärken.

Die umfangreiche Migration der letzten Jahrzehnte, selbst eine Folge von Wirtschaftsexpansion, europäischer Freizügigkeit, der Osterweiterung Europas und der Globalisierung, hat viele integrationspolitische Folgeprobleme aufgeworfen. Diese rechtsstaatlichen, bildungs-, sozial-, kultur- und religionspolitischen Fragen hätten einer umfassenden liberalen Bearbeitung bedurft, während die FDP in diesen Debatten keine profilierte Position einnahm.

In der Umweltpolitik, in der die FDP während der Regierung Brandt/Scheel Anfang der 1970er Jahre als Innovationsmotor gewirkt hatte, hat sie mit der weltweiten dynamischen Zunahme der Umweltbedrohungen, insbesondere der Klimakatastrophe, keineswegs Schritt gehalten. Durch Rücksichtnahmen auf die Atomwirtschaft, die Automobilindustrie und andere Wirtschaftszweige gelähmt, blieb ihr Eintreten für »marktwirtschaftliche« Lösungen in der Umweltpolitik vielmehr inkonsequent und ohne überzeugendes öffentlich sichtbares Engagement.

Die Genforschung und die Biotechnologie wurden von der FDP primär als wirtschaftlich verwertbare Innovationen behandelt und viel zu wenig als Eingriff in menschliche Integrität mit Blick auf Probleme der Menschenwürde und auf persönliche Freiheit thematisiert.

Generell hat die FDP ihr Liberalismusverständnis programmatisch und rhetorisch viel zu stark darauf verengt, dem Einzelnen Freiraum gegen die Macht des Staates zu sichern. Liberale Politik müsste jedoch individuelle Freiheitssicherung gegen übermächtige Strukturen in allen Bereichen betreiben, auch im Bereich der Wirtschaft. Während wirtschaftliche Übermachtstrukturen in den letzten Jahrzehnten weltweit teils gigantische Ausmaße angenommen haben, ist die FDP diesen Entwicklungen gegenüber weitgehend sprachlos geblieben.

Auch im Spannungsfeld von Staat und Individuum liegen angesichts der Tendenzen zum Überwachungsstaat die Themen leider auf der Straße. Die Probleme des Datenschutzes und der Sicherung der Bürgerrechte sind ja keineswegs im Kern gelöst, sondern haben sich durch die internationale Terroris-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

musbekämpfung vervielfacht, zumal im Verbund mit den Möglichkeiten der Informationstechnologie am Anfang des 21. Jahrhunderts. Auch hier gilt es, die staatlichen wie die privatwirtschaftlichen Systeme informationeller Erfassung und Überwachung gleichermaßen ins Visier zu nehmen. Hieran knüpft sich auch die Forderung nach Verwaltungstransparenz, für die voll funktionsfähige Informationszugangsgesetze für die Bürger auf allen staatlichen Ebenen in Deutschland noch ausstehen.

Diese beispielhafte und sicher nicht vollständige Liste sich entwickelnder gesellschaftlicher Strukturprobleme kann man einerseits als Defizitkatalog lesen und an der Erwartung messen, dass gerade eine Partei mit liberalem Anspruch höchst sensibel und innovativ auf aufziehende Freiheitsgefahren reagieren und entstehende Freiheitschancen erschließen müsste. Andererseits kann man sie auch als Aufgabenfelder der Erneuerung und Aktualisierung der liberalen Idee sehen, an denen sich zeigt, dass einer liberalen Partei die Arbeit nicht ausgehen müsste.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Weitere Beiträge

Marco Iorio

Zwischen Liberalismus und Libertarianismus: Wilhelm von Humboldts politische Philosophie

1. *Einleitung*

Ausgehend von seiner Frühschrift *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*, 1792 abgeschlossen und auszugsweise publiziert, vollständig jedoch erst posthum 1851 veröffentlicht, möchte ich in dieser Arbeit einer Ambivalenz der politischen Philosophie Wilhelm von Humboldts nachgehen.[1] Diese Ambivalenz betrifft die Frage, ob Humboldt ein früher Vertreter des Libertarianismus oder ein Befürworter einer speziellen Variante des politischen Liberalismus war. Dem Liberalismus im Allgemeinen zufolge sind weit mehr Formen staatlichen Handelns geboten, als dem Libertarianismus legitim gelten. Legitim gilt dem Libertarianismus, so wie dieser Ausdruck hier verwendet werden soll, nur dasjenige staatliche Handeln, das unmittelbar im Dienst der Sicherheit der Bürger und Bürgerinnen steht. Weiter gehende, vor allem sozial- und wohlfahrtsstaatliche Aktivitäten sind aus der Sicht dieser Position illegitim, jedenfalls weder moralisch noch politisch geboten.

Im folgenden Abschnitt möchte ich zuerst den allgemeinen Begriff des politischen Liberalismus erläutern, um eine Folie zu liefern, auf der die besagte Ambivalenz von Humboldts Theorie besser zu Tage tritt. Vor diesem Hintergrund werde ich diese Theorie in derjenigen Form vor Augen führen, in der

1 Einen allgemeinen Überblick über Leben und Werk Humboldts verschaffen Tilman Borsche: Wilhelm von Humboldt, München 1990 und Peter Berglar: Wilhelm von Humboldt, Reinbek bei Hamburg ^{9}2003. Die genannte Schrift von Humboldt wurde jüngst auch in Dietrich Spitta: Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts, Berlin 2004; Christian Schulz: Das Minimalstaatskonzept Wilhelm von Humboldts, München/Ravensburg 2007 und Jens Petersen: Wilhelm von Humboldts Rechtsphilosophie, Berlin/New York 2007 diskutiert. Alle drei Studien tragen zum Verständnis der Arbeit von Humboldt und zur historischen Kontextualisierung Beträchtliches bei. Indes geht keine dieser Studien auf die besagte Ambivalenz mit der mir geboten erscheinenden Nachdrücklichkeit ein.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sie ihr Autor selbst vordergründig präsentiert und in der sie gemeinhin auch rezipiert wird. Dem sich daraus ergebenden Bild zufolge scheint Humboldt in der Tat für den Libertarianismus zu argumentieren, also für einen so genannten Minimal- bzw. Nachtwächterstaat, der jede Form sozial- und wohlfahrtsstaatlichen Handelns zu unterlassen hat. Daraufhin werde ich jedoch zeigen, dass Humboldts politische Philosophie in dieser vordergründigen Form missverstanden wird, weil ein wesentlicher Aspekt dieser Theorie ausgeblendet bleibt. Dieser Aspekt macht ihn zum Vertreter eines politischen Liberalismus, der sozial- und wohlfahrtsstaatliches Handeln durchaus rechtfertigen, ja sogar fordern kann.

2. *Der politische Liberalismus: ein Paradigma*

Um die Ambivalenz von Humboldts politischem Denken in den Blick zu bekommen, müssen wir uns daran erinnern, dass der so genannte Liberalismus keine in sich geschlossene Theorie und wahrlich keine monolithische, über die Zeit hinweg konstante Position des politischen und gesellschaftstheoretischen Denkens ist. Aber es gibt den damit angesprochenen Verschiedenheiten und Veränderbarkeiten zum Trotz ein zu Grunde liegendes Paradigma, dem nahezu alle Autoren zustimmen, die sich dem politischen Liberalismus verpflichtet zeigen. Worin besteht dieses Paradigma? Wie der Name dieses politischen Programms schon nahe legt, teilen fast alle Liberale den Ausgangspunkt, die moralphilosophische Bedeutung des einzelnen Individuums und vor allem die individuelle Freiheit des Menschen zu betonen. Gemäß den meisten Vertretern des Liberalismus kommt diese Freiheit den Menschen insofern als ein Naturrecht zu, als es nicht erst staatlicher Maßnahmen bedarf, das Freiheitsrecht zu begründen. Die Menschen sind also von Natur aus frei. Freiheit liegt in des Menschen Natur. Die Natur des Menschen, so diese Überzeugung in der zugespitzten Form, in der sie etwa Jean-Jacques Rousseau vertritt, besteht nachgerade in seiner Freiheit.[2]

Die politikphilosophisch und zugleich in praktischer Hinsicht entscheidende Folge dieses freiheitlichen Ausgangspunkts besteht nun darin, dass jede Form politischer Einflussnahme auf das Leben eines Individuums und damit jede Form des legitimen Staats und seines Handelns in den Augen der Liberalen die vorpolitisch schon gegebene Freiheit der Individuen – negativ gesehen – respektieren und – positiv gewendet -verteidigen muss. Im Idealfall darf der Staat die individuelle Freiheitssphäre seiner Bürger und Bürgerinnen

2 »Auf seine Freiheit verzichten heißt auf seine Eigenschaft als Mensch [...] verzichten.« Jean-Jacques Rousseau: Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts, hrsg. von Hans Brockard, Stuttgart 1977, S. 11.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zunächst also weder beschränken, noch in sie intervenieren. Tut er es – gleichsam unidealerweise – unter bestimmten Bedingungen dennoch, ist er dem liberalen Paradigma gemäß gehalten, solche Beschränkungen und Interventionen gegenüber allen Betroffenen durch gute Gründe zu rechtfertigen. Außerdem ist der Staat verpflichtet, seine Eingriffe nach Maßgabe bzw. nach Reichweite dieser Rechtfertigungen so geringfügig wie nur möglich ausfallen zu lassen.

Positiv gewendet führt der freiheitliche Ausgangspunkt zum Konzept der Sicherheit, das den Kern eines liberalen Rechtsstaats bildet. Die Sicherheit seiner Bürger und Bürgerinnen zu gewährleisten ist nämlich die oberste und – wie manche meinen – zugleich auch einzige Aufgabe, die dem liberalen Staat legitimerweise überhaupt nur zukommt. Staaten sind angesichts dieser Akzentuierung für den Liberalismus in erster Linie also Sicherheitsagenturen, wobei sie ihren Dienst in den geläufigen beiden Grundformen anbieten: einmal als Garant für die Sicherheit der politischen Gemeinschaft vor äußeren Feinden; zum anderen und zuvörderst als Schutz der Rechtssicherheit der einzelnen Staatsbürger und -bürgerinnen im Falle juristischer Vergehen ihrer Mitmenschen.[3] Dabei führt das Konzept der Sicherheit ausgeführt als Rechtssicherheit unmittelbar auf den liberalen Ausgangspunkt zurück. Denn diese Rechtsicherheit ist im Kern nichts anderes als die Wahrung derjenigen Freiheitsrechte, die den Menschen von Natur aus zukommen. Wilhelm von Humboldt bringt diesen engen Zusammenhang zwischen den Begriffen der Freiheit und der Sicherheit markant auf den Punkt: Sicherheit, so bestimmt er den Begriff, ist »Gewissheit der gesezmässigen Freiheit.« (I, 147)[4]

An der Charakterisierung des Staates als einer Sicherheitsagentur knüpft sich ein weiterer Aspekt der Staatstheorie des Liberalismus an, der uns schließlich helfen wird, die annotierte Ambivalenz der politischen Theorie von Humboldt in den Blick zu bekommen. Dieser Aspekt führt zugleich zu den beiden Polen, die das Spektrum liberaler Theorien bis heute strukturieren. Formal gesehen geht es bezüglich dieses Spektrums um die Frage, wie umfassend derjenige Bereich des menschlichen Lebens verstanden werden muss, der dem Sicherheitshandeln des Staates zugänglich ist. Inhaltlich führt diese Frage zu dem Problem der Angemessenheit, Notwendigkeit bzw. Legitimität politischer Eingriffe in das gesellschaftliche, insbesondere in das ökonomische Handeln und Interagieren der Menschen. Und diese Frage lässt sich auf das Problem

3 Zu diesen beiden Facetten tritt noch der Aspekt der Rechtsstaatlichkeit hinzu, den man als Wahrung der Sicherheit der Bürger und Bürgerinnen vor Übergriffen durch den Staat selbst deuten kann. Für die vorliegende Problematik kann man diesen Aspekt jedoch der Übersichtlichkeit halber ausblenden.

4 Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Zitate aus Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden, hrsg. von Andreas Flinter und Klaus Giel, 4., korrigierte und mit einem neuen Nachwort versehene Auflage, Darmstadt 2002. Die römische Ziffer steht für die Band-, die arabische Ziffer für die Seitenzahl.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zuspitzen, ob sozial- und wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen ge- oder im Gegenteil nicht sogar verboten sind.

Auf der einen Seite des Spektrums findet man solche Autoren, die diese Frage unter Verwendung eines umfassenden Begriffs der Sicherheit positiv beantworten. Auf der Grundlage dieses Sicherheitsbegriffs kann man nämlich die These vertreten, dass der Staat nicht nur die Berechtigung, sondern sogar die Verpflichtung hat, sich in die gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse der Individuen einzumischen, um auch den schlechter gestellten Bürgern und Bürgerinnen eine einigermaßen gesicherte Existenz zu ermöglichen.[5] In diese Richtung zielen vor allem sozialdemokratisch bzw. sozialliberal ausgeprägte Formen des Liberalismus, die ihr Selbstverständnis etwa durch die Behauptung zum Ausdruck bringen, dass das einzelne Individuum gegebenenfalls durch staatliche Förderung auf ein solches Mindestniveau gehoben werden muss, auf dem es überhaupt erst damit anfangen kann, seine natürlichen und staatlich verbrieften Freiheitsrechte effektiv zu nutzen.

An diesem Punkt ist es im Vorgriff auf Humboldts Positionierung hilfreich, etwas genauer zu differenzieren, da der Staat versuchen kann, das soeben erläuterte Ziel durch zwei verschiedene Mittel zu erreichen. Und obzwar diese Mittel klar voneinander zu unterscheiden sind, schließen sie sich in der Theorie keineswegs aus und treten in der politischen Praxis auch zumeist in Kombination in Erscheinung. Die Politik kann nämlich durch eine entsprechende Steuergesetzgebung direkt von den wohlhabenderen Staatsbürgern und -bürgerinnen Mittel nehmen, um durch sie den ökonomisch schlechter gestellten Menschen finanziell unter die Arme zu greifen. Dies entspricht einer unmittelbaren Umsetzung des Konzepts der sozialen Umverteilung. Der Staat kann dem entgegen aber auch versuchen, durch ordnungs-, wirtschafts,- arbeits- oder allgemein marktpolitische Maßnahmen dazu beizutragen, dass die Gesamtwirtschaft auf seinem Staatsgebiet floriert, und damit die Hoffnung verknüpfen, dass solch eine wirtschaftliche Blüte unmittel- oder mittelbar auch den schlechter gestellten Individuen zum Vorteil gereicht. Im Unterschied zur ersten Maßnahme agiert der Staat in diesem Fall also nicht explizit mit Blick auf den Personenkreis der sozial und ökonomisch schwächer Gestellten. Der Staat führt also keine Umverteilung im strengen Sinn des Wortes durch, sondern versucht vielmehr, seinen Teil dazu beizutragen, dass die Gesamtmenge des zu verteilenden Wohlstands zunimmt.

Die Sicherheit, die der liberale Staat seinen Bürgerinnen und Bürgern gewährt, bezieht sich jedenfalls gemäß der bisher erläuterten Version des politischen Liberalismus nicht nur auf die Sicherung des materiellen Privateigentums, sondern umfasst auch solche Güter und Einrichtungen, die die

5 Das prominenteste zeitgenössische Beispiel einer solchen Theorie stammt von John Rawls. Vgl. ders.: A Theory of Justice, Cambridge 1971 und ders.: Political Liberalism, New York 1993.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Menschen für ein Leben in Freiheit mehr oder weniger unmittelbar benötigen. Dabei sind unter diesen Gütern und Einrichtungen auch solche Institutionen zu verstehen, die die Chancengleichheit sichern, indem sie z.B. Erziehungs- und Bildungseinrichtungen für alle Menschen bereitstellen und offen halten. Auch und vor allem an die uns vornehmlich in Mitteleuropa vertrauten Sozialversicherungssysteme ist in diesem Zusammenhang natürlich zu denken.

Ganz anders sehen das diejenigen Liberalen, die das entgegengesetzte, nämlich das libertäre Ende des besagten Spektrums bilden und einen deutlich engeren Begriff der Sicherheit vertreten. Dort finden sich Autoren, die einen weitaus schmaleren Bereich der zu sichernden Sphäre des menschlichen Daseins in die Obhut des Staates zu stellen bereit sind. In der bekannten Konsequenz streiten diese Autoren dafür, ausschließlich die Sicherung des Privatbesitzes und der körperlichen und geistigen Unversehrtheit der Menschen in den Aufgabenbereich des Staates zu stellen und jedwede Umverteilung im Namen der Freiheit oder der sozialen Gerechtigkeit sowie sonstige sozial- und wohlfahrtsstaatliche Eingriffe in die Verhältnisse der Gesellschaftsmitglieder zu vermeiden.[6] Diese Befürworter des Liberalismus streiten also für einen so genannten Minimalstaat bzw. für einen sich extrem zurücknehmenden Nachtwächterstaat, wie er manchmal auch bezeichnet wird.

Wiederum im Vorgriff auf die Diskussion von Humboldts Position möchte ich auch hier eine Unterscheidung veranschaulichen. Diesmal geht es jedoch nicht um das Problem, mit welchen politischen Mitteln ein intendierter Zweck zu erreichen ist, sondern um die Frage, wie die Reduktion des staatlichen Handelns auf die Sicherung der Menschen und ihres Privateigentums zu begründen ist. Auf der einen Seite finden wir hinsichtlich dieser Fragestellung solche Autoren, die in der Tradition von Adam Smith die Überzeugung vertreten, dass eine solche Reduktion deshalb geboten sei, weil das Handeln der Menschen befreit von staatlichen Eingriffen weit effektiver zu einem Leben in allseits geteiltem Wohlstand beiträgt, als staatliches Handeln dies zu tun vermag. In ihren Augen ist also jeder Versuch, durch politische Maßnahmen das Wohlergehen der Menschen zu befördern, kontraproduktiv. Dies ist im Kern eine ökonomische bzw. wirtschaftstheoretische Begründung.

Auf der anderen Seite finden wir diejenigen, die die Reduktion des Staates nicht mit dem Segen der Unsichtbaren Hand begründen, sondern einen nichtegalitären Gerechtigkeitsbegriff vertreten. Dieser Begriff erlaubt es nicht, den Menschen irgendetwas zu nehmen, was sie rechtmäßig erworben haben und freiwillig nicht zu geben bereit sind.[7] Dem Staat ist es folglich nicht deshalb

6 Das außen- bzw. verteidigungspolitische Ziel der Sicherung der politischen Gemeinschaft vor den Übergriffen anderer Staaten wird natürlich nicht in Zweifel gezogen.

7 Vgl. hierzu etwa Robert Nozick: Anarchy, State, and Utopia. Oxford/Cambridge 1974.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

verwehrt, den schlechter gestellten Menschen unter die Arme greifen, weil es falsch oder ineffektiv wäre, ihnen zu helfen. Er kann es einfach deshalb nicht tun, weil er ungerecht, sprich moralisch falsch handeln müsste, wollte er sich die finanziellen Mittel zu diesem Zweck von den besser gestellten Menschen in Form von Steuereinnahmen besorgen. Offenbar haben wir es hier mit einer moralphilosophischen Begründung zu tun.

3. *Humboldts Libertarianismus: Die oberflächliche Sicht*

Wilhelm von Humboldt präsentiert sich in seinem so genannten Grünen Buch, wie die eingangs genannte Ideenschrift (aufgrund der Einbandfarbe des lange unveröffentlichten Manuskripts) auch genannt wird, zumindest vordergründig als ein klarer Fürsprecher des Libertarianismus. Denn der Staat soll sich nach Humboldts Dafürhalten so weit wie nur irgend möglich aus den privaten und zwischenmenschlichen Beziehungen seiner Bürger und Bürgerinnen heraushalten und sich voll und ganz auf seine Sicherheitsfunktionen konzentrieren. Genauer und unter Bezug auf den oben erläuterten Unterschied zweier Politikstrategien gesagt, soll der Staat Humboldt zufolge weder direkt in die Vermögensverhältnisse und Versorgungslage der einzelnen Individuen eingreifen, noch versuchen, einen indirekten Wohlstandsschub für die gesamte Gesellschaft zu erwirken, um auf diesem Weg das Wohlergehen der Menschen zu befördern. Überhaupt soll der Staat sich jedes positiven Handelns nach Möglichkeit enthalten. So jedenfalls könnte man Humboldt deuten, wenn er schreibt:

> Ich rede daher hier von dem ganzen Bemühen des Staats, den positiven Wohlstand der Nation zu erhöhen, von aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes, den Unterhalt der Einwohner, theils geradezu durch Armenanstalten, theils mittelbar durch Beförderung des Akkerbaues, der Indüstrie und des Handels, von allen Finanz- und Münzoperationen, Ein- und AusfuhrVerboten u.s.f. [...].
> Alle diese Einrichtungen nun, behaupte ich, haben nachtheilige Folgen, und sind einer wahren, von den höchsten, aber immer menschlichen Gesichtspunkten ausgehenden Politik unangemessen. (I, 71)

Und an anderer Stelle heißt es kurz und prägnant:

> [...] der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger, und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst, und gegen auswärtige Feinde nothwendig ist; zu keinem anderen Endzwekke beschränke er ihre Freiheit. (I, 90)

Deutlicher, so scheint es zumindest bis hierher, kann man den libertären Standpunkt kaum in Worte fassen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch die Begründung Humboldts für seine politikphilosophische Position scheint seine libertäre Ausrichtung zu bestätigen. Wie lautet diese Begründung? Sowohl die im vorletzten Zitat verwendete Formulierung von den nachteiligen Folgen staatlicher Einrichtungen als auch andere Äußerungen in der Schrift Humboldts könnten anfangs die Vermutung nähren, dass der libertäre Standpunkt moralphilosophisch, genauer utilitaristisch begründet werden soll. Alles in allem, so in etwa die Struktur einer solchen Begründung, habe sich in der Erfahrung gezeigt, dass überhandnehmende Funktionsanmaßungen des Staates zu mehr negativen als positiven Folgen führen, dass also die nachteiligen Konsequenzen des staatlichen Handelns die vorteilhafteren Folgen überwiegen.

Nun ist es zwar richtig, dass Humboldt dieser Kosten/Nutzen-Abwägung staatlicher Aktivitäten in ihrem Resultat voll und ganz zustimmen würde. Dies zeigt sich etwa, wenn er die Unzweckmäßigkeit einer ausufernden Bürokratisierung des Staates durch den Verweis begründet, dass diese Entwicklung immer mehr Personal und deren kostbare Lebensarbeitszeit verschlingt. In diesem Zusammenhang kommt er ausdrücklich darauf zu sprechen, dass diese Menschen ihre Arbeitszeit an nützlicheren Stellen weit sinnvoller zum Einsatz bringen könnten: »Dadurch werden nicht bloss viele, vielleicht trefliche Köpfe dem Denken, viele, sonst nützlicher beschäftigte Hände der reellen Arbeit entzogen; sondern ihre Geisteskräfte selbst leiden durch diese zum Theil leere, zum Theil zu einseitige Beschäftigung.« (I, 85) An anderer Stelle resümiert Humboldt: »Diess möchten etwa die vorzüglichsten nachtheiligen Folgen sein, welche aus einer positiven Sorgfalt des Staats für den Wohlstand der Bürger entspringen [...].« (I, 83) Die Wortwahl, in der Humboldt solche Überlegungen präsentiert, passt auffallend gut in ein utilitaristisches Kalkül.[8]

Trotzdem wäre es falsch, in diesem utilitaristischen Gedanken die Begründung des politikphilosophischen Standpunkts von Humboldt zu sehen. Einen ersten Hinweis hierfür liefert allein schon der Umstand, dass nicht einmal John Stuart Mill seine zu großen Teilen von Humboldt übernommene Politiktheorie utilitaristisch begründet, obwohl dies in seinem Fall äußerst nahe gelegen hätte.[9] Zweitens liegt eine utilitaristische Ethik dem moralischen Denken von Humboldt ganz allgemein ziemlich fern. Dies wird deutlich, wenn man seine Bewunderung für Kant berücksichtigt, den er als denjenigen bezeichnet, »welcher die Moralität in ihrer höchsten Reinheit sah und darstellte [...].« (I,

8 Vgl. hierzu auch Über Religion und Gesetzgebung, wo Humboldt mit Blick auf staatliche Maßnahmen dazu auffordert, »ihren Nutzen gegen ihren Schaden abzuwägen« (I, 29) und in der ganz allgemein das Konzept des Nutzens immer wieder in den Vordergrund rückt.

9 Mill gibt den Einfluss der Schriften von Humboldt auf sein Denken in seiner Arbeit On Liberty nur am Rande zu erkennen. Einen großen Einfluss räumt er hingegen in seiner Autobiografie ein. Für aufschlussreiche Unterschiede zwischen den Theorien von Humboldt und Mill siehe Andrew Valls: Self-Development and the Liberal State: The Cases of John Stuart Mill and Wilhelm von Humboldt. In: The Review of Politics 61 (1999), S. 251-274.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

62f.) Drittens schließlich wäre eine utilitaristische Begründung der libertären Staatsbeschränkung vor allem aber der Sache nach vollkommen unplausibel. Denn weshalb sollte eine staatlich veranstaltete Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums zugunsten der Ärmeren im konkreten Einzelfall nicht dem utilitaristischen Gebot vollauf entsprechen können, das größte Glück für die größte Zahl der betroffenen Menschen zu mehren? Der Libertarianismus, den Humboldt zu vertreten scheint, und der Utilitarismus passen offenbar nicht gut zusammen.

Wie aber begründet Humboldt seinen politischen Standpunkt, wenn die utilitaristischen Erwägungen in die Sackgasse führen? Bekanntlich beruhen die verschiedenen Theorien von Humboldt fast durchgängig auf seinem Konzept der Bildung; und so ist es auch im Fall seiner politischen Theorie.[10] Denn den Ankerpunkt der staatstheoretischen Argumentation von Humboldt liefert das Konzept der Bildung bzw. der umfassenden Entfaltung des einzelnen Individuums, das er auch durch die Rede von der Entwicklung aller menschlichen Kräfte zum Ausdruck bringt:

> Der wahre Zwek des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlassliche Bedingung.

Humboldt geht also davon aus, dass eine notwendige Vorbedingung für diesen Entfaltungs- bzw. Bildungsprozess des Einzelnen die uns bereits vertraute Freiheit des Individuums sei. Freiheit, so kann man folglich behaupten, ist für den Liberalen Humboldt gar kein Wert an sich, sondern lediglich ein Mittel zum eigentlichen Zweck. Und diesen Zweck sieht er, wie bereits gesagt, in der Entfaltung der Individualität der einzelnen Menschen, sprich in deren Bildung.

Diese Entfaltung der Individualität der einzelnen Menschen bedarf laut Humboldt jedoch nicht nur der Freiheit, sondern zusätzlich auch noch eines zweiten Elements. Im unmittelbaren Anschluss an die soeben zitierte Passage fährt er fort:

> Allein ausser der Freiheit erfordert die Entwikkelung der menschlichen Kräfte noch etwas andres, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes, Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. (I, 64)

10 Zur systematischen Stellung des Bildungskonzepts für das gesamte wissenschaftliche Werk von Humboldt siehe Rainer Ostermann, Die Freiheit des Individuums: Eine Rekonstruktion der Gesellschaftstheorie Wilhelm von Humboldts, Frankfurt und New York 1993. Vgl. für das Folgende insbesondere auch Ursula Vogel, Liberty is Beautiful: Von Humboldt's Gift to Liberalism, History of Political Thought, Vol. 3, 1982, S. 77-101.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Um ihre Kräfte zu einem wohlgerundeten bzw. proportionierlichen Ganzen entwickeln zu können, müssen die Menschen also nicht nur frei sein, sondern in möglichst viele unterschiedliche Lebenssituationen geraten. Diese Mannigfaltigkeit der Situationen ist für den Bildungsprozess auf der einen Seite notwendig, um dem Entfaltungsdrang der menschlichen Kräfte einen abwechslungsreichen Spielraum zu gewähren. Und auf der anderen Seite ist diese Mannigfaltigkeit unerlässlich, weil selbst noch so freie Menschen auf ihrem Bildungsgang keinen Fortschritt erzielen, wenn sie immer wieder in eine und dieselbe Situation geraten.

Aus Gründen, die noch deutlicher werden, ist es wichtig, sich vor Augen zu führen, dass Humboldt nicht etwa glaubt, es gäbe ein bestimmtes Ideal vom Menschen, auf das solch ein Bildungsgang zuläuft. Im Gegenteil hat seine Bildungstheorie eine, wie man sagen könnte, soziale Komponente, insofern er davon ausgeht, dass jedes Individuum seinen ureigenen Entwicklungsprozess durchlaufen sollte, dessen Resultat von Mensch zu Mensch verschieden ist.[11] Daher denkt sich Humboldt eine ideale Gesellschaft gewissermaßen aus einer bunten Vielfalt originaler Unikate bestehend.

Vor dem Hintergrund des Freiheitsgebots, des Gebots nach einer Mannigfaltigkeit der Situationen und der zuletzt herausgestellten Aussicht auf eine Gesellschaft von Unikaten lässt sich die Begründung von Humboldts Plädoyer für einen zurückhaltenden Staat leicht zusammenfassen. Allen drei Faktoren, so der Kern dieser Begründung, wirkt ein allzu aktiver Staat entgegen. Ich möchte versuchen, diese Behauptung durch drei Erwägungen Humboldts etwas näher zu erläutern, um die libertäre Stoßrichtung dieser Begründung herauszustellen.

Der erste Grund betrifft das soziale Ideal Humboldts, das er auch zum Ausdruck bringt, indem er die aus der »Vereinigung Mehrerer entstehende Mannigfaltigkeit« als das »höchste Gut, welches die Gesellschaft gibt«, ausweist. (I, 71) Mannigfaltigkeit ist also nicht nur als Vorbedingung mit Blick auf die Situationen erwünscht, in die die einzelnen Menschen geraten und in denen sie ihre Kräfte entfalten. Mannigfaltigkeit ist auch als Resultat erwünscht, insofern die Gesellschaft aus möglichst vielen verschiedenen Charakteren zusammengesetzt sein sollte. Je mehr sich nun der Staat in das Handeln der Gesellschaftsmitglieder einmischt, desto stärker nimmt diese zweite Art der Mannigfaltigkeit und damit das höchste gesellschaftliche Gut, so Humboldt, Schaden. Denn unter der Annahme, dass gleichförmige Ursachen auch gleichförmige Wirkungen nach sich ziehen, muss man der These zustimmen, dass das staatliche Handeln, das ja im günstigsten Fall ein Handeln nach allge-

11 »Das höchste Ideal des Zusammenexistirens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst, und um seiner selbst willen sich entwikkelte. Physische und moralische Natur würden diese Menschen schon noch an einander führen [...].« (I, 67)

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

meingültigen Gesetzen sein soll, das erreichte Maß an Mannigfaltigkeit in zunehmende Einförmigkeit transformiert. Die Gesetze des Staates behandeln nicht nur, sondern machen auch alle Menschen gleich.
Der zweite Grund, den Humboldt für seine staatstheoretische Position anführt, beruht auf der Überzeugung, dass die umfassende Entwicklung des Menschen nur dann möglich ist, wenn sie auf der Selbsttätigkeit des Individuums beruht und nicht etwa die Reaktion auf einen äußeren Einfluss darstellt. Aus dieser Überzeugung kann man sicherlich folgern, dass eine aktive Einflussnahme des Staates auf die Entwicklung seiner Bürger schlecht, wenn nicht gar unmöglich ist, da eine echte Entwicklung dieser Menschen – laut Annahme – immer nur auf der Selbsttätigkeit dieser Individuen beruhen kann. Es fällt jedoch ins Auge, dass diese Begründung eklatant über das gesteckte Ziel hinauszuschießen droht. Denn offensichtlich könnte man aus ihr auch die Behauptung ableiten, dass niemals ein Individuum an der Entwicklung eines anderen Individuums mitwirken kann. Denn ob es sich um staatliche, gesellschaftliche oder um rein individuelle Einflussnahme handelt, ist mit Blick auf diese Begründung offenkundig gleichgültig. Ihr zufolge widerspricht schlicht jede Art von Einfluss, die ein Mensch auf einen anderen nimmt, dem Gebot der individuellen Selbstentwicklung.
Ein weiterer Grund für seine libertäre Beschränkung des staatlichen Handelns auf den reinen Sicherheitsaspekt, den Humboldt anführt, lässt ihn interessanterweise in einem kommunitaristischen Licht erscheinen. Er zeigt sich nämlich nicht nur davon überzeugt, dass ein zu aktiver Staat seine Bürger und Bürgerinnen dazu verleitet, sich zu sehr auf staatliche Lenkung und politische Fürsorge zu verlassen. Dies kann Humboldt zufolge sogar dazu führen, dass »durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staats die Energie des Handelns überhaupt, und der moralische Charakter« der Menschen Schaden nimmt. (I, 74) Darüber hinaus vertritt er vielmehr auch die Ansicht, dass ein aktiver Staat die Menschen vom Staat, aber auch von ihren Mitmenschen entfremdet. Aus der ursprünglichen Gemeinschaft wird eine anonyme Gesellschaft. Und dies ist eine Wandlung, die laut Humboldt verheerende sozialpsychologische Konsequenzen nach sich zieht:

> Nicht minder sichtbar ist jener nachtheilige Einfluss in dem Betragen der Bürger gegen einander. Wie jeder sich selbst auf die sorgende Hülfe des Staats verlässt, so und noch weit mehr übergiebt er ihr das Schiksal seines Mitbürgers. Diess aber schwächt die Theilnahme, und macht zu gegenseitiger Hülfsleistung träger. [...] Wo aber der Bürger kälter ist gegen den Bürger, da ist es auch der Gatte gegen den Gatten, der Hausvater gegen die Familie. (I, 75)

Humboldt schließt an diese Überlegung den Gedanken an, dass die Bürger eines aktiven Staats auch noch in einer weiteren Hinsicht schlechter dastehen als die Bürger eines Staats, der sich auf seine Sicherheitsfunktion konzen-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

triert. Denn insofern aktive Staaten eine paralysierende Wirkung auf die Selbsttätigkeit und damit auf die freie Entfaltung ihrer Bürger und Bürgerinnen ausüben, aber zugleich nicht mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit vermeiden können, dass einzelne Menschen gleichwohl in private Notlagen geraten, ergeht es diesen Menschen schlechter als den notleidenden Menschen eines libertären Staats. Die Bürger und Bürgerinnen eines zurückhaltenden Staats seien nämlich daran gewöhnt und darauf eingestellt, sich aus eigener Kraft gegen ihr Unglück zu wehren.
Es dürfte unschwer zu erkennen sein, dass diese Überlegungen Humboldts in der Tat genuin libertäres Gedankengut zum Ausdruck bringen, also die Lesart stützen, die ihn zu einem vehementen Kritiker sozial- und wohlfahrtsstaatlichen Handelns macht. Trotzdem glaube ich, dass es deutliche Anhaltspunkte dafür gibt, diesem vordergründigen Anschein zu misstrauen. In den beiden nachfolgenden Abschnitten möchte ich erläutern, warum ich denke, dass Humboldt eher in dasjenige Lager von Liberalen gehört, die auf der Grundlage eines egalitären Gerechtigkeitsbegriffs staatliche, genauer gesagt staatsähnliche Eingriffe in das individuelle und gesellschaftliche Leben für geboten halten.

4. *Staat, Gesellschaft, Nationalverein*

Den nachfolgenden Überlegungen möchte ich zwei Bemerkungen vorausschicken. Zum einen müssen wir uns daran erinnern, dass die strikte konzeptuelle Trennung von Staat und Gesellschaft Folge und Frucht des liberalen Denkens ist, also nicht ohne weiteres auf solche Texte reflektiert werden kann, die vor die oder in die Frühphase der Etablierung dieses Denkens fallen. Dass Humboldts Schriften zu diesen Texten zu zählen sind, wird allein schon dadurch kenntlich, dass ihr Autor fast nie den Ausdruck ›Gesellschaft‹ verwendet. In Zusammenhängen, in denen wir heute gewöhnt sind, das Konzept der Gesellschaft als Kontrastbegriff zum Konzept des Staates zu verwenden, gebraucht Humboldt zumeist den Ausdruck ›Nation.‹
Zum anderen müssen wir uns die Tragweite des Umstands vor Augen führen, dass Humboldt selbst kein Bürger eines liberalen Staats, sondern zeitlebens Untertan des preußischen Königs war. Zwar war Preußen um die Jahrhundertwende mal mehr, mal weniger erfolgreich darum bemüht, die Lehren der Französischen Revolution und später auch die bittere Erfahrung der Niederlage gegen das napoleonische Frankreich in politische Reformen umzumünzen. Und wir wissen, dass Humboldt selbst an dieser politischen Modernisierung Preußens über viele Jahre hinweg als politischer Akteur mitgewirkt hat. Gleichwohl sollten wir darauf eingestellt sein, dass Humboldts Begriff des Staates von solchen Staatswesen geprägt ist, die er aus eigener Erfahrung

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kannte – also von hochgradig autoritären Herrschaftssystemen, die nicht nur gemäß dem Selbstverständnis ihrer – mehr oder weniger der Aufklärung zugeneigten – Oberhäupter noch absolutistische Monarchien waren.[12]
Beide Punkte warnen davor, sich zu sehr auf den unmittelbaren Sprachgebrauch Humboldts zu verlassen, bzw. davor, unsere Begriffe des Staats und der Gesellschaft zu denken, wo Humboldt die betreffenden Vokabeln benutzt (oder auch nicht benutzt). Sicherer ist es, sich den Sprachgebrauch im konkreten Verwendungszusammenhang anzuschauen. Und dieses Vorgehen wird uns zeigen, dass Humboldt der Sache nach sehr wohl sozial- und wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen das Wort redet, auch wenn ihm diese Ausdrücke natürlich noch nicht zur Verfügung stehen.
Um zuerst einmal die Behauptung zu belegen, dass Humboldt beim Stichwort *Staat* nicht in erster Linie an liberale Rechtsstaaten, sondern vor allem an autoritäre Herrschaftsinstitutionen denkt, möchte ich vor Augen führen, wie sich Humboldt, der ja in einem sehr hohen Maße in historischen Dimensionen zu denken pflegt, die Entstehung von Staaten vorstellt. Humboldt scheint insofern kein typischer Vertreter des liberalen Paradigmas, als er den Kontraktualismus als Staatstheorie, durch den viele Liberale ihre Argumentation unterfüttern, zurückweist. Jedenfalls hält er zumindest im Rahmen seiner sprachphilosophischen Überlegungen nichts von einem fiktiven, bzw. »eingebildeten Naturstande« (III, 197). Seine Vorstellungen über den wahrhaften Ursprung politischer Gewalt bringt er in seinen *Ideen über die Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt*, die aus dem Jahr 1791 stammend als eine Vorstudie zum Grünen Buch gilt, präzise zum Ausdruck:

> Die erste Herrschaft schuf das Bedürfniss. Man gehorchte nie länger, als man entweder den Herrscher nicht entbehren, oder ihm nicht widerstehen konnte. Diess ist die Geschichte aller, auch der blühendsten alten Staaten. Eine dringende Gefahr nöthigte die Nation einem Herrscher zu gehorchen. War die Gefahr vorüber, so strebte sie das Joch abzuschütteln. Allein oft hatte sich der Herrscher zu sehr festgesetzt, ihr Ringen war vergebens.« (I, 38)

Die real existierenden Staaten, so lässt sich verallgemeinernd sagen, sind in den Augen Humboldts in aller Regel Herrschaftsinstitutionen bzw. ein Joch, das die Beherrschten nach einer vorübergegangenen Phase, in der sie sich aus Sicherheitserwägungen freiwillig der Herrschaft unterworfen haben, allzu gern wieder loswerden wollten, aber oft genug nicht loswerden konnten.

12 Womit natürlich nicht bestritten sein soll, dass Humboldt das nachrevolutionäre Frankreich als mögliches Modell einer neuen Staatsform vor Augen stand. Über Humboldts Bemühen, sich über den Verlauf und die Folgen der Französischen Revolution aufzuklären, siehe etwa Gottfried Eisermann: Wilhelm von Humboldt, Clausewitz und der Staat. In: Der Staat. 34 (1995), S. 199-220.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ein umfassenderes und insofern aufschlussreicheres Bild von Humboldts politischer Theorie erhalten wir, wenn wir diese These vom Ursprung der ersten Herrschaft zusätzlich mit der nachfolgenden Gegenüberstellung von Staats- und Nationalanstalten in Verbindung setzen. Diese Gegenüberstellung, die sich wiederum im Grünen Buch findet, macht deutlich, dass Humboldt nicht prinzipiell die Rechtmäßigkeit institutionalisierter Eingriffe in das individuelle und gesellschaftliche Leben bestreitet. Die entscheidenden Fragen sind vielmehr, welche Arten von Institutionen diese Eingriffe vornehmen sollten und welchen politischen Status wir diesen Institutionen zusprechen können:

> Jede Erreichung eines grossen Endzweks erfordert Einheit der Anordnung. Das ist gewiss. Ebenso auch jede Verhütung oder Abwehrung grosser Unglüksfälle, Hungersnoth, Ueberschwemmungen u.s.f. Allein diese Einheit lässt sich auch durch Nationalanstalten, nicht bloss durch Staatsanstalten hervorbringen. Einzelnen Theilen der Nation, und ihr selbst im Ganzen muss nur Freiheit gegeben werden, sich durch Verträge zu verbinden. (I, 92)

Es ist unschwer zu erkennen, dass Humboldt hier nicht nur staatliche Institutionen von solchen unterscheidet, die wir heutzutage zum Bereich der Zivilgesellschaft rechnen würden und deren Entwicklung in der Realität der zurückliegenden zwei Jahrhunderte beträchtlich zur Konsolidierung liberaler Demokratien beigetragen hat.[13] Interessanter noch ist der Umstand, dass er die Nationalanstalten, die er an anderer Stelle auch National- oder Bürgervereine nennt, mit einem Charakteristikum belegt, das wir in der liberalen Tradition ansonsten als die prägende Eigenschaft des liberalen Rechtsstaats kennen. Dabei habe ich den Umstand im Auge, dass Humboldt, der wie gesehen den Kontraktualismus *als Staatstheorie* verwirft, mit Blick auf die Nationalanstalten von Verträgen spricht. Wenn wir zu dieser Behauptung die oben getroffene Feststellung hinzunehmen, dass Humboldt beim Konzept des Staates in erster Linie an die überkommenen Monarchien seiner Gegenwart denkt, dann können wir die Folgerung wagen, dass das, was wir unter liberalen Staaten verstehen, mit Humboldts Nationalanstalten sehr große Ähnlichkeiten aufweist. Und diesen Staaten bzw. staatsähnlichen Institutionen mag auch Humboldt das Recht, wenn nicht gar die Pflicht zusprechen, sich aktiv in die Situation der gesellschaftlich verbundenen Individuen einzumischen.

Meine Behauptung ist also, dass wir das, was Humboldt in seinem Grünen Buch einen Staat nennt, heute gar nicht mehr aus eigener Anschauung kennen; nämlich eine autoritäre bzw. absolutistische Monarchie; und dass das, was wir

13 Siehe hierzu Clemens Menze: Humanität als Prinzip des Staates bei Wilhelm von Humboldt, Perspektiven der Philosophie. In: Neues Jahrbuch 12 (1986), S. 249-260 und ders.: Nation und Staat bei Wilhelm von Humboldt. In: Pädagogische Rundschau 52 (1998), S. 137-150.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

unter einem liberalen Staat verstehen, unter Humboldts Konzept der Nationalanstalt fällt.[14] Diese Behauptung lässt sich stützen, wenn man sich vor Augen führt, wie Humboldt zwischen nationalen und staatlichen Anstalten unterscheidet. Im direkten Anschluss an die zuletzt zitierte Passage schreibt er hierzu:

> Es bleibt immer ein unläugbar wichtiger Unterschied zwischen einer Nationalanstalt und einer Staatseinrichtung. Jene hat nur eine mittelbare, diese eine unmittelbare Gewalt. Bei jener ist daher mehr Freiheit im Eingehen, Trennen, und Modificiren der Verbindung. (I, 92)

Staaten verfügen über eine unmittelbare Gewalt, die den von Humboldt charakterisierten Nationalvereinen nicht zukommt. Diese Anstalten verfügen nur über eine mittelbare Gewalt. Was möchte Humboldt damit sagen? Die Antwort muss aus dem Hinweis hervorgehen, dass im Fall einer Nationalanstalt mehr Freiheit im Eingehen, Trennen und Modifizieren der Verbindung besteht, *weil* der Verein keine unmittelbare, sondern nur eine mittelbare Gewalt innehat. Im Fall einer Staatseinrichtung, so folgt daraus, ist diese Freiheit in einem geringeren Ausmaß, wenn überhaupt, gegeben. Die unmittelbare Gewalt des Staates scheint daher unter anderem in dem Recht zu bestehen, darüber zu entscheiden, welche Menschen zum Staat gehören, welche Menschen den Staat verlassen dürfen oder müssen und welche Änderungen in der staatlichen Grundordnung vorzunehmen sind. Und wenn ich Humboldt in diesem Zusammenhang richtig verstehe, hat er der Sache die absolutistische Theorie von der allumfassenden Souveränität des Staatsoberhaupts im Auge, wie sie von allem von Jean Bodin entwickelt und noch von Thomas Hobbes vertreten wurde.

Die Nationalvereine haben eine nur mittelbare Gewalt. Vor dem Hintergrund des zurückliegenden Absatzes muss damit wohl gemeint sein, dass in diesem Fall die beteiligten Individuen selbst entscheiden, wer der Vereinigung beitritt, wer aus ihr austreten darf oder muss und wie die Grundordnung des Vereins zu verändern ist. Und wenn meine These zutrifft, dass ein liberaler Staat in unserem modernen Sinn der Wendung eher Humboldts Nationalvereinen als seinen »Staaten« ähnelt, dass diese Nationalvereine dem zufolge als politische Institutionen zu beschreiben sind, dann liegt es nahe, auf das Konzept der Volkssouveränität zu verweisen. Ein politischer Verbund namens Nationalverein hat so gesehen darum eine nur mittelbare Gewalt, weil die unmittelbare souveräne Gewalt vom Volk, sprich von den Vereinsmitgliedern ausgeht.

14 Damit ist nicht behauptet, dass alle Nationalanstalten, die Humboldt im Auge haben mag, staatsähnliche Institutionen sind.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Diese Lesart bekommt weiteren Rückhalt, wenn Humboldt wieder im direkten Anschluss an die zuletzt zitierte Passage die folgende genealogische Spekulation anknüpft:

> Anfangs sind höchst wahrscheinlich alle Staatsverbindungen nichts, als dergleichen Nationenvereine gewesen. Allein hier zeigt eben die Erfahrung die verderblichen Folgen, wenn die Absicht Sicherheit zu erhalten, und andre Endzwekke zu erreichen mit einander verbunden wird. Wer dieses Geschäft besorgen soll, muss, um der Sicherheit willen, absolute Gewalt besitzen. Diese dehnt er nun aber auch auf das Uebrige aus, und je mehr sich die Einrichtung von ihrer Entstehung entfernt, desto mehr wächst die Macht, und desto mehr verschwindet die Erinnerung des Grundvertrags. Eine Anstalt *im* Staat hingegen hat nur Gewalt, insofern sie diesen Vertrag und sein Ansehen erhält. (I, 92f.)

Staaten gehen also aus Nationalvereinen hervor und werden genau dadurch zu Staaten, dass sie dem ursprünglichen Anliegen, Sicherheit und nur Sicherheit für die Beteiligten zu schaffen, weitere Anliegen hinzufügen, wobei sie der Gesamtheit dieser Anliegen nur noch unter Inanspruchnahme einer unmittelbaren Gewalt nachkommen können. Zusammengenommen ergibt sich damit das folgende Bild. In ihrem Ursprung, von dem wir bereits erfahren haben, dass er immer aus der Not der betroffenen Menschen geboren ist, sich aus Sicherheitsgründen einen vorübergehenden Herrscher zu verleihen, sind vermutlich alle politischen Vereinigungen Nationalvereine gewesen. Definierend für diese Vereine sind die Freiwilligkeit des Zusammenschlusses, die Möglichkeit einer Modifikation und einer Auflösung des Verbunds. Insofern jedes beteiligte Individuum das Recht behält, den Verein zu modifizieren und an einer Auflösung mitzuwirken, ist der ursprüngliche Nationalverein nur mit einer mittelbaren Gewalt ausgestattet. Die unmittelbare Gewalt liegt in den Händen der Beteiligten.

Aus solchen Vereinen werden Humboldt zufolge dann Staaten im engeren Sinn des Wortes, wenn die Vereinigten ihren Herrscher nicht mehr abschütteln können oder wenn zu der ursprünglichen Sicherheitsabsicht weitere Zwecksetzungen der Vereinigung hinzutreten. Im Zuge dieser Entwicklung erlangen die Regierenden nicht nur mittelbare, sondern auch unmittelbare Gewalt. Aus dem Vereinsvorsitzenden wird ein Monarch. Die Macht der politischen Elite wächst und die Erinnerung an den Vertrag sowie der Respekt vor den Vertragsinhalten schwinden. Der Freiheitsspielraum der einzelnen Untertanen, so muss man wohl ergänzen, wird enger und enger. Die Bildung der Menschen droht folglich zu ersticken.[15]

15 In den Ideen über Staatsverfassung beschreibt Humboldt einen Teil dieser Entwicklung so: »Die Eifersucht der Regenten auf die Macht der Vasallen schuf diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volk, und endlich gelang es ihm, sie zu unterdrükken. Statt dass nun ehenmals doch Ein Stand Dépot der Freiheit gewesen war, war jezt alles Sklave. Der Adel

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vor diesem Hintergrund fordert Humboldt also offensichtlich, dass die bestehenden Staaten seiner Zeit, die in ferner Vergangenheit aus Nationalvereinen hervorgegangen sind, wieder auf die ursprünglich in die Vereinigung gesetzte Zielsetzung zurechtgestutzt werden: Sicherheit. Dabei verschleiert eine sprachliche Paradoxie einen enorm wichtigen Punkt. Staaten, so Humboldts These, gehen aus Nationalvereinen hervor, die um der Sicherheit der Beteiligten willen gegründet wurden, und sollen sich als gereifte Staaten jetzt wieder auf die Zweckbestimmung ihres Anfangs reduzieren lassen. Streng genommen heißt dies aber nichts anderes, als dass die Staaten, die Humboldt im Auge hat, von der Bildfläche verschwinden sollen, um das Feld den Nationalvereinen zu überlassen. Denn wenn der Staat nur Sicherheit bieten soll, Nationalvereine aber in der Vergangenheit schon bewiesen haben, dass sie diese Leistung ebenfalls erbringen können, dann brauchen wir keinen Staat. Wir brauchen nur einen Verein, der Recht setzt und geltendes Recht überwacht. In einer anderen Terminologie gefasst, will Humboldt seinen Zeitgenossen also sagen, dass das Ende der absoluten Monarchie gekommen ist und es so langsam an der Zeit ist, mehr Demokratie zu wagen.[16]

5. *Humboldts politische Theorie: die andere Sicht*

Im zurückliegenden Abschnitt habe ich zu zeigen versucht, dass man mit Blick auf die Frage, ob Humboldt eine gemäßigt liberale oder aber eine radikal libertäre Theorie vertritt, eher seine Ausführungen zu den Nationalanstalten und weniger seine offizielle Staatstheorie ins Auge fassen muss. Damit ist freilich noch nicht entschieden, wo Humboldt politisch steht. Denn auch im Fall der Nationalanstalten ist zu fragen, wo die legitimen Grenzen ihrer Wirksamkeit verlaufen. Aber es liegt auf der Hand, dass Humboldts Antwort auf diese Frage weitaus großzügiger ausfällt, als es mit Blick auf die Grenzen der Staatstätigkeit der Fall ist.

Wie großzügig diese Antwort ausfällt, wird in einem ersten Schritt annähernd deutlich, indem wir uns anhand einer Textpassage, die ansatzweise schon ein-

verband sich mit dem Regenten, das Volk zu unterdrükken, und von hier aus hebt die Verderblichkeit des Adels an, der immer nur ein nothwendiges Uebel war, und jezt ein überflüssiges geworden ist. Seitdem diente nun alles den Absichten des Regenten allein.« (I, 39)

16 Dieses Mehr an Demokratie würde Humboldt zufolge wahrscheinlich nicht unmittelbar zu einem demokratischen Gemeinwesen führen, sondern den Übergang von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie auslösen. Insofern streitet Humboldt nicht direkt für die Demokratie, sondern für eine zunehmende Demokratisierung des Gemeinwesens, also dafür, dass eine zunehmend größere Zahl von Menschen am politischen Entscheidungsprozess beteiligt wird. Der Schlussteil seines Grünen Buchs, in dem Humboldt betont, dass seine politischen Ideale nur im Zuge langfristiger Entwicklungsprozesse realisierbar sind, legt jedoch die Annahme nah, dass er für die fernere Zukunft durchaus eine demokratische Regierungsform anvisiert.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mal zitiert wurde, von Humboldt die verschiedenen Tätigkeiten vor Augen führen lassen, die die Staaten seiner Zeit an den Tag legten:

> Ich rede daher hier von dem ganzen Bemühen des Staats, den positiven Wohlstand der Nation zu erhöhen, von aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes, den Unterhalt der Einwohner, theils geradezu durch Armenanstalten, theils mittelbar durch Beförderung des Akkerbaues, der Indüstrie und des Handels, von allen Finanz- und Münzoperationen, Ein- und AusfuhrVerboten u.s.f. (insofern sie diesen Zwek haben), endlich allen Veranstaltungen zu Verhütung oder Herstellung von Beschädigungen durch die Natur, kurz von jeder Einrichtung des Staats, welche das physische Wohl der Nation zu erhalten, oder zu befördern die Absicht hat. (I, 71)

Hardy Bouillion, dessen Interpretation zufolge Humboldt tatsächlich den libertären Standpunkt vertritt, übersetzt diese Passage treffend in den folgenden, zeitgenössisch formulierten Katalog von Staatsaktivitäten: »Sozialhilfe, Subvention, Geldmengensteuerung, Marktregulierung, Handelsbeschränkungen und ökologische Interventionen.«[17] Einem Anhänger der libertären Position wird angst und bange.

Von all diesen Tätigkeiten will Humboldt diejenige Institution, die er in seinem Grünen Buch Staat nennt, abbringen. Aber jetzt, da wir wissen, was es mit dieser Institution auf sich hat und weshalb wir uns Humboldts Konzept der Nationalanstalt vor Augen führen müssen, wenn wir seine Ansicht über den legitimen Wirkungskreis liberaler Politik klären wollen, können wir sehen, dass aus seinen rekapitulierten Überlegungen keine prinzipiellen Einwände dagegen hervorgehen, diesen Katalog von Tätigkeiten von einer staatlichen bzw. staatsähnlichen Institution abarbeiten zu lassen. Und wenn dem so ist, vertritt er mit Blick auf diese Institution offenbar eine Position, die im diametralen Gegensatz zum libertären Pol des liberalen Spektrums liegt.

Dass Humboldt tatsächlich an diesem Pol des liberalen Spektrums zu verorten ist, der sich durch einen tendenziell egalitären Standpunkt in der Auseinandersetzung um die Auslegung des Begriffs der sozialen Gerechtigkeit auszeichnet, möchte ich abschließend durch zwei weitere Zitate und eine Schlussüberlegung zu Humboldts bildungspolitischem Standpunkt demonstrieren.

Was zuerst die egalitäre Ausrichtung von Humboldt anbelangt, ist die folgende Notiz aus seinem Reisetagebuch aufschlussreich, die er 1789 auf seiner Studienreise durch das revolutionäre Frankreich im unmittelbaren Anschluss an einen Besuch in einem Waisenhaus verfasste:

17 Hardy Bouillon: Freiheit, Liberalismus und Wohlfahrtsstaat. Eine analytische Untersuchung zur individuellen Freiheit im Klassischen Liberalismus und im Wohlfahrtsstaat, Baden-Baden 1997, S. 21.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> Alle laster entspringen beinah aus dem misverhältniss der armut gegen den reichthum. In einem lande, worin durchaus ein allgemeiner wohlstand herrschte, würde es wenig oder gar keine verbrechen geben. Darum ist kein theil der staatsverwaltung so wichtig, als der, welcher für die physischen bedürfnisse der unterthanen sorgt.[18]

Und in einem Aufsatz aus dem Jahr 1790, der heute unter dem Titel *Über Religion und Gesetzgebung* bekannt ist, ebenfalls als Vorstudie zum Grünen Buch gilt und wie die soeben zitierte Notiz die folgenreiche Unterscheidung zwischen staatlichen und nationalen Einrichtungen noch nicht trifft, schreibt Humboldt:

> Stellt sich der Gesetzgeber in den Gesichtspunkt, den ich ihm hier zu bestimmen versucht habe – und er muss sich in ihn stellen, wenn er nicht hinter den Fortschritten der Philosophie und der Aufklärung seines Zeitalters zurükbleiben will – so wird sein Unternehmen auf der einen Seite erhabner und belohnender, auf der andren aber auch mit unendlich mehr Schwierigkeiten verknüpft. Er muss jezt nicht bloss einen Staat bilden, in dem Gerechtigkeit die Geseze aufrecht erhält, Fürsorge die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens verschaft, Wachsamkeit vor äussren Angriffen sichert; sondern einen Staat, in dem es dem Bürger möglich bleibt, auch Mensch zu sein, das heisst, seine ganze Bestimmung als Mensch vollkommen zu erfüllen; muss ihm selbst zur Erreichung dieses erhabnen Zweks durch alle Mittel behüflich sein, die ihm zu Gebote stehn. [..] Nicht als sollte er [der Gesetzgeber] Erzieher seines Volks sein, nein vielmehr gerade in der Absicht um keine Einrichtung zu treffen, kein Mittel zu wählen, wobei die Freiheit der eignen, sich selbst gelassnen Bildung leide; und doch auch auf der andren Seite nichts unbenutz zu lassen, wodurch er im Stande ist, sie zu befördern. (I, 7f.)

Ich denke, diese Zeilen sprechen für sich. Von einem libertären Minimal- bzw. Nachtwächterstaat ist hier ganz offensichtlich nicht die Rede. Man mag einwenden, dass Humboldt ja auch in den rund zwei Jahren, die zwischen diesen Zeilen und dem Abschluss des Grünen Buchs liegen, erst den libertären Standpunkt für sich entdeckt haben könnte.[19] Doch dieser Einwand klingt nicht sehr plausibel. Humboldt hat seine Theorien im Laufe seines Lebens zwar oft entfaltet, aber selten im Grundsatz verändert.
Dass sich dieses Bild auch dann nicht ändert, wenn man statt des jungen den ganzen Humboldt in Augenschein nimmt, mag die folgende Betrachtung zeigen. Arnold Labrie hat, wie mir scheint, zutreffend bemerkt:

> [...] dass Humboldt das Ideal der Aufklärung gewissermaßen radikalisiert hat, denn das soziale Streben der meisten Aufklärer bezweckte nur die Annäherung zwischen Adel und höherem Bürgerstand. Dabei wurde eine scharfe Trennungslinie

18 Wilhelm von Humboldt: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903-1936, Bd. 14, S. 129.
19 Zum Titel und zur Datierung der Religionsschrift siehe Humboldt: Werke, V, 289-93.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zwischen diesen beiden Gruppen einerseits und dem Volk andererseits gezogen. Man könnte in diesem Zusammenhang zum Beispiel auf die Bemühungen Basedows und der sogenannten Philantropisten hinweisen. Nach der Auffassung dieses Kreises dient die Volksaufklärung doch vor allem dem Zweck, die niederen Stände zur Zufriedenheit mit ihrem von Gott gewollten Rang zu stimmen und sie zu nützlichen und gehorsamen Untertaten zu erziehen. Die Freiheit zur persönlichen Bildung gehört zum Privileg der höheren Stände; für das Volk gilt das Gebot der Industriosität.

Den Kern von Humboldts Radikalisierung bringt Labrie im direkten Anschluss wie folgt auf den Punkt:

> Das Bildungsideal Humboldts durchbricht hingegen die soziale Scheidemauer der Ständegesellschaft. Die Geburt als soziales Strukturprinzip verliert im Lichte seiner Bildungsphilosophie ihre Bedeutung. [...] Sein Bildungsideal ist nicht auf einen bestimmten Stand zugeschnitten, sondern hat universelle Bedeutung.[20]

Wir wissen, dass Humboldt dieses Ideal in seiner Zeit als aktiver Politiker Preußens in die Tat umzusetzen versucht hat. Wie gut das ihm und wie gut es uns gelungen ist, bleibe an dieser Stelle dahingestellt. Tatsache ist, dass Humboldt zwar demjenigen Staat, von dem er im Grünen Buch handelt, jeden Einfluss auf die Bildung, auch auf die schulische, universitäre und auf die berufliche Ausbildung abspricht, aber als Staatsmann gediegene Bildungspolitik betreibt. Ich glaube nicht, dass dies eine Inkonsistenz zwischen seinem Denken und seinem Handeln offenbart. Denn Politik darf in Humboldts Augen aktiv die Rahmenbedingungen für die Bildung der Menschen gestalten. Und Politik soll in seinen Augen für egalitäre Rahmenbedingungen sorgen. Wichtig ist nach dem Dafürhalten Humboldts lediglich, dass diese Politik eben in den richtigen Händen liegt. Mit libertärem Denken ist diese Position unvereinbar.

Literatur

Borsche, Tilman: Wilhelm von Humboldt, München 1990.

Bouillon, Hardy: Freiheit, Liberalismus und Wohlfahrtsstaat. Eine analytische Untersuchung zur individuellen Freiheit im Klassischen Liberalismus und im Wohlfahrtsstaat, Baden-Baden 1997.

Eisermann, Gottfried: Wilhelm von Humboldt, Clausewitz und der Staat. In: Der Staat. Zeitschrift für Staatslehre, Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte 34 (1995), S. 199-220.

20 Arnold Labrie, Das Verhältnis zwischen Bildung und Politik bei Wilhelm von Humboldt, Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 64 (1988), S. 15.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Humboldt, Wilhelm von: Werke in fünf Bänden, hrsg. von Andreas Flinter und Klaus Giel, 4., korrigierte und mit einem neuen Nachwort versehene Auflage, Darmstadt 2002.
Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903-1936.
Labrie, Arnold: Das Verhältnis zwischen Bildung und Politik bei Wilhelm von Humboldt. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 64 (1988).
Menze, Clemens: Humanität als Prinzip des Staates bei Wilhelm von Humboldt, Perspektiven der Philosophie. In: Neues Jahrbuch 12 /1986, S. 249-260.
Menze, Clemens: Nation und Staat bei Wilhelm von Humboldt, Pädagogische Rundschau 52 (1998), S. 137-150.
Mill, John Stuart: On Liberty, hrsg. von Gertrude Himmelfarb, London u.a. 1974.
Nozick, Robert: Anarchy, State, and Utopia, Oxford und Cambridge 1974.
Ostermann, Rainer: Die Freiheit des Individuums: Eine Rekonstruktion der Gesellschaftstheorie Wilhelm von Humboldts, Frankfurt und New York 1993.
Petersen, Jens: Wilhelm von Humboldts Rechtsphilosophie, Berlin / New York 2007.
Rawls, John: Political Liberalism, New York 1993.
Rawls, John: A Theory of Justice, Cambridge 1971
Rousseau, Jean-Jacques: Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts, hrsg. von Hans Brockard, Stuttgart 1977.
Schulz Christian: Das Minimalstaatskonzept Wilhelm von Humboldts, München/ Ravensburg 2007.
Spitta, Dietrich: Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts, Berlin 2004.
Valls, Andrew: Self-Development and the Liberal State: The Cases of John Stuart Mill and Wilhelm von Humboldt. In: The Review of Politics 61 (1999), S. 251-274.
Vogel, Ursula: Liberty is Beautiful: Von Humboldt's Gift to Liberalism, History of Political Thought, Vol. 3, 1982, S. 77-101.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Knut Wolfgang Nörr

Liberales und Serviles in deutschsprachigen Texten des Frühliberalismus

1. Spekulation und Erfahrung
2. Der Frühliberalismus im deutschen Raum als Verfassungsbewegung. Lob und Kritik der Cortes-Verfassung in Rotteck/Welcker's Staats-Lexikon von 1834ff.
3. Liberales und Serviles werden »eingedeutscht«. Womit sich die Servilen keinesfalls anfreunden können:
   a) Nicht mit Geschichtsphilosophie oder Entwicklungsgesetzlichkeit
   b) Nicht mit der politisch-staatsbürgerlichen Bildungsidee
   c) Nicht mit der Transformation des Substrats des Staatsverbands (»vom Untertan zum Staatsbürger«). – Das liberale Dilemma der Wahlberechtigung
   d) Nicht mit der konstitutionellen Domestizierung des monarchischen Gedankens
4. Zur Ambiguität der Bezeichnung »Servile«; der Ausdruck kommt im Laufe des 19. Jahrhunderts außer Gebrauch

1.

Als man auf dem Boden des neuzeitlichen Naturrechts begann, ein Rechts- und Sozialsystem von ausgesprochen spekulativem Charakter zu errichten, hatten die Autoren gut daran getan, die ja doch eher schemenhaft-abstrakten Deduktionen und Konklusionen mit Ergebnissen der Erfahrung und Beobachtung anzureichern, und so mit deren Hilfe das System genaugenommen erst zum Leben zu erwecken. Den Schatz der Erfahrung zu heben wurden Texte noch und noch gesammelt, Texte nämlich, die, in den Worten des Grotius, Beweise für das Naturrecht liefern würden (De iure belli ac pacis, Prolegomena, no. 40). Solche Texte stammten von prominenten Schriftstellern aus allen Perioden der Geschichte und allen Teilen der Welt. Sobald sich jedoch die rationale Synthese in die Aufforderung zur rationalen Gesetzgebung verwandelte – wir befinden uns jetzt im Zeitalter der Aufklärung – sammelte man Erfahrung in erster Linie aus Texten der eigenen Zeit und hervorgebracht von Nationen, die sich auf gleicher oder ähnlicher Entwicklungsstufe befanden.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Diese Art und Weise, über die Grenzen zu blicken und aus dem, was sich beim näheren oder ferneren Nachbarn abspielt, für die eigenen Zwecke zu lernen, wurde weder durch die Revolution noch die ihr folgenden Entwicklungen gestört, und so können wir den hohen Rang, den Erfahrung in dem geschilderten Sinne einnimmt, auch in den Gedankengängen der Vertreter des frühen Liberalismus feststellen, wobei wir uns nun, wenn wir im folgenden den deutschen Sprachraum betrachten, in der Periode zwischen den Freiheitskriegen einer- und der Revolution von 1848 andererseits, der Periode also des sogenannten Vormärz befinden.

2.

Soll der frühe Liberalismus mit einem Stichwort charakterisiert werden, dann findet man am häufigsten den Begriff der Verfassungsbewegung; und so nimmt es nicht wunder, dass auch in Deutschland die ausländischen Verfassungsurkunden jüngeren Datums mit größter Aufmerksamkeit betrachtet und dann auch teilweise nachgeahmt worden sind. Den bedeutendsten Einfluss auf die Verfassungen der deutschen Bundesstaaten, soweit sie sich solche gaben, übte bekanntlich die Charte constitutionelle von 1814 aus; suchen wir dann das nächstrangige Objekt verfassungspolitischer Neugier und Beachtung, dann stoßen wir rasch auf die spanische Verfassung von 1812, in deutschsprachigen Untersuchungen kurz die Cortes-Verfassung genannt.
Als Beispiel sei der Artikel über die Cortes in dem von v. Rotteck und Welcker herausgegebenen Staats-Lexikon genannt, einem vielbändigen, von 1834 bis 1848 erschienenen Werk, das für den Liberalismus besonders in seiner südwestdeutschen Prägung eine gewissermaßen identitätsstiftende Wirkung besaß (übrigens ohne an dem vielfach redundanten Inhalt der umfangreichen Bände Schaden zu nehmen). In dem Artikel wird die Cortes-Verfassung dem Grundsatz nach gelobt und gepriesen; immerhin muss sie sich an vier Stellen auch Bedenken und Einwände gefallen lassen. Ohne weiteres abgelehnt, wie nicht anders zu erwarten, wurde das Bekenntnis zum Weiterbestehen einer Staatsreligion, in diesem Fall der römisch-katholisch-apostolischen Religion; hierüber ließ die Verfassungsbewegung nicht mit sich reden. In den anderen Punkten konnte man geteilter Meinung sein; unser Autor – den Artikel hat v. Rotteck verfasst – wandte sich gegen das Einkammer-System, wie es die Cortes-Verfassung vorsah, und sprach sich für ein Oberhaus etwa nach englischem Vorbild als zusätzlicher Kammer aus; ferner rügte er das Verbot einer unmittelbar anschließenden Wiederwahl der alle zwei Jahre neu zu wählenden Abgeordneten; schließlich hielt er die bloß suspensive Wirkung des dem König zustehenden Vetorechts gegen Gesetzesbeschlüsse der Cortes für nicht unbedenklich.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

3.

Wie immer nun die Kritik im einzelnen lautete: in ihrer Gesamtheit wurde die Cortes-Verfassung von allen als Dokument der Errichtung einer konstitutionellen Monarchie wahrgenommen und anerkannt. Man hat aber nicht nur die Verfassungsurkunde als solche, sondern auch die sie begleitenden Umstände und Vorgänge mit Aufmerksamkeit verfolgt, und so ergab sich, dass die spanischen Bezeichnungen für die sich gegenüberstehenden politischen Richtungen der liberales und serviles in kürzester Zeit wie anderswo in der europäisch-atlantischen Welt so auch in Deutschland rezipiert und als Fremdwörter »eingedeutscht« wurden (Liberale, Servile, Liberalismus, Servilismus). Wer »liberal« ist, plädiert wenn nicht für die Republik, so doch zumindest für eine konstitutionell gebändigte Monarchie; der »Servile« hingegen verteidigt mit Händen und Füßen die alte Ordnung, also die durch keine Verfassung eingeschränkte Monarchie sowie das Privilegiensystem des herrschaftsbeteiligten Adels. Für diese politische Richtung wurde neben »Servilen« auch die Bezeichnung Absolutisten, Ultras, Illiberale, Reaktionäre, später auch Konservative gebraucht. Wie auf der Seite der Liberalen so verkörperten auch die Servilen (ausführlich handelte von ihnen beispielsweise das Konversationslexikon des Brockhaus-Verlags in der Auflage von 1832-34 unter dem Stichwort Liberalismus) und die ihnen gleichgestellten Parteiungsbezeichnungen alles andere als ein einheitliches politisches Weltbild und Organisationsprogramm des Staates; aber es lassen sich doch eine Reihe gemeinsamer Grundvorstellungen beobachten, vor allem in gemeinsamer Abwehr bestimmter liberaler Ideen und Folgerungen, mit denen man keinesfalls hätte übereinstimmen und sich anfreunden können. Von diesen Ideen und Positionen sollen im folgenden drei oder vier ausgewählt und – in aller gebotenen Kürze – näher betrachtet werden.

a.

Nicht anfreunden konnten sich die Servilen mit der geschichtsphilosophischen Unterfütterung – wenn man so sagen darf – der liberalen Verfassungsbestrebungen. Das geschichtsphilosophische Konzept des Evolutionären, das heißt einer Entwicklung, die die Menschheit auf unentrinnbare Weise von einem Zustand zum anderen, von Stufe zu Stufe führt, stellt bekanntlich ein wiederkehrendes Thema der Geistesgeschichte in verschiedenen Variationen dar; in unserem Fall handelt es sich um die aufklärerisch-idealistische Variante. Entwicklung in der Abfolge der Zeit wird als aufsteigende Bewegung, als Fortschritt betrachtet: das lehrt die Vernunft, wenn man ihr nur Gehör zu schenken bereit ist. »Das Princip der Bewegung«, um aus dem Staats-Lexikon zu zitieren, »das heißt des Fortschreitens, ist das die Menschheit von der

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gemeinen Thierwelt unterscheidende, demnach allen ihren Werth oder die Bedingung desselben enthaltende. Es ist das große Naturgesetz für unser Geschlecht, das Thema der Weltgeschichte« (Zweiter Band, S. 559). Entwicklung ist also – das klingt hier schon an – nicht nur zeitlicher Vorgang, sondern sich selbst tragende Gesetzlichkeit. Sie nimmt deterministische Züge an; an die Stelle bloßer Chronologie tritt eine Nomologie, und Kausalität und Finalität, so könnte man sagen, werden im Sinne eines Linearismus miteinander verschmolzen. Beliebt sind Vergleiche, mögen sie auch bisweilen »hinken«, mit anderen Erscheinungen der Welt und des Lebens. So entspräche das Fortschreiten der Geschichte den Altersstufen des Menschen, weil auch hier Kindheit, Jugend, Reife unausweichlich aufeinanderfolgen und das Nachfolgende aus dem Vorausgegangenen sich zwingend entwickelt. Wie in diesem Vergleich so war auch sonst die Metapher der »Stufen«, in denen sich Entwicklung vollzieht, besonders beliebt; wer würde dann nicht beispielsweise auch an die Stufentheorien der Nationalökonomen erinnert werden, die im 19. Jahrhundert der Disziplin in Deutschland weithin die Richtung vorgegeben hatten?

Von den Liberalen wurde nun das Bild politisch eingesetzt. Die höchste Stufe in der Entwicklung des Staatswesens sei erreicht, »Vernunft« habe die alten Legitimationen, die »Geschichte« verdrängt, Vernunft fordere größtmögliche Freiheit und Gleichheit, sie fordere den Rechtsstaat: Der Liberalismus, so folgerte der gleichnamige Artikel im Staats-Lexikon, von Paul Pfizer verfasst (Neunter Band, S. 729), stelle nichts anderes dar, »als der auf einer gewissen Stufe menschlicher Entwickelung nothwendige Uebergang des Naturstaats in den Rechtsstaat«. Wenn es sich um notwendige Entwicklungsgänge handelt, so können wir ergänzen, um eine notwendige Stufenfolge, dann kann dem ancien régime für seine Zeit kein Vorwurf gemacht werden, da es nur das Geschichtsgesetz nach seiner Weise und Möglichkeit erfüllt hatte; wohl aber ist die Reaktion, ist der Servilismus zu schelten, da er sich gegen das Entwicklungsgesetz selbst stemmt: auf die Dauer natürlich vergebens, kann ja das Unaufhaltsame nicht aufgehalten, das Unüberwindliche nicht überwunden werden. – Um diesen Abschnitt abzurunden und einen Eindruck von der Sprache und Diktion frühliberaler Stellungnahmen mit evolutionärer Ausrichtung zu vermitteln, sei nochmals aus dem »Brockhaus« (wie oben) zitiert: »Es ist der Strom der Zeiten selbst, welcher seine Wogen unaufhaltsam und ohne von Menschen geleitet oder gar getrieben zu werden, der Ewigkeit zurollt. Was die Menschen thun und sind, schwimmt nur als Schaum auf der unendlichen Flut, und jedes Volk durchläuft, die Machthaber mögen rudern und steuern, wie sie wollen, endlich doch alle Stationen der Bildung auf der ihm bestimmten Bahn. Auch der Liberalismus trägt dazu nur ein Geringes bei, weil er selbst nur Frucht, aber nicht Ursache der großen, in der menschlichen Natur gegründeten Bewegung ist.«

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

b.

Wenn wir vom Geschichtsgesetz gesprochen haben, wenn von Entwicklung und Fortschritt die Rede war, dann hat sich alles auf die Menschheit, auf das Menschengeschlecht als Ganzes, noch nicht auf den einzelnen Menschen bezogen. In der Theorie mag sich das Entwicklungsgesetz um den Einzelnen nicht sonderlich kümmern; sollte es sich aber in der realen Welt nicht in jedem Menschen abbilden, sollte nicht jedermann am großen Geschehen beteiligt werden? So oder ähnlich liefen die gedanklichen Fäden von unserer Geschichtsphilosophie oder -metaphysik zu den Anforderungen des Lebens und der Wirklichkeit, in die die Menschen gestellt sind. Die Aufgabe lautet, so könnte man sagen, dass jedermann in die Lage versetzt wird, das Entwicklungsgesetz gewissermaßen überhaupt erst wahrzunehmen, dann sich ihm zu fügen und es zugleich zu vollziehen, das heißt selbst fortzuschreiten und den allgemeinen Fortschritt in seinem Wirkungskreis mitzugestalten. Das alles ist aber den meisten nicht in die Wiege gelegt, sondern muss erst durch Erziehung und Bildung, oft mühsam und schleppend, erworben werden. Hier wird also das Thema der Bildung angestimmt, bekanntlich ein Grund- und Hauptthema der liberalen Bewegung, und zwar gerade auch, worauf es uns ankommt, im politischen, hochpolitischen Zusammenhang.

Es war aber dieser Zusammenhang – nicht der Gegenstand, Erziehung und Bildung, als solcher – , mit dem sich, um nun den zweiten unserer versprochenen Gesichtspunkte zu nennen, die Servilen und ihre Verwandten nicht anfreunden konnten. Nicht dass die Mächte der Vergangenheit um Erziehung und Bildung, um Schulen und Unterricht sich nicht gekümmert hätten: aber sie sorgten und förderten um des Wohls des Staates und der Regierung willen; ihnen sollten tüchtige Untertanen zur Verfügung stehen, um das Gedeihen des Staates und seiner Zwecke zu sichern. Dem Gegenstand der Bildungsbemühung wandte man sich hierbei durchaus wohlwollend zu, aber es war ein Wohlwollen aus paternalistisch-bevormundenden Quellen, ein Wohlwollen gegenüber Eingegrenzten und an der Leine zu Führenden. Auf keinen Fall sollte Bildung den Zwecken der politischen Emanzipation dienen, sollte sie dazu verhelfen, dass sich der Untertan zum Staatsbürger erhebe. So aber lautete, wie allen geläufig war, die erste und vornehmste Botschaft des Liberalismus; alles andere wie Repräsentation und konstitutionelles Staatsgefüge ergab sich dann sozusagen von selbst. Nicht zufällig hat man Bildung in diesem Sinne als »wahren« Staatszweck apostrophiert, und nicht zufällig hatte sich unser Staats-Lexikon, dem Streben nach politischer Mündigkeit wenn möglich aller Bürger zu dienen, als Ziel gewählt. Wenn moderne Historiker oder Soziologen oder Politologen, beschäftigen sie sich mit den liberalen Strömungen, bisweilen abfällig vom »Bildungsbürgertum« oder ähnlichem sprechen, dann haben sie nicht genügend gewürdigt, dass es unseren Stimmen

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

um den am politischen Leben zu beteiligenden Bürger, den Staatsbürger also oder citoyen, nicht den bourgeois gegangen ist. Die Fähigkeit zu einem solchen Staatsbürger sah man in jedermann vorhanden, freilich sei sie vielfach erst wie ein Schatz zu heben, sei ihr durch Formen und Bilden zur Wirkung erst zu verhelfen. Jedermann war zu erreichen, der Angehörige jeder Schicht und jeder »Volksclasse«, wie der Ausdruck lautete, doch ist man sich zugleich darüber im Klaren gewesen, dass zum Ziel zu gelangen nicht heute oder morgen gelingen, sondern eine sehr lange Zeit in Anspruch nehmen würde.

c.

Mit dem Thema der Bildung zum Staatsbürger haben wir uns zwanglos schon dem dritten Gesichtspunkt genähert, dem dritten Gedankenkreis der Liberalen, mit dem sich die Gegner unter keinen Umständen anfreunden konnten. Jedes politische System, jeder Staat ist an Menschen gebunden, an Menschen seines Herrschaftsbereichs, die ihn zu tragen berufen sind, die das Substrat, wie man sagen könnte, des Staates und der Staatsgewalt darstellen; doch welche Teile der Bevölkerung sind dazu bestimmt, dieses Substrat zu bilden? In der alten Ordnung hätte man auf die Stände verwiesen, auf den Fürsten, den Adel, im gewissen Umfang auf Geistlichkeit oder Klerus (und in den Städten auf das Patriziat); die übrigen Teile der Bevölkerung stellten dann bloß das Objekt der staatlichen Herrschaft dar, ein wohlwollend behandeltes Objekt vielleicht, aber ohne ihm die Möglichkeit zu eröffnen, der Rolle des Untertanen zu entkommen. Genau diesen Zustand nicht mehr zuzulassen, an die Stelle des Untertanen den Staatsbürger zu setzen, mit dem Staatsbürger der Ständezugehörigkeit die ausschlaggebende Bedeutung zu nehmen, die alten Mächte zwar nicht völlig abzulösen so doch politisch zu entmonopolisieren: so lautete nun die Botschaft der Liberalen; mit anderen Worten seien alle Glieder dem Grundsatz nach dazu berufen, das Substrat, wie wir es genannt haben, des Staatsverbands zu bilden, dem sie angehören.
Die Konsequenzen nun, die sich aus der neuen Sicht der Dinge für Staat und Regierung ergeben würden, suchten die Liberalen so wenig dramatisch wie möglich darzustellen. Gewiss forderte das Konzept des Staatsbürgers neue Einrichtungen, forderte Konstitution und Repräsentation. Aber an der Monarchie wäre grundsätzlich festzuhalten – wir kommen hierauf zurück – ; ferner konnte man der alten Ordnung konzedieren, sich unter den Verfassungsorganen einer eigenen (ersten) Kammer, zusätzlich zur Kammer der Staatsbürger, zu versichern, in der, gegebenenfalls neben Berufsständen, die altständischen Interessen vertreten wären. Das Entwicklungsgesetz – könnte man hier natürlich anfügen – , so unentrinnbar es sich darstellt, verlangt doch nicht immer dramatisch-abrupte Übergänge, verlangt keinen Verzicht auf

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Klugheit und Klugheitsregeln im Umgang mit den nun einmal gegebenen Verhältnissen.
Schwerer taten sich die Liberalen jedoch mit einer anderen Konsequenz aus ihrem politischen Credo. Denn das Konzept des Staatsbürgers, das alle Teile der Bevölkerung umfasst und keine Spaltungen nach Ständen oder Klassen zulässt, würde ein allgemeines Wahlrecht zur Wahl der Abgeordneten in die das konstitutionelle Prinzip verkörpernde (zweite) Kammer zur Folge haben. Aber wir hatten gesehen, dass der Prozess der Erziehung und Bildung zum Staatsbürger als für lange Zeit nicht abzuschließen galt, dass daher bestimmte Teile der Bevölkerung erst in Zukunft sich des vollen politischen Status eines Staatsbürgers würden erfreuen können. Hier bediente man sich nun des differenzierenden Merkmals der Selbständigkeit und versagte all den Personen die Wahlberechtigung, die sich, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, in Abhängigkeit zu anderen Personen begeben müssen, also zu »Arbeitsherren« oder zu Wohltätern, usw. Hier spielte auch die Sorge herein, dass Abhängigkeit nicht selten die Stimmkraft des Brotherrn vervielfachen würde. Um nun den Schwierigkeiten enthoben zu sein, die die Abgrenzung zwischen Selbständigkeit und Unselbständigkeit mit sich bringen könnte, wurde die Unterscheidung typisiert, und zwar in Form des Wahlzensus gemäß steuerlichen oder anderen Kriterien. Wenn dann auch der Zensus so niedrig wie möglich anzusetzen wäre, so bleibt es doch dabei, dass sich in den Augen des modernen Betrachters eine Wandlung vollzogen hat, die den Staatsbürger als citoyen unmerklich in die Nähe des bourgeois rückte (hier könnten sich nun die oben apostrophierten Historiker bestätigt fühlen), jedenfalls wiederum eine Ausgrenzung im Substrat des Staatsverbands, wenn auch anderer Art als im ancien régime, zugelassen und rechtfertigt hat.

d.

Wir hatten schon angedeutet, dass sich die Liberalen mit der Staatsform der Monarchie durchaus hatten arrangieren können, soweit sie nur konstitutionell gebändigt war; unter dieser Voraussetzung wären übrigens auch die anderen Erscheinungen der klassischen Formenlehre, also Aristokratie und Demokratie, zu akzeptieren gewesen. Die Monarchie zog man aber vor, wobei wir nicht ganz sicher sein können, ob aus Überzeugung – weil in ihr Freiheit am besten gesichert sei – oder aus politischer Klugheit – weil die Wiener Schlussakte von 1820 den Einzelstaaten das monarchische Prinzip als Grundlage der Verfassunggebung vorgeschrieben hatte. Wie dem immer sei, mit dem konstitutionellen System für unvereinbar wurden aber die alten Legimationen des Königtums gehalten sei es in der dynastisch-eigentumsrechtlichen Variante oder in der Figur des Gottesgnadentums (das zwar dem Buchstaben nach bewahrt werden konnte, in seiner Bedeutung aber nur noch die Unverantwort-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lichkeit von Rechts wegen des Monarchen ausdrücken würde). Im übrigen wäre die konstitutionelle Monarchie, stellt man nicht auf die Staatsform, sondern – etwa im Sinne Immanuel Kants – auf die Regierungsform ab, der Kategorie der Republik und nicht der des Despotismus zuzurechnen. Auch wenn unsere Liberalen nicht alles, was in den Schriften Kants zu finden war, gelesen haben mögen, hätten sie doch den Sätzen in seinem Alterswerk »Der Streit der Fakultäten« von 1798 zugestimmt, in denen die (platonische) Unterscheidung zwischen dem noumenon und dem phaenomenon herangezogen und auf unseren Gegenstand angewandt wurde; denn in Staaten, in denen noch ein Monarch herrscht, sei es dessen Pflicht, republikanisch zu regieren, das heißt »den Gesetzen analogisch«, die sich ein Volk nach allgemeinen Rechtsprinzipien selbst geben würde: mit anderen Worten, wo die respublica phaenomenon noch aussteht, hat sich doch Herrschaft am Maßstab der respublica noumenon auszurichten.

4.

Von unserem Begriffspaar – um nun zum Ausgangspunkt zurückzukehren – haben sich die »Liberalen« bis heute erhalten; der Ausdruck Servile hingegen ist im Lauf des 19. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum mehr und mehr außer Gebrauch gekommen. Einer der Gründe hierfür liegt auf der Hand: die Liberalen, die sich eine Zeit lang auch als die Constitutionellen bezeichnet haben, akzeptierten das Wort, schon weil es dem Freiheitsgedanken deutlichen Ausdruck verlieh; sich selbst als Servile zu bezeichnen, ist jedoch nur wenigen unter den Anhängern der alten Ordnung in den Sinn gekommen. Es gab aber noch einen zweiten Grund. In der Charakterisierung des Servilen kann man ein materielles und ein formelles Element unterscheiden. Im materiellen Sinn vertritt der Servile die alte, die vor-konstitutionelle politische Ordnung. Die formelle Bedeutung geht darauf zurück, dass sich die Liberalen gemäß ihrem dualistischen Verständnis der konstitutionellen Monarchie grundsätzlich zunächst als Opposition zur Regierung definiert hatten; wenn aber die Opposition von den Liberalen verkörpert wird, folgt daraus dann nicht, dass wer immer auf Seiten der Regierung steht als Serviler zu bezeichnen wäre? Jedenfalls wurde diese Gleichung vollzogen, als sich Gruppierungen unter den Liberalen für eine Beteiligung an der Regierung aussprachen, so dass es plötzlich Liberale selbst gewesen sind, die das Etikett des Servilen umgehängt bekamen. Dieses formelle Verständnis sollte, wie man sich denken kann, unserem Begriff nicht gut tun; hatte er ursprünglich eine politische Parteiung im Auge gehabt, so trat nun das polemische Moment, das natürlich immer mitenthalten war, ganz und gar in der Vordergrund. Von anderen Beispielen für diese Polemisierung sei nur noch die Vorrede zur zweiten Auflage

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

des Staatslexikons aus dem Jahr 1846 erwähnt, wo von Schlegel, Haller, Savigny (unter dem Begriff des »Historischen«) und Hegel als servilen Theoretikern die Rede war. Aber die polemische Zuspitzung hat auch das Ende des Begriffs eingeläutet; nach der Mitte des 19. Jahrhunderts finden sich immer weniger Texte, die ihn noch anführen würden. Der Begriff hat sozusagen ausgedient, und so trat er denn ab von der politischen Bühne.

Schrifttum

Immanuel Kant: Der Streit der Facultäten, zweiter Abschnitt: der Streit der philosophischen Facultät mit der juristischen. 1798

Wilhelm Traugott Krug: Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit. Leipzig 1823

Conversations-Lexicon der neuesten Zeit und Literatur, Band 2. Leipzig 1833 (Brockhaus)

Carl v. Rotteck und Carl Welcker (Hrsg.): Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands, 15 Bände + Supplemente 4 Bände. Altona 1834-48

Sekundärliteratur

Guido de Ruggiero: Geschichte des Liberalismus in Europa. München 1930

Fritz Valjavec: Die Entstehung der politischen Strömungen in Deutschland 1770-1815. München 1951

Lothar Gall: Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung. Wiesbaden 1968

Lothar Gall (Hrsg.): Liberalismus. Königstein/Ts. 1976, 3. Aufl. 1985

U. Dierse / R.K. Hočevar / H. Dräger, Liberalismus. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 5. Basel 1980, Sp. 256-272

Rudolf Vierhaus, Liberalismus. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Band 3. Stuttgart 1982, S. 741-785

Wolfgang Schieder (Hrsg.): Liberalismus in der Gesellschaft des deutschen Vormärz. Göttingen 1983

Dieter Langewiesche: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt am Main 1988

Horst Dippel: Die Bedeutung der spanischen Verfassung von 1812 für den deutschen Frühliberalismus und Frühkonstitutionalismus. In: Martin Kirsch/Pierangelo Schiera: Denken und Umsetzung des Konstitutionalismus in Deutschland und anderen europäischen Ländern in der ersten Hälfte des 19. Jh. Berlin 1999, S. 219-237

Jörn Leonhard: Liberalismus: zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters. München 2001

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Carl Heinze

Nation, Einheit, Freiheit und die eigene Geschichte. Geschichtsbilder und Geschichtskonstruktionen im Liberalismus des Vormärz

Welche Rolle spielte Geschichte und ihre Deutung in den tagespolitischen wie programmatischen Argumentationen des vormärzlichen Liberalismus? Und um welche Vergangenheit(en) ging es dabei überhaupt? Diese Fragen sind wichtig für die Vermessung liberaler Zukunftsentwürfe und für die Analyse der politischen Debatte vor 1848/49. Versteht man die Nation als kulturelle Imagination, dann führt die Beschäftigung mit Repräsentationen von Vergangenheit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber auch fast zwangsläufig zum deutschen Nationalisierungsprozess. Denn wer aus einer bestimmten Quantität eine unterscheidbare Nation machen will, wird kaum die qualifizierenden Möglichkeiten vernachlässigen, die sich durch den Erweis historischer Kontinuität und Verbundenheit ergeben können. Die deutsche Historiographieforschung ist zwar einigermaßen gründlich über die professionelle Geschichtsschreibung des vorrevolutionären Nationalismus informiert, nicht jedoch über jene geschichtspolitisch relevanten, d. h. in die Öffentlichkeit unmittelbar hineinwirkenden Vorstellungen von Geschichte. Die Analyse liberaler Periodika verspricht hier zumindest einen ersten Zugang. Dass dabei nicht die Rekonstruktion von Geschichtssystemen einzelner Historiker, Politiker oder Philosophen im Vordergrund stehen kann, sondern vielmehr gehäuft auftretende, manchmal schon zu Symbolen überhöhte Motive in den Blick geraten, ist kein Nachteil. Von Geschichtsbildern solcher Art darf angenommen werden, dass sie – teilweise gewiss verkürzt und simplifiziert – für die in der Bevölkerung vorherrschenden Vorstellungen von Nation, Einheit, Freiheit und eigener Geschichte ein bedeutendere Rolle spielten, als komplexe Gedankengebäude der intellektuellen Elite.

Die Durchsicht der Jahrgänge 1840-42 der Hallischen bzw. Deutschen Jahrbücher, der Sächsischen Vaterlandsblätter und der Deutschen Vierteljahrsschrift hat das Gedenken an die antinapoleonischen Kriege, die Erinnerung an Friedrich den Großen und die Beschäftigung mit Themen der germanischen »Vorzeit« als die häufigsten Zielpunkte liberaler Erinnerungsarbeit ausmachen können. Diese Motivkomplexe werden im Zentrum der Betrachtung stehen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

I.

Die Untersuchung von Geschichtsbildern im Kontext des vormärzlichen Liberalismus und unter dem Vorzeichen zunehmender Nationalisierung kann in prominente Forschungslinien eingebettet werden. Für die historische Erinnerungsforschung gilt Identität als »eine Sache des Bewußtseins, d. h. des Reflexivwerdens eines unbewußten Selbstbildes«, und zwar im individuellen wie im kollektiven Leben. Eine Gruppe ist dann nur in dem Maße »›Stamm‹, ›Volk‹ oder ›Nation‹ ..., wie sie sich im Rahmen solcher Begriffe versteht, vorstellt und darstellt.«[1] Damit deckt sich der Vorschlag, die Nation als »vorgestellte politische Gemeinschaft« zu verstehen, da »die Mitglieder selbst der kleinsten Nation die meisten anderen niemals kennen, ihnen begegnen oder auch nur von ihnen hören werden, aber im Kopf eines jeden die Vorstellung ihrer Gemeinschaft existiert.«[2] Für die Nation als »fiktionale Wirklichkeit«[3] ist Geschichte zentral: »Nationale Mythologien und nationale Geschichtsbilder rechtfertigen den Anspruch, eine eigene, von anderen klar unterscheidbare Nation zu sein«.[4] Damit wird deutlich: Nation und Geschichte, Nationwerdung und Geschichtsbilder gehören zusammen. Dass dies nicht nur theoretisch, sondern auch historisch gilt, zeigen einmal die Untersuchungen zum Wandel des historischen Bewusstseins und andererseits die Befunde der Nationalismusforschung. Nach Reinhart Koselleck hat sich die »Ausprägung des modernen, reflexiven Geschichtsbegriffs« sowohl in wissenschaftlichen Diskussionen wie auch im politisch-sozialen Sprachraum des Alltags ab dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und dann mit Beginn des 19. Jahrhunderts vollzogen[5] – ebenso, wie sich zu dieser Zeit »die Idee der Nation gründlich verwandelte«.[6] Der Zusammenhang wird offensichtlich, wenn man sich den argumentativen Charakter, der Geschichte zukommen kann, klar macht: »Mit Geschichtsbildern versuchen die Menschen, der Vergangenheit Sinn abzugewinnen für die eigene Gegenwart und für die Zukunft. Geschichte dient als politisches Argument, politischer Kampf wird zum Geschichtskampf.«[7] Für

1 Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und kulturelle Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, S. 130.
2 Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a. M. 1988, S. 15.
3 Philipp Sarasin: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt a. M. 2003, S. 181.
4 Dieter Langewiesche: »Nation«, »Nationalismus«, »Nationalstaat« in der europäischen Geschichte seit dem Mittelalter – Versuch einer Bilanz. In: Ders./Georg Schmidt (Hrsg.): Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg. München 2000, S. 9-30, hier: S. 21.
5 Reinhart Koselleck: Artikel Geschichte, Historie. In: Otto Brunner/Werner Conze/ders. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 2. Stuttgart 1975, S. 593-717, hier: S. 691.
6 Hagen Schulze: Das Europa der Nationen. In: Helmut Berding (Hrsg.): Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 3. Frankfurt a. M. 1996, S. 65-83, hier: S. 69.
7 Dieter Langewiesche: Nation, Nationalismus, Nationalstaat. München 2000, S. 82.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das Verständnis des deutschen Nationalisierungsprozesses interessiert dann, welche Vorstellungen von deutscher Nation in den Geschichtskämpfen des 19. Jahrhunderts entwickelt wurden. Dieter Langewiesche stellt fest, dass diese »einfache Frage ... bislang überraschend wenig untersucht worden« ist. Allenfalls für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung sei man ihr in Ansätzen nachgegangen: »Das ist aber zu wenig. Wer Nation als eine kulturelle Imagination versteht, darf nicht nur auf die Geschichtsdeutungen blicken, die von der Geschichtswissenschaft verbreitet wurden, wichtiger sind die nichtprofessionellen Geschichtsbilder in der Bevölkerung.«[8]
Will man weitverbreitete und konsensfähige Geschichtsbilder liberaler Provenienz vermittels einer Zeitschriftenanalyse freilegen, so sind die frühen 1840er Jahre in mehrfacher Hinsicht ein sinnvoller Untersuchungszeitraum. Außenpolitisch war die »orientalische Krise« bestimmendes Thema des Jahres 1840. Die französische Forderung nach dem Rhein als Frankreichs Ostgrenze trug die internationalen Entwicklungen dann als »Rheinkrise« etikettiert in die deutschen Zeitschriften. Die bereits durch die napoleonische Fremdherrschaft aufgeworfene Frage nach der Gestaltung Gesamtdeutschlands erhielt neue Aktualität und so wird die Bedeutung der »Rheinkrise« »primär [im] Durchbruch des modernen deutschen Nationalismus als Massenphänomen« gesehen.[9] Für den Liberalismus bedeutete diese Entwicklung eine Akzentverschiebung von der Forderung nach Freiheit hin zur Forderung nach Einheit und so gilt das »Grundwissen der Liberalismus-Forschung«, nämlich dass Liberalismus und Nationalismus »zumindest in der ersten Jahrhunderthälfte zusammengehörten, ohne ineinander aufzugehen«,[10] für die 1840er Jahre in besonderem Maße. Das Schlagwort »liberal« ließ zudem um 1840 noch die Integration aller Oppositionskräfte zu, die Differenzierung in radikal-demokratisch und gemäßigt-konstitutionell war erst im Entstehen begriffen. So verkörperte der »Integrationsbegriff Liberalismus« (Leonhard) durchaus noch die Hoffnung, die innergesellschaftlichen Interessenskonflikte überbrücken zu können und erst die Revolution von 1848/49 erscheint dann als

8 Ebd. Für die akademische Geschichtsschreibung vgl. die frühe Arbeit von Wolfgang Samtleben: Die Idee einer altgermanischen Volksfreiheit im vormärzlichen deutschen Liberalismus. Hamburg 1935; einer der wenigen Versuche, die Geschichtsbilder jenseits des gelehrten Diskurses beschreiben, ist: Paul Nolte: Bürgerideal, Gemeinde und Republik. »Klassischer Republikanismus« im frühen deutschen Liberalismus. In: Historische Zeitschrift 254 (1992), S. 609-656.

9 Hans-Ullrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen »Deutschen Doppelrevolution«, 1815-1845/49. München 1987, S. 399 ff.; vgl. Lorie A. Vanchena: The Rhine Crisis of 1840: ›Rheinlieder‹, German Nationalism, and the Masses. In: Nicholas Vazsonyi (Hrsg.): Searching for Common Ground. Diskurse zur deutschen Identität 1750-1871. Köln, Weimar, Wien 2000, S. 239-251.

10 Jörg Echternkamp: Erinnerung an die Freiheit. Zum Verhältnis von Frühliberalismus und Nationalismus in der Geschichtsschreibung Karl von Rottecks und Heinrich Ludens. In: Jahrbuch für Liberalismusforschung 8 (1996), S. 69-88, hier: S. 70.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wendepunkt, der den alten gesamtgesellschaftlich orientierten von einem neuen klassengebundenen Liberalismus scheidet.[11] Die relativ große Homogenität der Bewegung zu Beginn der 1840er Jahre ist für die Frage nach prävalenten Geschichtsbildern ein Vorteil. Schließlich gilt das Interesse weniger den spezifischen Unterschieden in den politischen Programmen einzelner oppositioneller Gruppierungen als vielmehr häufig kolportierten Vergangenheitsdeutungen.

Ferner sind ausgebildete Kommunikationsräume für die Begründung gemeinsamer Erinnerungen entscheidend und nach Karl W. Deutsch ist die Möglichkeit zur effektiven Kommunikation eine Bedingung dafür, Nationen überhaupt erst als solche bezeichnen zu können.[12] 1840 wurden mit dem Regierungsantritt von Friedrich Wilhelm IV. weit über Preußen hinaus große Hoffnungen verbunden. Zwar erfüllte der »Romantiker auf dem Thron« die Erwartungen nicht, dennoch waren die ersten Regierungsjahre von verhalten liberaler Stimmung geprägt. Bis ungefähr 1842 ermöglichte eine verhältnismäßig milde Zensur auch in Preußen ein kurzes Zeitfenster relativ freien publizistischen Arbeitens. So scheinen die Jahre 1840-42 geeignet um Vertreter der liberalen Periodika zu untersuchen. Mit den Hallischen Jahrbücher, 1841 in Deutsche Jahrbücher umbenannt, den Sächsischen Vaterlandsblätter und der Deutsche Vierteljahrsschrift wurden Zeitschriften aus Preußen, aus Sachsen und aus Württemberg gewählt, um der territorialen Vielfalt des vormärzlichen Deutschland einigermaßen gerecht zu werden. Wie im Folgenden gezeigt werden wird, handelt es sich zudem um wichtige Vertreter der liberalen Presse.

Die Hallischen Jahrbücher wurden 1838 von Arnold Ruge, damals Privatdozent an der Universität Halle, und Theodor Echtermayer gegründet. Zunächst erschien das Blatt im Leipziger Verlag von Otto Wigand, unterlag also der vergleichsweise milden sächsischen Zensur. Eine Kabinettsordre von 1841 forderte Ruge jedoch auf, künftig vom preußischen Halle aus verlegen zu lassen – das Blatt also unter preußische Zensur zu stellen –, andernfalls würde ein Erscheinungsverbot für Preußen erfolgen. Ruge siedelte nach Dresden über, die Hallischen Jahrbücher wurden in Preußen verboten und eine Umbenennung in Deutsche Jahrbücher fand statt. Schließlich gab Ruges offenes Bekenntnis zur Demokratie im berühmten Artikel »Die Selbstkritik des Libe-

11 Jörn Leonhard: Semantische Deplazierung und Entwertung. Deutsche Deutungen von liberal und Liberalismus nach 1850 im europäischen Vergleich. In: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), S. 5-39, hier: S. 25. Vgl. Wolfgang Schieder: Probleme einer Sozialgeschichte des frühen Liberalismus in Deutschland. In: Ders. (Hrsg.): Liberalismus in der Gesellschaft des deutschen Vormärz. Göttingen 1983, S. 9-21; Lothar Gall: Liberalismus und »bürgerliche Gesellschaft«. Zu Charakter und Entwicklung der liberalen Bewegung in Deutschland. In: Historische Zeitschrift 220 (1975), S. 324-56.

12 Karl W. Deutsch: Nationenbildung – Nationalstaat – Integration. Düsseldorf 1972, S. 44. Vgl. Christoph Cornelißen: Was heißt Erinnerungskultur? Begriffe – Methoden – Perspektiven. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 54 (2003), S. 548-563, hier: S. 557.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ralismus« 1843 den Anlass zum endgültigen Verbot und zur Beschlagnahmung der Januarausgabe durch die sächsische Polizei. Die Hallischen Jahrbücher und die Deutschen Jahrbücher erschienen werktäglich, die verkaufte Auflage lag bei etwa 5.000 Stück. Obwohl es mit 400 nur vergleichsweise wenig ständige Abnehmer gab, schreibt man dem Blatt doch eine »außerordentliche Breitenwirkung« zu, als »literarischer Tummelplatz der Junghegelianer« und quasi offizielles Organ dieser Bewegung hatte es große Bedeutung, vor allem bei der jungen Intelligenz.[13] Ein »glänzender Mitarbeiterstab«[14] – Ludwig Feuerbach, Heinrich Laube, Bruno Bauer, Karl Friedrich Köppen, Karl Neuwerck seien genannt – versuchte für eine Erneuerung der Aufklärung zu kämpfen und wandte sich gegen klassische Literatur, idealistische Philosophie, die Romantik und die Rechts- oder Althegelianer. Zum Kreis der Junghegelianer rechnet Eßbach, wer die philosophische Hegelreflexion »um die Frage nach der Verwirklichung der Philosophie« erweitert.[15] So richtete sich das Blatt schließlich immer stärker gegen die bestehende Ordnung, im Wesentlichen gegen Staat und Kirche. Die Demokratieforderung wurde aber zumindest im untersuchten Zeitraum nicht offen erhoben, wohl auch aus Rücksicht auf die Zensur.

Das seit 1839 bestehende Dresdner Wochenblatt wurde auf Betreiben des Kreises um den Leipziger Liberalen Robert Blum in die Sächsischen Vaterlandsblätter umgewandelt, die erste Ausgabe erschien November 1840. Verlagsort war bis 1842 Dresden, dann erfolgte der Umzug nach Leipzig, verbunden mit dem nun vier- statt zuvor dreimal wöchentlichen Erscheinen. Die Auflage lag nach Selbstangabe für 1845 bei 1.000 Stück. Ab 1842 verschärfte sich die Schikanierung der fortschrittlichen Presse, und Robert Blum und die Vaterlandsblätter erfuhren den Wandel von der sächsischen »Politik der kleinen Nadelstiche« hin zu offensiverer Bekämpfung: Gefängnisstrafen gegen Blum, schließlich 1845 das Verbot für Bayern, Kurhessen und Preußen und dann Ende 1845 auch die Unterdrückung in Sachsen beschreiben den Untergang des Blattes.[16] Bereits im November 1842 hatte Blum die redaktionelle Leitung an den Bruder seiner Frau, Dr. Georg Günther abgegeben. Über den heute unbekannten Günther schreibt Theodor Fontane in seinen Erinnerun-

13 Fritz Schlawe: Die junghegelische Publizistik. In: Die Welt als Geschichte 20 (1960), S. 30-50, hier: S. 32; Joachim Kirchner: Das deutsche Zeitschriftenwesen. Bd. 2: Vom Wiener Kongress bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts. Wiesbaden 1962, S. 71; Hermann Fischer: Die Hallischen Jahrbücher und die Schwaben. In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte N.F. 25 (1916), S. 558-571, hier: S. 571.

14 Ludwig Salomon: Geschichte des Deutschen Zeitungswesens. Oldenburg, Leipzig 1906, S. 492.

15 Wolfgang Eßbach: Die Junghegelianer. Soziologie einer Intellektuellengruppe. München 1988, S. 42.

16 Siegfried Schmidt: Robert Blum. Vom Leipziger Liberalen zum Märtyrer der deutschen Demokratie. Weimar 1971, S. 71; Richard Walter Franke: Zensur und Preßaufsicht in Leipzig 1830-1848. Diss. Leipzig 1930, S. 132 ff.; Salomon (wie Anm. 14), S. 398 f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gen, er sei gegenüber Blum »nicht nur der viel feinere Geist, sondern auch der viel gebildetere Mensch« gewesen, politisch hätten sie aber »denselben Strang« gezogen.[17] Man verstand sich als Sprachrohr der links-bürgerlichen Opposition und wollte formulieren »was im Volk gefühlt und gedacht wird«.[18] Mit den Themen nationale Einheit, Pressefreiheit, vormärzliche Strafprozessordnung und »konstitutioneller Fortschritt« erzielte man laut Blums Biograph Siegfried Schmidt eine »zu dieser Zeit kaum vergleichbare Breitenwirkung«.[19] Die Artikel waren kürzer als in den Hallischen Jahrbüchern und erschienen fast ausnahmslos anonym. Wenn jene mit intellektuellem Anspruch den Zugang auch zu ganz praktischen Fragen oftmals mit einer sehr eigentümlichen philosophisch-theoretischen Verklausulierung suchten, so sind demgegenüber die Vaterlandsblätter durch eine klarere Sprache und durch zielstrebigere Argumentationen gekennzeichnet. Es überrascht, dass die Vaterlandsblätter in kaum einer Untersuchung zum vormärzlichen Liberalismus erwähnt oder zitiert werden.

Die Deutsche Vierteljahrsschrift wurde 1838 von Johann Georg Cotta gegründet. Sie bediente sich eines scheinbar objektiven Stils und lehnte die Bindung an politische Interessengruppen im engeren Sinn ab. Man beteiligte sich wesentlich seltener als die beiden anderen Zeitschriften am politischen Tageskampf, natürlich vor allem, weil die Zeitschrift nur viermal jährlich in Heftform erschien. Eine Ausgabe versammelte acht bis zehn Aufsätze, diese waren mit 20-50 Seiten sehr lang, die Autoren blieben in den 1840er Jahren fast ausnahmslos ungenannt. Das Interesse lag bei politischen, wirtschaftlichen und schöngeistigen Themen und man bezeichnete sich als Zeitschrift, »welche mit den deutschen Interessen im weitesten Umfang sich beschäftigt.«[20] Im Gegensatz zu Vaterlandsblättern und Hallischen/Deutschen Jahrbüchern meinte man damit vor allem die Schaffung eines großdeutschen Bundes unter der Ägide Österreichs. Damit ist die württembergische Vierteljahrsschrift in Bezug auf nationale Einigung wesentlich zurückhaltender als die preußische bzw. sächsische Konkurrenz. Gleichwohl gab man sich fortschrittlich: Das »meiste ist noch zu thun übrig [und alles], was inzwischen geschehen, sind nur schwache Anfänge«.[21] Die Auflage lag für das Jahr 1850 bei 1.200 Stück. Die Zeitschrift bestand bis 1870 – auch, weil man sich in der Reaktionszeit ganz von progressiv-liberalen Inhalten verabschiedete.[22]

17 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreissig. Sämtliche Werke, Bd. 15. München 1967, S. 87.
18 Sächsische Vaterlandsblätter (im Folgenden: SV), Nr. 202 vom 20.12.1845, S. 53.
19 Schmidt (wie Anm. 16), S. 70.
20 Deutsche Vierteljahrsschrift (im Folgenden: DV), Heft 1 1841, S. 172.
21 DV, Heft 3 1839, S. 96.
22 Vgl. Sybille Obenaus: Literarische und politische Zeitschriften 1830-1848. Stuttgart 1986, S. 53-55; Wilmont Haacke: Die politische Zeitschrift 1665-1965. Teil C. Stuttgart 1968, S. 136-143; Kurt Koszyk: Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Berlin 1966, S. 92-94.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

II.

Zu Beginn der 1840er Jahre liegen die antinapoleonischen Kriege knapp 30 Jahre zurück. Dort, wo die Artikel und Aufsätze der liberalen Periodika namentlich gezeichnet sind, haben wir es durchgängig mit jungen Autoren zu tun, die die antinapoleonischen Kriege nicht aktiv miterlebt hatten: Arnold Ruge, Robert Blum, Theodor Echtermeyer, Karl Friedrich Köppen, Karl Neuwerck und Georg Günther sind alle zwischen 1802 und 1811 geboren. In Werken wie der »Geschichte des Lützowschen Freicorps« von Johann Eiselen konnten sie nachlesen, wie »im vorgerückten Alter« ein Angehöriger jener militärisch fast überflüssigen Reiterschar »ein lebensvolles Bild« der Kriege zu vermitteln versuchte. Dabei erfuhr die biografische Schilderung bereits normative Überformung: »Wer erinnert sich nicht, ... als er sich sagen konnte: endlich ist der Tag gekommen, der das ... deutsche Vaterland von den Ketten befreien soll ... ! Endlich ist das Heiligste ... eine Angelegenheit der Völker geworden!« Eigentlich bestellt, den stürzenden Monarchien zu alter Macht zu verhelfen, deutet man die eigene Teilnahme als Beitrag zum »Volkskrieg«. Die Generation der Kriegsteilnehmer besorgte damit die Tradierung ihrer Erinnerung selbst und legte für die Nachgeborenen die gewünschte Lesart gleich bei: »Wohl hat unsere Jugend keinen Theil an diesem erhebenden Gefühle ... ; aber sie werden nicht unempfänglich für das sein, was ihre Väter einst thaten, an der Begeisterung der Väter werden sie ... die eigene entzünden.« [23] Wie ein gelungener Transfer des »Geistes von 1813« von den Kriegsteilnehmern zu den Nachgeborenen ausgesehen haben mag, zeigt die Schilderung einer Veteranenfeier, die am Jahrestag der Schlacht von Waterloo in Jena abgehalten wurde. Nach dem Jenaer Philosophieprofessor Karl Herrmann Scheidler, ebenfalls ehemaliges Mitglied des Lützower Freikorps und »Anführer und Burgwart bei der großen Versammlung deutscher Jünglinge am Wartburgfeste«, bringt ein Student, als Vertreter der »hier versammelten Jugend«, einen Toast aus:

> »Nie war wohl deutscher Sinn wacher, nie das Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes stärker, als in den Junitagen des Jahres 1815, wo unser Volk, nachdem es erkannt, daß es nur gemeinschaftliche Feinde haben könne, dem fremden Eroberer zeigt, daß es auch zu zürnen verstehe, wenn sein Palladium: die Freiheit, angetastet würde. ... 27 Jahre sind seitdem verflossen, ... verklungen sind die Freiheits-

23 Johann Friedrich Gottfried Eiselen: Geschichte des Lützowschen Freicorps. Halle 1841, S. XI. Vgl. Gerhard Wiechmann: Freikorps Lützow: Mythos und Realität. In: Militärgeschichte (2002), Nr. 1, S. 4-9. Zu weiteren literarischen Verarbeitungen vgl. Ernst Weber: Der Krieg und die Poeten. Theodor Körners Kriegsdichtung und ihre Rezeption im Kontext des reformpolitischen Bellizismus der Befreiungskriegslyrik. In: Johannes Kunisch/Herfried Münkler (Hrsg.): Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999, S. 285-325.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gesänge der heimkehrenden Sieger – doch ein Vermächtniß ist uns geblieben, es ist des edlen Kampfes Gedächtnis, laßt frisch dies immer in uns leben, ihm heute den ersten Becher!« [24]

Wie positionierten sich die liberalen Autoren zu den antinapoleonischen Kriegen, die ihnen durch biografische Schilderungen, aber auch bereits mit normativer Intention präsentiert wurden? Interpretieren die Nachgeborenen zu Beginn der 1840er Jahre die Kriege als Teil des »recent past«, mit dem man sich noch durch ein »natürliches Wachstum« verbunden fühlte?[25] Oder gestaltet man bereits jenen »nationalen Mythos par excellence«[26] der später im Kaiserreich in den Hundertjahrfeiern der Leipziger Schlacht vom Obrigkeitsstaat der reichspatriotischen und von der Reformbewegung der freiheitlichen Implikationen wegen vergegenwärtigt werden sollte?[27]
Als sich Preußen erhoben habe, sei alles »frische Kraft, Jugendmuth und Hoffnung« gewesen.[28] Die Begeisterung des Volkes und dann die gemeinschaftliche Erhebung führte auch die süddeutschen Fürsten – »sonst unbedingte Anhänger, Bewunderer und Satelliten des Eroberers«, die es sogar zu einer »Aufgebung des allgemeinen Vaterlandes« hatten kommen lassen – wieder zurück zur vaterländischen Seite.[29] Diese Volksbegeisterung war die Zentralsonne der liberalen Aneignungsprojekte und wurde mit Vehemenz für die freiheitlichen Ziele, namentlich für die in Preußen erhobene Verfassungsforderung, eingespannt. Die Kriegsbeteiligung des Volkes wurde gewissermaßen als großzügig gewährter Beitrag für die Sache des preußischen Königs gedeutet. Diesen gelte es nun – auch im Interesse Preußens – zurückzuzahlen, denn »die wahrhafte Stärke eines Staates« beruhe auf einer »Einigung und Innigung des Gemeinwesens«. Diese gründe nicht auf »abstracter ... Concentration der Executivgewalt« sondern nur in der »Organisierung des freien Kreislaufes aller Lebenselemente«. Das Volk habe in »jenen Zeiten der Noth seinem König vertraut« und habe ihm »Gut und Blut zu Gebote gestellt, um seine Macht, um den Glanz seiner Krone wieder herzustellen«. Nun müsste aber auch »die Ehre, die Würde des Volkes dadurch anerkannt werden, daß es derselben politischen Freiheit theilhaftig würde, deren bereits die meisten übrigen deutschen Volksstämme genießen.«[30]

24 SV, Nr. 81 vom 7.7.1842, S. 328. Zur sozialen Bedeutung der Festkultur vgl. Manfred Hettling/Paul Nolte: Bürgerliche Feste als symbolische Politik im 19. Jahrhundert. In: Dies. (Hrsg.): Bürgerliche Feste. Göttingen 1993, S. 7-36.
25 Vgl. zum Modus der »biografischen Erinnerung« J. Assmann (wie Anm 1.), S. 51 f.
26 Kirstin Anne Schäfer: Die Völkerschlacht. In: Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 2. München 2001, S. 187-201, hier: S. 187.
27 Vgl. Peter Brandt: Die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 in der deutschen Geschichte. In: Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.): Geschichte und Emanzipation. Frankfurt a. M. 1999, S. 17-57.
28 DV, Heft 3 1842, S. 218.
29 SV, Nr. 2 vom 4.1.1842, S. 5.
30 Hallische Jahrbücher (im Folgenden: HalJ), Nr. 73 vom 26.3.1841, S. 290.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die nationale Begeisterung der Massen und ihr gewichtiger Anteil am militärischen Sieg gegen Napoleon wurde auch ins Feld geführt, wenn politische Gegner auseinander setzten, dass eine »starke und schlagfertige Executivgewalt« eine »unersetzliche Bedingung« für die »Sicherheit und Erhaltung des preußischen Staates« sei und dass solch eine Gewähr »constitutionelle Formen« nicht erbringen könnten.[31] In Äußerungen solcher Art sah man eine »Verläugnung des glorreichsten Momentes der preußischen Geschichte«. Man war vielmehr überzeugt:

> »Nicht eine concentrirte Herrschgewalt war es, welche Preußen aus dem Stande der tiefsten Demüthigung zu so glänzender Wiedergeburt hingeführt hat, sondern die Erweckung des deutschen Nationalgefühls und die Anregung des politischen Gemeinsinnes durch Verheißung constituirter Freiheit; – sie waren es, welche in Verbindung mit der Liebe zum König und dem Vertrauen auf sein Wort die freiwillige Erhebung des ganzen Volkes bewirkten.«

Über die Volksbegeisterung werden die antinapoleonischen Kriege hier zudem mit dem Nimbus einer nationalen »Wiedergeburt« versehen. Auch an anderer Stelle ist vom »neuerwachten politischen Leben Deutschlands« die Rede, an dessen Anfang die »Begeisterung unserer großen Jahre für das Vaterland, für die Freiheit und die Nationaleinheit« gestanden habe.[32] In der Erinnerung an die antinapoleonischen Kriege wurde aber keineswegs der »Geburtstag der Nation«, sondern eine »Wiedergeburt« gefeiert. Damit meinte man einerseits das wiedererstarkte Preußen und ließ dessen »deutsche Mission« anklingen. Preußen würde »endlich ... erst durch ... Vollendung der Staatsverfassung ... in der deutschen Nation jene Stellung und Bedeutung wiedergewinnen, welche es zur Zeit des Befreiungskrieges ... sich errungen« habe.[33] Vor allem aber wollten die Liberalen der Wiederkehr nationaler Begeisterung gedenken. Statt eines initialen Nullpunktes machten sie einen entscheidenden Sattelpunkt aus – und hielten damit die Tür weit offen für einen Bogenschlag zu einer viel länger zurückliegenden »Vorzeit« der deutschen Nationalität. Für diese Konstruktionen wurden aus dem knapp 30 Jahre zurückliegenden Zeitabschnitt griffige Figuren (die »großen Jahre«, der »Geist der Bewegung«, die »Wiedergeburt«) destilliert, die als fundierende, normative Bezugsgrößen dienten und die antinapoleonische Erhebung bereits 1840 mit den Konturen eines nationalen Mythos versahen.

31 Zit. nach ebd.
32 Deutsche Jahrbücher (im Folgenden: DJ), Nr. 60 vom 9.9.1841 (Karl Nauwerck), S. 237.
33 HalJ, Nr. 73 vom 26.3.1841, S. 291.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

III.

Das 100-jährige Thronjubiläum Friedrichs II. 1840 hatte eine wahre »Friedrich-Renaissance« ausgelöst.[34] Von J. D. E. Preuß stammt die Festrede für die offiziellen Feierlichkeiten am 1. Juni in Berlin. Dem Anlass entsprechend, wird Friedrich durchweg heroisiert: In seinen Kriegen habe er »die Bewohner einer schönen Landschaft zu unsern Brüdern gemacht« und »die Kunst der Schlachten zur Poesie erhoben«, er ist der »Philosoph«, der allem voran die »landesväterlichen Sorgen setzt, und der Freuden größeste in seinen Pflichten findet«. Nachdrücklich wird Friedrich II. für Gegenwart und Zukunft des Hauses Hohenzollern in Anspruch genommen, wenn das Jubiläum »den sämtlichen Monarchen, von Kurfürst Friedrich ... bis auf unsern Friedrich Wilhelm dargebracht« wird. Die Herrschaft der Hohenzollern sei »auf Waffenruhm, Intelligenz und Fortentwicklung gebaut« und wird als »Geschenk und ... Wohltat für die Menschheit« glorifiziert. Man wünscht ihr, dass sie »den künftigen Geschlechtern immer größer, immer unentbehrlicher ... erscheinen« solle.[35]

Eine Zukunft solcher Art hatten die Liberalen nicht im Sinn. Gleichwohl nahm man sich der Erinnerung an Friedrich II. mit großem Engagement an. So erschien in den Hallischen Jahrbüchern der Aufsatz »Zur Feier der Thronbesteigung Friedrichs II.« von Karl Friedrich Köppen. Natürlich kann Köppen nicht verschweigen, dass Friedrich »im strengsten, absolutesten Sinne Monarch« gewesen war, aber an »Friedrich's Schwächen und Menschlichkeiten« ist er nicht interessiert – diese »decke der Schleier des Jahrhunderts«. Vielmehr wird gefragt: »was ist er noch? was ist er für uns und unsere Zeit?« Indem man sich dann ganz auf Friedrich als »Heros der Aufklärung«, als »Philosoph auf dem Throne« konzentriert, kann »sein Geist, der Geist der Aufklärung, der Wissenschaft, der Philosophie, des strengen Rechts und Gesetzes« für die liberale Sache in Anspruch genommen werden. Mit ihm will man die »künstlichen Truggewebe« der Reaktion zerreißen.[36]

In den Sächsischen Vaterlandsblättern ist man kritischer, schließlich war das friderizianische Preußen gut 80 Jahre zuvor noch feindlicher Invasor. Man bemüht eben jene Beispiele, die Köppen beiseite geschoben hatte: »Auch der edelste, gewissenhafteste Regent ... kann fehlen, er kann sich von einer Leidenschaft hinreißen lassen .... Man denke nur an des großen Friedrichs Ungerechtigkeit gegen sein Kammergericht«. Gerade wegen dieser dunklen

34 Vgl. Hans Dollinger: Friedrich II. von Preußen. Sein Bild im Wandel von zwei Jahrhunderten. München 1986; Wolfgang J. Kaiser (Hrsg.): Ausstellungskatalog: Friedrich der Große. Sein Bild im Wandel der Zeiten. Frankfurt a. M. 1986.

35 Johann David Erdmann Preuß: Die historische Bedeutung des 1. Juni 1840. Berlin 1840, S. 9 ff.

36 HalJ, Nr. 150 vom 23.6.1840 (Karl Friedrich Köppen), Sp. 1197.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Flecken im strahlenden Bild der Friedrichsverehrung werde man es »sehr gerechtfertigt finden, daß die Staatsweisheit unsrer Zeit ... auf Garantien gegen eine Gewalt bedacht ist, deren kleinster Mißbrauch von den ungeheuersten Folgen« sein könne.[37] Diese beiden Passagen umreißen den Rahmen, in welchem sich der liberale Umgang mit Friedrich gestaltete: Einerseits ist er der Held der Aufklärung und Vorreiter einer neuen Zeit, andererseits aber auch der absolute König, der mit dem geforderten konstitutionellen System nur mühsam in Einklang gebracht werden konnte. Eine grundsätzliche Ablehnung der Monarchie schloss die liberale Theorie des Vormärz aber noch aus[38] und so wurde mit einiger Anstrengung Friedrich vor den liberalen Karren gespannt, wohl auch, um die Pflege seines Andenkens nicht allein den politischen Gegnern zu überlassen.

Die Beschäftigung mit Friedrich erschloss zuerst »jedem gebildeten Preußen« die »Grundlage seiner Nationalehre«.[39] Aber auch für die gesamtdeutsche Identitätsfindung wurde Friedrich zur Referenz:

> »Die nationale Bedeutung des großen Königs für ganz Deutschland scheint noch nicht ganz gewürdigt und empfunden zu werden; und der Eifer, womit in Preußen, das mit Recht stolz ist auf seinen Heros, dessen Andenken erneuert und gefeiert wird, könnte wohl gar die Angehörigen anderer deutscher Staaten zur Eifersucht und Opposition reizen, und so eines der wichtigsten Bindemittel des Nationalgeistes selbst zu einem Stein des Anstoßes, einer Veranlassung zum Zwiespalt werden. Aber sollten nicht die Preußen sich freuen, wenn das übrige Deutschland an ihrem Helden in nationalem Sinne Theil zu nehmen verlangt? Gewiß!«[40]

Um die Tauglichkeit als nationale Erinnerungsfigur zu beweisen, fühlt man sich gedrängt, populärenVorwürfen entgegen zu treten. Diese Kritik bezog sich erstens auf Friedrichs Atheismus, zweitens auf die Diskrepanz zwischen philosophischem Humanismus und praktischer Regierungstätigkeit. Es wird zuerkannt, dass Friedrichs philosophische Ansichten »nimmermehr in Einklang zu bringen sind mit den Dogmen des Christenthums« und er den Stand der Geistlichen gering schätzte. Diesen Vorwurf sucht man aber mit Verweis auf die »vielfache Mißhandlung seines Gemüths in früher Jugend« zu privatisieren. Ferner wurde auf seine Toleranz in Religionsfragen verwiesen, auch meint man, letztendlich sei er »zu besonnen und zu einsichtsvoll« gewesen, um zu wünschen, dass »sein Volk irreligiös werde«. So hält man Friedrich zugute, dass er von der Lehrerschaft Religionsunterricht verlangte, dass er seine Soldaten Abendmahl feiern ließ und Feldprediger anstellte. Schließlich

37 SV, Nr. 8 vom 19.11.1840, S. 44.
38 Vgl. Günther Birtsch: Gemäßigter Liberalismus und Grundrechte. Zur Traditionsbestimmtheit des deutschen Liberalismus von 1848/49. In: Schieder (Hrsg.) (wie Anm. 11), S. 22-38.
39 HalJ, Nr. 125 vom 25.5.1840 (Arnold Ruge), Sp. 999.
40 DV, Heft 1 1842, S. 173 f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

will man das Anti-Christliche der Figur Friedrichs II. als möglichst unbedeutend und keinesfalls wesentlich verstanden wissen. Die philosophischen Ansichten seien »ohnehin großentheils von Fremden« übernommen und könnten »für unsere Zeit in Deutschland keine besondere Bedeutung mehr ansprechen«. Es sei angemerkt, dass die Hallischen Jahrbücher weit geringere Probleme mit Friedrichs Atheismus hatte, Religion wollte Arnold Ruge nur noch als »eine Religion des Diesseits, einen Cultus der Wahrheit und der Idee, eine Religion des Geistes« anerkennen.[41]

Der Kritik am Verhältnis zwischen Friedrichs Humanismus und seinen gouvernementalen Maßnahmen ließ sich schwieriger entkräften. Der Vorhaltung, Friedrich habe die Bewegung der Aufklärung »nicht energisch und entschieden genug« befördert, ihr sogar »entgegengearbeitet«, kann noch relativ unproblematisch abgeschwächt werden, indem sie »Fanatikern der Aufklärung« zugeordnet wird und deshalb Friedrich »den wärmsten Dank und Verehrung« für sein »Princip der Duldung« verdiene. Den »Grundsatz der Gewissens- und Religionsfreiheit« habe er höher gehalten als die »Aufklärung in seinem Sinne«. Auch dass Friedrich gegenüber seinen Untergebenen »Menschenverachtung« gezeigt habe – das berühmte »Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?« und weitere Anekdoten werden aufgeführt – kann noch »auf Rechnung der Inkonsequenz und Leidenschaft« geschrieben werden, »deren kein Sterblicher sich ganz entschlägt«. Dennoch kam man nicht umhin, Friedrich einen »Autokrat, Selbstherrscher« zu nennen. Im Adel wie im Bürgertum habe er »gleicherweise nur die Organe zur Vollstreckung seines einzig gültigen Willens« gesehen und die Eroberung Schlesiens und die Teilung Polens könnten »nicht entschuldigt werden, sondern nur einigermaßen durch die Verhältnisse gemildert erscheinen«. Wie gelingt da noch eine Nutzbarmachung für liberal-nationale Ziele des 19. Jahrhunderts? Friedrich wird zunächst heroisiert als »der freieste Diener des Weltgeistes, der je gelebt und geherrscht« habe. So gefeiert, »ist und bleibt er ... seinem ganz persönlichen Wesen nach eine nationale Gestalt«. Indem man ihn dann historisiert als Kind einer »Zeit der absoluten Fürstenherrschaft«, kann gefragt werden, ob sein »Princip und System das richtige gewesen« sei. Von »drei möglichen monarchischen Systemen« habe Friedrich aber nicht den »egoistischen, sultanischen Despotismus« sondern die »aufgeklärte Selbstherrschaft« gewählt. Durch den Kontrast mit absoluten Herrschern wie Ludwig XIV. wird der Ursprung des Absolutismus über die eigene Grenze geschoben und Friedrich kann als »Herold und Repräsentant der liberalen Ideen« erscheinen. Von ihm weist dann eine direkte Linie zum gewünschten »System der politischen Freiheit und Mündigkeit«, der beschränkten Monarchie.[42] Ganz ähnlich sah man in

41 DJ, Nr. 153 vom 27.11.1841, (Arnold Ruge), S. 609.
42 DV, Heft 1 1842, S. 192-243.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Friedrich auch einen »Lehrer«, der »sein Volk zu ... Freiheit ... erziehen« wollte. Friedrich erscheint damit zwar als verehrungswürdiger, aber auch als unvollendeter Herrscher. Er habe nicht »abstracte Theorie« sondern »ein Princip für seine Unterthanen« aufstellen wollen und dadurch sei durch ihn die »Zeit des ... Gegensatzes von Theorie und Praxis« mit »Riesenschritten ihrem Ende« entgegen gegangen.[43] So gilt, wie Frank-Lothar Kroll betont hat, dass nach Friedrichs II. Tod deutlich zwischen der Persönlichkeit des Monarchen und den Einrichtungen seines Staates unterschieden wurde.[44] Friedrich selbst wird vor allem wegen seines Anteils an der Aufklärung und seiner herausragenden Persönlichkeit gewürdigt und als – preußische und deutsche – nationale Integrationsfigur genutzt.

Der friderizianische Staat besetzte innerhalb der Erfolgsgeschichte Preußens für die Liberalen nie einen Endpunkt, immer war er Teil einer in Gegenwart und Zukunft weisenden Entwicklung. Nicht das Gottesgnadentum habe »das kleine Kurfürstenthum Brandenburg zu einer der ersten Mächte Europas erwachsen« lassen. Die Hohenzollern hätten vielmehr stets die »rationellen Principien«, namentlich die »Anerkennung der Vernunftrechte, und demgemäß wirkliche Befreiung, Sicherstellung und Förderung ... des gesammten inneren und äußeren Lebens« befolgt und nur dadurch erst »solche eminente Bedeutung und Wirksamkeit« erlangen können. Indem vernünftiges Handeln zum zentralen und verbindenden Element der preußischen Vergangenheit erhoben wurde, gelang es, die Verfassungsforderung aus der Geschichte abzuleiten, anstatt sie dieser schroff entgegenstellen zu müssen. So konnte man darlegen, dass Preußen sich erst mittels einer »constituierten, allgemeinen Repräsentation des Volkes« zu einem »politischen Organismus vollende«[45] und hatte dadurch auch die Verbindung von Verfassungsforderung und ruhmvoller preußischer Geschichte gemeistert.

IV.

Die Topoi, die um die Germanen kreisten, waren bereits seit dem 15. und 16. Jahrhundert literarisch überliefert. Im Zuge der von den deutschen Humanisten umfangreich betriebenen Tacitusrezeption war auch die entscheidende Gleichsetzung von »germanisch« und »deutsch« erfolgt, die fortan die Germanen als Deutsche und damit als Vorfahren beanspruchte. Das gesteigerte Interesse des 18. Jahrhundert am Germanischen deutet auf explizite Mythen-

43 HalJ, Nr. 72 vom 25.3.1841, S. 286.
44 Frank-Lothar Kroll: Friedrich der Große als Gestalt der europäischen Geschichtskultur. In: Brunhilde Wehinger (Hrsg.): Geist und Macht. Friedrich der Große im Kontext der europäischen Kulturgeschichte. Berlin 2005, S. 185-198.
45 HalJ, Nr. 73 vom 26.3.1841, S. 290 f.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bildung hin, die aber in erster Linie einer kulturell-literarischen Erneuerungsbewegung diente und die Romantik rezipierte altdeutsche Themen vornehmlich der »deutschen Innerlichkeit« wegen.[46] Die älteste Geschichte wurde dann ab Beginn des 19. Jahrhunderts mit nationaler Intention nach Herkunft, Abstammung und Frühzeit des eigenen Volkes befragt. Aber weder ein verbindlicher Ursprungs- noch ein unikaler Gründungsmythos konnte sich etablieren.[47] Die spärlichen Belege über die Anfänge der Besiedlung Mitteleuropas standen quer zu Versuchen, den Ursprung des deutschen Volkes an konkrete Entwicklungen der germanischen Frühzeit zu binden. Hinzu kam, dass etwa Hegel erst die Synthese aus germanischem Charakter und christlichem Glauben für weltgeschichtlich bedeutend hielt und er »über die erste Periode der germanischen Völker ... im ganzen wenig zu sagen« hatte und »die Germanen nicht in ihre Wälder zurückverfolgen« wollte.[48] Liberale Historiker wie Heinrich Luden und Karl von Rotteck machten aus dem Mangel an Quellen dann »eine Tugend«, indem sie daraus einen »Beweis für die Zeitlosigkeit der deutschen Existenz« ableiteten.[49]

Trotz diverser literarischer Bearbeitungen konnte sich auch die Geschichte von Arminius/Hermann nicht als das allseits akzeptierte Epos vom Beginn etablieren. Schon 1830 hatten die Planungen zu einem Hermannsdenkmal begonnen und das Sammeln von Spenden wurde zu einem gesamtnationalen Anliegen, doch nach Klaus von See verschaffte erst die feierliche Enthüllung 1875 dem Arminius »zeitweilig eine ›identitätsstiftende‹ Rolle als Vorkämpfer der Anti-Rom-Bewegung«. Abgesehen davon wäre von ihm aber keine allzu große Integrationskraft ausgegangen, geschweige denn, dass sich ein gesamtdeutscher Gründungsmythos um ihn aufgebaut hätte.[50] In der untersuchten liberalen Publizistik fanden sich jedenfalls keine Deutungen der Hermannsschlacht als deutsches Gründungsmoment.

46 Dieter Mertens: Instrumentalisierung der »Germania« des Tacitus durch die deutschen Humanisten. In: Heinrich Beck u. a. (Hrsg.): Zur Geschichte der Gleichung »germanisch-deutsch«. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen. Berlin, New York 2004, S. 37-103; Renate Stauf: »... und die kleinen städtischen Republiken der Griechen waren gewiß nur Puppenwerke gegen die nordischen Staaten ...«. Germanenmythos und Griechenmythos als nationale Identitätsmythen bei Möser und Winckelmann. In: Winfried Woesler/Rainer Wiegels (Hrsg.): Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur. Paderborn 1999, S. 309-322; George P. Gooch: Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1964, S. 75.

47 Zur Unterscheidung vgl. Olaf Briese: Ursprungsmythen, Gründungsmythen, Genealogien. Zum Paradox des Ursprungs. In: Martin Fitzenreiter (Hrsg.): Genealogie – Realität und Fiktion von Identität. London 2005, S. 11-20.

48 Georg Lasson (Hrsg.): Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Bd. 4. Leipzig (zuerst 1930) 1944, S. 774-778.

49 Echternkamp (wie Anm. 10), S. 78; Zur Vorgeschichtsforschung: Ingo Wiwjorra: Germanenmythos und Vorgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert. In: Michael Geyer/Hartmut Lehmann (Hrsg.): Religion und Nation – Nation und Religion. Göttingen 2004, S. 367-385.

50 Klaus von See: Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen. Heidelberg 1994, S. 84.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Dennoch wurde von liberaler Seite eifrig auf die Germanen verwiesen, im Wesentlichen nach folgendem Schema: Am Beginn standen die »germanischen Tugenden«, aus der Tugendhaftigkeit leitete man einen spezifischen »Volkscharakter« ab, dieser fand seinen Ausdruck schließlich in den typischen Bildern der »germanischen Volksfreiheit«. In der »höchst merkwürdigen Mischung von Zähigkeit und Biegsamkeit, von ... Festhalten und Durchbilden des Eigenthümlichen, in der Fähigkeit sich selbst zu beschränken und alles einer Idee aufzuopfern« meinte man »die Besonderheit unseres Volkes« zu erkennen. Diese Eigenschaften seien »bei unsern Stammesverwandten durchgängig« hervorgetreten.[51] Die Betonung der deutschen/germanischen Vortrefflichkeit ging mit der Abwertung anderer Völker einher. Häufiges Ziel der Polemiken waren die romanischen Nachbarn. So findet sich in einem Text zur sächsischen Geschichte die Überzeugung, Kaiser Karl V. und der ins kaiserliche Lager wechselnde Herzog und spätere Kurfürst Moritz hätten durch das Einführen der Diplomatie den Sachsen Schaden zugefügt. Dabei gilt die »diplomatische Kunst« als »welsche Praktik«, die »schlechten Segen« gebracht habe. Und weiter: »Diplomatie ist keine deutsche Kunst – aber Biederheit und Treue eine alte deutsche Tugend«. In dieses Schema passt auch die Art und Weise, wie im Folgenden dann eine Verbindung, ja sogar ein kausaler Zusammenhang, zwischen Germanentum und Reformation konstruiert werden konnte. Dass in den Sächsischen Vaterlandsblättern dabei vor allem der »sächsische Stamm« eine exponierte Stellung einnimmt, ist nicht überraschend. So habe sich Luther »entschieden ... wiederholt gegen einen Vertrag mit ausländischen Fürsten ausgesprochen«. Die von Heinz Gollwitzer diagnostizierte »Identifikation von protestantischer und germanischer Geistesart«[52] folgt auf dem Fuß: »Die Zeit hat erwiesen, wie sehr richtig, evangelisch und deutsch auch in diesem Punkte Luthers Politik gewesen« sei.[53] Die Reformation kann dann als »Tat des germanischen Genius« (Gollwitzer)[54] gelesen werden, mit besonderer Betonung des sächsischen Anteils:

> »Der sächsische Volksstamm war im grauen Alterthume ausgezeichnet durch ureigene Kraftfülle und kühnes Freiheitsstreben. In den blutigen Kämpfen widerstand er an der Spitze seiner Fürsten am längsten Karls des Großen Eroberungsplänen, gab der deutschen Nation ihre vorzüglichsten Kaiser und erschloß, in der Reformation Luthers, der ganzen Menschheit eine Fülle von Strebkraft, Licht und Humanität.«[55]

51 DV, Heft 4 1842, S. 233 f.
52 Heinz Gollwitzer: Zum politischen Germanismus des 19. Jahrhunderts. In: Max-Planck-Institut für Geschichte (Hrsg.): Festschrift für Hermann Heimpel. Bd. 1. Göttingen 1971, S. 282-356, hier: S. 299.
53 SV, Nr. 95 vom 12.6.1841, S. 432.
54 Gollwitzer (wie Anm. 52), S. 299
55 SV, Nr. 1 vom 3.11.1840, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch die Hallischen Jahrbücher meinen, »von den Sachsen, die das germanische Wesen am ungetrübtesten bewahrt« hätten, habe die Reformation ausgehen müssen.[56]

Letztlich ging es bei Fragen nach Tugend und Wesen der herbeigeschriebenen Vorfahren um die Suche nach nationaler Identität. Man kundschaftete die Vergangenheit nach Ereignissen und Erfahrungen aus, die als Identitätsmerkmal dienen und als Bezugspunkt einer gemeinsamen Erinnerung festgehalten werden konnten. Das Ziel war, aus einer Bevölkerung ein Volk zu machen. Dafür ist das Bewusstsein über die Herkunft aus einer gemeinsamen Vergangenheit zentral.[57] Um Einheit und Zusammengehörigkeit zu beschwören, konnte dieses Volk dann exklusiv mit kollektiven Charaktereigenschaften etikettiert werden, häufig im Verbund mit ausgrenzenden und chauvinistischen Affekten. So hätten die Deutschen »etwas, was weder die Franzosen haben, noch die Engländer, überhaupt kein andres europäisches Volk ... – die Deutschen haben Gemüth.« Sie seien deshalb »das Herz von Europa, und das Herz ist ihre Hauptsache.«[58]

Das Hantieren mit der germanischen Vergangenheit entsprang zu großen Teilen dem Wunsch, der nationalen Einigung historische Hilfestellung leisten zu können. Aber durch den Topos der »gerechten« und »freiheitsliebenden« Germanen – »Ihr tiefwurzelnder Rechtssinn ist außer Frage«[59] – konnte das Studium der Geschichte auch genutzt werden, um sich auf einer weiteren Ebene behaupten zu können. Das Rechtssystem der germanischen Vorfahren wurde herbeizitiert, um die drängende Verfassungsfrage historisch angehen zu können. Dabei folgte man einem Muster, dass sich in einem Artikel aus der Deutschen Vierteljahrsschrift findet: Das »Losungswort der germanischen Völker [ist] Reform, Rückgriff auf die Urform«.[60] In Bezug auf die Rechtsprechung verstand man unter der »Urform« in der Regel die Praxis der öffentlichen Verhandlungen, die Institution der Kollegialgerichte, die Unabhängigkeit der Richter und die Einbeziehung von Geschworenen oder Schöffen. Man war überzeugt, die Vorfahren hätten »in allen und jeden Fällen nur durch ihres Gleichen« gerichtet werden können, das Gericht sei »öffentlich, unter freiem Himmel und vor versammeltem Volke« gehalten worden und die Schöffen »schöpften das Recht aus dem Volke durch Befragen desselben, und waren sohin nur Organe der öffentlichen Meinung, d. h. der Mund, wodurch diese ihr Urtheil aussprach.«[61] In der Wiedereinführung von öffentlich-mündlicher Rechtspflege und des Geschworenengerichts sah man ein wirksames Mittel

56 HalJ, Nr. 25 vom 29.1.1841 (M. Duncker), S. 100.
57 Vgl. Aleida Assmann: Arbeit am nationalen Gedächtnis. Frankfurt a. M. 1993, S. 40.; vgl. Langewiesche, (wie Anm.7), S. 54.
58 SV, Beilage zu Nr. 11 vom 26.11.1840.
59 DJ, Nr. 91 vom 16.3.1841 (Karl Nauwerck), S. 310.
60 DV, Heft 4 1842, S. 235.
61 SV, Nr. 39 vom 30.1.1841, S. 195; vgl. HalJ, Nr. 58 vom 7.9.1841, S. 231.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gegen »die Verletzung der Rechte des Bürgers durch Handlungen der Staatsgewalt.«[62] Zudem war das praktizierte römische Recht ein Dorn im Auge. Vom »Usurpator ... des römisch canonischen Rechts«, dem das altdeutsche Recht habe weichen müssen, ist die Rede und in Bezug auf jenes »wunderliche heimliche römische Recht« fragen die Vaterlandsblätter: »Wollen wir nicht einmal Deutsche werden ... und aufhören, den übergebliebenen römischen Plunder so zu vergöttern?«[63] Der ersehnte »Rückgriff auf die Urform« erscheint schließlich desto schwerer, »je gebietenderen Einfluß römisches und kanonisches Recht, lateinische Bildung und wälsche Praktiken« üben. Dementsprechend betont man auch, dass jenes »einfache Gerichtswesen, das man gerne als aus der Fremde herübergedrungen anfeinden möchte, [..] ächt deutschen Ursprungs« sei.[64]

Ganz analog versuchte man, neben dem volkstümlichen Rechtssystem auch die Idee einer freiheitlichen Verfassung als ursprünglich germanisches – und damit deutsches – Prinzip zu etablieren. So sieht Hans Boldt in den Jahren nach 1830 die Entwicklung eines »deutschen Konstitutionalismus«. Dieser habe sich »in der Absetzung von der französischen Praxis, aber auch von der bisherigen englischen Mustergültigkeit« artikuliert.[65] Für Christoph Dahlmann hatte die von ihm propagierte altdeutsche Volksfreiheit nichts mit »französischer Freiheit« und den »Tendenzen der französischen Revolution« gemein und Theodor Welcker lehnt die politischen Einrichtungen Frankreichs zwar nicht ab, betont aber, dass dabei nur »echt deutsche Freiheitsgrundsätze wieder ins Leben gerufen« worden seien.[66] In den Sächsischen Vaterlandsblättern wird gründlich erläutert, wie die Verfassung der Vorfahren ausgesehen habe:

> »Das Volk besitzt und übt nicht bloß das Recht der Gesetzgebung, sondern verwaltet und regiert auch im wesentlichen unmittelbar, indem es alle erheblichen und wichtigen Nationalangelegenheiten durch das Mittel der öffentlichen Volksversammlungen selbst erörtert, entscheidet oder ordnet, und nur die geringfügigeren der Leitung der Gauen und Ersten des Volkes, Grafen und Fürsten, anvertraut.«

Diese Fürsten seien »bald nur für ein bestimmtes einzelnes Geschäft, z. B. die Anführung des Volkes in einem bevorstehenden Feldzug, bald für gewisse Jahre« vom Volk gewählt worden. In den Volksversammlungen habe jeder wehrfähige Deutsche Sitz und Stimme gehabt und auch dem Fürst sei »bei allen Angelegenheiten, also auch in den Gesetzgebungsgegenständen und bei den Fragen über Krieg und Frieden«, nur eine Einzelstimme zugekommen. So

62 SV, Nr. 83 vom 13.05.1841, S. 277.
63 HalJ, Nr. 58 vom 7.9.1841, S. 231; SV, Nr. 17 vom 10.12.1840, S. 97.
64 DV, Heft 4 1842, S. 235; HalJ, Nr. 58 vom 7.9.1841, S. 231.
65 Hans Boldt: Deutsche Staatslehre im Vormärz. Düsseldorf 1975, S. 166 f.
66 Zit. nach Samtleben (wie Anm. 8), S. 27 u. S. 35.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kann dann ein stolzes Resümee verkündet werden: Man sehe, »daß unsere Väter ihre Verfassung schon von allem Anfange an nicht auf ein Zerrbild von Freiheit, nicht auf ein armseliges Mittelding zwischen Despotismus und freiem Bürgerthum, sondern einfach und natürlich auf reine Nationalsouveränität gegründet haben.«[67] Indem eine nationale freiheitliche Verfassung mit aktiver Teilhabe des Volkes an allen Staatsangelegenheiten als natürlich deutsches System bewiesen ist, werden die Fragen nach Nationalstaat und Regierungsform historisch erschlossen. So wurde die deutsch-germanische Geschichte zur Legitimationsinstanz einer gegenüber absolutistischem Gebaren opponierenden Haltung und zum gewichtigen Fürsprecher für eine gesetzlich reglementierte Fürstenherrschaft, wenn nicht sogar für parlamentarische Souveränität. Dabei waren die germanischen Tugenden und der germanische Sinn für gesetzmäßige Freiheit die Konstanten, die Jahrhunderte zusammenhielten und das Volk für eine freiheitliche Verfassung prädestinierten.

V.

Es konnte gezeigt werden, dass zwischen den antinapoleonischen Kriegen und ersten Bemühungen, sie zu mythologisieren, weniger als 30 Jahre lagen. Die jungen Liberalen konnten das Ereignis – auch durch die reichhaltigen Erinnerungswerke der Kriegsteilnehmer – schon ganz für ihre Zwecke gebrauchen und versahen es mit einer überschaubaren Anzahl von griffigen Etiketten: Während der »großen Jahre« führte der »Geist der Bewegung« zur »Wiedergeburt« der Nation. So erhielt die junge liberale Bewegung bereits einen eigenen Ursprungsmythos und verlieh den Zielen symbolisch überhöhte Strahlkraft bei gleichzeitiger Unabhängigkeit vom möglichen Vorbild Französische Revolution: Der Liberalismus wurde durch den Mythos der Befreiungskriege zur deutschen Nationalangelegenheit. An Friedrich II. kam man 1840 nicht vorbei – sei es, dass sein vermeintliches Genie auch den Liberalen noch ungebrochen imponierte, sei es, dass man die Pflege seines Andenkens nicht allein konservativ-monarchistischen Kreisen überlassen wollte. Wie deutlich wurde, war die Erinnerungsarbeit mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden: Die nationale Integrationsfigur musste gepflegt und gestaltet werden, ohne dabei aber zukünftigen Reformen durch Friedrichs Absolutismus Barrieren in den Weg zu legen. Die germanische Vergangenheit bot einen reichhaltigen Vorrat an wirkmächtigen Motiven. Hier fand sich Material, um integrierend und abgrenzend, legitimierend und protestierend historisch zu argumentieren. In der Verfassungsforderung kulminierten die Bestandteile des liberalen Germanenbildes: Die Mitbestimmung des Volkes galt wegen

67 SV, Nr. 38 vom 28.1.1841, S. 193-195.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

deutsch-germanischem Gerechtigkeitssinn als naheliegend und wegen der Gemeinschaftsordnung der Vorväter als natürlich.

Aber wie sind diese Ergebnisse zu bewerten? Die freigelegten Bilder und Motive haben den Blick auf die Vergangenheit gelenkt, durch ihre Einbettung in die politische Argumentation rückten dann die liberalen Ziele – und damit Zukünftiges – in den Fokus. Erfahrungsraum und Erwartungshorizont heißen bei Reinhart Koselleck die Ordnungsbegriffe, die einmal »gegenwärtige Vergangenheit« und andererseits »vergegenwärtigte Zukunft« im Jetzt der Gegenwart zusammenbringen. Nach Kosellecks Dafürhalten hat sich in der Neuzeit die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung zunehmend vergrößert und die Neuzeit lässt sich »erst als eine neue Zeit begreifen ..., seitdem sich die Erwartungen immer mehr von allen bis dahin gemachten Erfahrungen entfernt haben.«[68] Die angeführten Beispiele historischen Argumentierens könnten als Indiz für eine enge Verbindung zwischen Erfahrungsraum und Erwartungshorizont gedeutet werden, als Beleg für einen vor-neuzeitlichen Horizont der liberalen Denkungsart.[69] Aber bezeugen die Rückgriffe auf verschiedene Motive der Vergangenheit tatsächlich, dass die Liberalen ihre Ansprüche als wiederentdeckte oder weiterentwickelte Konzepte ehemals existenter Formen verstanden haben? Was ist die Haltung hinter der Forderung nach der »Erneuerung und Wiederbelebung der Urform in jeder staatlichen Beziehung«? Ist der Nachweis, dass historisch argumentiert wurde, in jedem Fall ein Beleg dafür, ob man aus der Vergangenheit tatsächlich die Ideen für die Zukunft gewann?

Unter dem Begriff »Geschichtspolitik« verstehen wir heute die Inanspruchnahme von Geschichte für Gegenwartszwecke. Geschichte wird dabei »als Waffe, als politisches Kampfmittel gegen innere und äußere Gegner eingesetzt«.[70] In einem Nachruf auf Karl von Rotteck findet sich ein bemerkenswerter Absatz, der nahe legt, dass man auch 1840 einen Begriff von der Macht der Geschichte und ihrem planvollen Einsatz hatte. Rottecks »Allgemeine Weltgeschichte« sei zwar »kein historisches Meisterwerk«, dennoch aber »ein für unsere Zeit durchaus praktisches, mächtig anregendes Buch.« Als solches könne es nämlich »dem großen Publikum den ... angemessenen Standpunkt der Beurtheilung der Geschichte« anweisen, diesen »Fleisch und Blut im Volke« werden lassen und so »den Kampf unserer Tage zu einem ... glücklichen Siege« führen.[71] Ganz ähnlich wird an anderer Stelle die »fast zur Mode

68 Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a. M. 1979, S. 351-359.

69 Diesen macht Paul Nolte noch für den süddeutschen Frühliberalismus aus: Nolte (wie Anm. 8), S. 623.

70 Edgar Wolfrum: Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung. Göttingen 2001, S. 5. Vgl. Heinrich August Winkler (Hrsg.): Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland. Göttingen 2004.

71 SV, Nr. 11 vom 26.11.1840, S. 83.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gewordne historische Forschung« thematisiert. Diese habe nicht nur »für Wissenschaft und Kunst«, sondern auch »für das politische Leben manche schöne Frucht getragen« und hätte dadurch »zur Wiedererweckung und Kräftigung deutschen Geistes und Sinnes ungemein viel beigetragen.«[72] Das Wissen um die Mechanik des Erinnerns und seiner Autorität in der Gegenwart zeigt sich auch, wenn in der Deutschen Vierteljahrsschrift, einer Anleitung gleich, Kriterien für erfolgreiche Geschichtspolitik zusammengetragen werden:

> »Ein wichtiges Förderungs- und Belebungsmittel des nationalen Geistes unter den Deutschen ist gewiß die fortdauernd genährte oder wieder aufgerichtete Erinnerung an große und ausgezeichnete Männer, solche namentlich, die eine bleibende politische-nationale Bedeutung haben, die der Gegenwart nicht zu ferne stehen, die nicht ganz dem Reich der Vergangenheit anheimgefallen sind, sondern in der Halle der Geschichte, im dankbaren und bewunderten Andenken der Gegenwart noch leben.«[73]

Belegstellen solcher Art können für die schwierige Verortung mentaler Dispositionen zwischen neuzeitlichem und vor-neuzeitlichem Geschichtsbewusstsein zumindest als Wegweiser dienen. Es ist nicht unwesentlich, wenn in Zeitschriftenbeiträgen der Einsatz von Geschichte für gegenwärtige Zwecke und zukünftige Ziele als nützlich und als legitim erachtet wird und gleichzeitig in denselben Zeitschriften Autoren im Rekurs auf Vergangenes Modelle für Gegenwart und Zukunft erschauen. Oder anders: Für Jörn Rüsen sind Überzeugen und Überreden »zwei qualitativ verschiedene Arten von Konsensbildung«.[74] Es muss zumindest in Betracht gezogen werden, dass liberale Debattenbeiträge, die sich das geschichtliche Argument zu nutze machten, zu einem guten Teil durch historisch versicherte Rhetorik überreden wollten.

Dabei gilt für alle vorgestellten Motivkomplexe, dass mit ihnen nationale Geschichte erschlossen wurde. Ob Ereignisse, Sagen, Entwicklungen oder Personen Teil der »eigenen« Vergangenheit gewesen sind, scheint mir zu Beginn der 1840er Jahre das zentrale Kriterium für die Argumentation mit Geschichte im politisch-journalistischen Kontext gewesen zu sein. Erst wenn die »nationale Bedingung« erfüllt wurde, konnte ein Thema für weitere liberale Ziele genutzt werden. Damit sind Anschauungen bestätigt, welche die »zum Letztwert und obersten Legitimitätsquell für Forderungen jedweder Art« erhobene Nation als ein Merkmal des politischen Nationalismus aus-

72 SV, Nr. 26 vom 31.12.1840, S. 137.

73 V, Heft 1 1841, S. 243. Für ähnliche Belege vgl. DV, Heft 4 1842, S. 237 f.; DJ, Nr. 137 vom 10.6.1841 (Balticus), S. 545 ff..

74 Jörn Rüsen: Wissenschaftlichkeit und Rhetorik in der Historie. Identität, Widerspruch oder Transformation? In: Ders./Horst Walter Blanke (Hrsg.): Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens. Paderborn u. a. 1984, S. 61-64, hier: S. 62.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

machen.[75] Das Streben nach Verwirklichung des einen großen Ziels, der politisch-staatlichen Einigung und Selbstbestimmung der deutschen Nation,[76] bestimmte um 1840 alle Spielarten der liberalen Auseinandersetzung mit Vergangenheit. In der Epoche der (werdenden) Nationalstaaten musste historische Argumentation zuallererst national sein.

75 Langewiesche (wie Anm. 4), S. 11.
76 Vgl. Peter Alter: Das Nationalbewußtsein der Deutschen: Entwicklungslinien und Anfragen. In: Werner Weidenfeld (Hrsg.): Geschichtsbewußtsein der Deutschen. Köln 1987, S. 97-110.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Rezensionen

Birgit Bublies-Godau

Biographien im Aufschwung? Zum Verhältnis von Revolutionsbiographik und Revolutionshistoriographie im Lichte der 160. Wiederkehr der Revolution von 1848/49 in Deutschland

I.

Personengeschichtliche Literatur scheint derzeit wieder en vogue zu sein. In den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften wie auf dem allgemeinen Buchmarkt und im Internet haben biographische Nachschlagewerke, Erinnerungen, Erlebnisberichte, Korrespondenzen und andere personenbezogene Ego-Dokumente, aber auch wissenschaftliche Quelleneditionen, Sammelbände, Ausstellungskataloge und sogar Individualbiographien zu einzelnen ausgewählten, zumeist bekannteren Politikern, Unternehmern, Dichtern, Wissenschaftlern und anderen prominenten Protagonisten des öffentlichen Lebens wieder Konjunktur und »gehören zu den beliebtesten Werken der Sachbuchliteratur«. Lebensgeschichten, Lebensläufe und Lebensbeschreibungen rücken wieder in den Fokus von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Allein in diesem Jahr werden aktuellen biographischen Veröffentlichungen und dem gegenwärtigen Stand der lebensgeschichtlichen Forschung zu Ehren mehrere interdisziplinäre Fachtagungen und Veranstaltungsreihen ausgerichtet, dabei Diskussionen »über die Herausforderungen biographischen Schreibens« geführt, neue Konzepte, Anwendungsbereiche und Problemfelder der biographischen Arbeit vorgestellt oder die Bemühungen um biographische Fachportale im Internet aufgezeigt[1]. Und selbst die historische Biographik in

1 Vgl. dazu nur eine Auswahl der Programmübersichten und Ankündigungen folgender Veranstaltungen bei der Mailingliste H-Soz-u-Kult für die Monate April/ Mai 2008: Ankündigung: Schreiben was bleibt. Aktuelle Biographien im Gespräch – Wuppertal 05/08, in: H-Soz-u-Kult, 07.05.2008, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=9289> (hier auch Zitate); Konferenz: Biografische Lexika im Internet – Dresden 05/08, in: H-Soz-u-Kult, 04.05.2008, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=9242>; CfP: Lebensgeschichtlich arbeiten (CIERA Nachwuchsseminar) – Moulin d'Ande 09/08, in: H-Soz-u-Kult, 17.04.2008, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=9103>.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Deutschland, lange Zeit unter dem Verdikt und den massiven Vorbehalten von Sozial- und Strukturhistorikern stehend, erlebte in den letzten zwei Dezennien einen gewissen Aufschwung. Das heißt, nachdem sie jahrzehntelang von den wichtigsten Richtungen der deutschen Geschichtswissenschaft eher stiefmütterlich behandelt und aus dem engeren Kreise historischer Forschungszweige und Darstellungsformen verbannt worden, dadurch in ihrer theoretisch-methodologischen Entwicklung enorm zurückgeworfen war sowie überdies ein nachhaltiger Mangel an lebensgeschichtlicher Literatur zu beklagen war, wurde ihr zunehmend mehr Bedeutung für den historischen Erkenntnisprozeß beigemessen. In der Folge wurden verstärkt Anstrengungen zum Aufbau neuer Ansätze und Methoden in der historischen Forschung unternommen, und ihr wurde endlich von den verschiedenen historiographischen Strömungen ein ihr angemessener Platz in der deutschen Geschichtsschreibung zugesprochen.

Sind Biographien also wieder salonfähig geworden? Hat die von dem französischen Historiker Michel Vovelle im Jahr 1990 gemutmaßte »retour de la biographie« in der Zwischenzeit tatsächlich stattgefunden und Einzug auch in die deutsche Geschichtswissenschaft gehalten? Oder gibt es bestimmte Themenbereiche in der Historiographie, die von diesem Trend ausgenommen blieben, da sie geschichtspolitisch stark umstritten waren, von interessierter Seite wiederholt zur historischen Sinn- und Traditionsstiftung benutzt und manchmal auch mißbraucht wurden, und es deshalb für sie immer mal »Zeitläufte gibt, die eine Biografie für opportun oder eben nicht opportun erscheinen lassen«, wie Maximilian von Gagern mit Blick auf die unerledigt gebliebene Herausgabe der Memoiren seines Bruders Heinrich, zu dessen Lebzeiten einmal bemerkte[2]? Konkret gesprochen: Wie sieht es mit der aktuellen achtundvierziger Revolutionshistoriographie aus, welche Entwicklungen hat sie auf biographischem Felde durchlaufen, und welche Defizite hat sie bei der historischen Aufarbeitung der Lebenswege und -umstände der »revolutionären« Akteure noch auszuräumen? An der Wende zum neuen Jahrtausend kamen Historiker wie Politologen in ihren einschlägigen Untersuchungen noch zu dem Ergebnis, daß es nach wie vor »erstaunliche Lücken« in der biographischen Forschung gebe, obgleich »die herausragende Stellung, die

2 Zu den Brüdern von Gagern vgl. u.a.: Best, Heinrich/Weege, Wilhelm: Artikel: Heinrich Wilhelm August Freiherr von Gagern; Maximilian Joseph Ludwig Freiherr von Gagern, beide in: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 hrsg. von dens., Düsseldorf 1996, S. 148-149, Sp. 1 u. S. 149-150, Sp. 1; Vovelle, Michel: Biographie ou étude de cas: Le retour de la biographie, in: Jahrbuch für Geschichte 39 (1990), S. 81-99, hier S. 81; Vgl. auch die sehr guten Überblicke über die Wiederentdeckung und Erneuerung der Biographie von: Defrance, Corine: Le renouveau de la biographie dans les historiographies française et allemande contemporaines, in: Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande 33 (2001), Nr. 4, S. 373-384; Opgenoorth, Ernst : Biographie und historische (Liberalismus-) Forschung, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung (demn. JzLF) 15 (2003), S. 11-22.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einige liberale und demokratische Autoren in der Tradition des demokratischen Verfassungsstaates in Deutschland einnehmen«, mittlerweile unbestritten ist. Trotzdem sei kaum einer der Achtundvierziger bisher »in Arbeiten zur Geschichte des Liberalismus seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt worden«[3]. Damit stellt sich natürlich die Frage, ob das angesprochene Desiderat an personengeschichtlicher Literatur in der Revolutionsforschung immer noch besteht, ob selbst heute neuere Lebensbeschreibungen und Materialsammlungen zu den Paulskirchenabgeordneten und anderen Achtundvierzigern weitgehend fehlen, oder ob das Jubiläumsjahr 1998 nicht vielleicht doch ein wenig Abhilfe hat schaffen können und die in seinem Zuge erschienene umfangreiche Literatur zur deutschen und europäischen Revolution von 1848/49 auch von einem erkennbaren Strang an biographischen Arbeiten flankiert wurde.

Um nun auf diese Fragen erste, halbwegs sichere und plausible Antworten finden zu können, wird in dem vorliegenden Beitrag anläßlich der 160. Wiederkehr der Revolution von 1848/49 in Deutschland in diesem und im nächsten Jahr, eines im Vergleich zu 1998/99 ›kleinen‹ Revolutionsjubiläums, an das in der deutschen Öffentlichkeit und Fachwelt bislang eher sporadisch im Rahmen vereinzelter Tagungen erinnert wird[4], der Versuch unternommen, entlang des aktuellen Forschungsstandes und einiger neuerer Forschungstendenzen der Situation der Biographik in der gegenwärtigen Revolutionsgeschichtsschreibung auf die Spur zu kommen und diese näher zu erfassen. Dem Platz und Gewicht von Biographien in Revolutionsdarstellungen gilt dabei das besondere Erkenntnisinteresse dieser Sammelbesprechung. Daher soll im Folgenden das Verhältnis von Revolutionsbiographik und –historiographie durch Vorstellung und Erörterung einiger ausgewählter personengeschichtlicher Neuerscheinungen der Jahre 2005 bis 2007 herausgearbeitet werden.

II.

Nachdem in den letzten Jahren bereits mehrere Forschungsberichte und Sammelbesprechungen zur deutschen und europäischen Revolution von 1848/49 vorgelegt worden sind[5], beschränkt sich diese Besprechung ausschließlich auf

3 Vgl. dazu: Backes, Uwe: Liberalismus und Demokratie – Antinomie und Synthese. Zum Wechselverhältnis zweier politischer Strömungen im Vormärz, Düsseldorf 2000, S. 506; Jansen, Christian: Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867, Düsseldorf 2000, S. 17.

4 Vgl. dazu die Veranstaltung: Biographien in der achtundvierziger Revolutionshistoriographie. Kolloquium anlässlich des 160. Jahrestags der Revolution von 1848/49 – Berlin 04/08, in: http://www.helle-panke.de/jahresprogr/07jahrprog.htm#April2008.

5 Siehe die Sammelbesprechungen von Birgit Bublies-Godau u. Gerd Fesser, beide in: JzLF 11 (1999), S. 219-256 u. JzLF 16 (2004), S. 296-299. Vgl. auch die folgenden Berichte zum

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

personengeschichtliche Abhandlungen und wendet sich zunächst dem Komplex der biographischen Personenlexika und Porträtsammlungen zu.
Den »Vorkämpferinnen und Vorkämpfern für Demokratie, Frieden und Freiheit«, die für ihr politisches Engagement »verfolgt, geächtet, außer Landes getrieben, verdrängt oder vergessen« wurden, sind die zwölf Porträts in dem von Reinhard Bockhofer herausgegebenen Sammelband über »Deutsche Demokraten 1760-1986« gewidmet, die auf eine Vortragsreihe zum Tag des Grundgesetzes am 23. Mai 2005 im Haus der Bürgerschaft in Bremen zurückgehen (Zitate nach: Klappentext des Buches und Reinhard Bockhofer: Vorwort, S. 7-10, hier S. 10). Ausgerichtet hatte die Tagung die in der Hansestadt beheimatete Vereinigung zur Förderung des Petitionsrechts in der Demokratie e.V., die es sich im Anschluß an einen Vorschlag des Rechtsphilosophen Gustav Radbruch, den jährlich wiederkehrenden Verfassungstag in der Weimarer Republik mit ungewöhnlichen Veranstaltungen ins öffentliche Bewußtsein zu heben, zur Aufgabe gemacht hat, auf die Verabschiedung des Grundgesetzes zu übertragen. Im Auftrag der Vereinigung wurden dann auch die überarbeiteten und in einigen Fällen als Essays konzipierten Lebensbilder zusammengestellt.
Diese Kurzbiographien, die sich in Umfang, inhaltlicher Schwerpunktsetzung und der eigentlichen biographischen Betrachtungsweise zum Teil stark unterscheiden, würdigen das Leben, Denken und Wirken von neun Männern und drei Frauen, die zumeist den zu ihren Lebzeiten existierenden linksliberalen, (sozial-)demokratischen und republikanischen Bewegungen und Parteien in Deutschland angehört und diese mitunter auch geführt haben. Als Vordenker und Wegbereiter der Demokratie haben sie seit Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland Mitte des 20. Jahrhunderts für die Demokratisierung Deutschlands gekämpft, zu der neben der Verwirklichung von Grund- und Freiheitsrechte und der Durchsetzung des Verfassungs- und Rechtsstaates auch die Gleichstellung der Frau zählte. Unter den Porträtierten finden sich der vormärzliche Nationalökonom und Anhänger reichsstädtisch-republikanischer Freiheiten, Friedrich List, die Achtundvierziger-Demokraten, Parlamentarier und Barrikadenkämpfer Johann Jacoby, Ludwig Reinhard, Gottfried Kinkel ebenso wie die Frauenrechtlerin Mathilde Franziska Anneke, aber auch der Staatsrechtler und ›Vater‹ der Weimarer

Forschungsstand zur Revolution von 1848/49: Gailus, Manfred: Bürgerliche Revolution? Deutsche Revolution? Europäische Revolution? Neuerscheinungen und Forschungstrends im Zeichen des 150-jährigen Jubiläums der Revolution von 1848/49, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (demn.: ZfG) 47 (1999), S. 623-636; Hachtmann, Rüdiger: 150 Jahre Revolution von 1848: Festschriften und Forschungserträge, in: Archiv für Sozialgeschichte (demn.: AfS) 39 (1999), S. 447-493, Teil II, in: AfS 40 (2000), S. 337-401; Langewiesche, Dieter: Populare und professionelle Historiographie zur Revolution von 1848/49 im Jubiläumsjahr 1998, in: ZfG 47 (1999), S. 615-622.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Verfassung, Hugo Preuß, der Journalist Hellmut von Gerlach, ein namhafter Republikaner und Pazifist, und die Juristin Elisabeth Selbert, die sich als Mitglied im Parlamentarischen Rat entscheidend für die Aufnahme des Gleichberechtigungsartikels ins Grundgesetz eingesetzt hat.

Mit dieser handlichen Biographiensammlung wenden sich der Herausgeber und die Autoren zunächst an den geschulten Fachmann, der diesen Band mit seinen fundierten und gut lesbaren Beiträgen als überschaubares, didaktisch ansprechendes Hilfsmittel im universitären Seminarbetrieb, in der Erwachsenenbildung oder im Schulunterricht einsetzen kann. Gleichzeitig ist dieser Band aber auch für ein breiteres, historisch interessiertes Publikum gedacht, da die darin enthaltenen Plädoyers für die Wiederentdeckung der deutschen Demokraten eine Anregung bieten, nach Vorbildern für das gegenwärtige Staats- und Gemeinwesen zu suchen oder sich mit der 200 Jahre alten Geschichte der Durchsetzung und Entwicklung der Demokratie in Deutschland auseinanderzusetzen.

Einen rein wissenschaftlichen Anspruch verfolgt hingegen das von dem österreichischen Aufklärungs-, Vormärz- und Revolutionsexperten Helmut Reinalter herausgegebene »Biographische Lexikon zur Geschichte der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa«, dessen zweiter Band in einem ersten Teil 2005 in der Schriftenreihe der Innsbrucker Internationalen Forschungsstelle »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850« erschienen ist. Dieses Nachschlagewerk gehört zu einem in mehrfacher Hinsicht gewichtigen und ambitionierten personengeschichtlichen Lexikonprojekt, das sich – insgesamt auf drei Bände veranschlagt – »als biographisches Hilfsmittel zum Studium der Spätaufklärung und der Französischen Revolution, der Restauration, des Vormärz und der Revolution 1848/49 versteht« und den mitteleuropäischen Raum – Deutschland, die österreichische Habsburgermonarchie und die Schweiz – umgreift (Zitat nach: Helmut Reinalter: Vorwort, S. V). 13 Jahre nach der Veröffentlichung des ersten Bandes zu den »Trägern aufklärerischen Gedankenguts und der Prinzipien von 1789«[6] konnte jetzt endlich der unter Forschungsgesichtspunkten schon lange erwartete Fortsetzungsband vorgelegt werden. Im Anschluß an den ersten umfaßt dieser zweite Band den Zeitraum von 1815 bis 1848/49; allerdings erscheint das Werk aus organisatorischen und verlegerischen Gründen – wegen des großen zeitlichen Abstands bei der Publikation der bisher in Angriff genommenen Bände und der recht hohen Anzahl an Persönlichkeiten, die im gesamten zweiten Band behandelt werden (sollen) – in zwei Teilen: zunächst einen

6 Vgl. dazu: Reinalter, Helmut: Vorwort, in: Biographisches Lexikon zur Geschichte der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa, Bd. 1 (1770-1800) hrsg. von dems., Axel Kuhn u. Alain Ruiz (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850«, Bd. 7), Frankfurt/ M./ Bern u.a. 1992, S. VII-VIII, hier S. VII.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mit Lebensläufen aus dem Deutschen Bund, sodann einen mit Viten aus dem übrigen habsburgischen Herrschaftsgebiet und den schweizerischen Kantonen.
Sicherlich stellt es keine Überraschung dar, wenn im ersten Teilband einige bekannte Repräsentanten der tonangebenden Strömungen in Literatur, Geschichtsschreibung, Philosophie und Rechtswissenschaften mit eigenen Artikeln bedacht werden, wie etwa Ludwig Börne, Heinrich Heine, Georg Herwegh, Ludwig Feuerbach, Karl Marx, Friedrich Christoph Dahlmann, Johann Gustav Droysen, Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker. Der Schwerpunkt der ausgewählten Personen liegt aber auf »den fast oder ganz vergessenen, von der bisherigen Geschichtsschreibung übersehenen oder gar unterschlagenen Persönlichkeiten, die politisch im erwähnten Zeitraum hervorgetreten sind« und »dem Rechts- und Verfassungsstaat in Wort und/oder Tat zum Durchbruch verhalfen« (Zitate nach: Klappentext des Buches und Reinalter, Vorwort, S. V). Gemeint sind damit vor allem die mittlerweile schon namhaften Hambacher Festteilnehmer und Frankfurter Wachenstürmer, Angehörige oppositioneller Vereinigungen im Deutschen Bund wie beispielsweise des Hallgartener Kreises, führende Vertreter des deutschen Liberalismus, Leiter und Mitglieder der vorwiegend in Westeuropa sich bildenden Auslandsvereine, Geheimbünde, intellektuellen Exilantenzirkel und literarischen Gruppierungen, aber natürlich auch etliche Achtundvierziger, Abgeordnete der deutschen Nationalversammlung ebenso wie prominente Köpfe der Reichsverfassungskampagne und des pfälzisch-badischen Aufstands sowie die ersten Anführer der frühen deutschen Arbeiterbewegung.
Am spannendsten wird dieser Band mit seinen 214 biographischen Lexikonartikeln jedoch immer dann, wenn sich eines der Kurzporträts einem wahrlich vergessenen Protagonisten der demokratischen und liberalen Strömungen und Bewegungen widmet, den selbst heutzutage trotz des stetig wachsenden Angebots an neuer Forschungsliteratur nur Fachleute kennen und den es tatsächlich wiederzuentdecken lohnt. Gerade im Entdecken und Aufzeigen dieser ›namenlosen‹ Persönlichkeiten, ihrer nicht immer geradlinig verlaufenden Lebenswege, ihrer fortschrittlichen Ideenwelten und vielfältigen politischen und gesellschaftlichen Wirkungskreise liegt eine besondere Stärke dieses Nachschlagewerkes. Denn wie hätte man sonst etwas vom Denken und Handeln eines Andreas Heinrich Bauer, Paul Camille Denis, Carl Friedrich Moritz Elsner, Harro Paul Harring, Christian Nees von Esenbeck, Gerhard Pappers oder Leberecht Uhlich erfahren, woher hätte man sonst derartig viele Informationen und detaillierte Angaben über das Leben und die politisch-publizistische Tätigkeit dieser Personen auf relativ gedrängtem Raum und in kompakter Form bekommen können? Zweifelsohne ist es das große Verdienst Reinalters und seiner Autoren, mit diesem Lexikon die Biographien ganz unterschiedlicher Schrittmacher der Demokratisierung und Modernisierung in

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und zwar sowohl der großen Schöpfergestalten und Kultfiguren, als auch der weniger berühmten, jedoch nicht minder wichtigen Vertreter aus der zweiten Reihe, zusammengestellt und einer größeren Öffentlichkeit präsentiert zu haben und sie auf diese Weise in Erinnerung zu bringen.

Dieser hervorragende Gesamteindruck kann eigentlich nicht wirklich getrübt werden. Allerdings stehen ihm ein paar kleinere Versäumnisse und konzeptionelle Schwächen entgegen, auf die abschließend kurz hingewiesen werden soll. Von den 214 biographischen Kurzporträts in diesem Band entfallen leider nur ganze sieben Artikel auf Frauen: Angesichts der Vielzahl der von der Vormärz- und Revolutionsforschung inzwischen ermittelten engagierten Akteurinnen der oppositionellen Bewegung in Deutschland ist diese Auswahl dann doch etwas enttäuschend. Auch daß bei gleich mehreren Lexikonartikeln die neuere Fachliteratur unberücksichtigt bleibt, stellt aus Sicht der Rezensentin ein Ärgernis dar, vor allem wenn man bedenkt, daß viele Beiträge im Laufe der Zeit laut dem Herausgeber formal überarbeitet und teilweise auch neu geschrieben werden mußten. Darüber hinaus vermißt der interessierte Leser ein Register der behandelten Persönlichkeiten wie auch ein Verzeichnis der verschiedenen Autoren der Lexikonartikel. Zwar ist ein Gesamtregister der bearbeiteten Personen für den zweiten Teilband angekündigt, trotzdem wären ein Personenregister und ein Autorenverzeichnis zu diesem Teilband für einen komfortableren Zugriff und besseren Überblick schon recht hilfreich gewesen. Angesichts dessen kann man jetzt nur noch auf ein schnelles Erscheinen des zweiten Teilbandes des Biographischen Lexikons für den Zeitraum von 1815 bis 1848/49 hoffen.

Von den kollektivbiographischen Personenlexika und Porträtsammlungen zu den Einzelindividuen gewidmeten Aufsatzbänden und biographischen Monographien ist es nur ein kleiner Schritt: In dieser Besprechung wendet sich die Rezensentin daher nun einer ausgewählten individualbiographischen Abhandlung zu, die sich mit dem liberalen Politiker, Schriftsteller und Juristen Heinrich Albert Oppermann (1812-1870) beschäftigt.

»Aber ich schlage vor, daß wir, anstatt uns in theoretische Labyrinthe weiter zu verlieren, wenigstens den Versuch machen, ein nicht nur ›absolut vergessenes‹, sondern vielmehr ›nie gewürdigtes‹ bedeutendes deutsches Buch dem Lesepublikum endlich vorzuführen; die [›Hundert Jahre‹ des Heinrich Albert Oppermann.« »Er ist wirklich unbekannt, der Heinrich Albert Oppermann; (…) die Gesinnung bester 1848er Jahrgang, eine ›Eiserne Lerche‹ 1. Größenklasse.« (Zitate nach: Klappentext des Buches und Robert Eugen Formanek: Neues zu Arno Schmidt – Heinrich Albert Oppermann. Eine verworfene Einleitung zum Funkdialog »Hundert Jahre (Einem Manne zum Gedenken)« nebst einigen Erläuterungen, S. 13-60, hier S. 20) Diese aus dem Jahre 1958 stammenden Urteile des Schriftstellers Arno Schmidt, der das politische Wir-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ken und literarische Œuvre Oppermanns und seinen Schlüsselroman »Hundert Jahre« wiederentdeckte und »den über mehrere Generationen vergessenen« Oppositionellen zurück ins öffentliche Bewußtsein brachte, nimmt die Heinrich-Albert-Oppermann-Gesellschaft zu Nienburg zum Anlaß, erstmals ein wissenschaftliches Periodikum zu dem »verhinderten Revolutionär«, »Unruhestifter und trotzige(m) Demokrat(en)« aus dem Amt Hoya im Königreich Hannover vorzulegen[7]. Als ersten Band der »Oppermann-Studien« hat Christoph Suin de Boutemard eine Aufsatzsammlung über »Zivilgesellschaftliches Handeln in historischer und aktueller Perspektive« herausgegeben. Entsprechend den Zielen und Aufgaben der Gesellschaft, zur Vermittlung, Rezeption und zum Verständnis von Oppermanns Leben und Werk beizutragen, zugleich aber auch die Arbeiten von geistesverwandten Autoren vorzustellen und damit Beiträge zur Literatur und Geschichte des Vor- und Nachmärzes zu liefern, präsentiert de Boutemard darin neueste Forschungsergebnisse zu Oppermanns politischem Engagement und journalistischer Wirksamkeit wie auch ausgewählte Korrespondenzen und eine Autographensammlung mit weiteren Briefen von ihm.

So finden sich unter den sieben Beiträgen des Aufsatzbandes, die nicht alle im einzelnen vorgestellt werden können, zwei Studien und Dokumentationen des Literaturhistorikers Gerhard K. Friesen: Während die erste Studie Heinrich Albert Oppermanns journalistische Tätigkeit als politischer Berichterstatter für die *Bremer Zeitung* von November 1844 bis Dezember 1848 thematisiert und dabei die verschiedenen Sigel, unter denen Oppermann schrieb, erstmals aufgelöst und die Zeitungsbeiträge von ihm in synoptischer Form wiedergegeben werden (G. Friesen: Heinrich Albert Oppermann in der Bremer Zeitung, S. 85-116), zeichnet der Germanist in seiner zweiten Studie Oppermanns vergebliche Kandidaturen in den Wahlen der hoyaschen Flecken nach. Nachdem der Advokat im Dezember 1847 nach drei Wahlgängen für die hannoversche Zweite Ständekammer disqualifiziert worden war, im Mai 1848 bei den Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung kein Mandat erringen konnte – seine politischen Gegner hatten ihn »bei der vorwiegend ländlichen Wählerschaft als (…) Republikaner verteufelt« – und er im Januar 1849 nur als Ersatzmann für ein Mitglied der Zweiten Kammer gewählt wurde, waren seine parlamentarischen Bemühungen während der Revolution von 1848/49 zunächst gescheitert. Erst im August 1849 zog Oppermann als Deputierter in die Zweite Ständekammer ein, gehörte ihr bis 1857 und dann erneut von 1862

7 Zu dem Roman vgl.: Oppermann, Heinrich Albert: Hundert Jahre. 1770-1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. Neun Theile in neun Bänden, Leipzig 1870, Nachdr. der Ausgabe: Neun Teile in drei Bänden. Mit einem Nachwort und vielfältigen Materialien von Heiko Postma, Frankfurt/M. 1982. Die Zitate sind einer weiteren Publikation der Oppermann-Gesellschaft entnommen, vgl. dazu: Palandt, Klaus/Kusserow, Joachim (Hg.): Heinrich Albert Oppermann. Unruhestifter und trotziger Demokrat. Ein Lesebuch, im Auftrag der Heinrich-Albert-Oppermann-Gesellschaft, Hannover 1996.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bis 1866 an und war nach Beitritt des Königreichs Hannover zum Norddeutschen Bund ab 1867 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Friesen untersucht nun anhand zeitgenössischer Berichte »die merkwürdigen Umstände seiner Disqualifizierung von 1847« und gibt in dem Zusammenhang einen Einblick in die Wahlverläufe und Versuche seitens der Exekutive, die Wahlen von 1847 und 1848 zu manipulieren und die Wähler einzuschüchtern (G. Friesen: Fingerfertigkeiten des Drosten von Honstedt. Zu Oppermanns erfolgloser Kandidatur in den hannoverschen Wahlen von 1847, S. 203-212, hier S. 203).

Die beiden Dokumentationsbeiträge kreisen schließlich um Oppermanns seltene Briefhinterlassenschaften. Da seine Korrespondenz größtenteils als verschollen gilt, kommen Briefbeständen im Nachlaß des Juristen und Zeitungsherausgebers Georg Friedrich Seidensticker (1797-1862) in der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek und in der Sammlung Kestner der Universitätsbibliothek Leipzig besondere Bedeutung zu. Friesen macht beide Bestände hier der Öffentlichkeit erstmals zugänglich: Sowohl die Briefe und Nachrichten Oppermanns an Seidensticker aus dem Zeitraum von 1839 bis 1848, die zudem die äußerst aufschlußreichen Berichte des Deutschland-Korrespondenten über die politische Situation im Deutschen Bund für das von Seidensticker nach seiner Emigration in die Vereinigten Staaten gegründete Wochenblatt *Der Bürgerfreund* von Ende November 1847 bis Mitte Mai 1848 enthalten, werden vollständig veröffentlicht, als auch sieben Briefe von ihm an den Archivrat Georg Kestner und dessen Sohn originalgetreu wiedergegeben. Zusätzlich wird noch ein Verzeichnis aller in der Sammlung befindlicher Briefe von und an Oppermann, immerhin 50 Stück, vorgelegt (G. Friesen: Heinrich Albert Oppermanns Briefe an Georg Friedrich Seidensticker 1839-1848, S. 117-201; ders.: Briefe von und an Oppermann in der Sammlung Kestner, S. 213-229).

Was in den Untersuchungen und Quellenfunden von Friesen, aber auch in den anderen Beiträgen dieses Bandes von Robert Eugen Formanek, Jan Philipp Reemtsma und Xenia Below – darunter Reemtsmas viel beachtete Nienburger Rede anläßlich des Festmahls 2003 der Heinrich Albert Oppermann-Gesellschaft über die aktuellen Gefährdungen der Zivilgesellschaft (Ders.: Terroristische Gewalt: Was klärt die Frage nach den Motiven?, S. 61-84) – immer wieder klar zum Ausdruck kommt, ist die Modernität und Aktualität von Oppermanns politischen Überzeugungen, die in in seinem Hauptwerk »Hundert Jahre« genauso wie in seinen anderen Schriften und Zeitungsartikeln artikuliert, zum Teil literarisch verarbeitet werden, darunter jene »nach der Idee des Individuums als Inhaber von Rechten, nach Pluralismus, Demokratie und Menschenrechten, nach Gewaltenteilung in der Staatskonstruktion eines Verfassungsstaates«. Heinrich Albert Oppermann ging es konkret um den Aufbau, die Entwicklung und die Bewahrung einer Bürgergesellschaft. Darauf

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

verweisen nicht zuletzt seine Nachrichtenbeiträge für die Zeitung *Der Bürgerfreund*: Von dem politischen Verfassungssystem der USA war er fasziniert und sah es gerade für Deutschland und die dort erst noch zu realisierenden Staats-, Verfassungs- und Gesellschaftsmodelle als vorbildlich an (Christoph Suin de Boutemard: Vorwort, S. 7-12, hier S. 8).

Alles in allem kann man dieses erste, äußerlich eher unscheinbare, inhaltlich jedoch äußerst ertragreiche Periodikum der Oppermann-Studien aufgrund seiner thematisch Vielschichtigkeit Vormärz- und Revolutionsforschern nur nachdrücklich anempfehlen:. Dieser Aufsatzsammlung wie der gesamten Studienreihe möchte man daher viele Leser, viele weitere derartig instruktive Untersuchungen und generell einen langen Fortbestand wünschen.

Abschließend sollen noch zwei Quelleneditionen betrachtet werden: Zum einen die unter dem Titel »Erinnerungen an die deutsche Nationalversammlung 1848/49« von Günther Klaus Judel im Jahr 2005 herausgegebenen »Briefe aus dem Exil« des Wissenschaftlers, Politikers und Paulskirchenlinken Carl Vogt (1817-1895) und zum anderen die Edition der »Briefe und Berichte des Jenaer Abgeordneten Gottlieb Christian Schüler 1848/49«. Die von Judel wiedergegebenen Briefe des zu seinen Lebzeiten europaweit renommierten Professors für Zoologie Carl Vogt gehen auf die Entdeckung eines Konvolutes von 45 Briefen und drei Schriftstücken, die handschriftlich insgesamt 225 Seiten umfassen, im Nachlaß des Schweizer Vormärz- und Revolutionsforschers Werner Näf in der Kantonsbibliothek in St. Gallen zurück. Im Jahr 1998 war das Gerücht über die Existenz weiterer nachgelassener Schriften von Carl Vogt aufgekommen, kurze Zeit später konnten diese von Judel aufgefunden und schließlich mit Unterstützung der Justus-Liebig-Gesellschaft zu Gießen publiziert werden. Dabei werden im Anhang dieser Quellensammlung die zu dem Briefkonvolut gehörenden undatierten Schriften, der »Entwurf eines Rundschreibens an Deutsche Demokraten«, der Aufruf »Ein neues Proletariat«, das Vogt als Leiter des Departements für Auswärtiges der provisorischen Reichsregentschaft zu verantworten hatte, und das »Begleitschreiben. An Bürger«, verfaßt von einem demokratischen provisorischen Komitee in London, ebenfalls abgedruckt. Abgeschlossen wird die Briefedition von einem Personenregister und einer Auswahl an Fachliteratur zur 1848er Revolution und Lebensgeschichte Carl Vogts.

Die von Vogt bereits im schweizerischen Exil in Bern zwischen dem 24. Oktober 1849 und dem 13. Februar 1850 verfaßten, tagebuchähnlich konzipierten und wohl nur für den privaten Gebrauch gedachten Briefe sind an einen unbekannten Freund (Vogts Alter Ego?) gerichtet und können als der Versuch des ehemaligen Reichsregenten gewertet werden, rückblickend den Verlauf der Revolution von 1848/49 zu verarbeiten. So schildert Vogt – der zunächst dem Vorparlament beigewohnt hatte, dann als Abgeordneter der Stadt Gießen in die deutsche Nationalversammlung gewählt worden war und

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dieser bis zu deren Auflösung am 18. Juni 1849 angehört hatte, im Parlament als einer der Führer der Fraktion Deutscher Hof galt und später den Centralmärzverein mitbegründet hatte, nach der Übersiedlung der Nationalversammlung ins Königreich Württemberg am 6. Juni 1849 zum Mitglied der provisorischen Reichsregentschaft ernannt worden war und der nach der Auflösung des Parlaments vor einem Strafverfahren wegen Hoch- und Landesverrats sowie wegen angeblicher aufrührerischer Tätigkeit in die Schweiz floh – in den Briefen teilweise sehr detailliert und anschaulich diese Vorgänge zwischen Vorparlament und dem sogenanntem Rumpfparlament in Stuttgart.

Dabei entwirft er von sich das Bild eines Führers der Linken, der »auf den Rängen und auf der Tribüne der Paulskirche mit dem Ziel agierte, die gesamte Fürstenherrschaft radikal abzuschaffen und eine deutsche Republik zu begründen« (G.K. Judel: Einleitung, S. 7-11, hier S. 8), er beschreibt die Erlebnisse und Erfahrungen mit seinen Parteifreunden und zeichnet gleichzeitig das sehr negative Gegenbild seiner politischen Gegner und Kontrahenten im Parlament, denen er in einer zum Teil recht derben und verletzenden Sprache Feigheit und Verrat an den Zielen der Märzrevolution vorwarf. Die Schreiben künden nicht nur von Carl Vogts tiefsitzender Enttäuschung, einer inneren Wut und kurzfristig aufkommenden Resignation angesichts des Scheiterns der deutschen Revolution, sondern zeigen auch den Wandel in seinen unmittelbar mit der endgültigen Niederschlagung der Revolution und der Flucht aus Deutschland verknüpften Hoffnungen und Erwartungen an die nähere politische Zukunft seines Vaterlandes auf. Lebte er noch zu Beginn der Niederschrift der Briefe und persönlichen Aufzeichnungen Ende Oktober 1849 in der ständigen Erwartung eines Wiederausbruchs der Revolution in Deutschland oder der Entstehung eines Krieges zwischen Preußen und Österreich im Frühjahr 1850, so mußte er sich ab Januar 1850 eingestehen, daß diese Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen würden. Ob diese Erkenntnis letztlich zur Aufgabe seiner Aufzeichnungen und zur Niederlegung des Briefprojektes geführt haben, oder ob die Korrespondenz wegen seiner bevorstehenden Abreise nach Nizza, wo er weitere Studien als Privatgelehrter durchführen wollte, nicht mehr fortgeführt werden konnte, diese Frage muß offen bleiben – jedenfalls schreibt Vogt am 13. Februar 1850 einen letzten Brief, danach bricht dieser Entwurf eines Schriftwechsels ab.

Sind die Briefe von Carl Vogt erst in seinem Schweizer Exil niedergeschrieben worden und stellen sie eine rückblickende Verarbeitung der deutschen Revolution dar, so stammen Briefwechsel und Berichte des Jenaer Richters Gottlieb Christian Schüler (1798-1874) noch direkt aus der Zeit der Revolution und sind während dessen Tätigkeit als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung und des Stuttgarter Rumpfparlaments verfaßt worden. Diese für die Geschichte des Frankfurter Paulskirchenparlaments im besonde-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ren wie für die deutsche Parteien- und Parlamentsgeschichte und die neuere Parlamentarismusforschung im allgemeinen äußerst bedeutenden Dokumente sind nun erstmals von Sibylle Schüler und Frank Möller vorgelegt worden. Grundlage der Edition bilden die von der Historikerin Sibylle Schüler, einer Ururenkelin von Gottlieb Christian Schüler, 1988 bei Verwandten entdeckten hinterlassenen Korrespondenzen und ihre sich daran anschließenden Vorarbeiten der Transkription und kenntnisreichen Kommentierung, die sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1999 durchführte. Hatte Sibylle Schüler die Editionsarbeiten über mehrere Jahre hinweg massiv vorangetrieben und die Aufnahme der Schüler-Briefe in die Veröffentlichungsreihe der Historischen Kommission für Thüringen durchgesetzt, so verhinderte ihr früher Tod die Fertigstellung des Editionsprojektes. Diese lange Vorgeschichte der Edition fand dann aber doch noch ein gutes Ende: Frank Möller konnte das Editionsprojekt, basierend auf den Vorarbeiten von Sibylle Schüler, fortführen und, fast 20 Jahre nach dem Auffinden der Schriftstücke, zu einem überaus gelungenen Abschluß bringen. Dabei liegt Möllers zu verantwortender Part bei den Editionsarbeiten insbesondere bei der Anpassung der Transkription an moderne Editionsgrundsätze, der Überarbeitung der Kommentierung gerade auch um Hinweise zu den politischen Zusammenhängen sowie bei der Zusammenstellung des Anhangs und der Abfassung des Literaturverzeichnisses und Namensregisters.

Als Ziel der Edition hält Möller fest, »den bisher unbekannten Nachlaß des Jenaer Paulskirchenabgeordneten Gottlieb Christian Schüler zu erschließen und damit dessen Tätigkeit in der Revolution in ihren öffentlichen und privaten Bezügen sichtbar zu machen« (Schüler/Möller, Einleitung, S. 1-29, hier S. 28). Daher wird der aufgefundene komplette private Nachlaß der Familie Schüler aus dem Zeitraum der Frankfurter Nationalversammlung vom Mai 1848 bis zum Juni 1849 in der Edition präsentiert, das heißt, 147 Briefe und handschriftliche Berichte, die zwischen dem 16. Mai 1848 und dem 18. Juni 1849 geschrieben worden sind, werden ungekürzt und in chronologischer Reihenfolge abgedruckt. Ergänzt werden sie im Anhang durch die Wiedergabe der gedruckten Parlamentsberichte von Schüler in der *Privilegirten Jenaischen Zeitung*, seinen Reden in der Frankfurter Nationalversammlung sowie einem Redeentwurf von ihm aus dem Bundesarchiv Koblenz; da sie nicht überall zugänglich sind und die Briefe um Informationen zum Hintergrund der politischen Tätigkeit Schülers vervollständigen, rechtfertigt dies ihre Aufnahme in die Quellensammlung. Was die aus Sicht der Rezensentin wirklich angemessene Kommentierung angeht, so beschränkt sich diese auf die knappe Erläuterung von Begriffen, Personen und Sachen und bezieht sich im wesentlichen auf die zum Zeitpunkt der Briefe Schülers wichtigen Informationen zu den behandelten Personen, mithin auf die Lebensdaten, den ausgeübten Beruf

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Heimatort im Jahr 1848, die Fraktionszugehörigkeit im Parlament sowie auf besondere Tätigkeiten im Vormärz.
Der thüringischen Oberappellationsgerichtsrat war wie Carl Vogt schon Ende März 1848 im Vorparlament vertreten, wurde dann Ende April 1848 zum Abgeordneten seiner Heimatstadt Jena in die Nationalversammlung in Frankfurt gewählt und gehörte der Versammlung bis zur Auflösung des Stuttgarter Rumpfparlaments an. Er zählte zu den Protagonisten der Fraktion Deutscher Hof und zu den Führungspersönlichkeiten des Centralmärzvereins – seit Januar 1849 stand er dem Verein als Präsident vor – und wirkte auch nach der Revolution auf der politisch-parlamentarischen Ebene, sei es 1849/50 als Mitglied und zweiter Vizepräsident des Landtags des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, sei es in den 1860er Jahren als Gemeinderat in Jena oder als zeitweiliges Mitglied des Deutschen Nationalvereins.
Die hier vorgelegten Briefe eines etablierten Bildungsbürgers und überzeugten Demokraten geben in erster Linie »Einblick in die Parteibildung und Ideenwelt der Demokraten von 1848/49« und bieten darüber hinaus »Material für eine enge Verbindung von Politik- und Kulturgeschichte« (Schüler/Möller, Einleitung, S. 3), indem sie auch das private Leben des Abgeordneten Schüler und seiner in Frankfurt anwesenden, ihn als Haushälterin begleitenden Tochter Mathilde, die später sogar als Schreibkraft für den Centralmärzverein arbeiten sollte, näher reflektieren. Gerade die Privatbriefe Schülers an seine Frau, die mehr seine privaten Erlebnisse in Frankfurt und seine Gefühlslage behandeln, beleuchten die Alltagsgeschichte des Parlamentarismus und lenken damit »den Blick von der abstrakten Funktionsweise der Parteifraktionen auf die individuelle Rolle des einzelnen Abgeordneten« (Schüler/ Möller, ebda., S. 18). Neben einigen anregenden Hinweisen zur Geschlechtergeschichte, vor allem zur bürgerlichen Ehe, zum bürgerlichen Geschlechterverhältnis und Frauenbild Mitte des 19. Jahrhunderts bieten die Briefe und Beschreibungen Schülers aber selbstverständlich auch jede Menge Material zur Politikgeschichte von 1848/49. Sie geben detailliert Aufschluß über die Fraktionsentstehung und –entwicklung in der Nationalversammlung, liefern eine ausführliche Begründung, welche Vorzüge die Ausbildung des Fraktionswesens für die parlamentarische Arbeit hat, und vermitteln darüber hinaus einen Eindruck von der Arbeitsweise des Deutschen Hofs. Generell erlauben die hier verfügbaren Quellenmaterialien zusammen mit den zusätzlich abgedruckten Reden in der Paulskirche, seinem Wahlprogramm vom April 1848 und seinen Urteilen in den Berichten über die Arbeit der Nationalversammlung tiefe Einblicke in die Ideengeschichte der deutschen Demokratie – schließlich hatte der Jurist Gottlieb Christian Schüler an der Ausarbeitung der demokratischen Programmatik und ihrer Umsetzung in Gesetzesanträgen einen wichtigen Anteil gehabt und setzte sich zudem vehement für die politischen Ziele und Verfassungsvorstellungen der demokratischen Linken in der

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Nationalversammlung, wie die Durchsetzung der Republik auf parlamentarischem Wege unter Beibehaltung der bestehenden Monarchien in den Einzelstaaten, ein.

III.

Versucht man nun abschließend ein Fazit zu den besprochenen Darstellungen und Quelleneditionen zu finden, so muß man zunächst festhalten, daß gerade im Jahrzehnt nach dem Revolutionsjubiläum von 1998/99 einige vielversprechende lebensgeschichtliche Publikationen auf den Markt gekommen sind, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die deutschen Achtundvierziger wiederzuentdecken und darüber hinaus zur weiteren Erforschung ihres Lebens und Wirkens auch wichtige, neu erschlossene Quellenmaterialien an die Hand zu geben. Allerdings sind längst noch nicht alle biographischen Desiderate ausgeräumt: Nach wie vor fehlen nämlich, abgesehen von ein paar Ausnahmen, die arbeitsintensiven modernen wissenschaftlichen, individualbiographischen Monographien zu etlichen Parlamentariern, Oppositionellen, Revolutionsbefürwortern wie –gegnern, Barrikadenkämpfern und ersten Frauenrechtlerinnen – diese stehen trotz der mittlerweile vorhandenen zahlreichen Parlamentshandbücher, Personenlexika, prosopographischen Studien und sonstigen biographischen Hilfsmittel immer noch aus und sollten endlich von der deutschen Historik in Angriff genommen werden.

Für diesen Beitrag wurden die folgenden Werke zur Rezension herangezogen:

Bockhofer, Reinhard (Hrsg.): Verachtet, verfolgt, verdrängt. Deutsche Demokraten 1760-1986. Erinnerung anlässlich des Grundgesetztages am 23. Mai 2005
Bremen: Donat Verlag, 2007 (Hrsg. von der Vereinigung zur Förderung des Petitionsrechts in der Demokratie e.V.), 168 S., 18 Abb.

Boutemard, Christoph Suin de (Hrsg.): Heinrich Albert Oppermann. Zivilgesellschaftliches Handeln in historischer und aktueller Perspektive
St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2007 (Oppermann-Studien. Beiträge und Dokumente zu Leben und Werk Heinrich Albert Oppermanns und zur Literatur und Geschichte des Vor- und Nachmärzes, Bd. 1), 242 S., 8 Abb.

Judel, Günther Klaus (Hrsg.): Carl Vogt – Erinnerungen an die deutsche Nationalversammlung 1848/49. Briefe aus dem Exil
Frankfurt/M.: Cornelia Goethe Literaturverlag, 2005, 284 S., 1 Abb.

Reinalter, Helmut (Hrsg.): Biographisches Lexikon zur Geschichte der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa, Bd. 2/ Teil 1
Frankfurt/M./Berlin u.a.: Peter Lang, 2005 (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850«, Bd. 39), 318 S.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schüler, Sibylle/ Möller, Frank (Hg.): Als Demokrat in der Paulskirche. Die Briefe und Berichte des Jenaer Abgeordneten Gottlieb Christian Schüler 1848/49 Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 2007 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Große Reihe, Bd. 9), 339 S., 4 Abb.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Duncan Brack/Ed Randall (Hrsg.): Dictionary of liberal Thought

London: Politico's 2007, 440 S.

Das Buch, das ich hier vorstelle, ist streng genommen kein Beitrag zur Liberalismusforschung.
Die Herausgeber und ihre Autoren wollen die Leser mit der Ideenwelt des Liberalismus vertraut machen. In einem Geleitwort weist Paddy Ashdown, von 1988 bis 1999 Vorsitzender der britischen Liberaldemokraten, darauf hin, dass Politik auch etwas mit Überzeugungen zu tun hätte. Eine Partei wäre nicht nur dazu da, Personalfragen zu klären oder Wahlkämpfe zu organisieren (vgl. S. 13).
Das Hintergrundwissen für diese Überzeugungen soll das Dictionary liefern.
Auch Ed Randall betont in seiner Einleitung die historische Dimension freiheitlichen Denkens. Nur in der Reflektion eigener Traditionen könnten die Liberalen den Aufgaben gerecht werden, die in Zukunft an sie gestellt würden (vgl. S. 23).
Um es gleich vorweg zu nehmen: den Worten folgen auch Taten. Das »Dictionary of liberal Thought« präsentiert sehr übersichtlich liberale Denker, Politiker (beides muss sich ja nicht ausschließen) und Organisationen. Die einzelnen Artikel sind sehr leserfreundlich geschrieben. Zu Beginn gibt ein Inhaltsverzeichnis über Ideen, Organisationen und Denker eine Orientierungshilfe; man muss also nicht unbedingt unter dem entsprechenden Buchstaben suchen, sondern kann gleich feststellen, ob die gesuchte Person oder Organisation vorkommt. Bei den biographischen Beiträgen wird die Person kurz vorgestellt, dann folgen so genannte »Key ideas«, also Schlagwörter, die die Bedeutung der porträtierten Person hervor heben, anschließend gibt es eine ausführlichere Beschreibung des Lebenslaufes und am Schluss eine intensivere Auseinandersetzung mit den »Key ideas«. Positiv ist ebenfalls zu vermerken, dass die ganze Spannbreite liberalen Denkens abgehandelt wird: So findet man Artikel über Neo-Liberalismus und Sozialliberalismus, über Keynsianismus und wirtschaftsliberale Traditionen. Aber auch andere politische Strömungen, mit denen sich Liberale auseinander setzen mussten und müssen, wie der Anarchismus oder die Sozialdemokratie, werden vorgestellt.
An der Auswahl der Personen kann man gut erkennen, dass das Dictionary von englischen Liberalen herausgegeben wird. So stellt sich die Frage, ob der ehemalige kanadische Premierminister Pierre Trudeau bei all seinen Verdien-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sten als Politiker wirklich wie John Locke oder Benjamin Constant in die Ahnengalerie liberaler Denker gehört.
Mehrere Deutsche zählen für die Herausgeber auch dazu: Wilhelm von Humboldt, Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Max Weber und Ralf Dahrendorf (obwohl letzteren auch englische Liberale für sich beanspruchen können). Ebenso problematisch ist es sicher, einen großen Philosophen wie Hegel für den Liberalismus zu reklamieren, auch Konservative und – mit Einschränkung Sozialisten – könnten ihn in ein Handbuch konservativen oder sozialistischen Denkens aufnehmen.
Welchen Nutzen bringt dieses Dictionary? Nach meiner Meinung gehört es in jede Universitätsbibliothek. Auch ein Liberalismusforscher könnte es als Nachschlagewerk gut benutzen.
Für die deutschen Liberalen sollte es meiner Ansicht nach Ansporn sein, ein ähnliches Handbuch aufzulegen. Denn Politik hat – wie bereits erwähnt – auch mit Überzeugungen zu tun, und die setzen Kenntnisse voraus. Das »Dictionary of Liberal Thought« zeigt, wie man politische Bildung auf eine ansprechende Art und mit dem nötigen Tiefgang vermitteln kann, ohne dass es langweilig wirkt.

Köln *Axel Kellmann*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gerhard Schwarz/Gerd Habermann/Claudia Aebersold Szalay (Hrsg): Die Idee der Freiheit. Eine Bibliothek von 111 Werken der liberalen Geistesgeschichte

Zürich: Verlag Neue Züricher Zeitung, 2007, 237 S.

Mit »Eine Bibliothek der Freiheit« sind die einleitenden Worte von Gerhard Schwarz und Gerd Habermann betitelt. Sie stellen hier ihre Historie von 111 Werken zur liberalen Geistesgeschichte vor, die auf einer Auswahl durch Mitglieder der renommierten Friedrich-A.-von-Hayek-Gesellschaft fußt.
Das vorliegende Werk beansprucht keine Vollständigkeit der Schriften liberaler Denker, dies wäre auch kaum möglich, ist die Auswahl der Autoren nicht auf Europa und eine bestimmte Zeitepoche beschränkt. (u.a. Johannes Althusius, Aristoteles, Raymond Aron, Benedetto Croce, Fjodor M. Dostojewskij, Friedrich A. von Hayek, Immanuel Kant, Konfuzius, Walter Lippmann, Ludwig von Mises, Douglas North, Mancur Olson, Wilhelm Röpke und Giambattista Vico)
Die Auswahl ist bewusst subjektiv gehalten und fordert zum »Mehrlesen« heraus, werden doch aus verschiedenen Bereichen (Ökonomie, Philosophie, Wissenschaftsgeschichte, Kulturgeschichte etc.) Texte besprochen. Dabei stellen Wissenschaftler und Publizisten die besprochenen Schriften auf jeweils einer Doppelseite eindrucksvoll vor, einem kurzen biografischen Abriss folgen die Ausführungen zum besprochenen Werk. Begleitet werden die Beiträge durch prägnante Originalzitate.
Exemplarisch seien hier die Besprechungen der Schriften von Lord Acton, Franz Böhm und Mary Wollstonecraft vorgestellt.
In seiner Abhandlung über John Emerich Edward Dalberg-Acton beschreibt Rainer Hank den Miteigentümer und Chefredakteur der liberal-katholischen Zeitschrift The Rambler und späteren Professor für Moderne Geschichte, der »zu liberal für die Katholiken und zu katholisch für die Liberalen« (S. 8) blieb und außerhalb Großbritanniens weitgehend unbekannt ist. Lord Acton selbst hatte sich das Ziel gesetzt, eine historische Bibliothek zu schaffen, die die Grundlage für eine »Geschichte der Freiheit« sein sollte. Freiheit bedeutete für ihn, das Recht und die Pflicht eines Menschen, seinem Gewissen zu folgen, ohne sich Autoritäten, Mehrheiten oder Gebräuchen zu beugen.
Wernhard Möschel widmet sich in seinem Artikel dem Mitglied der Freiburger Schule Franz Böhm. Besprochen wird die Habilitation »Wettbewerb und Monopolkampf«. Böhm, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg als Ordoliberaler maßgeblich im nationalen und internationalen Kartellrecht engagierte,

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

war aktiv an der Ausarbeitung des Deutschen Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkung beteiligt. Seine theoretischen Überlegungen flossen in die praktische Politik ein, nicht zuletzt durch seine Mitgliedschaft im Wissenschaftlichen Beirat beim Bundeswirtschaftsministerium.

Der Beitrag zu Mary Wollstonecraft von Detmar Doering ist mit ihrem Buchtitel »Eine Verteidigung der Rechte der Frau« (1792) überschrieben. Dies ist nicht nur das letzte besprochene Werk in der vorliegenden Lektüre, sondern auch das Einzige, das, allein von einer Frau verfasst, in diese »Bibliothek von 111 Werken der liberalen Geistesgeschichte« aufgenommen wurde. Woollstonecraft gilt als eine der berühmtesten Frauen der Literatur- und Geistesgeschichte. Im hier besprochenen Werk »A Vindication of the Rights of Women« von 1792 tritt sie leidenschaftlich für die soziale und rechtliche Gleichstellung der Frau ein. Doering stellt exakt die Bemühungen Wollstonecrafts dar, über diese Forderung hinaus analytisch zu belegen, welche sozialen Mechanismen zur weitgehenden Rechtlosigkeit der Frauen, auch in ihrer Eigenwahrnehmung, führte.

Die liberale Geistesgeschichte wird im vorliegenden Band zeitlich und inhaltlich sehr weit gefasst und bietet damit einen gelungenen Überblick über Autoren, deren Werke, manchmal mit gewissen Abstrichen (Aristoteles und seine Auffassung einer natürlichen Sklaverei), einer freiheitlichen Denktradition zuzurechnen sind. Dieses Buch muss einfach jeden zum Weiterlesen animieren, der erfahren möchte, was hinter dem großen Wort »Freiheit« steht.

Aachen *Ines Soldwisch*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Barbara Marx/Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): Sammeln als Institution. Von der fürstlichen Wunderkammer zum Mäzenatentum des Staates.

Unter Mitarbeit von Christoph Oliver Mayer und Manuela Vergoossen. München/Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2006, 398 S., zahlr. Abb.

Sammeln gilt – das lehrt die Alltags- und Selbsterfahrung (ein jeder hat schließlich schon einmal irgendetwas gesammelt bzw. sammelt noch immer wie z. B. das Jahrbuch) – als ein humanes Grundbedürfnis. Aus anthropologischer Sicht scheint es den Menschen gar wesentlich zu bestimmen, denn es zählt hier »zu den fundamentalen Praktiken des Menschen, der ›von Natur aus ein Kulturwesen‹ ist«, was bei Sigmund Freuds Terminus vom Bemächtigungstrieb (S. XI) dann leider doch wieder deutlich weniger akkulturiert klingt. Der vorliegende opulent ausgestattete Band, der auf eine gleichnamige internationale Tagung des Sonderforschungsbereiches 537 vom Juni 2004 zurückgeht, untersucht jedoch nicht die pathologische Dimension der Sammelleidenschaft. – Vielmehr hat er sich nichts weniger zum Ziel gesetzt, so die Einleitung des Herausgebers, als eine historische Analyse und Einordnung, im Sinne einer Geschichte des Sammelns von ästhetischen, d. h. von Kunst-Objekten und ihrer Funktion vorzunehmen. Dies soll hier verkürzt und ohne die umfangreiche theoretische Fundierung skizziert werden: Demnach legitimieren in allen Gesellschaften Sammlungen Herrschafts- und Machtansprüche und sichern sie symbolisch ab – man denke beispielsweise an die Triumphzüge im antiken Rom. Ursprünglich noch magisch überhöht, tritt der rituelle Aspekt spätestens seit der Neuzeit zugunsten einer wissenschaftlichen Anschauung zurück. Aus religiösen Kultgegenständen werden Kunstobjekte, die nun in Eigenräumen, den Museen, präsentiert werden. Dieser historische Prozess führt zu einer grundlegenden Transformation bzw. Ausdifferenzierung der Formen des Sammelns (mit im Übrigen dramatischer Rückwirkung auch auf die Künste selbst). Außerdem erscheinen neue Träger von Sammlungen bzw. lösen alte ab: in chronologischer Reihung erst fürstliche, dann bürgerliche sowie staatliche und jetzt wieder verstärkt bürgerliche Akteure. Allerdings blieb bzw. bleibt dabei die legitimierende Grundfunktion der Selbstpräsentation immer gleich.

In fünf großen Abschnitten, bestehend aus jeweils mehreren Beiträgen und ausgestattet mit einem eigenen Bildteil, wird die Geschichte des Sammelns rekapituliert. Der erste Abschnitt behandelt das Modell Italien in Renaissance

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Barock. Hier wird am Beispiel der Gemäldesammlungen und Naturalienkabinette in Bologna, Florenz, Mantua und Rom dargestellt, wie das norditalienische Stadtbürgertum die päpstlichen durch eigene Sammlungen imitierte. In Florenz entstand auf diese Weise in den Uffizien 1591 die erste Galerie überhaupt. Der zweite Abschnitt ist dem Aufbau der Pretiosenkabinette, Schatzkammern und der Gemäldegalerie im barocken Dresden gewidmet, während sich der dritte Abschnitt mit Kunstsammlern und Museen im 18. Jahrhundert in Frankreich, Österreich und Russland befasst.

Die aus liberaler Perspektive wichtigen Beiträge des vierten Abschnittes behandeln das 19. Jahrhundert, in dem zwei neue Akteure, das Bürgertum und der Nationalstaat, auftreten. Der Hamburger Kunsthistoriker und langjährige Kultursenatsdirektor Volker Plagemann zeichnet in seinem Beitrag detailliert den Prozess der Nationalisierung der Kunst nach, der sich nach dem Vorbild der französischen Revolution (dort ausgehend von der Enteignung der königlichen Sammlungen des Louvre) im Vormärz auch in Deutschland vollzog. Bei der Realisierung des Projekts einer nationalen Kunst taten sich restaurative Kulturkönige, wie vor allem Ludwig I. von Bayern und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und die von bürgerlichen Sammlern, Stiftern und Mäzenen (wie Wallraf, Richartz oder Wagener) unterstützte Nationalbewegung zusammen. So fand, wie der Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, Peter-Klaus Schuster, es an anderer Stelle einmal treffend formulierte, die Einheit der Deutschen zuerst im Museum statt. Wie im Falle der Stiftung der Nationalgalerie an den preußischen Staat durch Wagener 1861, kam es dann sogar zu einer Fusion bürgerlicher und staatlicher Kulturpolitik. Diesen Akt der Verstaatlichung der nationalen Kunst konstatiert Plagemann nicht nur für Preußen, sondern auch für Russland (nach der Oktoberrevolution), Österreich-Ungarn (nach dem Untergang der Monarchie), partiell auch für Deutschland insgesamt (nach der Novemberrevolution, im Dritten Reich außerdem in der DDR) sowie für Italien (im Faschismus). Dieser quasi gesamteuropäische Verstaatlichungsprozess hatte, so Plagemann, vor allem bei den Staatsmuseen, die nur historischen Kunstbesitz verwalten, zwei Fehlentwicklungen zur Folge: die Übernahme berufsständischer Forderungen seitens der staatlichen Museumsbeamten sowie die Abkoppelung von der aktuellen Kunstvermittlung. Erst die strukturelle Finanzkrise der öffentlichen Hand führt s. E. jüngst dazu, die Verstaatlichungsentscheidung zugunsten bürgerschaftlichen Engagements nach US-Vorbild (Beispiel Bremer Kunstverein) zu modifizieren.

Wie sehr die staatssozialistische Kulturpolitik dem Kunst- und Sammelbetrieb schadete, wird im fünften und letzten Abschnitt zur Staatspatronage und Künstlersammlung im 20. Jahrhundert in den beiden Beiträgen von Paul Kaiser und Ulf Bischof über die DDR deutlich: Private Sammler wurden dort von der Kommerziellen Koordinierung (KoKo) des Ministeriums für Außenhan-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

del unter Alexander Schalck-Golodkowski in Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Staatssicherheit auf perfide Art und Weise unter Verstoß selbst gegen DDR-Steuerrecht kriminalisiert (durch Verhöre, Einzelhaft oder Manipulation der Wertebestimmung), um sie zu enteignen und ihre Kunstwerke (wie die der eigenen DDR-Museen) für Devisen an den Westen zu verkaufen. Paradoxerweise wurde das daraus resultierende Fehlen von ostdeutschen Sammlungen durch westdeutsches Engagement ersetzt: So kaufte allein der Aachener ›Schokoladenkönig‹ Peter Ludwig bis zum Ende der DDR mehr als 600 Werke, darunter zentrale Arbeiten von Wolfgang Mattheuer, A. R. Penck, Willi Sitte oder Werner Tübke. Sammler aus dem Westen wie Ludwig hatten darüber hinaus vor Erich Honecker Zugang zu den Dresdner Nationalkunstausstellungen, wo sie Vorkaufsrecht genossen.

Was lässt sich an diesem vielschichtigen Sammelband kritisieren? Naturgemäß kann die historische Darstellung des Sammelns nicht vollständig sein. Die angelsächsische Welt beispielsweise bleibt außen vor. Andere Beiträge, wie über den Text als Sammlung am Beispiel von Jean Paul und Eduard Mörike und zur Geschichte des Sammelns im französischen Roman, wirken eher etwas exotisch oder doch zumindest randständig. Sämtliche Beiträge sind im Original in englischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache abgedruckt. Hier wäre eine Zusammenfassung auf Deutsch oder Englisch hilfreich gewesen. Schade auch insbesondere bezüglich der ausländischen Experten, dass kein Autorenverzeichnis beigefügt ist, obwohl der Band ansonsten, wie bemerkt, üppig ausgestattet ist. Das betrifft desgleichen die fast 30 Seiten Farbtafeln im Anhang, was dem Band einen eigenen ästhetischen Wert verleiht. Da das Sammeln – wie in den verschiedensten Beiträgen verdeutlicht – in der Moderne ein zutiefst bürgerliches Phänomen ist, ja man könnte in Anlehnung an Freud sagen, einen besitzerbürgerlichen Trieb darstellt, so ist der vorliegende Band aber zweifellos geeignet, jede kunsthistorisch bzw. kulturwissenschaftlich orientierte Büchersammlung (gleich, ob privat oder öffentlich) auf's Beste zu ergänzen.

Bonn *Patrick Ostermann*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sebastian Panwitz: Die Gesellschaft der Freunde 1792-1935. Berliner Juden zwischen Aufklärung und Hochfinanz.

Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag, 2007 (HASKALA Wiss. Abhandlungen Bd. 34), 335 S.

Die nun vorliegende Studie wurde 2005 von der Universität Potsdam als Dissertation angenommen und zwischenzeitlich von der Friedrich Naumann Stiftung durch ein Ignatz-Bubis-Stipendium gefördert.
Sebastian Panwitz hat sich mit wissenschaftlicher Akribie und Ausdauer einem bisher unerforschten Thema gewidmet, obwohl die Quellenlage dazu teilweise problematisch und lückenhaft ist. Die Geschichte dieser Gesellschaft beinhaltet zeitweise gesellschaftspolitisch Brisantes – ja, Bewegendes, dennoch schreibt Panwitz sachlich und sprachlich wohl abgewogen darüber, versagt sich Anschuldigungen und Spekulationen.
Schon seine Gliederung überzeugt durch ihre durchdachte Systematik:
Im Einführungskapitel schildert er den Forschungsstand, seine daraus resultierenden Fragestellungen, die teilweise dürftige Quellenlage und erläutert wesentliche jüdische Begriffe für die Aufklärungsperiode.
Im zweiten Kapitel stellt er die damaligen Aufklärungsorganisationen vor: jüdische, Logen und nichtjüdische als geistige Vorläufer dieser neuen Gesellschaft der Freunde. Er beschreibt ihre Gründungsmitglieder – Junggesellen mit vielfachen geistigen Interessen, die jedoch in der jüdischen Gemeinde einen minderen Status besaßen – sowie deren erste Aufklärungs- bzw. Reformprojekte, die sich noch ganz auf das jüdische Leben konzentrierten.
Dennoch ging von diesen frühen Ideen und Erfahrungen eine Initialzündung für das moderne jüdische Vereinsleben aus, wie im dritten Kapitel über kulturelle Zentren des Berliner Judentums zwischen 1819 und 1870 anschaulich nachgezeichnet werden kann.
Diese Gesellschaft der Freunde entwickelte sich zu einem Freundes-Netzwerk der Berliner Wirtschaftselite und folglich wählte Panwitz für sein viertes Kapitel die Überschrift »Inoffizielles Wirtschaftszentrum«, in dem er Aufschlussreiches zur Struktur der Arbeitsplätze und zur Topographie der Wohnorte und Landgüter für das Jahr 1912 zusammengestellt hat.
Jedoch bald darauf hatte diese renommierte Gesellschaft ihren Zenit überschritten, die gesellschaftspolitischen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges – insbesondere die Inflationsverluste – trafen sie hart, ebenso die spätere

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Weltwirtschaftskrise. 1933 erfolgten sofort politische Überwachungen, Verbote und Auflösungen, die im fünften Kapitel als »Schwächung, Verbot, Restitution« geschildert werden. Dieses Kapitel umfasst die Ära des Nationalsozialismus mit dem zwangsläufigen Ende des jüdischen Vereinswesens und die Nachkriegsjahre, die von erfolglosen Restitutionsversuchen überschattet sind.
In einer Zusammenfassung auf acht Seiten versucht Panwitz abschließend die Geschichte dieser eher exklusiven Gesellschaft in die deutsche Geschichte einzuordnen und auf Parallelen zur allgemein jüdisch-deutschen Geschichte hinzuweisen, obwohl Berlin und sein damaliges Judentum sicher in mancher Hinsicht »besonders« geprägt waren.
Es folgt ein umfangreicher wissenschaftlicher Anhang, der in Kapitel sieben vieles bietet:
Chronik der Gesellschaft der Freunde; Mitgliederliste des Kulturverein von 1846; Vorstand der Deutschen Bank Anfang 1929; Informationstext für Neumitglieder von 1929; Parteizugehörigkeit von Vereinsmitgliedern für die Jahre 1918-1933; Vermögen der Gesellschaft zum Zeitpunkt des Vereinsverbotes.
Natürlich gibt es auch ein Abkürzungs- und Siglenverzeichnis sowie ein Abbildungsverzeichnis.
Das Quellen- und Literaturverzeichnis im zehnten Kapitel ist für jede wissenschaftliche Nutzung optimal gegliedert in Unedierte Quellen; Drucksachen der Gesellschaft der Freunde; Drucksachen anderer Vereine; Memoiren von Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde; Biographische Nachschlagewerke; Periodika; Sonstige edierte Quellen und Forschungsliteratur.
Auch Kapitel elf enthält eine Fundgrube, denn ein Auszug des Mitgliederverzeichnisses der Gesellschaft der Freunde füllt die Seiten 294 bis 319; d.h. aus einer Datenbank von über 2300 Vereinsmitgliedern wurden gut 650 ausgewählt, die entweder im wirtschaftlichen, politischen, kulturellen Leben Berlins oder Deutschlands oder für die Geschichte der Gesellschaft von Bedeutung waren.
Abschließend folgen drei Register für Personen, Organisationen, Firmen und Wirtschaftsverbände sowie fünf überwiegend kartographische Farbtafeln.
Der Verfasser hat sich entschlossen, nur Personen, die entweder einer jüdischen Gemeinde angehören oder ausgetreten sind, ohne sich taufen zu lassen als Juden zu bezeichnen; d.h. die Abstammung z.B. über die Familie der Mutter unberücksichtigt zu lassen. (S.19) Daraus ergibt sich allerdings ein Definitionsproblem im Hinblick auf die Gesellschaft der Freunde, die angesichts des Emanzipationsediktes von 1812 und zahlreicher Konversionen beschloss, Religion künftig als Privatangelegenheit zu betrachten. (S. 51)

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch die später vom Verfasser neu eingeführte »Zwischengruppe«, die getaufte Juden umfasst, die zwischen (!) der deutschen Gesellschaft und der Synagoge lebten, wirft Fragen auf. Insbesondere, weil er sogar die These aufstellt, dass die Gesellschaft der Freunde die (!) Organisation dieser »Zwischengruppe« gewesen sei. (S. 185f, S. 189) Das bedeutet, weil es in der Gesellschaft später kaum noch Juden nach seiner Definition gegeben hat, dass es sich auch nicht mehr um einen jüdischen Verein handeln kann. Zum Glück bleiben derartige Gedankenspiele ein Randthema in dieser Studie und schmälern nicht ihre Qualität.

»Im Winter 1791 trafen sich fünf Männer und diskutierten die schwierige Situation, der sie sich als aufgeklärte Junggesellen gegenübergestellt sahen. In diesem Kreis wurde die Idee zur Gründung der Gesellschaft der Freunde geboren. Diese Männer waren Joseph Mendelssohn, Isaac Euchel, Aaron Wolfssohn, Aron Neo und Nathan Oppenheimer.« (S. 56)

Zwischen Januar und August 1792 traten 118 Junggesellen der Gesellschaft bei, davon stammten 92 aus Berlin, 16 aus Königsberg und vier aus der Mark Brandenburg; dazu kamen wenige Auswärtige aus Wien, Breslau, Hamburg und Frankfurt am Main. (S. 58)

Diese Junggesellen waren sowohl wegen ihres minderen familiären Status als auch wegen ihrer Aufklärungs- und Reformideen in eine Außenseiterrolle geraten, die auch ökonomische Nachteile bei der üblichen jüdischen Wohltätigkeit zur Folge hatte. Deshalb handelte es sich bei dieser neuen Gesellschaft um eine »materiell notwendige Selbsthilfemaßnahme« für aufgeklärte Gesinnungsfreunde. (S. 35)

Auf dem Hintergrund dieser Epoche des politischen Wandels – ja, der Umbrüche – fanden auch innerhalb der jüdischen Gemeinden Auseinandersetzungen zwischen orthodox Gläubigen und Reformkräften statt. Deshalb blieb die Beziehung zu der Gesellschaft der Freunde ambivalent und so konnte z.B. die Siegesfeier 1814 nicht in einer Synagoge stattfinden. Auch die Gesellschaft selber erlebte eine starke Fluktuation, nahm ab 1807 verheiratete Mitglieder auf und wirkte belebend auf die Kultur des Salons. Denn während männliche Familienmitglieder bei ihr geistigen Austausch und Geselligkeit pflegten, gründeten einzelne Frauen aus diesen Familien eigene Salons.

Bereits 1812 begann die Gesellschaft die berufliche Umorientierung im Judentum zu fördern und warb für Ausbildungen in Handwerksberufen und in der Landwirtschaft. Dazu entstand bald ein eigener Verein, ein erstes Beispiel für eine »Ausgründung«, der bald noch weitere folgen sollten. (S.75f) Dadurch entstand ein Prototyp für nachfolgende Vereinsgründungen im 19. Jahrhundert.

1815 gründete die Gesellschaft der Freunde zusätzlich einen »Geselligen Verein« und erwarb 1820 ein großes Anwesen in der Neuen Friedrichstrasse 35; so entstand ein zentral gelegenes Begegnungszentrum mit vielfältigen Nut-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zungsmöglichkeiten. Beim hier veranstalteten eigenen Krönungsfest 1840 wurde deutlich, welch hohes Ansehen die Gesellschaft der Freunde inzwischen bei der preußischen Bürokratie genoss. Allerdings ging diese Entwicklung, bei der die Devise »Religion als Privatsache« demonstrativ vorgelebt wurde, einher mit einem ambivalenten bis distanzierten Verhältnis zum »Judentum« und den damit verbundenen gesellschaftspolitischen Problemen. Folglich sammelte man Spenden für den Kölner Dom als Beitrag zum deutschen Nationalsymbol, lehnte aber die Idee der »jüdischen Nation« als Tradition inzwischen ab. Natürlich versuchte man stets – auch während der revolutionären Aufbrüche – sich aus der Politik herauszuhalten, um keine Angriffsflächen zu bieten.

Nach der Reichsgründung expandierte das moderne jüdische Vereinswesen und es entstanden überregionale Großvereine, sowohl in Preußen als auch reichsweit. Gleichzeitig trat neben das traditionelle Engagement der Großfamilien die Tatkraft des universellen Multifunktionärs. Parallel dazu wurde es um die Berliner Gesellschaft der Freunde öffentlich recht still; zum Teil vielleicht, weil sie das Anwesen in der Friedrichstraße aus verkehrspolitischen Gründen aufgeben musste – zum Teil vielleicht, weil der Gesellige Verein abgetrennt wurde und in der Potsdamer Str. 9 ein prächtiges Domizil bezog. Jedenfalls fand die Hundert-Jahr-Feier der Gesellschaft im Hotel Kaiserhof statt und die Gäste waren weniger prominent als bei der Fünfzig-Jahr-Feier 1842. Aber die Mitglieder gehörten inzwischen zur Wirtschaftselite Berlins und Preußens.

Danach verschwanden die Aktivitäten der Gesellschaft wieder aus der Öffentlichkeit und auch die Quellenlage zu diesem Zeitraum ist besonders dürftig. Erst 1913 bezog die Gesellschaft erneut eigene Räume in einem neu gebauten Haus Potsdamer Straße 122a/b und für 1912 ist erstmals ein Mitgliederverzeichnis überliefert, das eine Analyse der Mitgliederstruktur ermöglicht. Sichtbar wird ein Netzwerk der Etablierten und Wohlhabenden, ja Reichen – ein Drittel waren inzwischen Millionäre.

Aber die Folgen der Inflation nötigten selbst die Gesellschaft der Freunde 1921/22 zur Aufgabe ihrer eigenen Räume, sie stellten ihre berühmte Portraitsammlung bei der Nationalgalerie unter und zogen sich erneut aus der Öffentlichkeit zurück. Ab 1929 fand jedoch eine breite Werbeaktion für neue Mitglieder statt und zwar gezielt in der Bankenbranche, die eine neue Ausrichtung der Gesellschaft deutlich werden ließ, nämlich reine Wohltätigkeit als Aufgabe. Die nun folgende Beitrittswelle zwischen 1929 und 1931 verschob die Berufsstruktur, die Zahl der Großbankiers stieg erheblich im Vergleich zu den bisherigen Privatbankiers und die meisten neuen Mitglieder hatten keinen familiären jüdischen Hintergrund mehr.

Trotz dieser demonstrativ neuen Ausrichtung und einer nachprüfbaren großzügigen Wohltätigkeit erlitt die Gesellschaft der Freunde während des Dritten

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Reiches das gleiche Schicksal wie alle anderen Vereine:»Führerprinzip« und »Arierparagraph« wurden angewandt, die meisten »Arier« zogen sich bald zurück und als »jüdisch« definierte Mitglieder versuchten mit Hilfe ihres Netzwerkes zu emigrieren. Vermögen, Archiv und Bildersammlung der Gesellschaft wurden von einer nationalsozialistisch gesteuerten Bürokratie »verwertet«.

»...in den 1950er Jahren wirkte sich für die ehemalige Gesellschaft der Freunde – wie für die meisten Berliner jüdischen Vereine – die ablehnende Haltung internationaler jüdischer Organisationen gegenüber dem Wiederaufbau jüdischen Lebens in Deutschland verhängnisvoll aus. Jüdische Interessenvertretungen aus den USA, aus Großbritannien und aus Israel setzten gegenüber den westalliierten Siegermächten ihre Vorstellungen bei den zu erlassenden Rückübertragungsgesetzen durch. Demnach fielen Vermögensgegenstände nicht an wiedergegründete jüdische Vereine und Gemeinden, sondern an die neugeschaffenen sogen. Nachfolgeorganisationen, Großunternehmen, die den größten Teil des Geldes für die Unterstützung jüdischer Personen und Institutionen im Ausland verwendeten. ...Innerhalb Deutschlands jedoch hatte diese Entscheidung die verheerende Folge, dass zwar jedem »nichtjüdischen« Verein seine von den Nationalsozialisten entzogenen Vermögenswerte rückerstattet, sie den »jüdischen« Vereinen jedoch verweigert wurden. Das kam einer zweiten Enteignung gleich, mit der deutlich gemacht wurde, dass die großen, weltweit agierenden jüdischen Organisationen zu jener Zeit einem deutschen Judentum jegliche Legitimation und Existenzberechtigung absprachen. Für die Gesellschaft bedeutete dies ihr endgültiges Ende.« (S. 251)

Hamburg *Beate-Carola Padtberg*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Heinz Stübig: Nationalerziehung. Pädagogische Antworten auf die »deutsche Frage« im 19. Jahrhundert

Schwalbach/Ts: Wochenschau, 350 S., 11 Abb.

Stübig untersucht sein Thema anhand von elf Beispielen vom Ende des 18. bis zum Beginn des 20. Jh. Zehn davon stammen von deutschen Autoren. Ergänzt werden die dabei geäußerten Ansichten durch einen offiziellen Bericht eines Engländers (Sadler) aus dem Jahre 1902 über das deutsche, vornehmlich das preußische Sekundarbildungssystem im Vergleich mit dem englischen; dieser bietet die Sicht von außen auf das System mit seinen Stärken (Bevorzugung kognitiver Fähigkeiten und damit eine bessere Vorbereitung auf den späteren Beruf) und seinen Schwächen (Vernachlässigung der Charakterbildung und Zentralisierung des Schulsystems).
Den untersuchten deutschen Autoren ging es zunächst darum darzulegen, was sie unter der nationalen Identität der Deutschen verstanden. Gleichzeitig versuchten sie zu definieren, wie die zukünftige politische Ordnung auszusehen habe und welche Aufgaben dabei den Schulen zukommen sollten. Um die deutsche Identität zu klären, wurden dem deutschen Volk positive Eigenschaften zugewiesen, die sich aus bekannten oder vermeintlichen Taten der Vorfahren ergaben. Verbunden mit der Ablehnung gegenteiliger und negativer Merkmale entstand so eine Abgrenzung gegenüber anderen Völkern, vor allem den romanischen. Diese Entwicklung setzte zur Zeit der Revolution von 1789 und den napoleonischen Kriegen ein und war eine unmittelbare Reaktion auf die Ereignisse. Dadurch wird auch deutlich, daß ohne die Vorgänge in Frankreich und deren Ausstrahlung auf das Alte Reich solche Fragen vielleicht erst wesentlich später und unter anderen Vorzeichen gestellt worden wären.
Denn noch Ende des 18. Jh. ging es bei den Nationalerziehungsplänen, falls überhaupt solche entwickelt wurden, primär um das Bildungsniveaus der Bevölkerung und dessen Hebung (Rochow). Dabei stand vor allem die Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten für die unteren Schichten im Vordergrund, die diese für ihre spätere Eingliederung in das Berufsleben gebrauchen konnten. Die Vermittlung spätaufklärerischer Werte und Moralvorstellungen spielte dabei eine wichtige Rolle. Diese Entwicklung wurde jäh gestoppt, als die Deutschen nach 1789 versuchen mußten, sich selbst zu definieren, was bis dahin nicht notwendig gewesen war. Vor allem hätten sich die meisten Einwohner der größeren Staaten des Alten Reichs ohne die äußeren

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ereignisse nicht als Deutsche, sondern als Preußen, Bayern oder Württemberger gesehen. Darauf geht Stübig aber nicht ein.
Die im 19. Jh. entwickelten Kriterien, Nationaleigenschaften, wurden bald überhöht und damit nicht nur zur Abgrenzung gegenüber anderen Völkern, sondern schließlich zur Etablierung eines eigenen Hegemonialanspruchs benutzt. Stübig dokumentiert dies am Beispiel von Adolph Diesterweg, der 1835 als wichtigste deutsche Tugend die Wahrheitsliebe herauskristallisiert hatte. Negative Beispiele wurden aber noch nicht mit anderen Nationen in Verbindung gebracht. Für ihn standen zu diesem Zeitpunkt (Vormärz) Einheit und persönliche Freiheit für die Deutschen im Vordergrund; diese Begriffe und die damit verbundenen Vorstellungen dienten als Grundlage für seine Vorschläge zu den Nationalerziehungskonzepten. Zwar bildeten die Befreiungskriege auch für ihn die Grundlage, aber seine Überlegungen waren noch nicht vom Nationalhaß geprägt. Nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 opferte er in seinen Vorstellungen die politische Einheit; nun erachtete Diesterweg nur noch die persönliche Freiheit als wichtigste Eigenart der Deutschen, die aus diesem Grund auf einen einheitlichen Staat verzichten mußten. Demgegenüber sah er für die Franzosen Zentralismus, Absolutismus, Uniformität und Gleichmacherei als prägend an. Daraus leitete Diesterweg dann auch einige negative Charaktereigenschaften wie Unhäuslichkeit, Leichtsinn und Frivolität ab, denen er die positiven Begriffe für die Deutschen gegenüberstellte.
Die Revolution von 1848/49 bildete für die Nationalerziehungskonzepte einen Wendepunkt. Während die Autoren bis dahin nationale Einheit und demokratische Strukturen vereinbaren konnten, entschieden sie sich danach entweder eher für den Einheitsgedanken und entwickelten auch chauvinistische Konzepte oder sie resignierten und flüchteten sich in Utopien.
Im Kaiserreich trat neben die äußere Abgrenzungen auch die innere, vor allem gegenüber Juden und Katholiken, wobei bei den Juden zunächst noch keine rassistischen Überlegungen zugrunde gelegt wurden, sondern religiöse, da ihnen einer der untersuchten Autoren (Legrande) neben der Auswanderung den Übertritt zum Christentum zugestand, was sie dann ohne Einschränkung zu Deutschen gemacht hätte. Bereits Diesterweg hatte 1854 gegenüber den Katholiken Vorbehalte gezeigt, da das Zentrum ihrer Glaubenshaltung außerhalb Deutschlands läge und sie Gefahr liefen, ihre nationale Überzeugung zu verlieren. Bei den Juden sah er diese Probleme nicht gegeben.
Für Stübig boten lediglich die demokratischen Ordnungsmodelle die Möglichkeit zur Überwindung solcher chauvinistischer Vorstellungen. Er beachtet dabei nicht, daß gerade die Nationalversammlung in der Paulskirche durchaus vergleichbare Konzepte vertrat und für eine Eingliederung dänischer, polnischer, italienischer und niederländischer Gebiete in ein deutsches Reich plädierte.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Auswahl der von Stübig getroffenen Autoren ist einseitig, da er bis auf einen aus Hessen lediglich preußische aufführt. Zwar sind darunter auch solche, die dem preußischen System kritisch gegenüberstanden und konträre Positionen einnahmen. Es fehlen aber Nationalerziehungskonzepte aus dem zweiten und dritten Deutschland. Bis auf eine Ausnahme sind auch keine katholischen Autoren vertreten.
Stübig deutet an, daß sich hinter dem Überlegenheitsgefühl der Deutschen gegenüber den benachbarten Völkern bereits der Gedanke der »Herrenrasse« ankündigt. Bei dem Vergleich mit dem englischen Bildungssystem und der Herausbildung einer Elite wird jedoch vernachlässigt, daß auch hier ein Überlegenheitsgefühl gegenüber den kontinentalen Staaten entwickelt wurde (splendid isolation) und erst recht das des »weißen Mannes« gegenüber der Bevölkerung in den Kolonien.

Kerpen-Buir *Franz-Josef Kos*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hartwig Brandt/Ewald Grothe (Hrsg.): Rheinbündischer Konstitutionalismus

Frankfurt/M: Peter Lang 2007 (Rechtshistorische Reihe, Bd. 350), 149 S.

In Ihrer Einleitung zu diesem Sammelband ordnen Hartwig Brandt und Ewald Grothe den modernen deutschen Verfassungsstaat in einen französisch geprägten Prozess »zwischen den Revolutionen« von 1789 und 1848 ein. Dabei unterscheiden sie vier Phasen: Die literarische Debatte der 1790er Jahre; das napoleonische Netzwerk neuer Institutionen zehn Jahre später; die Verfassungen des sogen. Frühkonstitutionalismus ab 1815; die Revolutionen der dreißiger und vierziger Jahre.

»So erblicken wir in der Epoche zwischen den Revolutionen vier Zeiten französisch-deutschen Transfers: eine des Gedankens, eine der militärisch-politischen Überlagerung, eine der Rechtsaufnahme und eine der Nachfolge durch die revolutionäre Tat. Erst nach 1850 begannen sich die politischen, die verfassungspolitischen Wege beider Seiten zu trennen. Der Prozess von Übertragung und Rezeption war beendet.« (S. 8)

Der geschichtliche Ablauf ist unstrittig: Napoleon enteignete das Ancien régime, nivellierte die ständischen Strukturen und die regionale Zersplitterung mit Hilfe seines Militärs und eines neuen rational-bürgerlichen Rechts. Darauf basierten aus Frankreich importierte moderne Verwaltungssysteme und Konstitutionen, die mit »moralischen Eroberungen« in der Bevölkerung eine landeseigene politische Legitimation erschaffen sollten. Die Rheinbundakte von 1806 löste dann eine Reformwelle in den Rheinbundstaaten aus und gab damit den Anstoß zu Verfassungsschöpfungen in sechs Mitgliedsstaaten. Dabei sollte der Rheinbund eigentlich als Puffer zwischen Frankreich und Österreich sowie Russland dienen; handelte es sich doch vor allem um ein militärisches Bündnis ganz im Dienste der Hegemonialmacht Frankreich.

Obwohl das Projekt der Rheinbundstaaten letztendlich ein politischer Torso blieb, könne der Rheinbundpatriotismus als Vorläufer des vormärzlichen Nationalismus gelten und die Verfassungsdiskussion dieser Jahre habe den späteren Verfassungsdiskurs teilweise vorweg genommen.

Auch bildete der Rheinbündische Konstitutionalismus keine einheitliche Phase in der deutschen Verfassungsgeschichte. Aber innerhalb von fünf Jahren – nämlich zwischen 1807 und 1811 – entstanden immerhin sechs einzelstaatliche Verfassungen; allerdings unter französischem Protektorat. Ausgehend vom Modellstaat Westphalen erhielten auch Bayern und Frankfurt eine

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Staatsorganisation samt Justizverwaltung mit Untertanenrechten nach französischen Prinzipien. Während die Landesgrundgesetze von Reuß ältere Linie, Sachsen-Weimar-Eisenach und Anhalt-Köthen mehr durch innere, also eigene, Reformimpulse geprägt wurden. Sie bestanden deshalb teils überwiegend als Finanz- oder als Justizgesetze und behielten so einen Interimscharakter. Dennoch repräsentieren alle sechs Verfassungen nach Meinung der Herausgeber, die Frühgeschichte des modernen Verfassungsstaates in Deutschland.

Doch diese Rheinbundära mitsamt ihrem spezifischen Konstitutionalismus wurde nach 1815 als französische Fremdherrschaft abgetan; bald aus nationalistischen Gründen abgelehnt und deshalb gezielt totgeschwiegen. Dies führte vermutlich dazu, dass die Geschichte des deutschen Verfassungsstaates in der wiss. Literatur lange Zeit erst mit dem süddeutschen Frühkonstitutionalismus ab 1818 begann. Diese Überlieferung wollen die Herausgeber mit diesem Sammelband nun endgültig korrigieren.

Deshalb folgen detaillierte Forschungsberichte zur Rheinbundakte von 1806 von Gerhard Schuck; zur Verfassung des Königreichs Westphalen von 1807 von Ewald Grothe; zur Verfassung des Königreichs Bayern von 1808 von Hartwig Brandt; zur Verfassung des Fürstentums Reuß ältere Linie sowie des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach – beide von 1809 – von Gerhard Müller; zur Frankfurter Stadtverfassung von 1806, 1810 und 1816 von Barbara Dölemeyer und zur Verfassung des Herzogtums Anhalt-Köthen von 1810/11. Ergänzt werden diese Beiträge in guter wissenschaftlicher Manier von einer umfangreichen Bibliographie, einer Liste der Publikationsorte für die jeweiligen Verfassungen, einem Personen- sowie einem Orts- und Sachregister. Am Schluss folgt ein Verzeichnis der bisher erschienenen 350 Bände dieser traditionsreichen Rechtshistorischen Reihe – beeindruckend schon allein in ihrer thematischen Vielfalt.

Das Anliegen, aber auch die Problematik dieses Sammelbandes werden bei Ewald Grothes Einstieg in seinen Beitrag besonders deutlich:

»Die Konstitution des Königreichs Westphalen war die erste geschriebene Verfassungsurkunde auf deutschem Boden. Ebenso wie der durch sie begründete Modellstaat von Napoleons Gnaden stand sie lange Zeit unter dem Verdikt der national und borussisch orientierten Geschichtsschreibung. Noch 1957 bezeichnete Ernst Rudolf Huber die Rheinbundverfassungen als »dekorative Verhüllungen der wahren Verfassungslage« und sprach von einem »verschleiernden Schein-Konstitutionalismus«. Er schloss sich damit der Kritik der nationalliberal-borussischen Geschichtsschreibung an, welche die französische Zeit vor allem als »Fremdherrschaft« verurteilt hatte. Aus dieser Perspektive erschienen sämtliche Konstitutionen als Tarnung rigoroser napoleonischer Machtpolitik, und die Staatsdiener fungierten als Handlanger einer »Besatzungsmacht«. Das »kerndeutsche Volk« des künstlich zusammenge-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

setzten Königreichs Westphalen habe mit Abscheu die »hündische Schmeichelei« der Minister beobachtet, kommentierte Heinrich von Treitschke beispielsweise scharfzüngig.
Seit Beginn der 1970er Jahre setzte sich demgegenüber eine gründliche Revision des Urteils durch. Mit Forschungen von Helmut Berding, Elisabeth Fehrenbach und Eberhard Weis begann eine Renaissance der Rheinbundepoche, deren Errungenschaften nunmehr gleichrangig neben die lange Zeit prädominanten preußischen Reformen gestellt wurden. Das sich wandelnde Urteil der Historiker, das von einer stärkeren Berücksichtigung sozialgeschichtlicher Fragestellungen inspiriert war, betraf zunächst vor allem die Einschätzung der Staats- und Gesellschaftsreformen. Die »defensive Modernisierung« der Rheinbundstaaten wird seitdem als eine wichtige Reformvariante in der napoleonischen Ära eingestuft. Gegenüber der Sozialgeschichte wurde die verfassungsgeschichtliche Forschung im engeren Sinne vernachlässigt ...« (S. 31f).
Natürlich werden in allen sieben Beiträgen die jeweiligen Landesverfassungen wissenschaftlich seriös und detailliert nachgezeichnet; aber die Initialzündungen dazu kamen aus Frankreich. Sicher haben diese Reformgesetze die jeweiligen Regionen nachhaltig geprägt, auch Maßstäbe gesetzt für künftige verfassungsrechtliche Möglichkeiten. Aber kann man diese Phase tatsächlich eindeutig als erste Stufe der deutschen Verfassungsgeschichte reklamieren?
Sogar der vom Bruder Jérôme regierte Modellstaat, das Königreich Westphalen, wurde von Napoleon – je nach militärischer Lage – ausgebeutet; d.h. er schöpfte dort Geld und Menschen ab und brach dabei die selbst erlassenen Gesetze. Von einer eigenständigen staatlichen Entwicklung auf fester Rechtsbasis konnte also in dieser Zeit keine Rede sein.
In der Verfassungspraxis noch unübersichtlicher war die Lage im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, denn die Verfassung von 1809 blieb unveröffentlicht und die Reformen dienten vor allem der Sanierung des bisherigen Staatswesens, das sich in einer ernsten finanzpolitischen Krise befand. Dennoch blieb der Herzog als politischer Hauptakteur unangefochten. Allerdings bildete diese »geheime« Verfassung später das inhaltliche Fundament für ein Grundgesetz von 1816, das weitgehende Rechte einräumte.
Diese kritischen Anmerkungen mindern allerdings in keiner Weise den Wert dieses Sammelbandes, der in komprimierter Form über eine unterschätzte verfassungsrechtliche Phase berichtet, Neues enthält und daher ein wissenschaftlicher Gewinn ist.

Hamburg *Beate-Carola Padtberg*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Uta Monecke: Zwischen staatlicher Obrigkeit und bürgerlichem Aufbruch. Preußische Zensur und städtische Zensoren in Halle und Naumburg 1816-1848

Halle: Mitteldeutscher Verlag 2006 (Forschungen zur halleschen Stadtgeschichte 8), 254 S.

Schon beim Vorwort wurde der Rezensent etwas überrascht: Die der Veröffentlichung zu Grunde liegende Dissertation unter dem Titel »Städtische Zensoren zwischen liberalem Stadtbürgertum und staatlicher Bevormundung im Regierungsbezirk Merseburg von 1816 bis 1848« wurde laut der Verfasserin »überarbeitet und in einigen Punkten« (S. 9) ergänzt. Eine tief greifende Kürzung wird hingegen nicht erwähnt, obwohl der Regierungsbezirk Merseburg vor 1848 über 17 Kreise mit 29 Zeitungen verfügte (S. 194). Die thematische Verengung auf die zwei Städte Halle und Naumburg wird zudem zu kurz und daher kaum nachvollziehbar begründet: 14 bzw. 15 Zeilen (S. 13) und nochmals wenige Sätze auf den Seiten 35 bis 38 reichen bei weitem nicht aus. Inwieweit die beiden Kommunen vergleichbar sind und warum gerade sie ausgewählt wurden, wird nicht ausgeführt. Über wichtige Faktoren wie Einwohnerzahl, Wirtschafts- und Sozialstruktur erfährt der Leser, wenn überhaupt, zu wenig. Auch das Erscheinen in einer stadtgeschichtlichen Schriftenreihe ist dafür keine Entschuldigung.

Nun aber zum Inhalt, die Fragestellung umfasst zwei Themenkomplexe: Zum einen geht es um die lokalen Zensoren und ihr Handeln, das von den gesetzlichen Bestimmungen, den übergeordneten Stellen, den Mitbürgern und den zu zensierenden Schriftleitern und Autoren bestimmt wurde. Zum anderen geht es um die Zensurpraxis und das Selbstverständnis der lokalen Zensoren. Die Arbeit beginnt mit zwei einleitenden Kapiteln: »Über die preußische Zensur« und »Rechtsunsicherheit und Unterschiede im Zensurwesen (1816-1819). Von der Gründung der Provinz Sachsen bis zum preußischen Zensuredikt«. Hier wird deutlich, dass zumindest in den ersten Jahren die lokale Zensur in den beiden Städten nur bedingt verglichen werden kann: In dem erst 1815 zu Preußen gehörenden Naumburg galten bis Anfang 1820 neben preußischen auch weiterhin sächsische Bestimmungen über die Zensur. Dies führte zu einer Rechtsunsicherheit, die sich auch in der hohen Fluktuation der lokalen Zensoren widerspiegelte. Zudem galten in Halle als Universitätsstadt besondere Regelungen: Die meisten an der Universität entstandenen Publikationen waren nur der betreffenden Zensur durch Professoren der entsprechenden Fakultät unterworfen, es herrschte quasi eine Zensurfreiheit.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Arbeit ist chronologisch gegliedert, die Zäsuren 1819, 1830 und 1843 werden plausibel begründet. In jedem dieser Kapitel werden nach einer Einleitung die Entwicklung der lokalen Zensur und die Haltung der lokalen Zensoren in Halle und dann in Naumburg dargelegt. Jedes Kapitel endet mit einer kurzen Zusammenfassung unter dem Titel »Fazit und Bewertung der Zensoren«. Trotz der in der Überschrift mit »Rechtsunsicherheit und Unterschiede im Zensurwesen (1816-1819)« skizzierten Besonderheiten für einen Vergleich in diesem Zeitabschnitt ist das betreffende Kapitel das kürzeste. In Halle waren Zensurumgehungen durch Drucker und Verleger für die Behörden das Hauptproblem. In Naumburg wurde im Oktober 1816 das Zensorenamt dem Magistratsassessor Rasch übertragen. Nach zwei Rügen im Juli 1817 bat er um seine Entlassung. In diesem Schreiben bekannte er sich offen zu seinen liberalen Ansichten. Dieses Schreiben wurde aus nicht näher ersichtlichen Gründen jedoch nicht abgeschickt und Rasch blieb bis 1819 im Amt. Sein Nachfolger geriet jedoch auch schnell in die Kritik von Innenministerium und Bezirksregierung.
1819 traten einschneidende Änderungen in Kraft: Die Zensurfreiheit der Universitäten wurde aufgehoben und das preußische Zensuredikt führte neben Verschärfungen zur Schaffung eines Oberzensurkollegiums, es wurde jedoch durch die Oberpräsidenten häufig übergangen. Dieses Kontrollorgan bestellte Fachzensoren für die gesamte Provinz und versuchte, die Zensur zu zentralisieren. Nach heftigen Protesten wurden 1820 wiederum hallesche Zensoren bestellt. In diesem Kapitel hat die Autorin einen speziellen Abschnitt über die in diesem Zeitraum stattfindenden »Rügen und ihre Begründungen« eingeschoben. Er gibt anband praktischer Beispiele einen guten Einblick in die lokale Zensurpraxis. In Naumburg ist 1828 sogar der Zensor entlassen worden, weil er in mehreren Fällen anderer Meinung war als der Oberpräsident. .
Der Zeitraum 1830 bis 1848 ist von einer Verschärfung der Ausführungsbestimmungen (vor allem im Jahr 1843) und damit der Zensurpraxis gekennzeichnet. Die Zensur für Naumburg wurde in Merseburg ausgeführt. Eine Quelle für staatliche Eingriffe war die Berichterstattung über die »Wahlverweigerung«: Die Naumburger Stadtverordneten weigerten sich 1846 mehrfach, für den 1847 bevorstehenden Provinziallandtag einen Abgeordneten zu bestimmen. Daraufhin wurde vom König die Stadtverordnetenversammlung aufgelöst. An diese Kapitel schließt sich eine ausführliche Zusammenfassung an. Da schon in den Kapiteln zuvor immer wieder zusammenfassende Abschnitte enthalten waren, lassen sich Wiederholungen nicht vermeiden. Andererseits werden hier allerdings auch Aussagen getroffen, die sich nicht nur auf die beiden untersuchten Kommunen beschränken. Anstelle eines Ausblicks auf die Jahre 1848/1849 wird eine auf 11 Textseiten zusammengefasste Magisterarbeit der Verfasserin »Das Pressewesen im preußischen Regierungsbezirk Merseburg in der Revolution 1848/1849« abgedruckt, die einen

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

stark gerafften Überblick bietet. Leider ist für das Lesen der Kartenlegende auf S. 199 eine Lupe notwendig. Es folgt noch ein informativer Anhang. Er enthält unter anderem die preußischen Geschäftsinstruktionen für die Zensoren von 1843 sowie Übersichten über die Zensoren und die lokalen Zeitungen in Halle und Naumburg. Es liegt hier eine Spezialuntersuchung vor, die durch zahlreiche Beispiele über die Zensurpraxis und dem Handeln der lokalen Zensoren sich gut lesen lässt und einen plastischen Eindruck vermittelt. Es wäre sicher reizvoll, solche Untersuchungen auch für andere preußischen Provinzen vorzunehmen. Die Autorin hat hierfür eine gute erste Untersuchung vorgelegt. In Zukunft sollte allerdings auf eine sorgfältige oder zumindest gut begründete Auswahl der zu vergleichenden Kommunen geachtet werden.

Radebeul *Lutz Sartor*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Jost Hermand: Heinrich Heine. Kritisch. Solidarisch. Umstritten.

Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2007, 250 Seiten.

Hinter den drei Adverben, die der Germanist Jost Hermand als Untertitel seinem Heine-Buch mitgegeben hat, müssten eigentlich Ausrufezeichen stehen: Es handelt sich um die Eigenschaften, die Heine nach Hermand zuallererst auszeichnen, und daß es keine Fragezeichen sind, macht die Lektüre der insgesamt dreizehn Beiträge dieses Bandes stellenweise ermüdend. Schon nach den ersten Seiten weiß man nämlich, worauf es Hermand ankommt: Er will nachweisen, daß Heine der »bedeutendste politische Rebell unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts« (149) gewesen sei und er variiert dieses Leitmotiv vor allem in Wiederholungen.

Die Auseinandersetzung darüber, wie Heines Werk und einzelne seiner Äußerungen politisch einzuordnen sind, ist nicht neu: Vor allem die marxistische Rezeption reklamierte Heine als »engagierten Schriftsteller«, der in seinen Prosaschriften mit beißender Ironie die politischen und gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit kritisierte, während eine mehr immanente Interpretation den ironischen Romantiker der Gedichte hervorhob. Am einfachsten schienen sich beide Interpretationsrichtungen auf den Begriff der »Zerrissenheit« einigen zu können.

Hermand geht es in diesem Sammelwerk, in dem – bis auf zwei – alle Beiträge auf Vorträge oder Veröffentlichungen zurückgehen, vor allem um Heines »geschichtsphilosophische und politikästhetische Begriffswelt« (11). Wenn er dazu schreibt, daß Heines Werke in ihren Inhalten immer historischer werden, das aber ihre kritische Haltung wie ihre »positive (…) Anteilnahme an den Sorgen der gesellschaftlich Ausgegrenzten weiterhin vorbildlich« (16) bliebe, so regt sich Widerspruch beim Leser. Hat Heine es nötig, daß man auf diese Weise sein Nachleben sichert?

Hermand wählt, um sein Anliegen zu vermitteln, einen Umweg: Er interpretiert nicht systematisch Heines Schriften, sondern er stellt Heine in Beziehung zu ausgewählten Persönlichkeiten (Dichtern wie Lessing, Goethe, Schiller und Büchner beispielsweise, aber auch Napoleon und Marx) und zu aus Hermands Perspektive wichtigen Problemstellungen wie »Massen« oder »Religion«. Zwei Kapitel beschäftigen sich mit der Rezeption Heines bei Franz Mehring und im Kalten Krieg und das Abschlusskapitel zieht ein polemisches Fazit zum Begriff der »Moderne«.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Für Leser, die sich mit Heine befasst haben oder befassen, bringen Hermands Ausführungen nichts wirklich Neues. Heine war sicher ein Aufklärer und sah sich selbst als »Kämpfer im großen Befreiungskampf der Menschheit« (30). Aber zuallererst verstand er sich als Dichter und Publizist, und es ist sein Umgang mit Sprache, der auch heute noch seine Prosaschriften – seine Gedichte gehören eh zum Kanon der Weltliteratur – lesenswert machen. Die Frage, welche politischen Positionen Heine vertrat, ist demgegenüber zweitrangig und vermutlich sowieso nicht eindeutig zu beantworten – auch Hermand muß das immer wieder zugeben. Deshalb sind alle Versuche, Heine Begriffe zuzuordnen wie »progressionsbetonter bürgerlicher Liberaler« (216) oder »linksliberal« (166), Hilfskonstruktionen, die letztendlich bei der Interpretation seiner Werke nicht weiterhelfen.
Hermand, der lange in den USA gelehrt hat, schreibt nach wie vor im Jargon der Linken aus den 70er Jahren – was den Eindruck verstärkt, hier solle ein Dichter »auf links« gebracht werden. Auch das macht die Lektüre des Buches nicht gerade attraktiv.

Bonn/Gummersbach *Monika Faßbender*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Anthony Howe/Simon Morgan (Hrsg.): Rethinking Nineteenth-Century Liberalism. Richard Cobden Bicentenary Essays

Aldershot: Ashgate (Modern Economic and Social History), 2006, 302 S.

In Deutschland ist »Manchestertum« ein Kampfbegriff, der – hierin ganz ähnlich dem Neoliberalismus – dazu instrumentalisiert wird, den Liberalen soziale Herzlosigkeit zu unterstellen. Als sich 2004 der Geburtstag Richard Cobdens zum 200. Male jährte, war dies eine Gelegenheit, um hinter dem Mythos das authentische Bild freizulegen, die zumindest in seinem Heimatland Großbritannien genutzt wurde.

Cobden, ein Unternehmer aus Manchester (daher der Begriff »Manchestertum«), war der Anführer der Bewegung, die 1846 die Getreidezölle (Corn Laws) in England zu Fall brachte, die ein Symbol waren für die protektionistische Interessenpolitik zugunsten des agrarischen Grundbesitzertums – eine Interessenpolitik, die die Lebenshaltungskosten der Armen unerträglich steigerte und viel Elend mit sich brachte. Im Kern handelte es sich bei Cobdens Politikverständnis um ein hochidealistisches, radikalliberales und sehr sozial engagiertes Engagement. Zudem war die Forderung nach Freihandel außenpolitisch immer als Instrument zur Überwindung von Krieg und Kolonialismus gedacht. Das hat wenig mit dem heute vorherrschen Schreckbild vom »Manchestertum« zu tun.

Der von Anthony Howe (University of East Anglia) und Simon Morgan (University of Leicester) herausgegebene Band *Rethinking Nineteenth-Century Liberalism* versammelt Beiträge über Cobden, die anlässlich Kolloquiums zum 200. Geburtstag Cobdens als Vorträge gehalten wurden. Sie decken nicht nur Aspekte seines Wirkens auf, sondern widmen sich vor allem auch der Wirkungsgeschichte.

Dabei gewinnt der Leser durchaus neue Erkenntnissen und überraschende Einsichten. Cobdens Erfolg als einer der wichtigsten Staatsmänner des Viktoranischen Englands (obwohl er nie einen Kabinettsposten innehatte) war nicht nur dem ungewöhnlichen Organisationstalent, das eine echte Massenbewegung schuf, und der plakativen Radikalität seiner Anschauungen gedankt, sondern auch einem trotzdem vorhandenen Sinn für Pragmatismus und Machbares. Die ideologische Purifizierung auf ein doktrinär minimalstaatliches Politikverständnis ist zum großen Teil ein Konstrukt, das von seinen Anhängern stammt, die postum (Cobden starb 1865) an einem kohärenten Weltbild

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihres Vorbildes arbeiteten, das in der Realität so kaum bestand. Donald Winch (University of Sussex) stellt dies in seinem Beitrag über Louis Mallet fest, einem Mitstreiter Cobdens, der in den 1870er Jahren einflussreiche Beiträge zur Deutung von Cobdens politischem Denken veröffentlichte. Zu dieser Doktrinarisierung mag die beginnende Auseinandersetzung mit dem Sozialismus, die den Ton der Debatte verschärfte, beigetragen haben. Inspiriert könnte sie aber auch durch die französischen Anhänger Cobdens sein, etwa Frédéric Bastiat, deren nationalökonomischer Ansatz meist erheblich strikter theoriebetont war als es bei den britischen Ökonomen der Zeit – etwa Ricardo oder Malthus – der Fall war.

Damit ist man schon bei dem vielleicht interessantesten Aspekt des Buches, nämlich der Wirkungsgeschichte. In der kontinentaleuropäischen Liberalismusgeschichte wird der Einfluss – wenn nicht gar die Inspiration! –, die vom Beispiel der Kampagne gegen die Corn Laws ausging, heute von den Historikern nur selten gewürdigt, obschon er recht beträchtlich war. Die britische Freihandelsbewegung prägte das ökonomische Denken und auch die konkrete Wirtschaftspolitik der meisten europäischen Länder in einem kaum zu unterschätzenden Maße. Sie läutete tatsächlich eine internationale Ära des Freihandels ein.

Das Ausmaß, in dem das gelang, war unterschiedlich in den verschiedenen Ländern, und es erreichte nirgendwo ganz den in Großbritannien gesetzten Standard, war aber doch beträchtlich. Dies gilt für Frankreich, wo sich die Bewegung um Bastiat, dem begnadetsten Wirtschaftspublizisten seiner Zeit, sammelt. Und es gilt auch für Deutschland, wo sich der Kongress deutscher Volkswirte als Gravitationszentrum der Bewegung bildete. Unerwarteter ist indes der Einfluss, den Cobden auf die griechische Poltik hatte und den Pandeleimon Hionidis (London School of Economics) erstmals in seinem Beitrag beschreibt. Dass Cobdens Freihandelspolitik die politische Elite des Landes – inklusive des Premierministers Charilaos Trikoupi in den 1880er Jahren – in dem Maße beeinflusste, wie sie es offenbar tat, wird manch außenstehenden Betrachter erstaunen.

Womit man wieder in England selbst ist. Frank Trentmann (University of London) hat das Thema seines Aufsatzes inzwischen zu einem Bahn brechenden Buch (*Free Trade Nation*, Oxford University Press 2007) ausgearbeitet. Es geht um die Wirkungsgeschichte im eigenen Lande. Trentmann zeigt auf, wie der Freihandel sich bis zum Ersten Weltkrieg als nationaler Mythos und britisches Identitätsmerkmal festsetzte, ein einmaliger Vorgang, der jeden heutigen Verfechter des Freihandels träumen lässt. Und er zeigt, wie die Erinnerungen an Cobden und die Not, die er mit seiner Politik linderte, den Erdrutschwahlsieg der Liberalen 1906 maßgeblich beeinflusste. Es folgte der Niedergang dieses Mythos nach dem Weltkrieg und der Abschied der Politik vom Freihandel während der Großen Depression in der 1930er Jahren.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Trentmanns mentalitätsgeschichtliches Vorgehen bietet in der Tat einen neuen und viel versprechenden Ansatz, der auch auf die Bearbeitung des Themas »Freihandelsbewegung« in anderen Ländern Einfluss haben könnte. Alles in Allem: Die in dem Buch gesammelten Aufsätze liefern ein neues, überaus facetten- und nuancenreiches Bild über Cobden und das »Manchestertum«. Sie lassen den Wunsch aufkommen, dass dieses Thema von nun an ein intensiver erforschter Teilbereich der Liberalismusforschung wird als es das bisher war.

Berlin/Potsdam *Detmar Doering*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Jonathan Parry: The Politics of Patriotism. English Liberalism, National Identity and Europe, 1830-1886

Cambridge, Cambridge University Press 2006, 424 S.

Im Vorwort bezeichnet Jonathan Parry sein neues Werk zur Geschichte des englischen Liberalismus als eine Studie »of the insularity that underlay nineteenth-century British international aspirations«. Diese Formulierung mag einigermaßen überraschen bei einem Land, das im Untersuchungszeitraum über ein weltumspannendes Empire herrschte, und bei einem Werk, das ausdrücklich den Auseinandersetzungen der Liberalen mit europäischen Entwicklungen im 19. Jahrhundert gewidmet ist. Sie unterstreicht aber Parrys These, dass die Debatten um internationale Themen bei den englischen Liberalen in erster Linie durch den Versuch der Selbstvergewisserung über die britische Politik und das Selbstverständnis der britischen Nation dominiert waren. Weder in sich stimmige Einschätzungen der Entwicklungen in anderen europäischen Ländern noch eine gezielte Politik der Einflussnahme auf europäische Entwicklungen bestimmten den liberalen Diskurs, sondern die Klärung der Frage, welche Stellung Großbritannien in der Welt zukomme. Grundlegendes Motiv der Debatten war die Betonung des Stolzes auf die eigene konstitutionelle Regierungsform, die anderen Staaten zur Nachahmung ans Herz gelegt wurde und gegen potentielle Bedrohungen verteidigt werden musste.

Im Gegenzug relativiert Parry die Bedeutung zweier Faktoren, die gegenwärtig von vielen Historikern als wesentliche Angelpunkte für die Ausbildung der britischen Nationalidentität im 19. Jahrhundert ausgemacht werden, nämlich der Begriffe »race« und »national character«. Zwar leugnet auch Parry nicht Hierarchisierungen zwischen »zivilisierteren« und eher »rückständigen« Völkern innerhalb des liberalen Diskurses. Laut Parry ergaben sich solche Ordnungsmodelle für die Liberalen jedoch nicht aus der Annahme relativ fester oder gar unveränderlicher Nationalcharaktere. Sie orientierten sich vielmehr daran, ob ein anderes Land als Bedrohung für die konstitutionelle Regierungsform oder als Verbündeter bei deren europaweiter Durchsetzung angesehen wurde. Augenfällig wird dies an den rasch wechselnden Zyklen von Frankreichbegeisterung und »Frankophobie«: Die Systemwechsel in Frankreich zwischen Revolution, konstitutionellen Regierungsformen und »Bonapartismus« ließen das liberale Frankreichbild zwischen Furcht und der Hoffnung auf Bündnisfähigkeit schwanken. Den Angelpunkt der Deutungen bildete dabei aber stets die Selbstwahrnehmung als konstitutionelle Nation, deren Werten international zur Geltung verholfen werden sollte.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Grob lassen sich in Parrys Darstellung zwei maßgebliche Strömungen des Liberalismus ausmachen, deren Ausbalancierung die zentrale Herausforderung für den Zusammenhalt der Partei in außenpolitischen Fragen bedeutete: Auf der einen Seite stand der stolze Anspruch, die Überlegenheit des eigenen Verfassungsmodells und des nationalen Leistungsvermögens durch eine aktive, stark auftretende Außenpolitik zu demonstrieren. Dies war die Linie Palmerstons (1784-1865), des mehrfachen Außen- und Premierministers, der die liberale Politik in diesen Fragen bis in die 1860er Jahre hinein dominierte. Auf der anderen Seite stand die Erkenntnis, dass ein innergesellschaftlicher Ausgleich eine restriktive Budgetpolitik voraussetze, die außenpolitisch zur Vermeidung von Konflikten und den damit einhergehenden teuren Militärausgaben drängte. Diese Position war insbesondere mit dem Namen des »Manchesterliberalen« Richard Cobden (1804-1865) assoziiert.

Aus dem Wechselspiel dieser beiden Strömungen entwickelt Parry nach zwei umfangreichen Abschnitten zum liberalen Konstitutionalismus und zur Rolle von »charakterologischen« Kategorien im liberalen Diskurs in fünf fallstudienartigen Kapiteln seine Vorstellung von den Rhythmen, in denen sich liberale Politik im viktorianischen England entwickelt habe. Nach einem Kapitel über die (auf dem »Kontinent«) vormärzliche Ära beschreibt Parry die Ausformung des Palmerstonschen »Patriotismus« in der Auseinandersetzung mit den Revolutionen von 1848/49, die Rückkopplungen der italienischen Einigungsfrage auf die Liberal Party, die Zusammenhänge zwischen dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 und dem Niedergang der ersten Regierung Gladstones (1868-1874) sowie die Auseinandersetzungen um die »Eastern Question«, die Gladstone 1880 erneut an die Regierung brachten. Parry zeigt dabei, dass die Vorstellung, britische Regierungen müssten außenpolitisch eine aktive Rolle spielen, in den 1840er Jahren heftige Kritik von Verfechtern eines optimistischen Internationalismus erntete, die glaubten, Zurückhaltung bei Interventionen werde die Heraufkunft einer weltweiten, handelsbasierten Friedensordnung ermöglichen. Die Selbstbehauptung oder gar Neuetablierung autokratischer Regime nach 1848/49 dagegen ließ Palmerstons Betonung britischer Stärke erneut an Popularität gewinnen. Dennoch blieb seine Außenpolitik auf den Ausgleich mit den Vertretern der zurückhaltenderen Position angewiesen. Eine zentrale Rolle für das Erreichen dieser Balance kam William Ewart Gladstone (1809-1898) zu, der als Chancellor of the Exchequer die finanzpolitischen Grundlagen für den innergesellschaftlichen Ausgleich legte, zugleich aber bei aller Zurückhaltung gegenüber vorschnellen außenpolitischen Interventionen vor Demonstrationen nationaler Stärke nicht grundsätzlich zurückschreckte.

In seiner Argumentation legt Parry großen Wert auf die kulturgeschichtliche Einordnung seiner Thesen. So schildert er anschaulich die Querverbindungen zwischen Palmerstons Betonung nationaler Stärke und den zeittypischen

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Männlichkeitsdiskursen, derer sich der Politiker durchaus gezielt bediente. Auf diese Weise geraten Legitimationsstrategien in den Blick, die der liberalen Außenpolitik die Unterstützung in breiteren Bevölkerungsschichten sicherten. Dennoch bleibt Parrys Darstellung weitgehend dem Denken und Handeln der liberalen Elite im Parlament verhaftet, dessen Sitzungsprotokolle neben gebildeten Journalen die Hauptquelle der Untersuchung bilden. Parry begründet diese Beschränkung mit dem Hinweis darauf, wie wenig sich die politische Führungsriege in seinem Untersuchungszeitraum bei ihren Entscheidungen letztlich durch außerparlamentarische Einflussversuche bestimmen ließ. Allerdings lässt sich fragen, ob damit die Transmissionsriemen zwischen außerparlamentarischer und parlamentarischer Ebene nicht unterschätzt werden – Richard Cobden beispielsweise war in beiden Welten zu Hause. Auch setzten in Parrys Untersuchungszeitraum in vielen Wahlkreisen politische Organisations- und Meinungsbildungsprozesse ein, deren Verschränkung mit außenpolitischen Debatten auf der Eliteebene durchaus eine nähere Untersuchung verdienen.

Diese möglichen Einwände verblassen allerdings vor dem Umfang und Tiefgang von Parrys Untersuchung. Aus der Verbindung von politik-, diplomatie- und kulturgeschichtlichen Aspekten entsteht ein Bild der außenpolitischen Überzeugungen viktorianischer Liberaler, das eine Fülle von Fragestellungen einbezieht, die einer knappen Zusammenfassung des Argumentationsgangs zum Opfer fallen, die aber wesentlich zum Wert der Studie beitragen. Dazu zählen beispielsweise die durchgängige Berücksichtigung religiöser Konfliktlinien in den parteiinternen Debatten sowie der Haltung der Liberalen gegenüber Irland, das eine komplizierte Zwitterstellung zwischen Innen- und Außenpolitik einnahm. Wie bereits die beiden der Innenpolitik gewidmeten Vorgängerbände Parrys zum viktorianischen Liberalismus ist »The Politics of Patriotism« eine dicht geschriebene, reichhaltige Studie, deren Differenzierungsgrad sich letztlich gegen simplifizierende Zusammenfassungen sperrt. Um so bemerkenswerter ist, dass es Parry gelingt, die Fülle der dargebotenen Details zu klaren Thesen zu ordnen, die die zentrale Bedeutung »europäischer« Themen für die häufig aus innenpolitischen Entwicklungen erklärten Rhythmen liberaler Politik im viktorianischen England überzeugend erfassen. Eine »Insularity« der liberalen Interessenlagen und die stetige Auseinandersetzung mit »kontinentalen« Entwicklungen erscheinen daher nicht als Gegensatz, sondern als untrennbar verbundene Dimensionen in der Formulierung der Identität des britischen Liberalismus im 19. Jahrhundert.

Darmstadt *Detlev Mares*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Holger Fischer (Hrsg.): Lajos Kossuth. Wirken – Rezeption – Kult.

Hamburg: Reinhold Krämer 2007 (= Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte), 198 S., zahlr. Abb.

One of the trends of the 19th century Hungarian liberalism was the so-called national liberalism represented by Lajos Kossuth and influenced by German liberalism that emphasized the significance of nation as substantial to the meaning and final cause of liberalism.[1] Kossuth believed that liberalism was necessary on the path to the creation of modern society and to the improvement of the overall conditions of the nation. He subscribed to the idea that the emergence of civil society was the best way to assure and accelerate national development and was able to synthesize the idea of nation with that of social reform.

Lajos Kossuth, considered as one of the greatest Hungarian Statesman, was not only a professional politician, the person who established modern journalism in Hungary, an excellent orator and publicist but also became a national hero, an icon of independence and freedom for the Hungarians. However, the complex nature of his historical past and images gave rise to changing and sometimes contradicted and critical interpretations of his life and work.

The book »Lajos Kossuth (1802-1894). Wirken – Rezeption – Kult« edited by Professor Holger Fischer includes the written materials and speeches held at the symposium organized by the University of Hamburg in 2002 in the framework of series of commemorations of the 200th birthday anniversary of the Hungarian Statesman. The book is a remarkable and scholarly well founded contribution to the literature on the work and achievements of Lajos Kossuth and the myth and cult that surrounded and still surrounds his name. The authors introduce the influence and cult of Kossuth from many different angels providing the reader with a comprehensive assessment of his life-work. As many of the contributors underline, the history of the Kossuth cult is as vibrant, far-reaching and manifold as his path of life. It is a cult that has become an indispensable part of the Hungarian national identity and an integral part of the so called historical memory. This historical memory – Professor Fischer underlines in his introduction – has to be seen as a cohesive and politically legitimizing factor in Hungarian society.

1 Gerő, András: Hungarian Liberalism in the nineteenth century, Characteristics and Roles (1830-1867), in: Hungarian Liberals (edited by Gerő, András), Budapest, Új Mandátum Publisher, 1999, 7-26.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

The Kossuth cult was widespread and popular, but was later exploited for political ends. The Kossuth myth reached its peak at the end of the 19th century. By the 1890s a number of national symbols were linked to Kossuths name, such as the Kossuth-song, Kossuth-shield, Kossuth-flag, Kossuth-hut, and Kossuth-moustache. At the beginning of the 20th century the Great Statesman became the mythological icon and the Father of the Hungarian nation, the great composer Bèla Bartòk, for instance, dedicated a whole symphony to his memory and his character inspired the finest poets of the time. The Kossuth cult was filled up with newer and newer contents throughout the history and was interpreted, used and abused by various political ideologies for various purposes. Ironically the communist totalitarian regime of dictator Ràkosi ought to legitimize its power by establishing continuity between the revolutionary traditions.

Kossuth was one of the most remarkable champions of equality of all citizens. He advocated the principle of equality calling it a sacred corner-stone of the democratic creed that implies the raising and not the lowering of society to one level.[2] This is why he fought for emancipation of peasants and for the abolishment of tax exemptions of the nobility, which was a privilege unique in Europe. He strongly believed in the worth of the individual, and saw individual freedom as a precondition of national unity. He was convinced that eliminating serfdom was one of the most essential components to social transformation. Kossuth strongly opposed all forms of discriminations by stating that »I consider the principle of discrimination based on race, language or religion not only a moral but a political impossibility«. He fought for equality before the law and full emancipation of Jews. He advocated religious liberty for all and emphasized that religion was a matter of conscience that belongs to the private realm. He believed that religious dogmas have to be separated from the political institutions. He also stood up for the same rights to all denominations without discrimination.

Kossuth, as the leader of the liberal reformists aspired to modernize feudal social structures via constitutional means. He was the main drafter of the new constitution, the so called April Laws of 1848 that laid the foundations of modern Hungary declaring the liberation of serfs, freedom of press, equality before the law and establishing an independent government responsible to the democratically elected parliament.

Kossuth termed himself a man of freedom, »not aspiring for my country to the vanity of conquering glory, but for real liberty and the happiness of complete democracy«. He was a man ahead of his age who recognized as early as in the mid-nineteenth century that »the history of Europe is ... advancing towards liberty and therefore democracy, [which] is nothing else but self-government

2 Haraszti, Éva: Kossuth an English Journalist, 1990, Budapest, Akadémiai Publisher, Preface

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

by the people«[3]. Democratic self-government played an utmost important role in his draft constitution developed in his Turkish exile in Kütahya. His democratic constitution called for basic civil rights, such as the freedom of press and association, freedom of religion and universal suffrage, and for political freedom of communities as a base for the realization of the rights of minorities. While Kossuth passionately fought and advocated national independence he also believed in the importance of cooperation among the nations along the Danube as formulated in his plan for a Danubian Confederation, a document closely connected to his draft constitution. The plan, published in 1862, envisioned the alliance of the states of Hungary, Croatia, Transylvania, the Romanian Principalities and Serbia.[4] In addition to common governing bodies for foreign affairs and defense, the document also envisaged an economic community. Kossuth sought to resolve the nationalities question through the principle of self-government and decentralization. In his vision the rights of minorities would have been recognized in a system of autonomies constituted by villages and provinces based on a free assent of the individual people. The ideas and principles that Kossuth envisioned in his draft document were deemed useless and unrealistic in his time, but became so timely and realistic one century later.

As noted by András Gergely, one of the contributors to the book, Kossuth's early political views on the German question could be comparable to the views represented by the so-called »Vormärz-liberals«. Kossuth believed that the German development and a future constitutional and unified German state play a key role in the democratic transformation of the Central-European Region. For Kossuth as a revolutionary democrat and an advocate of national independence, who never accepted the Compromise of 1867 with the Habsburgs, it was natural that he supported the idea of German Unity even at the expense of the Habsburg Empire. Professor Christian Jansen, another contributor to Fischers book, gives a remarkable account on the different Kossuth images that developed in German publications throughout the second half of the 19th century. However, the way how the German liberals assessed the 1848 Hungarian Revolution and Kossuth's role was by far not homogenous. Right after the Revolution was defeated and throughout the eighteen fifties Kossuth was depicted as a hero, a freedom-fighter, a symbol of national independence and as a realistic politician (Realpolitiker) contrasted with the German ideologists.[5] Those democrats who were ready to cooperate with Bismarck and subscribed to a »gouvernemental-autoritären Einigungspolitik«,

3 Pajkossy, Gábor: »Liberty and Democracy for My Country – Lajos Kossuth, in: Hungarian Quarterly, Volume 35, Spring 1994, 139.«

4 Szabad, György: Kossuth's role in the Conceptualization of a Danubian Federation. In: Geopolitics in the Danube Region. Hungarian Reconciliation Efforts 1848-1998. (edited by Romsich, Király), Budapest 1999, 88.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

however had a more critical picture of Kossuth. Ludwig Bamberger and the philosopher Arnold Ruge for instance disapproved and held critical opinion of »his sentimental nationalism built upon ethnical arguments«.
The Kossuth cult and narrative almost disappeared from our political discourse by our time. Though Kossuth's views on feudalism and the Habsburg Empire disappeared from the political discourse a long time ago his views on self-governance, as an integral part of democracy, and individual freedom, as a precondition of national unity, are still timely and viable especially when the Hungarian society is divided more than ever. »All for the people and all bythe people; nothing about the people without the people. That is democracy.« Kossuths conception of democracy still carries an important message to us. A principle not to be abandoned.
I would warmly recommend Professor Fischer's enhancing book to anybody interested in the influence and cult of a great Hungarian Statesman, a liberal ahead of his time.

Budapest *Enikö Gal*

5 Carl Mayer, a radical liberal democrat who lived in Swiss emigration, while iconizing Kossuth saw his politics developed in his Turkish emigration as a chance for a second revolution.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ralf Zerback: Robert Blum. Eine Biografie

Leipzig: Lehmstedt Verlag, 2007, 360 S.

Robert Blum war 1848 der populärste deutsche Politiker, und der Achtundvierziger Hugo Wesendonck hat später über ihn geschrieben, Blum sei der »beste Mann« der Frankfurter Nationalversammlung gewesen. Gleichwohl ist Blum heute weithin vergessen. Die Skatspieler kennen wenigstens noch seinen Namen. Viele von ihnen sagen, wenn sie dem Alleinspieler begreiflich machen wollen, daß er »fertig« ist, er sei »erschossen wie Robert Blum«. Ralf Zerback, ein Schüler Lothar Galls, hat nun eine vortreffliche Biografie Blums vorgelegt, und sie wird hoffentlich dazu beitragen, diesen Mann der Vergessenheit zu entreißen.

Z. schildert mit vielen Details den erstaunlichen Aufstieg seines Helden. Blum, 1807 in Köln geboren, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Sein Vater war Fassbinder. Er starb, als Robert sieben Jahre alt war. Robert war begabt, doch für den Besuch eines Gymnasiums oder gar ein Universitätsstudium war einfach kein Geld da.

Der junge Blum erlernte den Beruf eines Gelbgießers und arbeitete dann einige Jahre lang als Angestellter einer Firma, die Straßenlaternen herstellte. Als Vertreter dieser Firma lebte er fünf Monate in München und fast zwei Jahre in Berlin. Beide Metropolen haben seinen Bildungshunger mächtig angeregt. Mit eiserner Zielstrebigkeit erwarb er als Autodidakt umfangreiche Kenntnisse. Das Jahr 1830 weckte dann in Blum die Leidenschaft für die Politik. Er begeisterte sich für die Juli-Revolution in Paris und für den Freiheitskampf der Polen. 1832 wurde er Sekretär am Leipziger Stadttheater. Er begann nun zu schreiben: Historiendramen, Gelegenheitsgedichte, Artikel für oppositionelle Blätter.

Blum forderte Freiheitsrechte für alle Bürger. Wie alle Liberalen und Demokraten erstrebte er die Errichtung des deutschen Nationalstaats, der für ihn nur als Republik denkbar war. Über sein soziales Engagement schreibt Z.: »Das meiste Herzblut hat Blum dem Thema Armut geopfert. Er kannte Not und Hunger aus der Kinderzeit, das hat ihn empfänglich gemacht« (S. 102). Blum trat auf zahlreichen Schiller-Feiern auf, engagierte sich bei den Deutschkatholiken. Er erwies sich als begnadeter Redner, der es verstand, das Gefühl seiner Zuhörer anzusprechen. Seit 1839 nahm Blum an den geheimen jährlichen Treffen deutscher Oppositionspolitiker in Hallgarten teil.

Am 12. August 1845 erschoss königlich-sächsisches Militär in Leipzig ohne eigentlichen Grund acht Menschen. Blum fiel die Rolle des Wortführers der empörten Bürger zu, wobei er die Leipziger ermahnte, auf den Boden des

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gesetzes zu bleiben. »Mit den Augusttagen«, so schreibt Z., »wird er in ganz Deutschland berühmt und populär. Ihm wurden geradezu staatsmännische Fähigkeiten zugesprochen, wie er da zugleich die Massen dirigiert und den Behörden diktiert hatte« (S. 187).

Noch im gleichen Jahr wurde Blum zum Stadtverordneten gewählt. 1847 kündigte er seine Stelle als Theatersekretär und gründete einen eigenen Verlag. Bereits seit 1839 hatte er nebenher ein siebenbändiges Theaterlexikon herausgegeben. Jetzt wagte er sich an das Projekt eines Staatslexikons. Über sein Arbeitspensum sagt Z.: Blum glich »einem wandelnden Kraftwerk, rund um die Uhr arbeitend, stets auf Hochtouren« (S. 73).

Im Revolutionsjahr 1848 wurde Blum erst in das Vorparlament, dann in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. In beiden Gremien tat sich der Gegensatz zwischen Liberalen und Demokraten auf. Die Liberalen waren mit dem, was man im März erreicht hatte, zufrieden. Demokraten wie Blum hingegen wollten die Revolution weiterführen und eine Republik errichten. Doch die liberalen Fraktionen in der Paulskirche zählten fast 500 Mitglieder, die beiden demokratischen Fraktionen zusammen nur rund 100. Blum, der Führer der Linken, war kompromissbereit und suchte zwischen Liberalen und Demokraten zu vermitteln. Die Liberalen handhabten jedoch ihre Mehrheit rigoros und stimmten nieder, was immer die Linke vorschlug. Blum rieb sich auf und resignierte schließlich.

Da kam es Anfang Oktober 1848 in Wien zu einem neuen Aufstand. Studenten, Bürger und Arbeiter brachten die Kaiserstadt in ihre Gewalt, die Regierungstruppen flohen. Blum war begeistert und sah eine Chance für eine Weiterführung der Revolution in ganz Deutschland. Mit drei weiteren linken Abgeordneten eilte er nach Wien. In Wien, so schrieb er am 20. Oktober, entscheide sich »das Schicksal Deutschlands, vielleicht Europas« (S. 267).

Doch Wien wurde von den Truppen des kaiserlichen Generals Windischgrätz angegriffen. Die Aufständischen wehrten sich tapfer. Auch Blum griff zur Waffe und kämpfte als Kompaniechef auf den Barrikaden. Am 31. Oktober musste Wien vor der Übermacht kapitulieren. Dem Einmarsch der Sieger folgte ein blutiges Strafgericht. Auch Blum wurde verhaftet. Der Prozess, den man ihm vor einem Standgericht machte, war eine bloße Farce. Blum, der als Abgeordneter Immunität genoss, wurde zum Tode verurteilt. Am 9. November, einen Tag vor seinem 41. Geburtstag, wurde er in der Brigittenau erschossen. Über die internen Vorgänge, die der Hinrichtung vorausgingen, schreibt Z.: »Es war das schlechteste Schmierenstück der 48-er Revolution, abstoßend, billig-banal, wurstig, doch mit fatalem Ausgang« (S. 283). Die Erschießung Blums war eine Kampfansage der Gegenrevolution an die Frankfurter Nationalversammlung.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auf Forschungskontroversen geht Z. nicht ein, und so fehlt etwa jegliche Äußerung zu der fundierten Blum-Biografie von Siegfried Schmidt (Schmidt, Siegfried: Robert Blum. Vom Leipziger Liberalen zum Märtyrer der deutschen Demokratie, Weimar 1971; siehe auch derselbe: Die Entwicklung der politischen Opposition im Königreich Sachsen zwischen 1830 und 1848, Dresden 2005). Immerhin hat Günther Heydemann gemeint, die Habilitationsschrift Schmidts, auf der seine Blum-Biografie beruhte, sei »die zweifellos bedeutendste historiographische Leistung in der DDR in den 60er Jahren« (Geschichtswissenschaft in der DDR. Hrsg. von Alexander Fischer/Günther Heydemann, Bd. 2, Berlin 1990, S. 502).

Z.s Buch, so sei abschließend betont, hat zwei entscheidende Vorzüge: der Autor hat alle bislang zugänglichen einschlägigen Quellen lückenlos ausgewertet, und er erzählt auf der Basis dieses Materials das Leben seines Helden in brillanter Form. Z. bringt Blum Sympathie entgegen, doch er idealisiert ihn nicht. So erwähnt er, dass Blum glücklich verheiratet war, gleichwohl nebenher mindestens zwei uneheliche Kinder aufzuweisen hatte. Das Buch Z.s dürfte auf alle Fälle zu den gelungensten deutschsprachigen Biografien der letzten Jahre gehören.

Apolda *Gerd Fesser*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Helmut Bleiber/Walter Schmidt/Susanne Schötz (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, Bd. 2

Berlin: FIDES Verlags- und Veranstaltungsgesellschaft, 2007, 935 S.

Nachdem 2003 der erste Band mit Biographien von Persönlichkeiten aus der Zeit der Revolution von 1848/49 erschienen und inzwischen bereits vergriffen ist (Besprechung von Birgit Bublies-Godau im Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 16/2004, S. 300-304), legen die Herausgeber nun den zweiten, fast ebenso umfangreichen Band vor. Er knüpft methodisch und inhaltlich an den Vorgängerband an und stellt Repräsentanten aus verschiedenen politischen Lagern vor, wobei Angehörige der demokratischen Linken noch deutlicher als zuvor überwiegen, da diese, wie die Herausgeber betonen, »bislang biographisch immer noch vernachlässigt« seien. Darüber hinaus wird auch thematisch ein breites Spektrum abgedeckt. Insgesamt werden in 20 Beiträgen 21 Biographien präsentiert, darunter solche von sieben Frauen. Viele der hier Porträtierten werden damit erstmalig biographisch dargestellt.

Die vorgestellten weiblichen Persönlichkeiten geben nicht nur Beispiele für die allgemein politischen Aktivitäten von Frauen in der Revolutionszeit, sie waren meist zugleich auch Vorkämpferinnen der frühen deutschen Frauenbewegung. Hierzu zählt die entschiedene Demokratin und frühe Feministin Louise Dittmar aus Darmstadt, die sich für eine auch ökonomische Emanzipation der Frau einsetzte und versuchte, in ihrem persönlichen Leben weibliche Selbstbestimmung zu realisieren. Eine Doppelbiographie befasst sich mit Johanna Goldschmidt und Emilie Wüstenfeld, zwei wichtigen Protagonistinnen der bürgerlichen Frauenbewegung, zu deren vielfältigen reformerischen Aktivitäten die Gründung der Hamburger »Hochschule für das weibliche Geschlecht« zählte. An diesem Projekt war auch die fast vergessene Johanna Küstner-Fröbel mit ihrem Mann beteiligt. Ihr ganzes Leben lang engagierte sie sich für die Frauenbildung, wobei die Kindergartenpädagogik ein wichtiger Bestandteil ihres Konzepts für eine gesellschaftliche Reform bildete. Der Lebensweg der Republikanerin und Frauenrechtlerin Henriette Obermüller-Venedey aus Karlsruhe, die später in zweiter Ehe den vormaligen Parlamentsabgeordneten Jakob Venedey heiratete, bildet den Gegenstand eines weiteren Beitrages. Hierbei wird deutlich, wie durch die kritische Auseinandersetzung mit den Quellen ein neues, differenziertes Bild einer deutschen Revolutionärin, Autorin und Unternehmerin gezeichnet werden kann. Auch für Amalie Struve aus Mannheim wird belegt, dass die engagierte Schriftstellerin und

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kämpferin für Frauenrechte, Demokratie und Freiheit mehr war als die Ehefrau des Revolutionärs Gustav Struve. Als aktive Teilnehmerin an der republikanischen Erhebung in Baden wurde auch sie inhaftiert und teilte später das Exil mit ihrem Mann. Eine ganz andere Persönlichkeit war Lucie Lenz alias Lorenz, deren schillernde Biographie geradezu detektivische Recherchen erforderte. 1848/49 trat sie als Anhängerin der revolutionären Bewegung auf, war aber offenbar zugleich auch als Agentin der Polizei tätig. In jedem Fall brach ein Lebensweg wie der ihre mit bürgerlichen Konventionen und war ein Ergebnis der besonderen Verhältnisse der Revolutionszeit.

Zu den männlichen Demokraten der Revolutionsjahre darf zunächst der fast vergessene Robert Brauner gezählt werden, der als deutsch-katholischer Prediger in Berlin tätig war. Wie viele Deutschkatholiken sympathisierte Brauner mit der Märzrevolution und wurde von der Polizei aus Berlin ausgewiesen. Ein weiterer Beitrag widmet sich dem Kommunisten August Hermann Ewerbeck, der in Paris als führendes Mitglied des Bundes der Gerechten, des Pariser Deutschen Vereins und Korrespondent der Neuen Rheinischen Zeitung für die Vermittlung sozialistischer Ideen zwischen Deutschland und Frankreich sorgte. Der Gymnasiallehrer Hartwig Gercke zählte zu den wichtigen Organisatoren der Berliner Demokratischen und Arbeiterbewegung der Revolution und der Reaktionszeit. Unter fragwürdigen Umständen verurteilt, wurde Gercke 1857 mit der Auflage begnadigt, nach Amerika auszuwandern. Der erst 18jährige Abraham Jacobi wurde 1848 zum Anhänger der Revolution und schloss sich schließlich dem Bund der Kommunisten an, wodurch er ins Visier der Polizei geriet. Nach zweijähriger Haft emigrierte er 1852 zunächst nach England, dann in die USA, wo er später als Professor für Kinderheilkunde bekannt wurde, seine radikale Vergangenheit jedoch nie verleugnete. Der Lebensweg des Sozialisten und Demokraten Rudolph Matthäi aus Schlesien verlief anders. Trotz seines radikalen Engagements im Vormärz und in der Revolution von 1848/49 gelang es ihm, dem zunächst als Gymnasiallehrer gekündigt wurde, schon 1850 wieder eine feste Anstellung an einer Realschule zu erreichen – freilich unter dem Preis der politischen Enthaltsamkeit.

Ludwik Mierosawski war zwar ein polnischer Freiheitskämpfer, für die deutsche Revolution von 1848/49 gleichwohl vor allem als Kommandant der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee von großer Bedeutung. Die Biographie gibt einen Überblick über sein gesamtes Wirken und belegt damit erneut die europäische Dimension der freiheitlichen Bewegungen im 19. Jahrhundert. Zu den prominenten Demokraten der Revolutionszeit zählte der sächsische Biologe und Abgeordnete der Nationalversammlung Emil Adolf Roßmäßler, der vor allem als Bildungspolitiker bleibende Bedeutung errang. Untersucht werden darüber hinaus seine Rolle in der Arbeiterbewegung der 1860er Jahre und seine gesellschaftspolitischen Ziele als »moderner Visionär

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einer bürgerlich-demokratischen Zivilgesellschaft« (S. 588). Einer der weniger bekannten Persönlichkeiten war Victor Schily, der 1848 zu den linken Demokraten in Trier gehörte und sich 1854 in Paris niederließ, wo er unter anderem Vertrauensmann der Internationalen Arbeiterassoziation wurde. Von der Emigration war auch das Leben des ehemaligen preußischen Leutnants Gustav Adolph Techow geprägt, der nach seiner Flucht aus der Festungshaft 1849 Chef des Generalstabes der revolutionären pfälzischen Volkswehr wurde. Nach Australien emigriert, war er dort als Gymnastiklehrer tätig und begründete die australische Sportlehrerausbildung. Besonders verdienstvoll ist die Biographie von Wilhelm Adolph von Trützschler, dem radikaldemokratischen Abgeordneten der Nationalversammlung, der als führender Repräsentant der badischen Revolutionsregierung 1849 vom preußischen Militär standrechtlich erschossen wurde. Obgleich einer der prominentesten Märtyrer der Revolution, ist er heute fast vergessen und wird hier erstmals in einem biographischen Beitrag gewürdigt.

Ein liberaler Repräsentant war Adolf Sydow, der als evangelischer Prediger in Berlin die Trauerrede für die Märzgefallenen von 1848 gehalten hatte. Der Beitrag beleuchtet auch sein Engagement für eine Reform der evangelischen Kirche und seine Tätigkeit als liberaler Abgeordneter in der preußischen Konstituante von 1848. Zu den konservativen Gegenspielern der revolutionären Bewegung zählte Franz Seraphicus Graf von Stadion, nach der blutigen Niederschlagung der Wiener Oktoberrevolution Innenminister des ersten konservativen österreichischen Ministeriums Schwarzenberg. Der Beitrag zeigt jedoch, dass Graf von Stadion kein Hardliner war, sondern sich im Interesse einer Stabilisierung der Monarchie für Reformen des Vielvölkerstaates einsetzte. Differenziert ist auch das Wirken von Julius von Mintuoli zu beurteilen, der 1847 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt wurde. Obgleich er ein konservativer Verteidiger der preußischen Monarchie war, wurde ihm von Zeitgenossen Augenmaß und Besonnenheit bescheinigt. Sein gemäßigtes und vermittelndes Vorgehen verhinderte eine Eskalation der Ereignisse in den Märztagen 1848, trug ihm jedoch die Feindschaft ultrakonservativer Kreise ein, die schließlich seine Absetzung erreichten. Der preußische General Eduard von Peucker ist als der erste Reichskriegsminister der provisorischen Reichsregierung in die Geschichte eingegangen, der, wie die Biographie zeigt, im Dienste der Gegenrevolution und der Interessen der preußischen Monarchie wirkte.

Der Band belegt die besondere Bedeutung von Repression und Exil als prägende Erfahrungen der meisten der hier vorgestellten demokratischen Akteurinnen und Akteure der Revolutionszeit. Zugleich wird bei vielen Biographien auch deutlich, wie wichtig die soziale Frage und die Entstehung des Proletariats als Triebfedern des Handelns waren und welch hohe Bedeutung der Bildung als Hebel für die Verbesserung der sozialen Lage und eine gesellschaft-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

liche Reform beigemessen wurde. Die Beiträge des Bandes wurden durchweg unter Auswertung der auch archivalischen Quellen und der einschlägigen Literatur von ausgewiesenen Fachleuten erarbeitet. Das Buch enthält außerdem ein ausführliches Personenregister für beide Bände des Gesamtwerkes. Wie sein Vorgängerband, so wird auch diese Neuerscheinung ein unentbehrliches Hilfsmittel und eine überaus nützliche Grundlage für künftige Forschungen bilden. Darüber hinaus bleibt zu hoffen, dass dieses Buch zu einer angemessenen wissenschaftlichen Würdigung der demokratischen Bestrebungen der Revolution von 1848/49 beitragen wird.

Ulm/Tübingen *Michael Wettengel*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Oded Heilbronner: »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Dynamit«. Populäre Kultur, populärer Liberalismus und Bürgertum im ländlichen Süddeutschland von den 1860ern bis zu den 1930ern

München: rn-press, 2007 (Forum deutsche Geschichte 13), 224 S.

Zunächst muss man dem Autor oder dessen Helfer(n) Respekt zollen: Sich von zehn Institutionen fördern zu lassen (S. 6) zeigt von einem exzellenten Fund-Raising und von der Qualität des Vorhabens. Der Autor legt nach langjähriger Beschäftigung mit dem katholischen Bürgertum, Liberalismus und Nationalsozialismus von der Mitte des 19 Jahrhunderts bis 1933 in Südwestdeutschland anscheinend einen Extrakt seiner im Literaturverzeichnis erwähnten 20 Einzelarbeiten vor. Die Gliederung der Arbeit ist, um es vorsichtig ausdrücken, unorthodox und außerordentlich störend: Nach einer Einleitung gibt es drei Haupteile, ein Nachwort und am Ende ein »Appendix« mit dem Titel »Methodologische Betrachtungen«. Der Autor stellt direkt auf S. 10 thesenartig fest, »dass der Liberalismus, wie der Sozialismus und Katholizismus, auf dem europäischen Kontinent, im 19. Jahrhundert eine – zuweilen radikale – Massenbewegung war.« Dafür führt der Autor den aus der angelsächsischen Forschung entlehnten Begriff des »Populären Liberalismus« ein. Zudem möchte der Autor »einen neuen Erklärungsansatz für den Erfolg des Nationalsozialismus vor 1933 in bestimmten süddeutschen Regionen vorschlagen« (S. 11). Das Untersuchungsgebiet des »ländlich katholischen süddeutschen Raums« (S. 16) wird als »Groß-Schwaben« bezeichnet und der Rezensent, der traditionell das Werk von vorne an gelesen hatte, wartete auf eine klare Definition, da der Begriff eher ein politischer Kampfbegriff als eine geografische Bezeichnung ist. Langes Lesen wird belohnt, auf S. 153 gibt es gleich mehrere Definitionen des geografischen Raumes, auf den sich der Autor bezieht. Er wirft der bisherigen Bürgertums- und NS-Forschung pauschal und ohne durchaus notwendige Differenzierungen vor, sowohl die ländlichen Regionen unbeachtet gelassen zu haben als auch kulturgeschichtliche Ansätze und Aspekte total vernachlässigt zu haben. Dies will er in dieser Arbeit nachholen. Im zweiten Abschnitt über die populäre Kultur (auch als Subkultur bezeichnet) thematisiert der Autor vor allem den Altkatholizismus in den 1870er Jahren (hier sehr stark auf Konstanz bezogen, was der Rezensent jedoch nicht als typisch für die behandelte Region ansieht) und das bürgerlich-liberale Vereinswesen. In diesem Zusammenhang spricht der Autor auch vom »radikalen Liberalismus«, ohne auch die anderen Anwendungen

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dieses Begriffen im deutschen Liberalismus (z.B. von der Radikaldemokratischen Partei 1930-1933 bis hin zu den Radikaldemokratischen Studentengruppen um 1990) nicht einmal in einer Anmerkung zu erwähnen.
Im dritten Teil »Populäre Politik«, genauer »Formen des populären Liberalismus« wendet sich der Autor zunächst den Merkmalen dieser Subkultur zwischen 1860 und 1933 zu: Für Großschwaben wird »entschlossener Kampf gegen den Ultramontanismus und Widerstand – manchmal begleitet von gewalttätigem Protest – gegen jede Art von zentralstaatlicher Verwaltung« (S. 95) festgestellt. Hierdurch sowie durch die besondere wirtschaftliche Infrastruktur setzte sich Großschwaben zumindest von den benachbarten Regionen ab. Die Führungsgruppen dieser Subkultur (vom Autor ohne intensive Diskussion als »Elite« bezeichnet) stützten sich auf die »Kulturinstitutionen« (S. 101) altkatholische Kirche, Lokalpresse und das bürgerliche Vereinswesen. Hier werden ohne Abstufungen oder Differenzierungen von Turn- bis zu Historischen Vereinen alle Vereine kurzerhand als »bürgerlich« bezeichnet. Die große Zeitspanne von den 1860er bis zu den 1930er Jahren wird mit den Schlagworten »Freiheit und Antiklerikalismus: von den 1860ern bis zu den 1890ern«, »Das Erbe von 1848: von den 1890ern bis zum ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts«, »Freiheit und Demokratie: die Vorkriegsjahre« (hier ist der Erste Weltkrieg gemeint), »Gemeinschaftsbild und Establishment: die Zwanziger Jahre« sowie der »radikale Ersatz« periodisiert und charakterisiert. Der Autor spricht im letzten Abschnitt von »radikalliberalen Umtrieben« (S. 137), die bis 1931 in den Ortsgruppen der NSDAP in Großschwaben zumindest geduldet wurden. Diese Aussage basiert allerdings nur auf Quellen zu zwei Kommunen und einen Zeitungsartikel, nach Meinung des Rezensenten zu wenig für eine solche Aussage. Erst im Nachwort geht der Autor auf seine Hauptthese von der Kontinuität zwischen populärem Liberalismus und Nationalsozialismus ein. Er verortet dies im persönlichen Bereich, bei Ritualen und Zeremonien sowie in der Sprache. Nachwort und Appendix enthalten mit Definitionen und Reflexionen diejenigen Teile der Arbeit, die dem Rezensenten vorher fehlten. Die Frage, ob der Autor seine Ausgangsthese (bezeichnenderweise erst auf S. 136 formuliert) »dass die nationalsozialistische Partei für bestimmte Gruppen in bestimmten Regionen nichts anderes als eine Neuauflage einer alten Erscheinung, nämlich des deutschen Populärliberalismus, war« schlüssig bewiesen hat, ist nicht einfach zu beantworten. Der Autor will bewusst provozieren und dies ist auch gelungen. Es bleiben jedoch fachlich mindestens zwei Punkte anzumerken: Gab es überhaupt ein »Großschwaben« mit einem gemeinsamen Bewusstsein? Kann man trotz eines Weltkrieges und tief greifenden politischsozialen Umwälzungen viele Parallelen und letztlich eine Kontinuität von der Blütezeit der Nationalliberalen bis zum Nationalsozialismus ziehen?

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Der Aufbau des Werkes wirkt störend für den Gedankenfluss und führt zu zahlreichen Redundanzen. Widersprüche im Werk selbst (wie z.B. zum bürgerlichen Vereinswesen nach 1900) sind wohl der Tatsache geschuldet, dass hier aus zahlreichen Einzeluntersuchungen ein größeres Werk zusammengestellt wurde, in dem vielleicht auch daher vereinzelte lokale Befunde zu sehr verallgemeinert werden. Ein wichtiges und sehr anregendes Buch, dessen teilweise sehr verknappten und zugespitzten Thesen in Zukunft noch viel Diskussionsstoff bieten. Der Leser sollte allerdings Nachwort und Appendix zuerst lesen.

Radebeul *Lutz Sartor*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Carl-Wilhelm Reibel (Bearb.): Handbuch der Reichstagswahlen 1890-1918. Bündnisse-Ergebnisse-Kandidaten

2 Bde. Düsseldorf: Droste 2007 (= Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien Bd. 15) zus. 2671 S.

Wieder ist ein sehr verdienstvolles Nachschlagewerk anzuzeigen, welches im Umfeld der jetzt in Berlin residierenden »Parlamentarismus-Kommission« entstanden ist. Ausgehend von der Frage nach dem Demokratisierungsprozess im Kaiserreich stellt dies Handbuch einen bislang wenig beachteten politischen Akteur in den Mittelpunkt, den »Kandidaten« bei Reichstagswahlen. (S. 18*) Mit großem Aufwand wird versucht, nicht nur die Namen aller Männer, die zwischen 1890 und 1918 bei Reichstagwahlen angetreten sind, zu erfassen, sondern auch mehr über ihre sozialen und politischen Hintergründe herauszubekommen. Deshalb ist gerade auch für die Liberalismus-Forschung vor allem das 150seitige Personenregister eine ungeheure Fundgrube, wenn auch manche Versehen passiert sind, wohl passieren mussten: So ist natürlich »Naumann, D., Schriftsteller, Berlin-Schöneberg« identisch mit dem zwei Zeilen später genannten »Naumann, Friedrich« (S. 1655) und bei »Hartmann, Generalsekretär« (S. 1610) könnte man den Vornamen Gustav ergänzen. Manche Lücke bei Namen und Daten wäre wohl zu vermeiden gewesen, wenn sich der Bearbeiter nicht dazu entschlossen hätte, die biographischen Angaben fast immer mit dem Jahre 1918 zu beenden; in einigen Fällen werden auch spätere Sterbedaten wiedergegeben. Da viele Kandidaten des Kaiserreichs in der Weimarer Republik und später noch Karriere machten, hätte man leicht zum Beispiel bei »Brodauf, Landgerichtsrat« den Vornamen – Alfred – und die Lebensdaten – *15.1.1871, + 23.3.1946 – einfügen können. Auch entgehen so dem Leser die merkwürdigen politischen Wendungen, die später manche, ursprünglich freisinnige Kandidaten wie Otto Nuschke oder Heinrich Leuchtgens vollzogen.

Diese Lücken werden aber vollkommen aufgewogen durch die sehr ausführlichen Daten zu den Wahlkämpfen und -ergebnissen in allen 397 Wahlkreisen vom ostpreußischen Memel bis zum lothringischen Saarburg. Dabei erhält man nicht nur die Daten aller Haupt-, Stich- und Ersatzwahlen, sondern auch Informationen über die jeweils vorausgegangenen Wahlabsprachen. Deren Zusammenstellung und Analyse ist der Ausgangspunkt dafür, dass der Bearbeiter in seiner Einleitung zu dem Schluss kommt, dass es in dieser Phase doch einen ziemlichen Demokratisierungsschub gegeben hat, da zunächst die

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

politischen Eliten und dann auch die Parteianhängerschaften die Fähigkeit zum Konsens lernten. Denn nur durch diese bzw. die Koalitionsfähigkeit war im späten Kaiserreich noch politischer Erfolg (= Gewinnung von Wahlkreisen) möglich. (S. 22* f). Reibel weist auch daraufhin, dass dieser Zugewinn an Konsensfähigkeit vor Ort, d. h. in den Wahlkreisen, dann häufig zu Konflikten an anderer Stelle, nämlich zwischen Parteiführung und Parteibasis, führte. Interessant ist auch seine Beobachtung, dass sich die lokalen Bündnisse seit der Jahrhundertwende immer mehr von den politischen Konstellationen im Reichstag emanzipierten und »freie« Bündnisse auf dem Vormarsch waren. Inwieweit dies Auswirkungen auf die Politik der liberalen Parteien hatte, muss noch untersucht werden. In jedem Fall bietet diese monumentale Zusammenstellung dazu eine hervorragende materielle Grundlage.

Bonn/Gummersbach *Jürgen Frölich*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hugo Preuß: Politik und Gesellschaft im Kaiserreich

Herausgegeben und eingeleitet von Lothar Albertin und Christoph Müller. Tübingen: Mohr Siebeck, 2007 (Hugo Preuß Gesammelte Schriften Band 1), X u. 812 S., 1 Abb.

Hugo Preuß? Der unbefangene Leser dieses Jahrbuchs wird an den »Vater« der Weimarer Verfassung denken, vielleicht auch etwas über den Kommunalpolitiker Preuß gehört haben oder – und das schon sehr viel seltener – sich an ihn als Staatsrechtslehrer erinnern. Aber »Gesammelten Schriften«, von denen der erste Band von insgesamt vorgesehenen fünf bereits etwas über 800 Seiten umfasst? Was erwartet einen da?

Dieser Band stellt den politischen Publizisten Preuß der Jahre 1865 bis 1918 vor, der zweite Band (Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie im Kaiserreich) soll die staats- und verfassungsrechtlichen Überlegungen und die Rechtsphilosophie von Hugo Preuß behandeln, der dritte Band (Weimarer Verfassung) wird die Verfassungsvorlagen und -entwürfe der Weimarer Reichsverfassung und der Preußischen Landesverfassung von 1920 (zum Teil erstmals!) darlegen, der vierte Band (Politik und Verfassung der Weimarer Republik) vereinigt die Beiträge, die Preuß zur Auseinandersetzung um die Verfassung der Weimarer Republik im Reich und in Preußen zwischen 1918 und 1925 leistete, der fünfte Band (Kommunalpolitik) schließlich bringt Preuß' Beiträge zu den verschiedensten kommunalpolitischen Problemen und Auseinandersetzungen zwischen 1895 und 1917.

Es handelt sich bei diesem Gesamtwerk also um nichts weniger als das Bemühen, einen der wichtigsten liberalen Gelehrten, Politiker und Publizisten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in das Bewusstsein von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit zu heben und in seiner Bedeutung zu verankern. Dabei wird deutlich werden, welchen bislang nie recht gewürdigten Beitrag Preuß für die Weiterentwicklung und Veränderung politischer Leitvorstellungen hin zu einer Demokratisierung und Modernisierung Deutschlands geleistet hat, welche neuen staatsrechtlichen Ansätze er für die Rechtsphilosophie entwickelte und welche Bedeutung er für die liberale Programmatik besitzt.

Im hier zu besprechenden ersten Band, der den Untertitel »Politik und Gesellschaft im Kaiserreich« trägt, finden sich zahlreiche Zeitungsaufsätze und Monografien von Preuß bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Der Band ordnet geschickt diese publizistischen Beiträge nach inhaltlichen Gesichtspunkten an (Bismarck-Ära, Junkerfrage, Wilhelminische Periode, Das deutsche Volk und die Politik, Schriften im Weltkrieg), die dann jeweils chronologisch

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aufgereiht werden. Ausgespart bleiben zunächst alle kommunalpolitischen Auseinandersetzungen (die im 5. Band erscheinen sollen), sowie die Fragen des Staats- und Verwaltungsrechts (für den 2. Band vorgesehen). Die Verfassungsdiskussion wird mit den publizistischen Schriften von 1919 bis zu Preuß' Tod 1925 in den 4. Band gesetzt.

Durch die Konzentration der Sachgesichtspunkte gewinnt bereits der erste Band an Benutzbarkeit für den Wissenschaftler und an Lesbarkeit für den interessierten Laien; jener findet fundiertes Material für die Gedankenwelt des deutschen Linksliberalismus, diesem vermittelt er einen überaus plastischen Eindruck von der politischen Auseinandersetzung, die der Liberalismus im Kaiserreich führte. Preuß' Schriften lassen sich so auch als Darstellung der deutschen Gesellschaft und Innenpolitik der Jahre 1885 bis 1918 lesen.

Wenn Michael Dreyer (»Hugo Preuß 1860-1925. Biografie eines Demokraten« ungedruckt 2002) für die Preußsche Publizistik resümiert: es » ist eines ihrer hervorstechendsten Merkmale sicher die durchgängige Wirkungslosigkeit ihrer Bemühungen« (S. 239), so gilt dies nur begrenzt für die faktische politische Wirkung auf die Zeitgenossen, weniger schon für die Zeit nach 1919 und gar nicht für den Historiker, der auch den nicht realisierten Gedanken und oppositionellen Vorstellungen in der Geschichte nachgehen muss. Und der politische Bürger wird erstaunt sein, wie sehr damalige Überlegungen heute verwirklicht sind und noch immer in nationalen und globalen Auseinandersetzungen eine Rolle spielen.

Die politischen Intentionen, die Preuß verfolgte, zeigen sich von Anfang an deutlich. Den Auftakt bildet 1885 eine Studie des Fünfundzwanzigjährigen über das Verhältnis der deutschen Gesellschaft unter der Reichskanzlerschaft Bismarcks zum »Geist unserer Zeit« (in »Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geist unserer Zeit« S. 69ff.). – Bereits hier tritt uns der ganze Preuß entgegen: Er unternimmt aus der Tiefe der Geschichte heraus eine politisch-soziologische Analyse der deutschen Gesellschaft. Scharfzüngig untersucht er historische Entwicklungsstränge und kommt – teilweise ironisch, oft aber auch beißend – zu den Defiziten seiner Gegenwart. Aus seiner liberalen Position beklagt er die Haltung der deutschen Bürger, die er zwischen »Reaktion und Sozialismus« sieht, geißelt Chauvinismus, Bigotterie und Rassenhass (Antisemitismus) der Gegenwart, beklagt die Verrohung des Parteienkampfes und Idealisierung einer vermeintlichen Realpolitik, die politische Zerfahrenheit und Unreife des »Volksgeistes«. Er fragt rhetorisch, ob man ein »Herumtappen ohne Grundsätze, ohne feste große Ziele noch Politik nennen« könne.

Er offenbart seine von Anfang an bestehende Minderheitsposition in der politischen Diskussion seiner Gegenwart. Nicht nur, dass er wie die Liberalen der Zeit zwischen Konservativen und Sozialisten stand, sondern auch im politi-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schen Liberalismus als Mitglied des Freisinns eine (linke) Randposition einnahm. Seine Leidenschaft und Rhetorik, mit der er sich nicht immer nur Freunde verschaffte, sein Herkommen aus preußisch-deutschen Berliner Bildungsbürgertum und seine ihm von außen vorgehaltene jüdische Herkunft sind immer wiederkehrende Faktoren in seinem Leben.

In Preuß' politischen Forderungen gibt einige es Konstanten, die bis in die Gegenwart in der deutschen Geschichtsschreibung immer wieder auftauchen: Deutscher Sonderweg, demokratische Defizite gegenüber dem Westen, Demokratisierung. 1899 im Aufsatz »West-östliches Preußen« fordert Preuß die »Verwestlichung Ostelbiens« (S. 299) und im gleichen Aufsatz die »Verwestlichung Preußens« (S. 314) zur Vollendung des neuen deutschen Reiches. Er sieht schon frühzeitig in der Entwicklung des Deutschen Reichs nach dem Dreißigjährigen Krieg »die historische Wurzel des Andersseins unserer politischen Struktur gegenüber anderen Staatsvölkern« (»Das deutsche Volk und die Politik« S. 443). Auch die heute in der historisch-politischen Diskussion immer wieder strapazierte Formel vom deutschen Sonderweg taucht bei Preuß bereits 1915 auf, wenn er Deutschlands Status quo »als unvollendeter Nationalstaat … ins Auge fasst« (S. 510). Durchgehend in seinen Artikeln taucht immer wieder die Forderung nach der »Demokratisierung des Parlamentarismus« (so z. B. in »Finis Britanniae« 1886 S. 105) und nach der Verwirklichung der »Selbstverwaltung« (S. 106) auf, die sich keineswegs in den Vorstellungen von dem Ausbau der Kommunalverwaltung erschöpft. Dazu gehöre, dass man den damit »unausbleiblich verknüpften lebhaften Parteikampf ertragen« kann, denn unter solchen Verhältnissen gäbe es keine ›staatsgefährlichen‹ Parteien (S. 107).

Seine politischen Vorstellungen gipfeln in der Forderung »vom Obrigkeitsstaat zum Volksstaat« (Aufsatz von 1921 in Band 4). Für die Überwindung des Obrigkeitsstaates sieht Preuß schon in der Steinschen Städteordnung Ansätze (D. dt. Volk u. d. Politik S. 434) und im Weltkrieg spricht er 1916 bei einem Vortrag in Wien davon, dass »Österreich den ungelösten Gegensatz zwischen Obrigkeits- und Volksstaat mit dem kleindeutschen Reiche gemein« habe (»Obrigkeitsstaat und großdeutscher Gedanke« 1916 S. 581).

Preuß entwickelt seine politischen Vorstellungen von Anfang an aus der Opposition gegenüber den herrschenden Auffassungen in der Gesellschaft, Politik und Wissenschaft.

In seiner Grundstruktur betrachtet er die deutsche Geschichte im Kaiserreich aus preußischer Sicht. Alle Verfassungsfragen dachte er von der preußischen Führungsrolle her, was einerseits den politischen Realitäten des Bismarck-Reiches entsprach, ihm ab er die Sicht auf politische Alternativen versperrte, wie sie beispielsweise im süd- und südwestdeutschen Raum vorhanden waren.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ein weiterer ständiger Angriffspunkt seiner politischen Publizistik ist das spätfeudale preußische Junkertum, das er als Hauptproblem jeder weiteren Modernisierung ansah. So beklagt er zwölf Jahre später in der Schrift »Die Junkerfrage« von 1897 (S. 201-224), dass der moderne Staat »das Junkertum nicht als schlimmsten Schädling erkennt« und ihm nicht »mit starker Hand das Rückgrat« bricht (S. 202). – Mit Sarkasmus und Ironie geht er 1903 an das Thema und veröffentlicht anonym in der »Nation« »Novae epistolae obscurorum virorum« (S. 338 ff.) fiktive Dunkelmännerbrief gegen Adel, Zentrum und getaufte Juden. Ein köstliches Stück Satire über gesellschaftliche Intrigen um Karrieren, Landtagsmandate usw. im Kaiserreich.

Zu Beginn des Weltkrieges erscheint das damals viel beachtete Werk von Preuß »Das deutsche Volk und die Politik« (1915, 2. Auflage 1916), das hier vollständig abgedruckt wird (S. 381-530). Es artikuliert noch deutlicher und dringender seine früheren Forderungen, im Mittelpunkt steht wieder, »die Umbildung vom Obrigkeitsstaat zum Volksstaat; und damit eine Ausgleichung in jenem *Anderssein,* das unsere politische Struktur von der fast alle anderen modernen Kulturvölker scheidet.« (S. 504) Er beklagt das Missverhältnis zwischen der Macht des deutschen Staatsvolks und ihrer politischen Ausnutzung; und das wird nicht durch Personen bestimmt, sondern liegt »an System und politischer Struktur« (S. 530). »Die rückhaltlose Selbstüberwindung des Obrigkeitssystems« sollte auf der Grundlage politischer Selbsterziehung erfolgen, die an »das Volksherr der allgemeinen Wehrpflicht, die hohe Entwicklung der gewerkschaftlichen und verwandten Organisationen und die kommunale Selbstverwaltung« anknüpft. (S. 528). Im Krieg vertritt Preuß weiter seine Thesen zu Parlamentarisierung und Demokratisierung Deutschlands, die für ihn auch Mittel einer ideologischen Auseinandersetzung mit der Entente darstellen. Auch mit Rücksicht auf Burgfrieden und Zensur wendet er sich dabei zunächst nicht der großen Verfassungsreform zu, sondern schreibt über Verwaltungsreform und Wahlrecht, der Verfassungsaufbau steht dabei immer im Hintergrund. Mit zahlreichen Schriften und Aufsätzen tritt er weiter für die Neugestaltung Deutschlands ein. Von besonderem Interesse sind seine beiden Vorträge »Obrigkeit und großdeutscher Gedanke« (S. 547-582), die er 1916 vor der Soziologischen Gesellschaft und vor Hochschullehrern in Wien gehalten hat. Sie knüpfen an sein 1915 erschienenes Buch an, bedauern den deutsch-österreichischen Dualismus und sehen ihn für überwindbar an.

Die Vorstellung des Bandes bliebe unvollständig ohne eindringlichen Hinweis auf die umfangreiche Einleitung (S. 1-65) von Lothar Albertin. In einer komprimierten und gut lesbaren Übersicht legt er die sozial- und verfassungsgeschichtliche Entwicklung von Preuß, des deutschen Liberalismus und der Politik zwischen 1885 und 1918 dar und weist auf – besonders im ersten und dritten Teil –, wo und welche Arbeiten von Preuß den jeweiligen

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auseinandersetzungen zuzuordnen sind. Manche aus den oft altväterlichen, bildungsbürgerlich befrachteten und heutigen Lesern nicht immer leicht verständliche Darstellung von Preuß wird dadurch zugänglicher und schneller begreifbar.

Die sorgfältige Edition des Werkes und sein Nutzen als Arbeitsgrundlage zeigt sich am Erläuterungsteil (S. 721-769), der die Darstellungen der Aufsätze zugänglicher macht, indem Begriffe, Anspielungen und Zusammenhänge erklärt werden. Das sehr gut aufgegliederte Sachverzeichnis, das die Herausgeber Lehnert und Christoph Müller anfügen, macht das Werk für den damit Arbeitenden schnell verfügbar, wie auch das ausführliche Namensverzeichnis hilfreich ist (S. 777-805) und die Editionsgrundsätze (Auswahl, Schreibweisen usw.) angegeben werden. Insgesamt ein wichtiges für die deutsche Verfassungs- und Ideengeschichte unentbehrliches Werk, das einen der wesentlichsten deutschen Vorreiter für den demokratischen Verfassungsstaat aus der Vergessenheit holen kann. Darüber hinaus zeigt sein Lebenswerk anschaulich die Bemühungen, das Scheitern und die Ergebnisse liberaler Ideen in der deutschen Geschichte des Kaiserreichs und der beginnenden Weimarer Republik. Es bleibt zu wünschen, dass die weiteren Bände bald nachfolgen werden.

Ammersbek *Siegfried Graßmann*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Adolf von Harnack: Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität gehalten von Adolf v. Harnack.

Herausgegeben von Claus-Dieter Osthövener. Zweite, durchgesehene Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck 2007, VIII u. 325 S.

Harnacks Vorlesungen über »Das Wesen des Christenthums« aus dem Wintersemester 1899/1900 bildeten einen Höhepunkt im Leben der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Donnerstags, zwischen 15:00 und 16:00 Uhr, fanden sich etwa sechshundert Hörer ein. Der berühmte Professor trug frei vor. Später fertigte Harnack aus einer studentischen Niederschrift den Drucktext an; Ende Juni 1900 erschien das Buch. Es wurde schlagartig zum theologischen Beststeller. Binnen vier Monaten waren zehntausend, im Mai 1901 bereits 25.000 und insgesamt schließlich über 100.000 Exemplare verkauft. Bis 1945 erschienen dreiundzwanzig Auflagen; die letzte zu Lebzeiten des Autors stammt von 1929.

Harnacks Buch ist das schlechthin exemplarische Dokument der liberalen Theologie im wilhelminischen Zeitalter. Unmittelbar nach Erscheinen ergoß sich eine Flut von Gegenschriften. Trotz der massiven Ausgrenzung des Kulturprotestantismus nach 1945 blieb die Schrift immer greifbar, zeitweise auch in Taschenbuchausgaben. Zum Jahrhundertjubiläum 1999 erschien eine kommentierte Ausgabe in der Bearbeitung von Trutz Rendtorff. Jetzt liegt, noch einmal gründlich durchgesehen, eine weitere rundum empfehlenswerte Neuedition vor, besorgt von dem Wuppertaler Theologen Claus-Dieter Osthövener. Osthövener ist ein vielfach ausgewiesener Theologiehistoriker und Harnack-Experte; auch das inhaltsreiche »Harnack-Forum« im Internet wird von ihm betreut.

Zugrundegelegt wird die Letztfassung. Der Text ist anhand der inhaltlichen Gliederung strukturiert und nicht, wie früher stets, nach der Vorlesungsaufteilung. Der Übergang von einer zur nächsten Vorlesung wird dezent markiert. Selbstverständlich sind die originalen Seitenzahlen angegeben. Die ursprünglich separat gedruckten Anmerkungen, die Harnack 1908 hinzugefügt hatte, werden als Fußnoten in den Text einbezogen.

Eine solche Klassikerausgabe rechtfertigt sich durch Zusatzmaterialien. Im vorliegenden Fall verdient der Anhang großes Interesse. Neben diversen Vorworten, die 1929 nicht aufgenommen worden waren, darunter eines für eine Akademische Ausgabe und eines für eine Feldausgabe, werden zwei kleine

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Texte aus dem Wintersemester 1899/1900 geboten sowie einige markante »Notizen aus dem Nachlaß«, die sich unmittelbar auf die Vorlesung beziehen und hier erstmals publiziert werden. Unter diesen Notizen finden sich auch etliche schöne Aphorismen; z.B.: »Die Frage der Versöhnung mit der Cultur und des Verhältnisses zur Cultur bei Religionsfragen an die Spitze stellen, heißt die Religion tödten.«

Besonders interessant ist eine ebenfalls erstmals mitgeteilte, nicht mit dem Drucktext identische Nachschrift der ersten beiden Vorlesungen. Sie stammt aus dem Besitz Martin Rades, der ihre Anfertigung in Auftrag gegeben hat. Auf das Nachwort von Osthövener schließlich sei ebenso empfehlend hingewiesen wie auf die sehr ergiebigen Erläuterungen zu Harnacks Vortrag selbst. Über zahlreiche Parallelen und Querverweise zu anderen Texten Harnacks hinaus findet der Leser hier zahlreiche weiterführende Verstehenshilfen.

Harnack wollte sich mit seinen Vorlesungen unmittelbar in die Nachfolge Schleiermachers und dessen »Reden über die Religion« von 1799 stellen. In der Entfaltung des Religionsbegriffes formuliert er einprägsam die kulturprotestantische Trias von der absoluten, der subjektiven und der ethischen (oder intersubjektiven) Dimension des Religiösen. Das »Wesen des Christentums« ruht auf zwei Säulen, dem religiösen Erleben und dem Zusammenhang der Religionsentwicklung mit der »allgemeinen Culturgeschichte«.

In der Kombination beider Aspekte eröffnet Harnacks Wesensverständnis eine großräumige Deutungsperspektive. Dennoch ist sein Standpunkt nicht zeitlos gültig. Harnack stellt die Frage nach dem Wesen des Christentums im Kontext des theologischen Historismus. Mit Recht weist der Herausgeber in diesem Zusammenhang auf die »schwebende Semantik« hin, mit der sowohl der Vielfalt der geschichtlichen Phänomene wie auch dem Erfordernis historiographischer Präzision Rechnung getragen werden sollte. Doch sieht sich der Leser dadurch immer wieder vor Probleme gestellt, und der scheinbar so eingängige, fast schon populärwissenschaftliche Stil weist plötzlich Haken und Ösen auf.

Harnacks Buch ist nach wie vor von Interesse, und zwar deshalb, weil seine Deutung des Christentums der Situation der Moderne, mit ihrer äußeren Vielfalt und inneren weltanschaulichen Brüchigkeit, gerecht wird. Indem Harnack einen religionsgeschichtlich ausgerichteten methodischen Historismus mit einer modernen Individualitätskonzeption verknüpft, ist er dagegen gewappnet, das Wesen des Christentums einfach mit der historischen Verkündigung Jesu gleichzusetzen. Sie muß mit dem urchristlichen Zeugnis über Jesus selbst zusammengenommen werden, und erst aus beidem ergibt sich ein zulängliches Verständnis des »Evangeliums«. Von ihm aus kann dann auch nach Beziehungen zur »geschichtlich-humanen Welt«, d.h. den sozialen, institutionellen und kulturellen Dimensionen gefragt werden. Harnacks Deutung läuft

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

darauf hinaus, das »Wesen« des Christentums mit einem freien, kirchenkritischen Geist zu identifizieren, der sich durch permanente Transformation hindurch in der Gesamtentwicklung von Religion und Kultur seine Wirklichkeit schafft.

Berlin *Matthias Wolfes*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ernst Troeltsch: Rezensionen und Kritiken (1894 – 1900).

Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Graf in Zusammenarbeit mit Dina Brandt. Berlin / New York: Walter de Gruyter 2007 (Ernst Troeltsch: Kritische Gesamtausgabe Bd. 2), XXII u. 928 S.

Am Anfang der publizistischen Laufbahn vieler Gelehrter steht die Buchbesprechung. So auch bei Ernst Troeltsch. Den Auftakt seines gewaltigen wissenschaftlichen Werkes bildete eine ausführliche Rezension von Richard Adalbert Lipsius »Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik«. Nicht jeder allerdings bringt seinen Erstlingstext gleich bei einer der renommiertesten Fachzeitschriften unter. Troeltschs vierzehnseitige Besprechung erschien 1894 im Novemberheft der »Göttingischen gelehrten Anzeigen«, und der 29jährige Autor war recht stolz auf diesen Coup. Ein Fachkollege von Lipsius hatte den Auftrag vermittelt. Die Ausarbeitung bereitete dem jungen Autor zwar viel Mühe; am Ende aber kam ein Text zustande, dessen unbeschwerter Zugriff imponiert. Selbstbewußt nutzt Troeltsch die Rezension, um erste theologische Akzente zu setzen. Die wichtigsten Aufgaben der Theologie lägen hinfort auf den beiden Gebieten des Religionsbegriffes und »der sog. Christologie«, läßt er die Leser wissen und gibt damit zugleich die Linie an, auf der sein späteres theologisches Werk liegen wird (S. 38f).
Der neue Band aus der Kritischen Gesamtausgabe – es ist der achte dieses zielstrebig ausgeführten Großunternehmens (nun im Auftrag der Kommission für Theologiegeschichtsforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben) – dokumentiert Troeltschs Rezensionswerk für den Zeitraum von November 1894 bis Ende 1900. Innerhalb von sechs Jahren schrieb der auch anderweitig Vielbeschäftigte annähernd siebenhundert Seiten Besprechungsliteratur. Neben Neuerscheinungen zur Theologie, Religionsphilosophie und Geschichtstheorie erörtert er Schriften zur Kirchenreform, zur »Reformreligion«, populäres religiöses Schrifttum sowie akademische Qualifikationsarbeiten zur Religions-, Kultur- und Ideengeschichte seit dem 17. Jahrhundert. Die verbreitete protestantische Devise »catholica non leguntur« wird von Troeltsch souverän mißachtet, waren doch in der katholischen Dogmatik metaphysische Begriffe, Denkformen und Darstellungsstile erhalten geblieben, die einst auch die protestantische Dogmatik geprägt hatten. Daß schließlich manches reformreligiöse Büchlein Troeltsch »auf seinen rastlosen Wanderungen durch die Wissenschaftswüsten« »seelische Labsal« geboten hat, merkt der Herausgeber bei passender Gelegenheit an (17).

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Troeltsch stellt sich der Rolle als öffentlicher Leser mit großer Intensität. Dabei ist die Kritik eng verzahnt mit den systematischen und historischen Fragestellungen aus den eigenen Publikationen. Die Lektürearbeit, deren unmittelbarer produktiver Niederschlag die Besprechungen sind, war wichtiger Bestandteil seines Arbeitsprogrammes, die Theologie in Thematik und Argumentationsform zur modernen Kulturgeschichtsschreibung hin zu öffnen und sie so aus ihrer ghettoisierten Universitätsstellung zu befreien. »Unendlich weit« müsse die neue von der alten Theologie »wegsteuern« (11).

Troeltsch ist als Rezensent also kein bloßer Rezeptor und die Rezension nicht nur der Rahmen kritischer Aneignung. Vielmehr geht es um die Vermittlung eines zeitgemäßen, modernen Wissenschaftsideals in die Theologie. Nur als historische Kulturwissenschaft kann die Theologie nach Troeltsch überhaupt noch an den geistes- und kulturwissenschaftlichen Grundlagendebatten teilnehmen und die kulturelle Prägekraft des (protestantischen) Christentums in den Transformationsprozessen der Moderne zur Geltung bringen.

Troeltsch war ein konsequent frei und kritisch denkender Geist, auch sich selbst gegenüber. So gab ihm das Rezensionswerk immer wieder Anlaß zur Reflexion des eigenen Standpunktes. Die Auseinandersetzung mit Autoren, die am klassischen theologischen Paradigma festhielten, ließ ihn den zurückgelegten Weg überblicken. So resümierte Troeltsch etwa im Jahr der Jahrhundertwende: »Das Christentum ist allerdings in gewissem Sinne in der modernen Welt eine neue Religion geworden, weil es ganz neue Inhalte und Weltansichten in sich hineingezogen hat. Es ist nicht bloß eine neue Theologie, was wir vertreten und leben, sondern überhaupt eine neue Phase des Christentums selbst« (654).

Das Thema Christentum und Moderne beschäftigt Troeltsch in zahlreichen der hier abgedruckten 46 Rezensionen. Etliche von ihnen sind nach wie vor lesenswert, nicht nur der Essay über Harnacks Akademiegeschichte von 1900, publiziert in Rades »Christlicher Welt«, sondern etwa auch Besprechungen der Werke von Martin Kähler oder Julius Köstlin. Die Einzelrezensionen werden ergänzt durch vier große Sammelbesprechungen aus dem »Theologischen Jahresbericht«, einem fachwissenschaftlichen Rezensionsorgan. Sie erschienen von 1896 bis 1899 und deckten die gesamte Jahresproduktion aus den Gebieten »Religionsphilosophie und theologische Principienlehre« ab. Sowohl vom Umfang wie von der Materialverarbeitung her waren sie außerordentlich. Auf zusammen fast vierhundert Seiten erörtert Troeltsch mehr als 1200 Titel. Verbunden mit dieser Berichterstatterfunktion oblag es ihm auch, den Lesern eigene Veröffentlichungen vorzustellen. Die dabei formulierten Selbstkommentierungen geben sehr komprimierte Charakterisierungen seiner theologischen Bestrebungen. So heißt es innerhalb eines Referates zu religionsgeschichtlichen Publikationen über die zentrale Kategorie des theologi-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schen Historismus, den Entwicklungsbegriff: »Freilich bleibt Wesen und Anwendung dieses Begriffes mit vielen Problemen behaftet, doch hält ihn Tr. für hinreichend leistungsfähig, um die beherrschende Stellung des Christenthums in der Religionsgeschichte zu erweisen, wobei dann freilich unter Einfluss desselben Begriffes das Christenthum als ein der Entwicklung unterworfenes Princip zu betrachten ist« (595). –

Der vorliegende KGA-Band ist wiederum das Ergebnis intensiver Recherche- und Forschungsarbeit, bei der der Herausgeber und die Bandbearbeiterin von zahlreichen weiteren Mitarbeitern der Münchener Troeltsch-Forschungsstelle unterstützt worden sind. Die Natur des Bandes bringt es mit sich, daß der Leserkreis auf Theologie- und Kulturhistoriker beschränkt bleiben wird. Für die Forschung aber ist seine Bedeutung eminent. In den Jahren bis 1900 wurde Troeltsch zum »anerkannten Meister der Theologie« (vgl. 521). Sein »eigentliches Werk« sah er natürlich nicht im Rezensieren, und 1898 heißt es einmal brieflich: »Der einfältige Jahresbericht und die vielen Recensionen lassen mich nicht recht vorwärts kommen.« Dennoch stellte gerade die öffentliche Kritik das Medium dar, in dem Troeltsch seinen theologischen Standpunkt erarbeitete. Für Herausgeber und Redakteure machte vor allem die Fähigkeit zum unaufgeregten Dialog über Fächergrenzen hinweg ihn zu einem attraktiven Autor, den sie gerne zur Mitarbeit gewannen. Der voluminöse Band ist eine reiche Quelle für die Werk- und die Theologiegeschichte.

Der Arbeitsaufwand für die Bearbeiter muß immens gewesen sein. Sämtliche rezensierten Texte, auch jene 1200, wurden für die Edition autoptisch überprüft. Zahlreiche Titel ließen sich nur in ausländischen Bibliotheken nachweisen; vereinzelt stand aber auch einmal das Rezensionsexemplar Troeltschs zur Verfügung (vgl. 487). Alle Zitate sind verifiziert worden und Abweichungen anmerkungsweise nachgewiesen. Wie von den KGA-Bänden mittlerweile gewohnt, findet der Benutzer neben einer instruktiven Einleitung umfangreiche Beigaben vor. Dabei ist besonders das achtzigseitige (!), ungewöhnlich differenzierte Sachregister hervorzuheben. Hinzu kommen Literaturverzeichnisse und das Personenregister. Die Erläuterungen sind dagegen karg: Nur zu wenigen der vielen, heute komplett vergessenen rezensierten Autoren ließen sich nähere Informationen beibringen. Häufig muß man sich daher mit sehr knappen editorischen Berichten begnügen, deren wichtigster Bestandteil die präzise Titelangabe ist. Um so mehr bieten Troeltschs Texte selbst, die dem Leser einen faszinierenden Einblick in die immer noch wenig erschlossene theologische Diskurslandschaft um 1900 geben.

Berlin *Matthias Wolfes*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Karl Holl: Ludwig Quidde (1858 –1941). Eine Biografie.

Düsseldorf: Droste 2007 (Schriften des Bundesarchivs 67), 648 S.

Gustav Stresemann (1926), Ludwig Quidde (1927), Carl von Ossietzky (1935) und Willy Brandt (1971). Das sind die vier Träger des Friedensnobelpreises, die Deutschland hervorgebracht hat. Während der frühere liberale Reichskanzler Gustav Stresemann und erst recht der vielen Zeitgenossen in Erinnerung gebliebene Sozialdemokrat und Bundeskanzler Willy Brandt jedem politisch Interessierten ein Begriff sein dürfte, Carl von Ossietzky als Opfer des Nationalsozialismus Bestandteil der – wenn es sie denn gibt – kollektiven Erinnerung ist, fällt wohl nur einer Minderheit etwas zu Ludwig Quidde ein. Ihn hat die Verleihung des Friedensnobelpreises nicht vor dem Vergessenwerden bewahrt.

Dem inzwischen emeritierten Professor für Neuere deutsche Geschichte und deutsche Zeitgeschichte an der Universität Bremen kommt deshalb das Verdienst zu, dass er mit seiner umfassenden Biografie zu Ludwig Quidde das Lebenswerk eines Mannes der Vergessenheit entreißt, in dessen bewegtem und unruhigen Leben sich der Umbruch der deutschen Gesellschaft zwischen der Zeit vor der Reichsgründung und der Katastrophe des nationalsozialistischen Terrors spiegelt.

Am 23. März 1858 wurde Ludwig Quidde in Bremen geboren. Am 5. März 1941 erlag er in Genf einer Lungenentzündung. Dazwischen liegen beinahe 83 Lebensjahre, in der sich der hanseatische Kaufmannssohn als verdienter Historiker, als überzeugter Demokrat, kämpferischer Friedensaktivist und in allem als Überzeugungstäter im positiven Wortsinn erwies.

Als erfolgreicher Historiker, der vor einer viel versprechenden Karriere stand, konnte und wollte er sich einer Meinungsäußerung zum wilhelminischen Militarismus und Byzantinismus nicht enthalten. Mit der Veröffentlichung seiner Satire »Caligula, eine Studie über Cäsarenwahnsinn« führte er 1894 seinen Zeitgenossen ein Kaiserbild vor Augen, das nicht nur den kritischen Beobachtern Kaiser Wilhelms II. weniger als Ausflug in die römische Antike als vielmehr als politisch unkorrekter und unerwünschter Kommentar zur aktuellen Situation des Kaiserreiches und ihrem Personenkult erscheinen musste. Als preußischer Professor, der er als Leiter des Preußischen Historischen Instituts in Rom geworden war, erwies sich Quidde damit als nicht mehr tragbar. Bis in die wirtschaftlich unsteten 1920er Jahre erlaubte ihm seine gutbürgerliche Herkunft und ein damit verbundenes Erbe jedoch eine

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

materielle und politische Unabhängigkeit, die ihn auch mit dem beruflichen Auskommen als Mitarbeiter der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München leben ließ.
Als Wahlmünchner gehörte er wohl zum Kreis jener Kräfte, die die bayerische Landeshauptstadt – um die dort gängige missbilligende Bezeichnung der einheimischem Zeitgenossen zu verwenden – als »Nordlichter« leuchten ließen. Quidde verschrieb sich der linksliberalen Deutschen Volkspartei und war für sie vor dem 1. Weltkrieg im Münchner Kommunalparlament tätig. In der Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtages schloss er 1907 sich als einziger dezidiert liberaler Demokrat der überwiegend nationalliberal geprägten liberalen Vereinigung an.
Im Mittelpunkt seines politischen Lebens stand jedoch nach 1892, dem Jahr als er sich der Münchner Friedensvereinigung anschloss, der Einsatz für pazifistische Ziele. »In Quiddes politischer Überzeugungswelt (…) kam ein Pazifismus zur Geltung, der weltbürgerliche Ideale mit Patriotismus zu verbinden vermochte und der deshalb den Krieg dann und nur dann bejahte, wenn die Verteidigung der Nation ihn erforderte.« (S.106) In diesem Sinne trat er im Geist der Aufklärung von Immanuel Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« für den friedlichen Ausgleich unter den Völkern ein, an dem mitzuwirken die ethische Pflicht jedes einzelnen sei.
Schon 1902 war Quidde stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft, für die er in den Augen seiner Kritiker bald »als Handlungsreisender in Artikeln der Friedensbranche« (S. 113) national und international tätig wurde. Sein Streben nach Rüstungsbeschränkungen freilich blieb ohne Erfolg. Es steht für eine gewisse Tragik der Bemühungen Quiddes, dass der Pazifismus mit etwa 5000 erfassten Anhängern im Jahr 1914 (S. 172) allenfalls als eine marginale Ergänzung einer insgesamt auf die Verklärung Bismarck'scher Machtpolitik orientierten politischen Szenerie erscheinen musste. Für die Verständigungspolitik Quiddes blieb der politische Boden in Deutschland unfruchtbar.
Quidde ließ sich davon nicht beirren. Er stand in engem Austausch mit Exponenten der internationalen Friedensbewegung, die er selbst dann noch aufrecht zu erhalten suchte, als der 1. Weltkrieg die Friedenshoffnungen beendete.
Die Kriegsbegeisterung machte vor den Liberalen nicht halt. Zusehends sah sich Quidde an den Rand gedrängt. Dennoch gelang es ihm 1915 bei Reichskanzler Bethmann Hollweg persönlich für internationale Verständigung zu werben. Holl schildert eindrücklich, wie Quidde sich immer wieder in der Minderheit gegenüber einer vorherrschenden Meinung sah, dabei aber stets seinen Prinzipien treu blieb.
Als Mann des Ausgleichs stand er gegen Radikalismus von links wie auch rechts. Nach dem Ende des Weltkriegs und der Monarchie gründete er die

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Deutsche Demokratische Partei mit, verzichtete aber auf sein Mandat im neu gewählten Bayerischen Landtag, um als Mitglied der Verfassungsgebenden Nationalversammlung in Weimar für die neue deutsche Republik zu wirken. Als einer der wenigen sprach er sich etwa gegen die Todesstrafe aus.
Schon bei der Reichstagswahl1920 verlor die Weimarer Koalition ihre Mehrheit. Für die DDP war das ein Desaster. Auch Ludwig Quidde verlor sein Mandat. Das war das Ende seiner parlamentarischen Tätigkeit.
An der Spitze der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG), der er bereits seit 1914 vorgesessen hatte, konnte er seinen Einfluss selbst dann noch wahren, als die Weimarer Republik in Agonie verfiel. Er war innerhalb der zahlreichen Organisationen, die sich um den Frieden bemühten, vor allem als Vermittler gefragt. Darüber hinaus war er zusehends das internationale Aushängeschild der deutschen Friedensbewegung. Selbst dann noch, als sich vor dem Hintergrund allgemeiner Radikalisierung für seine ausgleichende Art kaum mehr Verständnis ergab. 1929 schied er aus der Führung der DFG aus, die kurz darauf ruhmlos unterging.
In den letzten Lebensjahren verschlechterten sich seine materiellen Umstände erheblich. Diese Situation gefährdete seine Aktivitäten für die Friedensgesellschaft unmittelbar. Bemühungen, sich ein seiner Qualifikation entsprechendes Auskommen zu verschaffen, waren nicht von Erfolg gekrönt. Durch glücklose Finanzgeschäfte wurde auch er Opfer von Inflation und Weltwirtschaftskrise. Zum 70. wie auch bei seinem 80. Geburtstag griffen ihm Gönner durch eine Ehrengabe unter die Arme. Als ihm am 29. November 1927 gemeinsam mit Ferdinand Buisson, dem französischen Mitglied des Internationalen Friedensbüros, der Friedensnobelpreis verliehen wurde, verschaffte ihm das Preisgeld nur eine kurze Atempause.
Schon zuvor gestaltete sich Quiddes Verhältnis zur einflussloser werdenden linkskliberalen DDP schwierig. Mit einem Liberalismus, der in seinen Wurzeln eines emanzipatorischen später auch integrativen Nationalismus am Ende der Weimarer Republik kaum mehr vom chauvinistischen Nationalismus zu unterscheiden war, konnte er nichts anfangen. Er war ein geachtetes, letztlich aber einflussloses Mitglied. Die aus DDP und Jungdeutschen Orden gebildete Deutsche Staatspartei wies dem Pazifisten schließlich die Tür.
Quidde blieb den nationalistischen Kräften schon wegen seiner Kritik an der Reichswehrpolitik suspekt und war bereits 1923 Angriffen des nationalsozialistischen Völkischen Beobachters ausgesetzt, der ihn als »Münchens politischen Obereunuch« verhöhnte (S. 346). Quidde flüchtete am 18. März 1933 vor der drohenden Verfolgung in die Schweiz, um sich von dort aus selbst unter prekären persönlichen Verhältnissen und leider nur mit bescheidenem Erfolg für seine pazifistischen Freunde in Deutschland und den von den Nationalsozialisten bedrohten Nachbarländern einzusetzen.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Karl Holl hat dem »unermüdlichen Friedenspazifisten« (S. 545) Ludwig Quidde mit seinem Buch einen Gedenkstein gesetzt. Quiddes großes Lebenswerk findet seinen Niederschlag in einem Buch, das aus der Kenntnis jahrzehntelanger Forschungsarbeit schöpft, und selbst den Privatmann Quidde und dessen zeitlebens schwierige Ehe nicht ausspart.
Gleichzeitig ist Karl Holls Buch insbesondere dort, wo er umfangreich in die Geschichte der Liberalen und besonders der Friedensbewegung eintaucht, ein bemerkenswerter Ausweis wissenschaftlicher Akribie. Sie wirkt auch dann nicht weniger beeindruckend, wenn er die Aufmerksamkeit seiner Leser durch besondere Detailtiefe herausfordert.
Karl Holl großes Werk würdigt das vorbildliche Opus Magnum, das das Leben Ludwig Quiddes darstellt. Es kann einen Beitrag leisten, einen der leider viel zu wenigen friedliebenden Demokraten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gerade im Jahr seines 150. Geburtstages seiner weitgehenden Vergessenheit zu entreißen.

Berlin *Helmut Metzner*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Michael Maurer: Eberhard Gothein (1853-1923). Leben und Werk zwischen Kulturgeschichte und Nationalökonomie

Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2007, VII u. 401 S.

Der von dem Jenaer Kulturhistoriker Michael Maurer porträtierte Eberhard Gothein war ein außergewöhnlicher Wissenschaftler. In der Wissenschaftsgeschichte ist der Name des Historikers und Nationalökonomen allenfalls durch die sogenannte Gothein-Schäfer-Kontroverse geläufig. Dieser Gelehrtendisput über die Rolle von politischer und Kulturgeschichte gilt als eines der Vorgefechte des Lamprechtstreits, der nur wenige Jahre später ausbrach. Aber jenseits dieser Episode der Wissenschaftsgeschichte bewegt sich die Biographie über Eberhard Gothein in weitgehend unvermessenem Terrain.
Der gebürtige Schlesier studierte an der Heimatuniversität Breslau und wurde dort auch von Wilhelm Dilthey mit einer verfassungs- und wirtschaftshistorischen Arbeit über den »Gemeinen Pfennig auf dem Reichstage von Worms« 1877 promoviert. Nur ein knappes Jahr später folgte die Habilitation am gleichen Ort über das Thema »Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation«. War der behandelte Zeitraum beider Qualifikationsschriften ähnlich, so differierten Inhalt und Methode erheblich. Denn Gothein legte in seinem zweiten Buch, so Maurer, eine »Mentalitätsgeschichte des deutschen Volkes um 1500« vor (31). Damit hatte er bereits eine erstaunliche methodische Breite gezeigt, die in seinem späteren Werk ganz ausgeprägt hervortrat. Beruflich stand dem jungen Gelehrten angesichts des damals (wie heute) herrschenden Privatdozentenstaus eine längere Wartezeit auf eine Professur bevor. Doch Gothein hatte das Glück, seine weitere Forschungstätigkeit durch unterschiedliche Geldgeber finanziert zu bekommen. Mit Geldern des preußischen Kultusministeriums reiste er nach Süditalien, später förderte die Badische Historische Kommission seine Forschungen im Schwarzwald. Durch seine wirtschaftshistorischen Arbeiten wurde die sog. jüngere historische Schule der Nationalökonomie auf ihn aufmerksam. Auf Initiative von Lujo Brentano und Friedrich Knapp habilitierte sich Gothein 1884 nach Straßburg um. Nach nur kurzer Zwischenstation im Elsass wurde er 1885 an die Technische Hochschule Karlsruhe berufen, und zwar nicht auf einen historischen, sondern auf einen Lehrstuhl für Nationalökonomie. Von hier aus wechselte er, dem zweiten Fach halbherzig treu bleibend, nach Bonn, bevor er schließlich von 1904 bis zu seinem Tod in Heidelberg lehrte.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ist der berufliche Werdegang Gotheins damit keineswegs als geradlinig zu bezeichnen, selbst wenn der Weg ihn nach 1884 stets den Rhein auf- und abwärts führte, so ist die Tätigkeit eines Historikers auf Lehrstühlen für Nationalökonomie erst recht ungewöhnlich. Jedenfalls gilt das aus heutiger Sicht, wo die Wirtschaftsgeschichte nur noch ein Randthema für Nationalökonomen ist. Das war allerdings im späten 19. Jahrhundert völlig anders; es genügt dabei, auf Max Weber hinzuweisen. Auch für die damaligen Zeitgenossen ungewöhnlich waren in jedem Fall Themen und Methoden Gotheins. Zum einen die Kulturgeschichte, zum anderen die empirische Arbeit mit Land und Leuten. Dass Gothein eine Kulturgeschichte als Allgemeingeschichte betrieb, mutet dabei schon sehr modern an und mag auch für das vorliegende Buch Maurers einer der entscheidenden Anstöße gewesen sein. Angesichts der Forschungssituation kurz vor 1900 ist es allerdings kaum verwunderlich, dass Gothein mit seinen Vorlieben bei der ganz dominanten politikgeschichtlichen Richtung, bei Treitschke, Sybel und anderen – so eben auch bei Dietrich Schäfer – Unwillen erregte. Die bekannte Kontroverse wurde übrigens im Jahre 1889 durch eine Erwiderung Gotheins auf eine provokante Schrift Schäfers ausgelöst. Ganz bemerkenswert ist aber Gotheins Forschungsprogramm, das nicht nur auf gründlichen Archivstudien aufbaute, sondern auf Gesprächen und Naturerlebnissen beruhte. Gothein erschloss seine Themen, indem er Süditalien und den Schwarzwald durchwanderte und mit den dortigen Handwerkern und Bauern redete. Das war oral history avant la lettre, der Historiker erfragte den Alltag vor Ort.

Der Forschung hat Gothein neben zahlreichen Aufsätzen vor allem vier Großwerke beschert: eine »Culturentwicklung Süd-Italiens« (1886), eine »Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes« (1892), ein Buch über »Ignatius von Loyola und die Gegenreformation« (1895) sowie eine »Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Köln« (1916). Doch stellt Maurer deutlich heraus, wie unbefriedigend diese Studien letztlich waren, indem er »das kompositorisch Unausgewogene, Fragmentarische, ja Unzusammenhängende« betont (287).

Maurers Studie ist sehr anschaulich verfasst. Das ist vor allem der günstigen Quellenlage geschuldet, lag doch dem Verfasser der ungewöhnlich reichhaltige und von ihm bereits teilweise edierte Briefwechsel zwischen Gothein und seiner Braut bzw. Ehefrau vor. Hierin spiegelt sich über vier Jahrzehnte privates Glück und berufliches Leben in einzigartiger Weise. Darüber hinaus hat Maurer gründlich die Schriften des Historikers ermittelt und extensiv ausgewertet. Sehr genau werden wir über Lebensweg und Werkgenese informiert, jedenfalls soweit diese beiden Quellengruppen reichen. Dass bei der Präsentation der Schriften die Darstellung einige Längen aufweist, kann man verschmerzen. Weniger zufriedenstellend ist allerdings, dass Maurer bisweilen zu sehr auf die Farbigkeit der Briefnachlässe setzt und andere Quellen außer

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Acht lässt. So werden die jeweiligen Universitätsarchive nur unvollständig befragt, was dazu führt, dass wir über die Hintergründe von Promotion und Habilitation wenig erfahren. Auch die Berufungsverfahren geraten nur über die Korrespondenz in den Blick. Das ist aus der Sicht der Wissenschaftsgeschichte bedauerlich. Ebenso muss moniert werden, dass die Rezeption von Gotheins Werk nur in den Schlusspassagen der Biographie Berücksichtigung erfährt. Das Rezensionsecho wird nur kurz eingefangen und auch nur mit wenigen Worten deutlich gemacht, welchen Wert die heutige Forschung den damaligen Ergebnissen Gotheins einräumt.

Zum Schluss noch ein Wort zu Gothein als politischem Menschen. Schon immer hatten ihn die sozialen Lebensbedingungen in der Gegenwart interessiert. Politisch hatte er sich allerdings bis in die Weltkriegszeit nicht engagiert. Nun aber bezog er als nationaler Liberaler Stellung, zählte wie Max Weber zu den »liberalen Imperialisten«. Nach Kriegsende trat er der Deutschen Demokratischen Partei bei, gehörte dem Verfassungsgebenden Ausschuss und schließlich dem ersten demokratischen Landtag in Baden an. Gothein, vor 1918 überzeugter Monarchist, wandelte sich nun zum Vernunftrepublikaner, der die Nation stärken und das Bürgertum vor dem drohenden Untergang retten wollte. Als »Journalist der Partei« (313) veröffentlichte er Denkschriften, Zeitungsartikel und hielt Reden. Die ihm angebotene Tätigkeit als badischer Kultusminister lehnte er indes ab. Am Ende blieb er ein Wissenschaftler und politischer Mensch, ohne wirklich Politiker werden zu wollen.

Gotheins Bedeutung liegt hauptsächlich in seiner bisweilen exemplarischen, zumeist aber eher exzeptionellen Tätigkeit als Wissenschaftler. Doch ist es weniger die Qualität seiner Schriften, die überzeugt, als vielmehr die innovative Methodik und empirische Tiefe. Trotz der angesprochenen Quellenlükken gelingt es Maurer, diese Aspekte von Gotheins Werk und Wirken eingehend zu würdigen und differenziert darzustellen. So erscheint am Ende Gotheins Schrift über die »Aufgaben der Kulturgeschichte« zwar nicht in neuem Licht, auch kann sie – wie Maurer zutreffend feststellt – keine Rezepte für die heutige »Neue Kulturgeschichte« bieten, aber sie wird eingebettet in ein für die damalige Geschichtswissenschaft bemerkenswertes Gesamtwerk.

Wuppertal *Ewald Grothe*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

James R. Moore: The Transformation of Urban Liberalism. Party Politics and Urban Governance in Late Nineteenth-Century England

Aldershot u.a.: Ashgate 2006 (Historical Urban Studies), 323 S.

Um es gleich vorwegzunehmen: die vorliegende Monographie ist eine anregende Studie, die einen wichtigen Beitrag zu unserem Verständnis des britischen Liberalismus im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts leistet. Auf der Grundlage intensiver Recherchen zur Industrie- und Handelsmetropole Manchester sowie zum kleineren mittelenglischen Leicester gelingt es James Moore, nicht nur Licht in den bisher eher vernachlässigten Bereich der liberalen Kommunalpolitik in den 1880er und 1890er Jahren zu bringen, sondern dieses Thema auch in eine breitere Diskussion über die lokale Organisation, Anhängerschaft und programmatische Ausrichtung des britischen Liberalismus am Ende des 19. Jahrhunderts einzubetten. Indem Moore den Liberalen in Manchester und Leicester ein hohes Maß an Flexibilität und Innovationsbereitschaft im Umgang mit neuen politischen und sozialen Herausforderungen bescheinigt, liefert er ein gewichtiges und in großen Teilen überzeugendes Plädoyer für ein Bild des Liberalismus in den 1890er Jahren, das stark von bisherigen Darstellungen einer durch Home Rule, parlamentarische Niederlagen und Führungskrisen gebeutelten Partei in Westminster abweicht. Damit will Moore auch neue Perspektiven in der langanhaltenden historiographischen Debatte um die Wurzeln und den genauen Zeitpunkt des Niedergangs der britischen Liberal Party aufzeigen.

Moores Studie setzt Anfang der 1880er Jahre ein und zeichnet zuerst ein sehr plastisches Bild der internen Streitigkeiten innerhalb des Liberalismus in Manchester und Leicester. Diese entzündeten sich häufig an Fragen der Parteiorganisation sowie der Nominierung von Kandidaten für die Parlamentswahlen und tangierten damit die Machtbalance innerhalb der oft brüchigen lokalen Reformkoalitionen aus rechtsorientierten Whigs und linksstehenden Radikalen. Die Darstellung betont völlig zu Recht die institutionelle Zersplitterung des Liberalismus vor Ort und die oft »diktatorischen« Herrschaftspraktiken lokaler Honoratioren, die durch den Übergang zu einer nur oberflächlich demokratischeren *caucus*-Organisation am Ende der 1870er Jahre keineswegs überwunden worden waren.

Das größte Verdienst dieser Studie ist aber, dass sie sich mit vielen gängigen Forschungsthesen zu den politischen Folgen des Jahres 1886 auseinandersetzt. Gladstones Eintreten für Home Rule in Irland und die dadurch ausgelö-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ste Abspaltung der Liberal Unionists werden von manchen Historikern wie Jonathan Parry als Anfang des unaufhaltsamen Niedergangs der britischen Liberal Party hingestellt, eine ebenfalls häufig ausgemachte Abwanderung von vorsichtigen *middle class* Wählern der Vororte ins konservative Lager als Zeichen für den Übergang zur Klassenpolitik gedeutet. Moore zeigt zum einen, dass sich die Spaltung der Parlamentsfraktion in den Wahlkreisen häufig nur sehr begrenzt auswirkte. Zwar sorgten die abtrünnigen Liberal Unionists dafür, dass die liberale Gruppierung im Rathaus von Manchester zum ersten Mal ihre Mehrheit einbüßte, insgesamt aber blieben die Liberal Unionists in Manchester und Leicester zu schwach, um ihren ehemaligen Parteifreunden dauerhaften politischen und organisatorischen Schaden zuzufügen. Zum anderen belegt der Verfasser, dass gerade in den noch nicht eingemeindeten Vororten wie Moss Side in South Manchester Arbeiter, mittelständische Geschäftsleute und Angestellte sowohl eine Demokratisierung der noch auf einem plutokratischen Wahlrecht beruhenden lokalen Verwaltungskörperschaften als auch einen progressiven Munizipalsozialismus unter liberaler Ägide zur Verbesserung einer oft defizitären Infrastruktur begrüßten. In Leicester waren es ebenfalls die Liberalen, die eine 1891 erfolgte Eingemeindung mehrerer Vororte energisch vorantrieben und wahltaktisch auch am meisten von diesem Schritt profitierten. Die Vororte, so Moores Fazit, waren nach 1886 nicht zwangsläufig Horte des Konservatismus.

Darüber hinaus zeigt die Studie, wie sich die liberalen Parteiorganisationen im Laufe der 1890er Jahre der bisher eher unabhängig von den Parteigremien betriebenen Kommunalpolitik bemächtigten und sie damit weiter politisierten. Auch eine neue Generation von liberalen Kommunalpolitikern rückte in die Rathäuser vor. Dies war mitunter eine Reaktion auf Skandale um Korruption und Filz am Ende der 1880er/Anfang der 1890er Jahre, welche die Glaubwürdigkeit der bisher herrschenden liberalen Rathauseliten und der meist auf dem rechten Flügel der Partei stehenden *aldermen* erschüttert hatten. Der empirische Teil der Studie wird schließlich durch zwei Kapitel abgerundet, in denen der Verfasser die erfolgreiche liberale Abwehr der politischen Herausforderung durch die Arbeiterbewegung und die 1893 gegründete Independent Labour Party (ILP) darstellt.

Leider weist dieses ansonsten gelungene Buch einige Mankos auf, die der analytischen Reichweite von Moores Ergebnissen Grenzen setzen und Fragen aufwerfen, welche leider unbeantwortet bleiben. Obwohl der Verfasser klar und überzeugend Position zu den wichtigsten historiographischen Debatten bezieht, wird die Chance vertan, einen über London und Birmingham hinausgehenden Bezug zur Entwicklung liberaler Kommunalpolitik in anderen britischen Großstädten herzustellen. Letzten Endes erfährt der Leser nicht, wie repräsentativ Leicester und Manchester wirklich sind. Häufig ist auch von der erfolgreichen Durchsetzung eines progressiven liberalen Munizipalsozialis-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mus die Rede. Dessen Konturen und konkrete Ausgestaltung bleiben im Vergleich zur ausführlichen Erörterung der Eingemeindungspolitik, der Korruptionsskandale und der kommunalpolitischen Forderungen der ILP aber oft erstaunlich blaß. Die vielleicht größte Schwäche des Werkes liegt aber in der Beschränkung des Untersuchungszeitraums auf die Zeit bis 1895. Moore legt plausibel dar, wie der Kommunalliberalismus die krisengeschüttelte Partei in den 1890er Jahren wiederbelebte und einer programmatischen Neupositionierung in Form des *New Liberalism* den Weg ebnete. Indem er aber davon ausgeht, dass damit die Vitalität und klassenübergreifende Integrationsfähigkeit des Liberalismus bis zum Ersten Weltkrieg gewährleistet worden seien, begibt er sich auf gefährlichen Boden. Denn im Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs gibt es deutliche Anzeichen dafür, dass sich die Liberalen ausgerechnet in manchen ihrer traditionellen kommunalpolitischen Hochburgen mit der Durchsetzung einer aufgeschlossenen sozialliberal gefärbten Reformpolitik zunehmend schwer taten, an organisatorischen Problemen litten und zur Absicherung ihrer gefährdeten Stellung in den Rathäusern antisozialistische Bündnisse mit den Konservativen schlossen. Pikanterweise manifestierte sich dieses Phänomen nirgendwo deutlicher als in dem von Moore ausgewählten mittelenglischen Leicester.

Baden-Baden *Mark Willock*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Arndt Kremer: Deutsche Juden – deutsche Sprache. Jüdische und judenfeindliche Sprachkonzepte und -konflikte 1893-1933.

Berlin / New York: Walter de Gruyter 2007 (Studia Linguistica Germanica Bd. 87), XIV u. 450 S.

Sprachpolemik gehörte von Anfang an zum Waffenbestand des Antijudaismus. Über den Sprachbesitz, seinen Erwerb und die durch ihn bedingte Sprechpraxis wurden seit den ersten linguistischen Theorieansätzen alle wesentlichen sozialen In- und Exklusionsregeln formuliert. Weil ihm die völlige sprachliche und damit auch kulturelle Eingliederung in eine fremde Nation unmöglich sei, könne – so der Kulturhistoriker Julius Langbehn 1890 – ein Jude niemals seiner semitischen Identität zugunsten einer anderen ledig werden. Zu einem Deutschen jedenfalls könne er so wenig werden, »wie eine Pflaume zu einem Apfel«.

Der wegen seiner Rembrandt-Studien noch immer anerkannte Langbehn ist nur einer von hunderten Autoren, die Arndt Kremer in seiner breitangelegten Untersuchung anführt. Er analysiert die Ausbildung jüdischer und judenfeindlicher Sprachkonzepte und geht den sich aus der Konfrontation beider ergebenden Konflikten während der vierzig Jahre vor Beginn der NS-Herrschaft nach. Es ist klar, dass mit jenem Verdikt auch das humanistische Ideal der Aufklärung hinfällig wurde, die menschliche Individualität gewinne ihre Größe und Würde (ihren »unendlichen Wert«, wie man gerne sagte) durch eine vernunftgemäße und eben nicht rein herkunftsbedingte Sprachbildung. Nur als Hochmut und bewußtes Täuschungsmanöver konnten antijüdische Publizisten es auffassen, wenn etwa Moritz Lazarus erklärte: »Die deutsche Sprache ist unsere Muttersprache, das deutsche Land ist unser Vaterland; wie wir deutsch reden und denken, so wirken wir mit Geist und Herz an deutschen Werken [...]« (zit. 182).

Lazarus war eine »Ikone« des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, und gerade diese Vereinigung bietet sich an, wenn die Genese eines akkulturationsorientierten Kulturmodelles im deutschsprachigen Judentum rekonstruiert werden soll. Die Verbindung von Sprache und Nationalität war die tragende Säule des bildungsbürgerlichen jüdisch-deutschen Selbstbewußtseins. Der wissenschaftliche Ertrag der Kremerschen Untersuchung liegt darin, dass sie das prominente C.V.-Konzept in ein weiträumiges Spannungsfeld einzeichnet, das von jüdisch-separatistischen bis hin zu radikal antijüdischen Positionen reicht. Unter Rückgriff auf ein breites

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

literarisches Quellenmaterial werden das liberale Kulturjudentum, das zionistische Judentum und der antijüdisch-antisemitische Komplex anhand der jeweiligen bildungs- und sprachtheoretischen Positionen nebeneinandergestellt.

Drei Themenkreise stehen im Vordergrund: Die unterschiedlichen Sprachkonzepte, die Debatten um die Sprachobjekte Deutsch, Jiddisch und Hebräisch sowie die Konflikte, die sich aus dem Kampf zwischen dem liberal-jüdischen Sprachmodell und dem bildungsfeindlichen Konstrukt der Rasseantisemiten ergaben. Viel klarer als bisher läßt sich jetzt erkennen, dass die liberalen, akkulturierten deutschen Juden sich Angriffen aus zwei Richtungen ausgesetzt sahen: Von antisemitischer Seite wurde ihr niveauvoller Umgang mit der deutschen Sprache als Anmaßung diffamiert; zionistische Stimmen verurteilten dagegen jegliche Distanz jüdischer Gruppen gegenüber der hebräischen Ursprache als generellen Verrat am Judentum.

Doch auch auf die antisemitischen Urteilsmuster fällt aus der Perspektive linguistischer Forschung neues Licht, und zwar insofern, als in sprachhistorischer und mentalitätsgeschichtlicher Hinsicht Deutsche und Juden als – mit Kremer – »cultural pair« auftraten. Nur vor dem Hintergrund einer jahrhundertelangen Zuordnung konnte das Wechselspiel von Anziehung und Abstoßung sein extremes Maß annehmen. Es ist hochinteressant zu sehen, wie sich eine zunehmend explosive Situation in den andauernden Erörterungen um das Verhältnis der deutschen, der jiddischen und der hebräischen Sprache widerspiegelt.

Eine eigenartige Sonderstellung hat innerhalb der vielschichtigen Debattenlage das Thema Jiddisch. Die Bestrebungen um eine Wiederbelebung und – wenn auch künstlich bleibende – Verwendung des Jiddischen wurde zu einem regelrechten Kampfplatz zwischen »Kulturjuden« und Zionisten auf der einen, jüdischen und antijüdischen Opponenten auf der anderen Seite. In zionistischen Kreisen sollte Jiddisch als allgemeine jüdische Verständigungssprache verbindlich gemacht und das Hebräische demgegenüber als sakrosanktes, auf explizit religiöse Verwendungszusammenhänge beschränktes Idiom separiert werden. Außerhalb der jüdischen Welt wurden solche Revitalisierungsbestrebungen dagegen als Negation der deutschen Kultur aufgefaßt und propagandistisch entsprechend verwertet.

Judentum und Deutschtum, Zionismus und »Kulturzionismus«, Muttersprachenideologie (wie im Centralverein gepflegt) und antisemitische Unterscheidungsstrategien – alle diese kulturpolitischen Konzepte lassen sich auch als sprachphilosophische Konstruktionen auffassen. Der Linguist Kremer kann das deutsch-jüdische Verhältnis als Konflikt zweier differenter Sprachentwürfe interpretieren: Für die liberale Richtung im deutschsprachigen Judentum war die Idee einer sprachfundierten deutschen Kulturnation (Herder, Humboldt) bis zuletzt zugleich ein Versprechen der Zugehörigkeit und des

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

persönlichen Schutzes. Dagegen argumentierten die völkischen Antisemiten im Modus der Abwertung: Sprache sei letztlich ein nachgeordnetes kulturelles Phänomen und könne die Differenz der »Rasse« nicht ausgleichen. Aus dieser Situation rettete auch das sprachzentrierte Nationenkonzept der Zionisten niemanden, wonach erst die Ursprache Hebräisch die künftige jüdische Nation konstituieren werde.

Spätestens ab 1938 war Deutschland zu einem Ort der Standgerichte, der Verfolgung und des Massenmords geworden. Als allzu fragil erwies sich die Schutzmauer humanistischer Toleranz, und radikalassimilatorische Intellektuelle wie Felix Goldmann und Constantin Brunner waren vom antisemitischen Haß ganz genau so betroffen wie alle Schüler Theodor Herzls. Kremers Studie führt vor allem dort weiter, wo sie den bisher zu wenig beachteten »jüdischen Binnendiskurs« zwischen Liberalen und Zionisten beleuchtet. Die Ergebnisse, die er hier aus einer fast unüberschaubaren Fülle literarischer Beobachtungen zusammenträgt, präzisieren das Bild von den innerjüdischen Debatten im frühen 20. Jahrhundert wesentlich. Fragen läßt sich allenfalls, ob die angewandte Schematik (liberales deutsch-jüdisches Bildungsbürgertum, »Kulturzionisten«) nicht durch seine differenzierte Zeichnung der Positionenvielfalt selbst überwunden worden ist. Vor allem die zionistische Szenerie läßt sich in wenigen Parteibegriffen nicht fassen, zumal die Funktion der nationaljüdischen Ideologie als einer negativen Folie für die Standpunktgewinnung im C.V.-Milieu zusätzlich noch einmal als Differenzierungsmoment gewirkt hat. Weder hier noch dort konnte mehr die Rede von einem Deutschland sein, das das »Mutterland seiner [des Juden] Seele« war, wie es im zweiten Jahr des Ersten Weltkrieges noch Hermann Cohen mit zeittypischem Pathos getan hatte (Deutschtum und Judentum, Gießen 1915, 35).

Martin Buber hat demgegenüber schon früh die Sprachkonflikte im deutschsprachigen Judentum als »Tragik« einer ganzen Generation gedeutet. Vielfach bekundet ist denn auch das Emigrantenwort: »An das deutsche Volk bindet mich nichts mehr, an die deutsche Sprache aber sehr viel.« Kremers Studie bewegt sich auf der Höhe der Buberschen Einschätzung. Sie begreift den Sprachendiskurs in seiner ganzen Tragweite als kulturellen Grundkonflikt und leistet damit einen erheblichen Beitrag zur Aufhellung der jüngeren deutsch-jüdischen Geschichte. Insofern wünscht man dieser von der Friedrich-Naumann-Stiftung geförderten und vor kurzem mit dem Wolf-Erich-Kellner-Preis 2007 ausgezeichneten Studie eine breite Rezeption über die engeren Grenzen des Faches hinaus.

Berlin *Matthias Wolfes*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

George R. Whyte: The Dreyfus Affair. A Chronological History.

London: Palgrave Macmillan 2005, XXXIV + 526 S.

Kein anderes französisches Verfassungssystem war von Beginn an derart gefährdet durch Krisen und hat sich dennoch als so langlebig erwiesen wie die III. Republik, die in den 1870er Jahren als Folge der französischen Niederlage im Krieg gegen Deutschland von 1870/71 entstand und erst 1940 – in einem neuerlichen Deutsch-Französischen Krieg – unterging. Dabei erwies sich das eine durchaus als Voraussetzung für das andere: Erst in Phasen existentieller innerer Herausforderungen bildete sich jener breite republikanische Konsens heraus, welcher der III. Republik letztlich ihre beeindruckende Dauer verlieh. Eine dieser Existenzkrisen war die Dreyfus-Affäre: 1894 wurde der Hauptmann Alfred Dreyfus, ein 35jähriger Generalstabsoffizier, der Spionage für das Deutsche Reich beschuldigt, in einem Geheimverfahren zu lebenslanger Haft verurteilt, anschließend in einem erniedrigenden Akt degradiert und schließlich auf die Teufelsinsel bei Cayenne verbannt. Allerdings kamen schon während des Prozesses sehr schnell Zweifel an der Schuld des Angeklagten auf, wenngleich sich zunächst nur eine Minderheit der offen antisemitischen Hetze gegen Dreyfus entzog. Es brauchte vier Jahre, bis Émile Zola 1898 in seinem berühmten Aufruf »J'accuse« die Unschuld von Dreyfus öffentlichkeitswirksam propagierte, und ein weiteres Jahr erbitterter politischer und publizistischer Auseinandersetzung zwischen *dreyfusards* – Antimilitaristen und Republikanern – sowie *antidreyfusards* – Antisemiten und Nationalisten –, bis der Verurteilte tatsächlich begnadigt wurde und nach Hause zurückkehren konnte, wo er schließlich 1906 endgültig rehabilitiert und wieder in die Armee aufgenommen wurde.

Es ist das Verdienst der von George R. Whyte, dem Vorsitzenden der Dreyfus Society for Human Rights, und seinen Mitarbeitern erstellten Chronologie, die teilweise bis heute schwer zu durchschauenden, ja verwirrenden Ereignisstränge geordnet und die Dreyfus-Affäre in einer dichten, zudem reich illustrierten Chronik rekonstruiert zu haben. Das Buch gliedert sich in 10 Kapitel: Zunächst werden als Einführung Fakten vor allem der französischen Geschichte zwischen 1789 und 1894 präsentiert. Die dann folgenden Kapitel 2 bis 9 decken den Zeitraum 1894 bis 1906 ab und bilden den eigentlichen Schwerpunkt der Chronologie: Dreyfus' Festnahme, seine Verurteilung, Degradierung und Deportation, der anschließende jahrelange Kampf zwischen Befürwortern und Gegnern einer Revision bis hin zur endgültigen

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Rehabilitation des Verurteilten. Ein zehntes Kapitel umfasst die Nachgeschichte der Affäre bis zur Hundertjahrfeier der Rehabilitation von Dreyfus im Jahr 2006. Schließlich enthält ein umfangreicher Anhang Schlüsseldokumente zur Dreyfus-Affäre – in englischer Übersetzung –, die dem Leser ein vertieftes Studium ermöglichen. Ein Verzeichnis mit Kurzbiographien der beteiligten Personen und eine Bibliographie mit den wichtigsten Veröffentlichungen zur Dreyfus-Affäre runden den Band ab.

Diese »chronologische Geschichte« ist nicht nur ein Ausweis von Akribie und Wissen, sondern sie verdeutlicht auch, wie tief die Dreyfus-Affäre in der politischen Kultur Frankreichs verwurzelt war, wie erbittert hier in den 1890er Jahren um die Seele der III. Republik gekämpft wurde, und wie stark das mittlerweile historische Geschehen selbst in spätere Phasen der französischen Geschichte, vor allem während des Vichy-Regimes 1940 bis 1944 mit seinem erneuten offenen Antisemitismus, hineinwirkte. Gleichzeitig aber wird dem Leser deutlich, dass der vermeintlich rein französische Fall natürlich auch ein Menetekel für jenen allgemeinen europäischen Antisemitismus war, der im 20. Jahrhundert unter deutscher Führung seine grausamste Steigerung erfuhr, – und der bis heute noch nicht gänzlich ausgerottet ist. Das macht neben der historiographischen auch die politische Relevanz des vorliegenden Buches aus.

Metz *Reiner Marcowitz*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Axel Kellmann: Anton Erkelenz. Ein Sozialliberaler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

Berlin/Münster: LIT Verlag Dr. W. Hopf, 2007, 245 S.

Unser Held heißt Anton Erkelenz. Anton – wer? Und er war ein bedeutender, 1878 geborener und kurz vor Kriegsende 1945 unter tragischen Umständen zu Tode gekommener Gewerkschafter und Politiker, der sich einem sozialen Liberalismus verpflichtet fühlte. Sozial – was? – So oder ähnlich würden sicher die Reaktionen deutscher Schüler oder Studenten lauten, denen man im Geschichts- oder Politikunterricht über eine bedeutende wie eigenwillige Gestalt der deutschen Parteien- und Gewerkschaftsgeschichte berichten wollte.

Es ist zweifellos ein Verdienst des am Kölner Bundesverwaltungsamt tätigen Autors, der mit der hier in Buchform vorliegenden, bei Peter Brandt gefertigten Dissertation promoviert hat, nicht nur eine bedauerliche, wenngleich bezeichnende Lücke in der Ahnenreihe des deutschen Liberalismus gefüllt zu haben. Weit wichtiger scheint der Beitrag, den Kellmann zugleich – inwieweit bewusst intendiert, mag dahingestellt bleiben – für die fortdauende Beschäftigung mit einer Variante des Liberalismus geleistet hat, die trotz vielerlei wissenschaftlich anerkannter Publikationen in den zurückliegenden Jahrzehnten zu Begriff und Themenfeld noch immer nicht die selbstverständliche Anerkennung erfährt, die ihr seit der erstmaligen Verwendung des Begriffs in den 1880er und 1890er Jahren eigentlich zuerkannt werden sollte. Doch zum »Sozialliberalismus« später.

Kellmann beabsichtigt, eine »politische Biographie« seines Helden vorzulegen. Dies mag als Teilerklärung dafür herhalten, dass dem Leser der Mensch Anton Erkelenz und seine Lebensumstände auch nach knapp 250 Seiten eher fremd bleiben. Sagen wir es direkt: Viele Fragen, mancher Lebensweg, über den man gerne mehr wissen würde, als bislang schon – ohne eine wissenschaftliche Erkelenz-Biographie – überliefert wurde, bleiben im weichzeichnenden Nebel der Vergangenheit. Ist dies alleine der Tatsache geschuldet, dass der Neusser Handwerkersohn schlicht nicht mehr biographisch verwertbare Spuren hinterlassen hat? – Wenn man die schmale Liste an von ihm genutzten, ungedruckten und gedruckten Quellen, die uns der Autor vorlegt, zum Maßstab nimmt, so will sich eigentlich nicht recht das Vertrauen einstellen, dass da nicht doch mit etwas mehr Forscherdrang und weniger »Arbeitsökonomie« noch mehr »rauszuholen« gewesen wäre. Doch der Reihe nach.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hineingeboren in eine katholische rheinische Familie selbständiger Handwerker, durchläuft Erkelenz das, was man die »typische Sozialisation« eines politisch engagierten und ambitionierten deutschen Gewerkschafters nennen könnte. Nach der Volkschule absolviert Erkelenz eine Schlosserlehre, um nach Erhalt des Gesellenbriefes in einer Düsseldorfer Metallfabrik eine Dreher-Ausbildung anzuschließen. Hier ist Erkelenz offenbar tief eingetaucht in die soziale Realität lohnabhängiger (auch gelernter) Fabrikarbeit im Kaiserreich, die ihn menschlich und politisch dauerhaft geprägt haben dürfte. Er wird aktives Mitglied einer Metallarbeitergewerkschaft, nutzt ihre Bildungsangebote, die unter der Ägide eines angesehenen linksliberalen Düsseldorfer Journalisten offeriert werden. Warum entscheidet sich Erkelenz nun gerade für eine Mitgliedschaft im »Gewerkverein der deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter« (Hirsch-Duncker), der mitgliederstärksten Gliedorganisation des sozialliberalen »Verbandes der Deutschen Gewerkvereine« (Hirsch-Duncker), kurz: VDG? Warum schließt er sich nicht dem großen freigewerkschaftlichen (sozialdemokratischen) »Deutschen Metallarbeiter-Verband« oder den Vorläufern der christlichen (katholischen) Gewerkschaftsorganisation der Metallarbeiter an? Auch wenn Kellmanns Erklärungsversuch (Erkelenz habe den Unterschied zwischen sozialliberalen und sozialdemokratischen Gewerkschaften beim Eintritt schlicht nicht gekannt) zutreffend sein mag, so führt er insgesamt in die Irre. Der VDG war zu diesem Zeitpunkt keineswegs die »kleinste der drei Richtungsgewerkschaften«(S. 14), und dies nicht nur, weil die dritte Richtungsgewerkschaft«, nämlich die christliche, noch gar nicht resp. lediglich in Vorläuferformationen existierte. Kellmann unterschlägt schlicht, dass die sozialliberale Gewerkschaftsbewegung mit ihrem Ansatz gesellschaftlicher Sozialreform damals in Teilen gerade der gelernten Industriearbeiterschaft noch einen nicht zu unterschätzenden Zuspruch fand.

Erkelenz kehrt nach der Militärzeit nicht in den elterlichen Familienbetrieb zurück, sondern entscheidet sich endgültig für eine Karriere als gesellschaftlicher Aktivist: 23jährig wird er hauptamtlicher Arbeitersekretär einer Regionalstruktur der Gewerkvereinsbewegung – um prompt als Akteur in einen schon des längeren währenden Konflikt zwischen den ungestümen Neuerern der sogenannten »Düsseldorfer (nicht »Rheinischen«, wie Kellmann schreibt) Opposition« und der Berliner Verbandsführung um den altehrwürdigen »Verbandsanwalt« Max Hirsch zu geraten. Hier stehen sich unterschiedliche Konzeptionen eines gewerkschaftlichen Sozialliberalismus, aber vor allem unterschiedliche Generationen und Erfahrungshorizonte gegenüber. Erkelenz und seine Düsseldorfer Freunde vertreten einen neuen gewerkschaftlichen Aktivismus, der weder die offene Konfrontation mit den patriarchalisch agierenden Arbeitgebern scheut noch mit seinem politischen Reformgeist hinter dem Berg hält. Das weckt den Argwohn einer altgedienten Gewerkvereinselite, der

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der schier unaufhaltsame Aufstieg der Sozialdemokratie und die einengende Loyalität zum Freisinn Richter`scher Prägung schon längst den einstigen Elan und Enthusiasmus hat abhanden kommen lassen.
Erkelenz geht seinen Weg unbeirrt. Er setzt auf die Reform des sozialliberalen Gewerkschaftskonzepts und dessen Politisierung. Gewerkschaftliches Engagement und Bekenntnis zu einem sozialen und demokratischen Liberalismus sind für ihn zwei Seiten einer Medaille – und werden es trotz aller Wirren der Zeit im Grunde auch bis an sein Lebensende bleiben. Erkelenz bleibt der sozialliberalen Gewerkschaftsbewegung in verschiedenen Funktionen auf zentraler Ebene treu, sei es als hauptamtlicher Mitarbeiter des Dachverbandes VDG, sei es als langjähriger (über 15 Jahre!) Chef-Redakteur des Metallarbeiterorgans »Regulator« (eine wichtige Quelle, die Kellmanns forschendem Blick leider gänzlich verschlossen bleibt). Zugleich optiert er für die u. a. mit den Namen Theodor Barth und Friedrich Naumann verbundene, anti-richterliche Ausprägung des Freisinns, die gerade um die Jahrhundertwende den weiten Weg von der engen freihändlerischen Interessenvertretung zur Kraft der gesellschaftlichen und politischen Reform aus bürgerlich-liberalem Geist auf sich genommen hat.
Erkelenz wird aktiver und anerkannter Gewerkschaftsjournalist und politischer Autor, umtriebiger, jedoch wenig erfolgreicher Zeitungsgründer, – und gewinnt so, kaum 30jährig, großes Ansehen auch in bürgerlich-reformerischen Kreisen. Überaus blass bleibt bei Kellmann die sich u. a. hieraus für seinen Helden ergebenden, z. T. mehr als freundschaftlichen Beziehungen zu zwei Persönlichkeiten mit so ganz anderer, nämlich bürgerlicher Sozialisation: der Sozialreformerin Frieda Duensing und dem jungen Philosophen Leonard Nelson. Schon früh – bedingt durch gewerkschaftliche Kontakte – öffnet sich Erkelenz` Blick über den engen rheinischen und deutschen Kreis hinaus. Autodidaktisch lernt er Englisch und bleibt von da an – über die Irrungen des Weltkrieges hinweg – in enger Verbindung zu gewerkschaftlichen wie politischen Gesprächspartnern vor allem des angelsächsischen Sprachraums. Davon erfahren wir bei Kellmann ebenfalls eindeutig zu wenig.
Der deutliche Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit liegt auf Erkelenz' Weg vom Ende des Weltkrieges bis zum Ende der Weimarer Demokratie. Rasch steigt der nun 40jährige in der jungen Republik politisch auf, zieht 1919 als rheinischer Abgeordneter für die nicht minder junge, mit großen Hoffnungen versehene Deutsche Demokratische Partei (DDP) in die Weimarer Nationalversammlung ein, um dem Deutschen Reichstag in Folge bis 1930 anzugehören. Obwohl der parteiinterne Geist der Neuerung und kompromisslosen Demokratisierung schon rasch an Attraktivität verliert, wählt der Bremer Parteitag der DDP von 1921 Erkelenz zum Vorsitzenden des Parteivorstandes. Man weiß, was man an dem geradlinigen, ganz im »politischen Geschäft«

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aufgehenden Gewerkschafter hat: einen Mann, der sich persönlich aufreibt für die Interessen der Partei, auch den Konflikt mit alten Weggefährten nicht scheuend.
Ausführlich und detailliert beschreibt der Autor Erkelenz` oft schwierigen, immer um eine gesunde Mischung aus Pragmatismus und Grundsatztreue bemühten Weg durch den Dschungel der Zeit, von den Anfängen der Weimarer Demokratie in der Auseinandersetzung mit der »bolschewistischen Gefahr«, die außenpolitischen Herausforderungen von Versailles und der Ruhrbesetzung bis zu den Reparationsfragen, das zähe Ringen schließlich um eine moderne Sozialpolitik, die die überlieferte Hypertrophie staatlicher Regelungen im Geiste des »eisernen Kanzlers« mit liberalem Credo zurückdämmen sollte, ohne den Staat aus seiner – zumindest von Teilen der Liberalen damals verstandenen – neuen, Rahmen setzenden Rolle zu entlassen. Erkelenz bleibt seinen sozialliberalen Anfängen der Wilhelminischen Zeit treu, auch als er im Jahre 1930 – vollständig desillusioniert vom Zustand oder besser: Übelstand des organisierten Liberalismus – dessen zerfallenden institutionellen Rahmen verlässt, um sich der Sozialdemokratie als dem letzten, sicher erscheinenden Hort einer liberalen Demokratie zuzuwenden. Kellmann lässt keinen Zweifel daran, wie wenig wohl sich Erkelenz in seiner neuen politischen Heimat fühlen konnte. Es blieb ihm nicht die Zeit, sich an neuer Wirkungsstätte effizient zu akklimatisieren. Schade wiederum, dass Kellmann dem Leser keine Chance gibt, von Erkelenz` weiterer Entwicklung zu erfahren in jenen Zeiten einer sich totalitär formierenden Diktatur, die so manchem Zeitgenossen zumindest zeitweilig durch die Verwendung der Begriffe »national« und »sozial« und ihr kapitalismuskritisches Wortgeklingel den wachen Sinn getrübt hatte.
Was war die Quelle der Erkelenz`schen Frustration? Sicher auch Überarbeitung und Depressionsschübe, von denen Zeitgenossen berichten. Es ist jedoch nicht weit hergeholt, wenn man seine abgrundtiefe Enttäuschung über die Reformunwilligkeit und –unfähigkeit seines liberalen Umfeldes hier an allererster Stelle benennt. Als Repräsentant eines sozialen Liberalismus hatte Erkelenz die Aufgabe der liberalen Bewegung vornehmlich darin gesehen, Möglichkeiten zum Gebrauch der individuellen Freiheit für alle Bürger – ohne Ansehen ihrer sozialen Herkunft – zu schaffen. Die »besitzbürgerliche Erstarrung« des Liberalismus – wie sie Karl-Hermann Flach ein halbes Jahrhundert später analysiert hat – war den gesellschaftlichen Reformern im organisierten Liberalismus, nicht nur Anton Erkelenz, ein Graus. Mit großem Enthusiasmus war er als junger Mann gegen die Propagandaübermacht einer im Klassenkampf befangenen Sozialdemokratie angetreten, um – mit der eigenen Person und Sozialisation sozusagen – den Beweis zu erbringen, dass der Liberalismus nicht eine Ideologie zur Verteidigung der Freiheiten jener ist, die immer dann nach »Freiheit« rufen, wenn sie die Beschränkung ihrer

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Privilegien am Horizont aufziehen sehen. In den innerparteilichen Grabenkämpfen der späten 1920er Jahre, in der alltäglichen Konfrontation mit den Protagonisten eines Bürgerblock-Liberalismus ging Erkelenz` in den Sozialliberalismus und seine geradezu zwingende Überzeugungskraft gesetzte Hoffnung zu Schanden.

Das Streben nach Freiheit mit dem nach gesellschaftlicher Reform zu verbinden – so hatte Erkelenz` alter Kontrahent Max Hirsch das Anliegen des Sozialliberalismus 1886 knapp zusammengefasst. Auch wenn sich dieser Ansatz der Liberalismusreform vornehmlich in den so genannten »linksliberalen« Ausprägungen des organisierten Liberalismus in Deutschland wieder fand, ist es historisch nachweisbar irrig, Linksliberalismus und Sozialliberalismus in eins zu setzen. Dass sich zeitweilig in den politischen Sprachgebrauch sogar die fälschliche Identifikation von »Sozialliberalismus« mit einer bestimmten Koalitionsoption eingeschlichen hatte, dies dürfte sich im Zuge des historischen Wandels derweil erledigt haben. Auch wenn uns Kellmanns Studie – lassen wir die (nicht seltenen) kleinen sachlichen Fehler einmal außen vor – immer wieder enttäuscht, weil sie mehr Forschungslücken offenbart, als sie zu schließen imstande ist, so bleibt ein nicht gering zu schätzendes Verdienst. Der Autor hat es sich dadurch erworben, dass er uns die politischen Handlungsoptionen eines sozialen Liberalismus an der Persönlichkeit und dem Wirken eines sozialliberalen Praktikers näher bringt. Chancen und Grenzen werden beleuchtet, sicher nicht voll ausgeleuchtet. In den Lichtkegel gerät so die geistige Welt eines reformerisch gesinnten liberalen Bürgertums, das in der Geschichte des deutschen Liberalismus immer wieder einmal zumindest durch ein Wetterleuchten von sich reden gemacht hat. Momentan zeigt sich von diesem Wetterleuchten allerdings keine Spur.

Jerusalem *Hans-Georg Fleck*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Jörg Guido Hülsmann: Mises. The Last Knight of Liberalism

Auburn: Ludwig von Mises Institute, 2007, 1143 S.

Ludwig von Mises (1881-1973) gehört zu den großen Ökonomen, deren Wirken von einer breiteren Öffentlichkeit erst lange nach seinem Tod wirklich anerkannt wurde, nämlich als der Sowjetsozialismus nach 1989 zusammenbrach. In seinem Buch *Die Gemeinwirtschaft* hatte er 1922 vorhergesehen, dass der Sozialismus ökonomisch scheitern müsse, weil staatliche Planung den Preismechanismus aushebele würde und damit der Wirtschaft das koordinierende Prinzip raube. Unter den staatsgläubigen Zeitgenossen war diese Vorstellung fast ein Sakrileg und führte zu heftigem Widerspruch.

Der in Frankreich und Amerika wirkende Ökonom Jörg Guido Hülsmann hat seine opulente Biographie über Mises mit dem Untertitel »The Last Knight of Liberalism« versehen. Spitze Zungen hätten früher einen solchen Titel sicher als Anspielung auf Don Quichotte missverstanden – jenem letzten Ritter, der gegen Windmühlen kämpft, die er fälschlich für gefährliche Monster hält, und der nicht weiß, dass die Zeit für Seinesgleichen vorbei ist.

Heute wissen wir um die Monstrositäten des Sozialismus und ganz gewiss ist auch, dass der Sozialismus – mehr noch als an seiner unsäglichen Menschenrechtsbilanz– an seinen ökonomischen Widersprüchen scheiterte. Und Mises, der letztlich doch Recht behalten sollte, ist aktueller denn je. Folglich ist es in Hülsmanns Buch kein Don Quichotte, der uns entgegentritt, sondern ein echter edler Ritter, der siegreich einen Kampf kämpfte, der gekämpft werden musste.

Dass er ein Bewunderer Mises' ist, daraus macht Hülsmann keinen Hehl. Die Bewunderung für den Gegenstand seiner Biographie schlägt sich schon im Umfang und enormen Detailreichtum nieder, die dieses Buch auszeichnen. Schon damit übertrifft es sämtliche früheren biographischen Versuche, zu denen unter anderem die Lebenserinnerungen von Mises' Witwe Margit (»My Years with Ludwig von Mises«, 1978) oder die des britischen Ökonomen Eamonn Butler (»Ludwig von Mises: Fountainhead of the modern microeconomics revolution«, 1988) gehören. Es ist daher anzunehmen, dass Hülsmanns Biographie für lange Zeit das Standardwerk bleiben wird.

Gegenüber allen früheren Biographen, die vor dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums schrieben, hatte Hülsmann den Vorteil, dass ihm heute wichtige biographische Dokumente und Entwürfe zugänglich sind, die erst nach 1996 in Moskauer Archiven entdeckt wurden. Es handelte sich um

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Akten, von denen man geglaubt hatte, die Nazis hätten sie nach dem »Anschluss« von Mises' Heimat Österreich vernichtet, während sie in Wirklichkeit erhalten geblieben waren, um danach von den Sowjets als nicht veröffentlichbare »Kriegsbeute« beschlagnahmt zu werden. Diese Episode zeigt, warum Mises ein so dankbarer Gegenstand für Biographien ist. Er war nicht nur der im Elfenbeinturm von Akademia schreibende Theoretiker der Volkswirtschaft. Er war ein Mann, dessen Leben durchaus dramatische Züge trug. Es führt von seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg, über seine Versuche als Leiter des Österreichischen Konjunkturforschungsinstituts den Inflationskurs der sozialistischen Regierung einzudämmen, über die Ausgrenzung des Marktliberalen in Wiens Universität (was aber nicht verhinderte, dass er einen Kreis überaus illustrer Schüler – etwa Friedrich August von Hayek und Oskar Morgenstern – um sich versammelte), zur Flucht vor den Nazis in die Schweiz und noch dramatischeren Flucht in die USA durch das bereits von deutschen Truppen besetzt werdende Frankreich. In den USA war sein radikaler und kompromissloser Liberalismus ebenfalls nicht tonangebend. Lange Jahre in Armut folgten, bis er in den 50er Jahren eine privat finanzierte New Yorker Professur bekam, die er bis zu seinem Tode innehatte. Auch hier fand er viele bedeutende Schüler, etwa den Anarchokapitalisten Murray Rothbard, der an Radikalität seinen Meister übertraf, oder Israel Kirzner, der die Theorie des Unternehmertums revolutionierte.

Vor allem gilt aber Hülsmanns Interesse den Theorien Mises', mit denen er half, die klassisch-liberale Bewegung (in Amerika »libertarian« genannt) zu inspirieren und auf den Weg zu bringen.

Dabei legt Hülsmann auch auf die geistigen Wurzeln des Mises'schen Ansatzes Wert, etwa die französischen Klassiker der Nationalökonomie, aber vor allem auch das ökonomische Erbe seines Heimatlandes. Das Bestreben, großen ökonomischen Problemen mit rein theoretischer (nicht-empirischer) Analyse zu begegnen, hatte Mises von seinen Lehrmeistern der *Österreichischen Schule der Nationalökonomie* – etwa Carl Menger und Eugen von Böhm-Bawerk – übernommen. Ihr mikroökonomischer Theorieansatz, der *methodologische Individualismus*, durchzieht in verfeinerter Form das ganze Werk. Hinter dem Mises'schen Wirtschaftsdenken steckt keineswegs, wie manche Kritiker meinten, eine platte Marktideologie, sondern eben ein anspruchsvoller methodologischer Theoriensatz. Wenn es heute ein wenig Mode geworden ist, die Neoklassik und ihre Gleichgewichtstheorien kritisch zu hinterfragen, um damit alle wirtschaftsliberale Theorie zu diskreditieren, so kommt Mises das Verdienst zu, diese Kritik vorweg genommen und zugleich andere Wege zur theoretischen Fundierung der Marktwirtschaft aufgezeigt zu haben. Die Annahme, es könne irgendwo ein Gleichgewicht errechenbar sein, mag den Glauben an wirtschaftliche Planung erst ermöglicht haben. Die Fiktion des »Gleichgewichts« sei ein realitätsfernes Theoriemo-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dell von begrenzter Bedeutung, das den eigentlichen Prozess, der zu Preisbildungen führe, weitgehend ausblende. Dieser Prozess sei mikroökonomischer Natur, das heißt, das individuelle Handeln der Akteure sei das eigentlich Ausschlaggebende.

Praxeologie nennt Mises in späteren Werken diesen in seiner 1940 veröffentlichten *Nationalökonomie* (die in der stark erweiterten amerikanischen Fassung *Human Action* 1949 zum Klassiker wurde) entwickelten handlungsorientierten Ansatz, der von ihm nicht als enge ökonomische Denkschablone, sondern als umfassende Sozialwissenschaft konzipiert ist. Menschen handelten demnach bewusst aus subjektiven Motiven heraus. Diese Motive selbst könnten kein Gegenstand einer rational betriebenen Wissenschaft sein, wohl aber die Mittel mit denen sie verwirklicht werden sollen. Nur in einer unbehinderten Marktwirtschaft, die das freie Spiel der Preise erlaube, sei eine sich in einem permanenten Prozess vollziehende Wertreihung aller ökonomischen Alternativen in Zeit und Raum – und damit rationale Wirtschaftsrechnung – möglich. Mises' berühmtester Schüler, Friedrich August von Hayek, sollte später einmal anschaulich vom Marktprozess als »Entdeckungsverfahren« sprechen. Preise seien ein Hilfsmittel zur wirtschaftlichen und sozialen Koordination. Sie seien als Produkt subjektiver Werteinschätzungen von Individuen nicht durch den Staat aufgrund objektiver Daten »setzbar«. Der Versuch, dies zu tun, führe unweigerlich zu Verschwendung und Fehlleitung von Ressourcen. Das Resultat seien Chaos und Niedergang. Der Sozialismus, wie auch moderatere Formen des Interventionismus, seien – zumindest langfristig – zum Scheitern verurteilt, weil sie den Marktprozess verzerrten.

Hülsmann verfolgt diesen Ansatz in allen seinen Verästelungen – von der Wissenschaftstheorie über die Bürokratiegeschichte bis zur Konjunkturtheorie, die wohl zu den bedeutendsten Leitungen des Ökonomen gehören und insbesondere in ihrer Kritik des Keynesianismus von ungebrochener Aktualität sind. So entsteht das Bild eines äußerst vielseitigen Denkers, der stets mit Mut in einer an politischen Katastrophen nicht armen Zeit als Liberaler mit »Ecken und Kanten« gegen den Zeitgeist ankämpfen musste.

Berlin/Potsdam *Detmar Doering*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Aygün Keser: Liberale versus starker Staat? Der Liberalismus von den Anfängen im Osmanischen Reich bis zum Ende der 1. Türkischen Republik

Hamburg: Verlag Dr. Kovac 2006, 274 S.

Die Berliner Dissertation versteht sich insgesamt als eine Überblicksdarstellung des Liberalismus in der Türkei und ist schon deshalb einzigartig in der Liberalismus-Forschung. Nicht nur, dass es wenig wissenschaftliche Untersuchungen über liberale Tendenzen in der Türkei gibt, auch eine rein historische, über einen längeren Zeitraum nach einheitlichen Kriterien forschende Analyse gibt es bisher nicht. Das vorliegende Werk ist somit ein erster Versuch, den Liberalismus oder die Existenz und Entwicklung liberaler politischer Tendenzen in der Türkei über mehrere Epochen hinaus darzustellen und zu bewerten.

Der Autor gliedert seine Dissertation in drei Hauptteile. Im ersten Teil, der die Theorie des Liberalismus behandelt, beginnt er zunächst mit einer allgemeinen Beschreibung der Rahmenbedingungen des Liberalismus in der Türkei. Kurz und komprimiert, aber dennoch sorgfältig beschreibt Keser hier die Besonderheiten und Schwierigkeiten, mit denen der Liberalismus und liberale Kräfte im Osmanischen Reich und der Türkei konfrontiert waren. Nach den seit Jahrhunderten existierenden religiösen, hier vor allem islamistischen Bewegung im Osmanischen Reich ist seit der Gründung der Türkei im 20. Jahrhundert vor allem das Wechselspiel zwischen autoritär-kemalistischen und sehr »säkularen« oder besser Religion unterdrückenden und Religion kontrollierenden Strukturen einerseits und konservativ-islamischen bis hin zu islamistischen Kräften andererseits dominierend, wobei beiden Opponenten das Prinzip des starken und interventionistischen Staates gemeinsam ist.

Nach dieser allgemeinen Einführung widmet der Autor ein Kapitel der Definition des Liberalismus in Abgrenzung zu anderen politischen Philosophien. Keser konzentriert dabei auf die vergleichende bzw. unterschiedliche Interpretation der klassisch liberalen Werte, d.h. der Aufgaben und Rolle des Staates, des Rechtsstaatsprinzips und des Freiheitsbegriff. Zwar sind seine Beschreibungen und Schlussfolgerungen inhaltlich komprimiert und korrekt, sie weisen an dieser Stelle jedoch zwei Schwachpunkte auf. Zum ersten ist für den deutschen oder europäischen Leser (aufgrund der Abfassung in deutscher Sprache darf man von dieser primären Zielgruppe oder Leserschaft ausgehen) eine vergleichende Analyse klassischer Werte des Liberalismus wie Rechts-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

staat, Freiheit mit anderen politischen Denkrichtungen nichts Neues, zumal der der Autor hier nur klassische westliche Vordenker berücksichtigt und auf die Umsetzungen und Widerstände in westlichen Ländern eingeht. Zum zweiten wäre an dieser Stelle ein Vergleich oder eine Untersuchung interessant, inwieweit die liberalen Ideen in anderen Ländern in der Region oder anderen islamisch geprägten Staaten und Gesellschaften Beachtung und Einzug gefunden hätten.

Im zweiten Kapitel seines Theorieteils beschreibt Keser das Phänomen des starken und tiefen Staates, das sich durch den gesamten Untersuchungszeitraum zieht und auch heute noch die aktuelle politische Diskussion und Entwicklung in der Türkei dominiert. Der Leser gewinnt einen hervorragenden historischen Überblick über die Entwicklungen in der Türkei, der es ihm erlaubt, die aktuell heute in der Türkei herrschenden Rahmenbedingungen in Staat, Gesellschaft und Politik zu verstehen. Einziges Defizit dieser auch hier wiederum sehr komprimierten, aber gut verständlichen beschreibenden Darstellung bleibt ein Vergleich zu anderen Ländern in der Region, um eine globale und historisch objektivere Einordnung und Bewertung dieses Aspektes vornehmen zu können.

Im zweiten Hauptteil seiner Dissertation beschreibt der Autor in fünf Kapiteln eindrucksvoll liberale Tendenzen und Bewegungen in den Zeitepochen bis zur Staatsgründung der Türkei. Der Leser erhält einen ausgezeichneten Überblick über die einzelnen, sich gemäß dem Untersuchungszeitraum über Jahrhunderte hinziehenden Zeitepochen und deren Rahmenbedingungen. Geschickt und bewusst diskursiv analysiert Keser die Anfänge liberaler Tendenzen und Entwicklungen und die sich der Modernisierung und Liberalisierung widersetzenden Kräfte. Diese, sich auf 120 Seiten hinziehende Darstellung ist sicherlich der stärkste Teil der vorliegenden Dissertation, da er zwar getreu des sich durch die gesamte Abhandlung ziehenden Ansatzes komprimiert, aber sehr anschaulich und kurzweilig die sich gegenüberstehenden »Lager«, hier die Traditionalisten, dort die Modernisierer, hier die autoritären Kräfte, dort die demokratischen oder besser liberalisierenden Bewegungen und Personen beschreibt sowie deren Motive aber auch gegenseitige Verwicklungen und Verquickungen aufzeigt. Und hier liegt sicherlich der Haupterkenntniswert für den Leser, mit dem »tiefen und starken Staat« sowie dem Islam, die beiden historischen Determinanten zu erkennen, die trotz aller zeitgenössischen und politischen Veränderungen vom Osmanischen Reich selbst über den von Keser bearbeiteten Untersuchungszeitraum hinaus bis heute die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und auch Konflikte bilden und prägen. Noch ertragreicher wäre auch hier ein kurzer Vergleich zu den Entwicklungen in Europa oder den angrenzenden Regionen oder anderen muslimischen Staaten gewesen, der dem Leser die Einordnung der Entwicklungen in einen internationalen Kontext erlaubt hätte und so entweder eine

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Singularität der Entwicklung des Osmanischen Reiches oder aber Analogien zu anderen Staaten hätte aufzeigen können.
Im letzten Teil seiner Dissertation geht der Autor auf die liberale Entwicklungen nach der Staatsgründung der Türkei bis zum Militärputsch 1961 ein. In seiner Darstellung bleibt Keser auch hier seinem prinzipiell narrativen, teilweise diskursiven Ansatz treu. Historisch chronologisch beschreibt er die mehr oder weniger gelungenen Versuche der Etablierung eines Mehrparteiensystems, die Gründung und Schließung politischer Parteien, die retardierende und teilweise destruktive Rolle des tiefen Staates und der Staatsbürokratie, vergleicht die Motive und Visionen einzelner Persönlichkeiten. Im Schnelldurchlauf erhält der Leser eine Einführung und einen Überblick über die neueste türkische Geschichte. War die konzentrierte und komprimierte Darstellung der Ereignisse in den vorherigen Kapiteln eine wesentliche Stärke der vorliegenden Abhandlungen, bildet die gestraffte Behandlung hier einen Schwachpunkt. Gerade weil die in diesem Kapitel aufgeführten Ereignisse und Entwicklungen für die heutige Türkei noch stark prägend und geradezu ausschlaggebend sind, erscheint die Berücksichtigung auf exakt 50 Seiten in einem inhaltlichen und mit Blick auf die Bedeutung Missverhältnis zu den anderen Kapiteln zu stehen. Es ist schade, dass der Autor hier bei seinen sehr interessanten Schilderungen nicht ausführlicher und ins Detail geht. Auch hier fehlt die Berücksichtigung der Entwicklungen in anderen Ländern, so wäre ein kurzer Blick auf das nationalsozialistische Deutschland, Francos Spanien und auch Mussolinis Italien hilfreich, und für den Zeitraum 1949 bis zum Ende des Untersuchungszeitraum wäre eine kurze Betrachtung, wie Europa auf die Entwicklungen in der Türkei reagiert, sicherlich ebenfalls nützlich, ist die Türkei doch seit 1949 Mitglied des Europarates.
Hinsichtlich der Gesamtbewertung der Dissertation kommt es auf den Blickwinkel des Lesers an. Die Dissertation Aygün Kesers ist mit Sicherheit und zweifellos eine sehr nützliche und informative geschichtliche Überblicksdarstellung. Der Leser ist gut informiert über die Entwicklung und Grenzen des Liberalismus bzw. liberaler Elemente in dem von Keser untersuchten Zeitraum und kann die derzeitigen Entwicklungen besser einordnen. Will der Leser also die Abhandlung als Hintergrundinformationen über die Türkei nutzen, ist Kesers Werk mit seiner komprimierten und kurzweilig geschriebenen Darstellung sehr empfehlenswert. Unter politikwissenschaftlichen Kriterien und zur Einordnung in den zeitgenössischen Kontext hätten jedoch kurze Vergleiche zu den Entwicklungen in anderen Ländern im Untersuchungszeitraum der Dissertation noch größere Aussagekraft gegeben.

Istanbul *Jörg Dehnert*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Theodor Heuss: Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949

Herausgegeben und bearbeitet von Ernst Wolfgang Becker. München: K.G. Saur Verlag, 2007 (Theodor Heuss: Stuttgarter Ausgabe, Briefe Bd. 4), 621 S., 30 Abb.

Neues über Theodor Heuss? Man mag es kaum glauben angesichts der in den letzten Jahrzehnten – zum Teil wieder – aufgelegten Biographien aus seiner Feder, dazu vor allem seiner Reden, seiner Erinnerungen, zudem der zahlreichen Bücher und Aufsätze über Leben und Werk des ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland. Nun aber zeigt sich: Wer den ganzen Heuss sich selbst wieder lebendig machen will, der muss seine Briefe lesen. Darum ist die Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus nicht genug zu loben, dass sie die von ihr seit längerem geplante »Stuttgarter Ausgabe« der Reden, Schriften, Briefe und Gespräche ihres Namenspatrons mit einem ersten Band beginnt. Er versammelt insgesamt 220 zumeist bisher nicht publizierte Briefe aus den ersten vier Jahren nach dem Ende des zweiten Weltkriegs und der NS-Diktatur, also aus dem Zeitraum, in welchem Heuss vom Zeitungsherausgeber über den württemberg-badischen Kultminister und den Vorsitz der neu gegründeten Freien Demokratischen Partei bis zum Bundespräsidenten aufstieg – eine atemberaubende Karriere in einer Zeit, als alles oder doch vieles neu begann.

Der Herausgeber, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung, hat an diese Publikation außerordentliche Mühen gewandt. Nicht nur war aus etwa 1500 nachgewiesenen Heuss-Briefen jener Jahre eine strenge Auswahl zu treffen. Ernst Wolfgang Becker hat darüber hinaus alle ausgewählten Briefe sorgfältig annotiert, die Fülle der dort genannten Personen identifiziert und in einem überaus hilfreichen Personenregister festgehalten sowie an bestimmten Stellen den zeithistorischen Kontext des jeweiligen Briefs kenntnisreich erläutert. Er hat zudem die Lebensstationen von Heuss zwischen Geburt 1884 und Tod 1963 übersichtlich zusammengefasst, und zwar als Auftakt zu einem den Briefen vorangestellten umfangreichen Essay über Theodor Heuss als Erzieher zur Demokratie. Man mag einwenden, dass diese Kennzeichnung von Heuss' Wirken besonders in den Jahren zwischen Kriegsende und Beginn der Bundesrepublik allzu eng sei. Tatsächlich beschränkt sich Becker denn auch nicht auf den Volkserzieher, der Heuss ganz gewiss in besonderer Weise war, sondern skizziert ebenso seine Tätigkeiten als Literat, Publizist und Redner, als Hochschullehrer und Kultusminister, besonders dann als Parteipolitiker

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und als einer der Väter des Bonner Grundgesetzes. Nicht zuletzt nimmt Bekker den familiären Umkreis und das Freundschaftsgeflecht rund um Heuss in den Blick.

Das alles spiegelt sich in den ausgewählten Briefen. Da wird der mühsame Nachkriegsalltag lebendig, dem auch der rasch prominent gewordene Heuss nicht entging, etwa im Kampf mit der Stuttgarter Bewirtschaftungsbürokratie um die Zuteilung eines Autos oder im Dank an die in den USA lebenden Freunde Stolper dafür, dass ihre regelmäßigen Lebensmittel- (und Zigarren-!)sendungen dem bis auf 105 Pfund abgemagerten Kultminister zu deutlicher Gewichts- und Gesundheitszunahme verhalfen. Trotzdem musste Heuss mehrfach wegen Krankheit seine öffentliche Tätigkeit unterbrechen, während Frau Elly Heuss-Knapp, so wie er in den Landtag von Württemberg-Baden gewählt, sogar längere Zeiten in Sanatorien zubrachte. Selbst in den ausgewählten Briefen wird zudem deutlich, wie hektisch Heuss' Arbeitstage verliefen, außer während der kurzen Ministerzeit ohne jede Hilfskraft, und erst recht, nachdem die zunächst auf Landesebene gebildeten liberalen Parteien ihn als zugkräftigen Redner entdeckt hatten. Daneben betrieb er mit Eifer die Neuauflagen seiner Biographien von Friedrich Naumann und Anton Dohrn, machte seine Lebensbeschreibung von Robert Bosch publikationsreif, gedachte in einer Broschüre der Revolution von 1848 und sorgte mit Zeitungskommentaren, vor allem in der von ihm mitbegründeten Rhein-Neckar-Zeitung zu Heidelberg, für weitere öffentliche Resonanz.

Und dann die Parteipolitik! Selbstkritisch, wie er war, attestierte Heuss sich selbst, für Organisationsfragen nicht geeignet zu sein. Überdies zeigen etliche Briefe an gute Freunde und Gesprächspartner, dass er sich nicht eigentlich als Parteipolitiker fühlte. Als er das Ministeramt in Stuttgart nach der ersten freien Landtagswahl wieder abgeben musste, um seinem Freund Reinhold Maier die Ministerpräsidentschaft zu sichern, erklärte er seinen Briefpartnern, er könne nun endlich zu seiner eigentlichen Berufung zurück kehren, zu den Büchern und zur Wissenschaft. Kaum anders seine Reaktion darauf, dass er schon lange vor Verabschiedung des Grundgesetzes als künftiger Bundespräsident gehandelt wurde (was übrigens mit der Legende aufräumt, erst der Kanzlerkandidat Konrad Adenauer habe den Präsidentenkandidaten Heuss erfunden): Er strebe nicht danach. Auch seine Wahl auf dem Gründungsparteitag der westdeutschen Freien Demokratischen Partei im Dezember 1948 zu deren erstem Vorsitzenden entlockte ihm eher distanzierte Kommentare. Da ist freilich zu bedenken, was der in fast drei Jahrzehnten bis 1933 durch alle Höhen und Tiefen einer Parteilaufbahn gegangene Heuss gewiss gut wusste, dass nämlich ein begehrenswertes Amt oder Mandat nur bekommt, wer nicht zu sehr, möglichst gar nicht danach strebt, jedenfalls in der Öffentlichkeit und sogar im Freundeskreis. Dass er ein wirkungsvoller und darum begehrter Red-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ner war, in den Parlamenten wie in der Öffentlichkeit, und deshalb für die Partei geradezu unentbehrlich, wusste er ohnehin.
Solcher Maxime entspricht, dass Theodor Heuss sein Licht gegenüber seinen Freunden keineswegs unter den Scheffel stellte, sondern in seinen Briefen gern und deutlich seine Erfolge beschrieb. Das gilt schon für die Beratung der württemberg-badischen Landesverfassung von 1947 im Stuttgarter Landtag, aber vor allem für die Verfassungsberatungen in dem seit dem Herbst 1948 zu Bonn tagenden Parlamentarischen Rat bis zur Verabschiedung des Grundgesetzes am 8. Mai 1949. In fast allen politischen Briefen aus jener Zeit schildert Heuss sehr offen, wie er als Vorsitzender der FDP-Fraktion deren Schlüsselstellung angesichts des Patts zwischen Schwarz und Rot nutzte, um wichtige Weichen zu stellen, manchmal auch gegen seine Fraktionskollegen. Das reicht von der Wahl des Bundespräsidenten durch die Bundesversammlung über die besonders schwierige Balance zwischen Bund und Ländern und die Konstruktion des Bundesrats bis zum Verhältnis von Staat und Kirchen. Dass er dabei mit den selbstherrlichen Führungsfiguren von Union und SPD, hier Adenauer, dort Schumacher, öfter seine liebe Not hatte, wird nicht verschwiegen. Nur eben: ein Berufspolitiker, gar heutigen Stils, war und wurde er nie.
Doch blieb ihm stets sehr bewusst, wie eng begrenzt die Zahl jener Persönlichkeiten war, die sich als vom NS-Regime Unbelastete in der neuen Ära dem politischen Wiederaufbau widmen konnten, wie unentbehrlich also er selbst geworden war. Umso wichtiger wurde ihm der Kreis der Freunde und Gesinnungsgenossen aus der Zeit vor 1933, soweit sie das Unheil überlebt hatten, ganz überwiegend aus der Deutschen Demokratischen, späteren Staatspartei, doch auch darüber hinaus im konservativen wie im sozialdemokratischen Bereich. Eindrucksvoll wird in den Briefen deutlich, wie sehr ihm in seinen vielfältigen Aktivitäten dieses Netzwerk half, das die zwölf Jahre Hitler fast unverändert überdauert hatte, ganz gleich, ob seine Mitglieder wie er selbst in der inneren Emigration verharrt hatten oder zur Emigration in das Ausland gezwungen worden waren.
Freunde wie August Weber in London, Wolfgang Glaesser in Zürich oder Gustav und Toni Stolper in New York gaben nicht nur Rat, sondern öffneten auch manche Tür im Ausland zu einer Zeit, als die Deutschen noch ganz isoliert von der Welt unter Besatzungsregime lebten – so zum Beispiel August Weber zu den britischen Liberalen, Gastgebern des Gründungskongresses der Liberalen Internationalen in Oxford anno 1947, an welchem Heuss als deutscher Delegierter teilnahm. Dem aus der Emigration zurück gekehrten Alfred Döblin gratulierte er zu dessen siebzigstem Geburtstag. Manche Söhne emigrierter Freunde begegneten ihm nun als Angehörige der amerikanischen Besatzungsverwaltung und suchten seinen Rat. Mit Shepard Stone, dem nachmals berühmten leitenden Mann der Ford Foundation und Gründer des

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Aspen-Instituts, damals als US-Offizier in Deutschland, verband ihn, dass Stone bei dem Heuss eng verbundenen Historiker Hermann Oncken in München promoviert und vor 1933 in Berlin an seinen Vorlesungen teilgenommen hatte.

Für Heuss gilt jedenfalls nicht, was den damaligen Deutschen bis heute vielfach nachgesagt wird, dass sie nämlich verschwiegen und verdrängten, was gerade erst gewesen war. Bei aller Kritik an den von den Besatzungsmächten vorgegebenen, allzu groben Methoden der Entnazifizierung, die auch Heuss übte, bezeugen seine Briefe doch vielfach, dass und wie sehr ihm an einer Reinigung vom Gift des Nationalsozialismus gelegen war, und zwar nicht kollektiv, sondern nach dem Maß der persönlichen Verantwortung. Als die hessische FDP unter August Martin Euler zur Bundestagswahl 1949 ein Abkommen mit der ganz rechts angesiedelten »Nationaldemokratischen Partei« eines längst vergessenen Herrn Leuchtgens traf, übte Heuss daran scharfe briefliche Kritik – erstes Anzeichen der späteren Flügelkämpfe in der FDP zwischen »national« und »liberal«. Dass er selbst dem Ermächtigungsgesetz von 1933 aus Fraktionsdisziplin zugestimmt hatte, statt nach seiner eigenen Erkenntnis Nein zu sagen, und damit einen schweren politischen Fehler begangen hatte – schon 1947 Gegenstand eines hauptsächlich auf Reinhold Maier zielenden Untersuchungsausschusses im Stuttgarter Landtag –, war ihm sehr bewusst, wie aus anderen Publikationen hinlänglich bekannt. Doch pochte er, so in etlichen Briefen, mit Recht darauf, dass er damit keine Schuld auf sich geladen, vielmehr durch die Nazis seinen Beruf wie auch seine politischen Positionen verloren habe und dem Widerstandskreis um Goerdeler durch die gemeinsame Bosch-Connection verbunden gewesen sei.

Wie nach ganz rechts, zog Heuss auch nach ganz links scharfe Grenzlinien. So positiv er noch im Sommer 1947 vom Eisenacher Parteitag der ostzonalen LDP berichtete, auf dem er als Ko-Vorsitzender der aus LDP und den westdeutschen FDP-Landesparteien gebildeten, alle vier Besatzungszonen umfassenden Demokratischen Partei Deutschlands eine der Hauptreden hielt, so deutlich wurde er nur ein halbes Jahr später in seinem umfangreichen »Scheidebrief« an den ostzonalen Ko-Vorsitzenden Dr. Wilhelm Külz – auch er ein Angehöriger des alten Netzwerks – angesichts der immer klarer werdenden Abhängigkeit der LDP-Führung von den Weisungen der sowjetischen Besatzer und von der durch diese in die Macht eingesetzten SED. Kurz darauf wurde das Scheitern der einzigen nach 1945 geschaffenen gesamtdeutschen Partei, der DPD, förmlich vollzogen, dies noch vor Währungsreform und Berlin-Blockade als frühes Zeichen der Teilung Deutschlands zwischen West und Ost.

Für all dies und noch mehr ist die Briefausgabe, zunächst einmal für die Jahre 1945 bis 1949, eine wahre Fundgrube. Sie schließt als wichtige Primärquelle zu ihrem Teil die Lücke zwischen den bis 1933 reichenden Lebenserinnerun-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gen des ersten Bundespräsidenten und den 1955 beginnenden Heuss'schen Tagebuchbriefen an die verwitwete Freundin Toni Stolper, beides längst publiziert. Umso dringender wird der Wunsch nach der immer noch ausstehenden großen Biographie von Theodor Heuss. Wer immer sich daran wagt, wird sie in den Zusammenhang der Zeitgeschichte stellen müssen. Dazu hat Ernst Wolfgang Becker in seinem Einleitungsessay eine Reihe wichtiger Fragen aufgelistet, die nun der Beantwortung harren.

Bonn *Barthold C. Witte*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hans-Volker Schwarz: Die Berliner Liberalen im Brennpunkt des Ost-West-Konfliktes 1945-1956 – vom Landesverband der LDP Groß-Berlin zur FDP Berlin (West) und LDP(D) Berlin (Ost).

Frankfurt/Main: Peter Lang (= Schriften zur Europa- und Deutschlandforschung Bd 13) 2007, 709 S.

Ein merkwürdiges Buch verbirgt sich hinter dem langen Titel über die Berliner Liberalen, eine Dissertation *des Autors* der Geschichtswissenschaft an der Universität Bochum aus dem Jahre 2004. Zunächst hat sich der Rezensent gefragt, wie über 11 Jahre der Berliner LDP/FDP-Geschichte 700 Druckseiten zustande kommen können. Nach der Lektüre, der das als dicke Broschüre gebundene Buch nicht standhält (einzelne Seiten fallen heraus), fragt sich der Rezensent auch, was der Autor eigentlich beabsichtigt hat. Es ist im Gegensatz zum Titel eine Geschichte der LDP(D) unter besonderer Berücksichtigung des Berliner Landesverbandes (LV), der ja als einziger liberaler Landesverband in Ost und West gespalten worden war. Bei genauerem Hinsehen ist es aber eigentlich nur ein Buch über die »Ära« Schwennicke, des Landesvorsitzenden von 1946 bis 1956. Er ist nämlich die alleinige zentrale Figur des Buches, ohne dass der Autor Schwennickes Politik in der Partei und Öffentlichkeit klar analysiert und erläutert. Schwennicke beherrscht fast jeden Absatz des Textes, aus seinen Reden, Schreiben oder Zeitungsartikeln wird aber sehr selten zitiert. Durch das Buch zieht sich wie ein roter Faden: Der LV Berlin »unter Schwennicke« oder noch undemokratischer die »Parteileitung« durch Schwennicke. Dabei ergeben sich insgesamt viele Ungereimtheiten, Wiederholungen und sogar Widersprüche. Im wissenschaftlichen Sinne ergeben sich durch die oberflächlichen Darstellungen keine neuen Erkenntnisse. Ein gravierender Fehler ist das Fehlen eines Personenregisters. Zwar wird die einschlägige Literatur weitgehend, aber leider auch ziemlich ungeprüft ausgewertet, einschließlich reichlicher Stasi-Unterlagen, auf Zeitzeugen-Gespräche hat der Autor jedoch verzichtet. Und nicht zuletzt: An Druckfehlern mangelt es leider auch nicht. Das schönste Beispiel ist Stephan Werner (S. 39) statt Werner Stephan.

In seiner Einleitung nimmt H.-V. Schwarz allgemein den Liberalismus und die FDP in den Blick. Dabei macht es sich der Autor mitunter zu einfach. Liberale Prägung erhielt die Partei nicht erst »durch das Wirken einer neuen Generation westdeutscher Liberaler nach dem »Jungtürken-Aufstand« im Jahre 1956« (S. 3). Liberale Landesverbände gab es vielmehr bereits seit

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

1945 in Nord-, West- und Süddeutschland – auch Berlin könnte man dazu zählen –, »ein Nord-Süd-Gefälle« (S. 4) im Sinne nationalliberal war der Norden, linksliberal der Süden stimmt so pauschal nicht, was der Verfasser im weiteren Teil seines Buches (S. 488/89) selbst relativiert. Geradezu abenteuerlich ist seine Aufzählung einer »Handvoll von Persönlichkeiten aus dem Lager des politischen Liberalismus«, die »die Entwicklung des deutschen und Berliner Nachkriegsliberalismus« mitgeformt haben: So werden Wilhelm Külz und Theodor Heuss neben Carl-Hubert Schwennicke, Artur Lieutenant, Reinhold Schwarz und Wilhelmine Schirmer-Pröscher nebeneinander gestellt (S. 5). Wer kennt denn die Namen der drei Letztgenannten unter den Liberalen? Schließlich bezeichnet der Autor auch noch Hans Reif als »Weggefährten« Schwennickes (S. 28). Reif war vielmehr sein innerparteilicher Gegner aus vielfältigen Gründen, wie H.-V. Schwarz auf S. 280 selbst hervorhebt.

Im ersten Hauptteil über die Berliner Liberalen 1945-1948 erwartet der Leser Genaueres über die Gründung des LV Berlin der LDP, wie die Partei in der Hauptstadt und in der Sowjetischen Besatzungszone zunächst hieß, zu erfahren. Doch im Vordergrund steht die Zonenpartei mit ihren Landesverbänden, die vom Kopf her auf die Füße gestellt wurde und die versuchte, sich als »Reichspartei« für ganz Deutschland zu gerieren. Der Autor schreibt, der Gründungsaufruf der LDP wurde am 10. Juli 1945 im »Morgen« veröffentlicht, was falsch ist, weil die Fußnote darauf verweist, dass die Parteizeitung erst am 3. August 1945 mit ihrer 1. Ausgabe erschien (S. 48). Das ist symptomatisch für dieses Buch. Dem Satz »Am 21. September 1945 wurde der LV Berlin der LDP gegründet« (S. 50) folgt nicht etwa die Ausführung, von wem, wo und unter welchen Umständen der LV aus der Taufe gehoben wurde. Das steht nicht im Buch, auch nicht das Gründungsprotokoll. Ziemlich schnell kommt der Verfasser vielmehr zu seinem »Helden« Schwennicke, der von der Sowjetischen Besatzungsmacht angeblich zum Landesvorsitzenden »gemacht« wurde (S. 60). Wenn es stimmt, war es ein strategischer Fehler der Sowjets, was sie selbst bald merken sollten. Auch politisch-programmatisch macht es sich der Verfasser zu einfach. Mit Schwennickes Wahl hätte es eine »Kurskorrektur nach rechts« (S. 64) gegeben. Der LV wird als Verfechter einer »restaurativen Politik« bezeichnet, als »politische Interessenvertretung … der Wirtschaft, Beamten und Verwaltungsangestellten und bürgerlichen Schichten«, national-konservativer und »neuer Wählergruppen«. »Die Verhinderung oder zumindest Abdämpfung der gesellschaftlichen und politischen Reformen« sei das Parteiziel gewesen (S. 68). Das wird im Einzelnen damit begründet, dass die Berliner Liberalen nicht wie SED, SPD und CDU zusammen für Sozialisierung in welcher Art auch immer, eintraten. Wie sollte sich aber die liberale Partei für Sozialismus und kommunistisch geprägte gesellschaftliche Umwälzung (keine Reformen) einsetzen, fühlte sie

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich doch den Idealen der Freiheit und Demokratie verpflichtet? Generell krankt dieser Teil des Buches daran, dass mangels konkreter Aussagen und Fakten aus dem LV Berlin die Struktur und Geschichte der gesamten LDP in den ostzonalen Landesverbänden unter Führung von Wilhelm Külz analysiert wird.

Gegen die Politik von Külz, der sich zunehmend an die SED und ihre Besatzungsmacht anlehnte, wandte sich der Berliner LV, was im zweiten Hauptteil über die Opposition des LV Berlin (1946-1948) beschrieben wird. Es stimmt nicht, dass diese Opposition des LV ein »Rechtsschwenk« (S. 224) war. Richtig ist nur, dass die politische Entwicklung auf Grund der politischen Ost-West-Wetterlage gerade in Berlin auseinander treiben musste. Die LDP Berlin hatte in ihrer Wählerschaft in der Viersektorenstadt und bei den Westalliierten den nötigen Rückhalt, die LDP-Führung und die Landesverbände in der Zone standen dagegen unter dem doppelten Druck von SED und Sowjetmacht. In diesem Zusammenhang behauptet der Verfasser, dass die Volkskongressbewegung in der Sowjetzone und im Ostsektor Berlins, die im Dezember 1947 einsetzte, »parallel zur verfassungspolitischen Diskussion und Konstituierung der Bundesrepublik« ins Leben gerufen wurde (S. 258). Doch der Parlamentarische Rat zur Schaffung des Grundgesetzes und der Bundesrepublik versammelte sich erst im September 1948.

Unter die Rubrik Kuriositäten *in diesem Buch* fällt die Überschrift des Unterkapitels »Von Halle nach Heppenheim« (S.317). Mit »Halle« ist der Ausschluß des LV Berlin aus dem LDP-Zonenverband (10. Februar 1948) gemeint, der allerdings schon im vorhergehenden Unterkapitel breit abgehandelt wird. »Heppenheim« dagegen, der Zusammenschluß der westdeutschen und West-Berliner Liberalen zur FDP im Dezember 1948, wird hier überhaupt nicht erwähnt. Mitunter fragwürdig ist auch manche Argumentation des Autors: Auf der einen Seite bezeichnet er Külz als »janusköpfig«, weil er ehrenhaft Schwennicke warnt, zum LDP-Hauptausschuß nach Halle zu kommen (er könne nicht für seine Sicherheit garantieren), aber das Nichterscheinen zugleich kühl einkalkuliert, andererseits habe der LV, so der Verfasser, durch das Nichterscheinen von Schwennicke »auf erhebliches Gestaltungspotenzial in der Auseinandersetzung mit der Parteileitung« (S. 294/95) verzichtet. Hier verkennt Schwarz die Situation. Die Berliner hatten gar keine Chance, sich gegen Külz durchzusetzen. Die Fronten waren schon klar gezogen und nicht mehr zu überbrücken.

Die erzwungene Trennung der LDP-Bezirksverbände im Ostsektor von West-Berlin und ihre Anpassung an die LDP-Politik der Zone und damit an die der SED-Vormacht bilden den Mittelpunkt des dritten Hauptteils. Motive und Ansichten der beteiligten LDP-Funktionäre werden dabei aber nicht klargelegt. Vor allem bleibt im Dunkeln, was Reinhold Schwarz, der eine Position im Westberliner Bezirk Charlottenburg hatte, in den Ostsektor trieb. Deut-

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

licher wird das bei Wilhelmine Schirmer-Pröscher, die im Ostteil der Stadt schnell Karriere im Rahmen der Blockpolitik machte. Der Autor schildert die »Metamorphose« der Ost-Berliner LDP zum »Transmissionsriemen der SED« und stellt am Schluß dieses Abschnitts überflüssigerweise fest: »Der Mittelweg blieb den Liberalen im östlichen Teil Deutschlands verwehrt«, um fortzufahren, »dafür sollte die Alleinherrschaft der SED…., die erst im Herbst 1989 – durch einen beherzten Vorstoß des LDPD-Vorsitzenden Manfred Gerlach begleitet – gebrochen werden« (S. 484). Gemeint ist hier Gerlachs Rede vom 20. September 1989 zum 40. Jahrestag der DDR. Wenn das keine Legendenbildung ist!

Im Vierten und letzten Hauptteil über die FDP Berlin von 1949-1956 wiederholt der Verfasser seine Kritik, dass die Partei »weniger den schonungslosen Neuanfang nach dem Zusammenbruch … im Auge hatte und vielmehr ein Anknüpfen an die gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung zu Zeiten der Weimarer Republik verfolgte« (S. 491). Da macht es sich der Autor wieder einfach und verzichtet auf eingehende Begründung. Die auch von ihm festgestellten Wahlerfolge 1948 und 1950 zeigen doch die positive Resonanz auf die Politik der FDP, die angesichts der Entwicklung in der DDR und des Wirtschaftswunders und Demokratieansehens in Westdeutschland vor allem sozialistische Experimente ablehnen mußte. Erst nach der ersten Wahlniederlage 1954 sinkt der Stern Schwennickes – aus vielfältigen Gründen – im innerparteilichen Kampf. Sein Streit mit der Bundes-FDP und dem neuen Bundesvorsitzenden Thomas Dehler wegen der FDP-Lockerungsübungen in der Außenpolitik zog ihn immer mehr an die Seite des Bundeskanzlers Adenauer. Auf der anderen Seite hat die DDR-Stasi ihre Hände im Spiel gegen den verhassten »Antikommunisten« Schwennicke (versuchter Sprengstoffanschlag 1955). Schwennickes Austritt aus der FDP 1956 und sein Versuch, mit einer eigenen neuen Partei politisch weiterzumachen, misslingt dann aber gründlich. Mißlich ist nur, dass sich die Geschichte des Endes der »Ära Schwennicke« allzu sehr auf Stasiunterlagen stützt. Sie sind bekanntlich nicht die zuverlässigste Quelle. »Der Spaltung der Bundes-FDP« folgte 1956 auch »in West-Berlin die Spaltung der FDP« (S. 588) urteilt der Autor. Beides stimmt so nicht. Es blieb im Bundesgebiet von Teilen in Hessen abgesehen bei der Spaltung der Bundestagsfraktion. Später zieht der Verfasser seine These auch wieder zurück: »Von einer Spaltung der Bundes-FDP ... zu sprechen«, sei »überzeichnet« (S. 601/2). In Berlin gingen 6 von 19 Abgeordneten mit Schwennicke und in den Bezirksverbänden gab es nur eine sehr begrenzte Abspaltung.

Im Schlußteil schießt der Autor, beeindruckt von der Fülle des Stasi-Materials über die FDP Berlin, weit über das Ziel hinaus, wenn er schreibt, dass »der LV Berlin der FDP durch die Aktivitäten der Staatssicherheit der DDR sowohl quantitativ als auch qualitativ unterwandert und zersetzt worden« sei (S. 620).

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

So einfach lässt sich »Geschichte machen!« Die Stasi war es also; sie schwächte und spaltete die West-Berliner Liberalen, meint er. Richtig ist aber: Partei und Abgeordnetenhausfraktion haben die Krise von 1956 (wie auch spätere Krisen) wenn auch erst nach einiger Zeit überwunden. Aus den zahlreichen weiteren Irrtümern oder Versäumnissen können nur einige Beispiele genannt werden: Die SPD ist nach der Zwangsvereinigung mit der KPD zur SED in West-Berlin nicht »wiedergegründet« (S. 56) worden; sie bestand einfach fort. Gerlach war strikter Verfechter der FDJ, nicht ihr Kritiker, wie es der Autor aus dem Gerlach-Buch ungeprüft übernimmt (S. 85). Herbert Geisler war nie Leiter des Ostbüros der FDP (S. 275). Verharmlosend wirkt, wenn der Autor die Durchsetzung des Sozialismus, wie ihn die SED verstand, als gesellschaftliche »Umordnungen« (S. 472) bezeichnet. Wenn es sich im vorliegenden Fall schon um ein Schwennicke-Buch handelt, dann fehlt die Einrichtung des Büros Selle (Informationsstelle) 1953 zur nachrichtendienstlichen Tätigkeit durch den Landesvorsitzenden, die sich nach J.Frölich (in W.Schollwer: Gesamtdeutschland ist uns Verpflichtung – Aufzeichnungen aus dem FDP-Ostbüro 1951-1957, Bremen 2004, S. 15) »bald als Belastung für das Ostbüro erweisen sollte«. Erich Mende gehörte nicht zu den »Jungtürken« (S. 584). Und schließlich: Die Bildung der SPD/FDP-Koalition 1969 in Bonn nennt der Verfasser fälschlich »große Koalition« (S. 610).
Auch im ausgeweiteten Anhang – nur das zum Nachschlagen so wichtige Personenregister fehlt – gibt es leider viel zu kritisieren. Das Quellenverzeichnis, insbesondere die Literatur, ist viel zu ausführlich; keineswegs auf Thema und Zeitraum begrenzt und dennoch lückenhaft. In den Kurzbiographien von Konrad Adenauer (auch ein Berliner?) bis Kurt Zabel ist das Kriterium für die Aufnahme in dieses Verzeichnis nicht zu erkennen. Bei William Borm fehlt seine Verhaftung durch die DDR 1950 und anschließende Verurteilung. Hans Reif war nie Generalsekretär der DDP, sondern Mitarbeiter im Hansa-Bund für Gewerbe, Handel und Industrie; DDP-Reichsgeschäftsführer war sein Freund Werner Stephan. Sowjetmarschall Sokolowski wird vorgestellt, aber niemand von den Westalliierten. Vermutlich nur, weil Külz mit ihm zu tun hatte. In den Daten zur Geschichte der LDP(D) und FDP gibt es zuviele Fehler: z.B. 19.5.1945: Dem ersten Berliner Magistrat gehörte kein Liberaler an. Der Autor aber schreibt: Liberale sind »erheblich unterrepräsentiert« (S. 671). Im Buchtext betont er aber selbst, dass es anfangs kein LDP-Mitglied im Magistrat gab (S. 55 und 164). 6.9.1948: Die administrative Spaltung Berlins durch die SED erfolgte erst am 30.11.1948. 6.9.53: Wahlen zum 2. Deutschen Bundestag (ohne Bezug zu Berlin) werden erwähnt, das Ergebnis aber nicht. 1.1.57: Eingliederung des Saarlandes (auch kein Bezug zum Thema), aber die vorherige Volksabstimmung wird verschwiegen. 22.10.57: Das gehört auch nicht zum Inhalt: Adenauers Wiederwahl, ohne das Resultat der vorherigen Bundestagswahl zu erwähnen. Bleiben schließlich noch die Dokumente.

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch sie sind sehr willkürlich, ja eigenartig zusammengestellt: Es fehlen z.B. das Gründungsprotokoll des LV Berlin, seine erste Satzung und Auszüge aus den wichtigsten Reden und Parteitagsbeschlüssen von 1945 bis 1956. Überflüssig, weil unbedeutend, sind dagegen Texte der »Kampfgemeinschaft der Ost-LDP-Flüchtlinge«, die keine relevante Rolle im LV spielten, das Entnazifizierungsabschlussgesetz und ein SED-Antrag zur Enteignung von Kriegs- und Naziverbrechern.

Das Fazit zum Buch: Weniger wäre mehr gewesen. Die strikte und erläuternde Darstellung der Geschichte des LV Berlin hätte die vom Autor beklagte Lücke, die er schließen wollte, tatsächlich geschlossen. Mit einem Wort knapp und deutlich: enttäuschend.

Bonn *Peter Juling*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ines Soldwisch: »….etwas für das ganze Volk zu leisten und nicht nur den Zielen einer Partei dienen…« Geschichte der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) in Mecklenburg 1946 – 1952

Berlin/Münster: LIT Verlag Dr. W. Hopf, 2007 (Rostocker Schriften zur Regionalgeschichte, Bd. 1), 292 S.

Mit ihrer – ursprünglich 2004 bei dem Rostocker Zeithistoriker Werner Müller als Dissertation vorgelegten – Arbeit möchte die Autorin weniger einen Beitrag zur Regionalgeschichte im engeren Sinne leisten. Vielmehr will sie eine Lücke in der noch komplettierungsbedürftigen Forschungslandschaft der Regionalstudien zur Parteiengeschichte des Liberalismus füllen. Sie hat sich dabei mit Mecklenburg eine für den politisch organisierten Liberalismus in Deutschland gemeinhin eher als peripher und marginal geltende Region ausgesucht, kurz eine »Diaspora« des Liberalismus. Läßt man allerdings die Reichstagswahlergebnisse des Kaiserreiches, weniger die der Weimarer Republik, Revue passieren, so wird deutlich, dass man mit der Aussage, Mecklenburg sei »nie ein Land des Liberalismus« gewesen (S.12), haushalten sollte. Wie tief jedoch auch immer die Wurzeln des Liberalismus in den Seestädten der Ostsee oder im agrarisch strukturierten Hinterland gewesen sein mögen, Faktum bleibt, dass sich der Landesverband Mecklenburg der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) in der Tat gemessen an den Parteigründungs- und Lizenzierungsbedingungen der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) erst relativ spät, und zwar im Januar 1946 gegründet hat, spät für die SBZ, keinesfalls spät hingegen im gesamtdeutschen Formierungsprozess des politischen Liberalismus nach dem Zweiten Weltkrieg.

In acht systematisch angelegten Kapiteln versucht die Autorin verschiedene Aspekte der Parteientwicklung bis zur Auflösung des Landes Mecklenburg und dessen Überführung in drei Bezirke der DDR zu beleuchten. Wir hören zunächst von den Gründungsproblemen, die nicht zuletzt dadurch entstehen, dass sich viele traditionelle Liberale bereits 1945 der CDU als der eigentlichen »bürgerlichen Sammlungspartei« der SBZ zugewandt haben. Die LDP Mecklenburg bleibt daher mit 152 Ortsgruppen im Herbst 1946 (Sachsen-Anhalt weist im Vergleich die sechsfache Zahl auf!) eine zahlenmäßig und organisatorisch eher schwache Formation im Kreise der sowjetzonalen Liberaldemokraten, auch finanziell abhängig von Zuwendungen anderer Landesverbände oder den Einkünften, die die LDP-Landeszeitung, die zeitweilig

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erfrischend aufmüpfig agierende Schweriner »Norddeutsche Zeitung«, zu erzielen versteht. Wir hören des Weiteren von der programmatischen Blässe und dem Profilmangel der LDP, nicht nur in Mecklenburg, die die Verfasserin in weiten Teilen dem Agieren des Pragmatikers und zonalen Vorsitzenden Wilhelm Külz anlastet. Begrenzt – gemessen an den LDP-Resultaten andernorts – bleiben die Wahlerfolge der LDP im Jahre 1946 auf kommunaler Ebene, bei denen die Partei mit Ausnahme einzelner städtischer Regionen (Stralsund, Rostock, Wismar) deutlich hinter der CDU und weit hinter der SED zurückliegt. Auch bei den ersten Landtagswahlen im Oktober 1946 rangiert die schwach profilierte LDP des Nordens (mit 11 von 90 Mandaten) weit hinter den korrespondierenden Resultaten der liberalen Schwesterparteien der SBZ.

Nachdrücklich macht die Autorin dem Leser bewusst, unter welch schwierigen, von der Sowjetischen Militäradministration (SMA) und ihren deutschen realsozialistischen Vasallen diktierten Herrschaftsstrukturen bürgerliche Demokraten in der SBZ von Beginn an zu agieren hatten. Mit Tricks, Einschüchterungen und offenen Repressalien gingen die Vorreiter einer vorgeblich neuen, demokratischen Republik in Deutschland gegen oppositionelle Regungen vor, die rasch als »reaktionär« stigmatisiert, und damit geradezu für »vogelfrei« erklärt wurden. Bei aller Kritik an dem häufig anpasserischen Kurs der LDP-Landesführung (unter dem späteren DDR-weiten LDPD-Vorsitzenden Max Suhrbier), die dem scharfen Oppositionskurs aus den Reihen der mecklenburgischen LDP-Jugend mehr als reserviert gegenüberstand, macht Soldwisch deutlich, dass man sich vor leichtfertiger Pauschalkritik hüten sollte. Wer seinen liberalen Grundsätzen weitgehend kompromisslos treu bleiben wollte, dem blieb entweder die Flucht (oder besser: das Ausweichen) in die Westzonen oder er lief Gefahr, sein Leben zu riskieren. Wer wollte sich da heute hinstellen und die Suhrbiers oder Hilzheimers jener Tage in Bausch und Bogen verdammen?

Unscharf bleibt das Bild der inhaltlichen Entwicklung der LDP Mecklenburg, auch wenn uns die Autorin mit den Diskussionen der Parteitage 1947-1951 und dem Wirken der jeweils elfköpfigen LDP-Fraktionen in zwei Legislaturperioden des Landtages Mecklenburg (Okt. 1946 – Juli 1952) bekannt macht. Es wird – neben der ausführlichen Nennung der Vorstandswahlergebnisse (die uns dann allerdings ein weiteres Mal im Anhang der Arbeit begegnen) – vor allem deutlich, dass der stromlinienförmige Kurs der Landesführung, die der zonalen LDP-Führung in die Volkskongreß-Bewegung und dann auch in die Aufstellung von Einheitslisten mit den anderen Parteien des »Demokratischen Blocks« (anlässlich der Landtagswahlen des Jahres 1950) gleichsam willenlos zu folgen scheint, in der Landespartei Mecklenburg keineswegs stillschweigend hingenommen wurde – ohne dass die innerparteilichen Opponenten jedoch Wesentliches hätten bewirken können. Im Landtag bleibt die

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

LDP mit ihrem Entwurf zur Landesverfassung ebenso auf der Strecke wie im Kampf gegen eine Bildungspolitik, die unter dem Deckmäntelchen des Kampfes gegen Klassenprivilegien alter Eliten neue, anders akzentuierte Klassenprivilegien (für Abkömmlinge des Proletariats oder der Neubauernschaft) installieren will. Folgt man der Darstellung der Autorin, so erscheint die LDP in ihrer öffentlichen wie parlamentarischen Wirksamkeit eher als der »ewige Nörgler« im Hintergrund denn als jene Kraft, die der sich breitmachenden Vision neuer Klassengesellschaft die Alternativvision einer liberalen, demokratischen und sozialen Ordnung in Deutschland entgegenzustellen weiß.

Ausführlich, einprägsam und überraschend dicht gerät die Darstellung der LDP-Jugendarbeit – und dies nicht nur, weil sie eines der tragischsten Kapitel deutscher Liberalismusgeschichte einschließt. Von einer relativ guten Quellenlage und anderweitigen gründlichen Vorarbeiten profitierend, führt uns die Autorin nicht nur ein in die – durchaus erfolgreichen – organisatorischen Bemühungen der LDP um die junge Generation, um Schüler und Studenten. Wir erhalten auch Einblick in das, was die in der Sekundärliteratur oft und gern als »Gruppe Esch« firmierende »Formation« wirklich war – nämlich ein in dieser oder jener, in jedem Falle informeller Weise miteinander verbundener Kreis junger liberaler Aktivisten: Dieser informelle Kreis hatte sich um den »spiritus rector« Arno Esch geschart, den erfolgreichen und charismatischen Führer einer parteiinternen Opposition, die die als pure Lendenlahmheit und Duckmäuserei perzipierte Haltung der LDP-Elite aufs Korn genommen hatte. Durch drakonisches, auf Abschreckung abgestelltes Vorgehen wollte die SMA diesem »bourgeoisen Spuk« rasch den Garaus machen. Wer das Wüten des Stalinismus kennt – und es ist derweil gut erforscht –, der weiß, dass Menschen in der Sowjetunion resp. dem sowjetkommunistisch besetzten Teil Europas oft für weit weniger Widerstandsgeist ihr Leben hingeben mussten, als es der 23jährige Jurastudent im Juli 1951 in der Moskauer Ljubljanka tat. Ob es sich bei dem Wirken Eschs und seiner Mitstreiter um »Opposition« oder gar aktiven Widerstand gehandelt habe, dieser definitorische Glaubenskrieg erscheint schal im Angesicht des offen brutalen Agierens eines diktatorischen Regimes, das wußte, wo und wie die Axt anzulegen war, um den Geist des Aufbegehrens auszumerzen. Sicher ist diese tragische Episode auch ein Teil der Erklärung, warum die LDP im behandelten Zeitraum die »Metamorphose von einer eigenständigen bürgerlichen Partei…zur zumindest partiellen Erfüllungsgehilfin der SED« (S.17) vollzog.

Nach der Lektüre dieser Arbeit wissen wir mehr über die LDP Mecklenburgs in schwieriger Zeit. Aber wir wissen auch, dass noch weit mehr Fragen offen bleiben – auch solche, die mit einem breiteren forschenden Ansatz und mehr Mut zur analytischen Durchdringung des Quellenmaterials wohl einer Beantwortung hätten zugeführt werden können. Ärgerlich bleibt der immer wieder

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

entstehende Eindruck, dass ein kritisches Korrekturlesen offenkundig nicht stattgefunden hat. Man vermisst die ordnende Hand des Lektors, der zwar den Nationaldemokraten Kohls sicher nicht davor hätte bewahren können, zum Liberalen umfunktioniert zu werden, der aber diese oder jene sprachliche Unebenheit hätte beheben können. In Anbetracht der soliden Quellen- und Personenkenntnis der Autorin hätte man sich auch ein biographisch angereichertes Personenregister erhoffen können, um analytische Desiderate durch solide Materialfülle zu kompensieren. Aber unterschlagen wir – ob der Enttäuschungen hier und da – nicht, dass hier ein Beitrag zur Komplettierung der SBZ-Geschichte und der Geschichte des parteipolitisch organisierten Liberalismus in Deutschland geleistet worden ist, den die Liberalismusforschung nicht wird übersehen können.

Jerusalem *Hans-Georg Fleck*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Heide Hammel: »Die Zukunft hat schon begonnen«. Johann Peter Brandenburg. Oberbürgermeister der Stadt Pforzheim 1947-1966, FDP-Abgeordneter des Landtags von Baden-Württemberg 1946-1964 und 1968-1976.

Heidelberg, u.a.: Verlag Regionalkultur, 2007 (Schriftenreihe der Reinhold-Maier-Stiftung zur Geschichte, Praxis und Programmatik des Liberalismus in Baden-Württemberg, Band 32), 175 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen.

Es gibt eine reiche Vielfalt an liberalen oder liberal-demokratischen Persönlichkeiten, die in den Aufbaujahren nach dem Zweiten Weltkrieg aktiv an der Gestaltung von Städten und Gemeinden im Südwesten mitgewirkt haben. Leider sind Darstellungen, Biographien und Lebensskizzen über diese – meist männlichen – Protagonisten immer noch rar. Jetzt ist eine Biographie über Johann Peter Brandenburg erschienen. Es ist erstaunlich genug, dass es so lange gedauert hat, das Wirken des Pforzheimer Oberbürgermeisters und FDP/DVP-Landtagsabgeordneten erstmals in einem größeren Beitrag darzustellen.

Es mag aus heutiger Sicht erstaunen, dass der aus der Eifel stammenden Johann Peter Brandenburg in Pforzheim eine derart glänzende, nahezu dreißigjährige Karriere machen konnte. Seine Verbindungen und Bindungen an die fast völlig zerstörte Stadt im Nordschwarzwald waren familiärer Art. Seine Frau stammte aus der Gold- und Schmuckstadt. Brandenburg war ein 40jähriger, arbeitsloser und vor allem politisch unbelasteter Jurist, der vom eingesetzten Oberbürgermeister Katz Ende Juli 1945 zum Sparkassendirektor ernannt wurde. Über diese vertrauensvolle Arbeit kam der politisch Interessierte auf Vorschlag der wieder gegründeten liberalen Partei in den Gemeinderat. Er hatte die Möglichkeiten zur Gestaltung – und er nutzte sie.

Mit dem einschneidenden Erlebnis der Ankunft in Pforzheim und dem kommunalpolitischen Neuanfang lässt Heide Hammel ihr Buch über Brandenburg beginnen. Diesen ersten wichtigen Schritt in der Neugestaltung demokratischer Strukturen hat sie zu Recht zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtung gemacht. Knapp und in holzschnittartigen Zügen wird Brandenburgs Leben bis dorthin erwähnt und wohl auch aufgrund mangelnder Quellen eher pflichtgemäß abgehandelt. Der Aufstieg des fleißigen und emsigen Gemeinderats und Sparkassendirektors Brandenburg an die Spitze der Stadt ist keine klare,

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

selbstverständliche Linie gewesen. Die immer wieder auftretenden Rangeleien des DVP-Politikers mit anderen politischen Gruppierungen und das politische Taktieren in der Stadt sind aus dem Erzählten herauszuspüren und bis zur stabilisierenden Etablierung Brandenburgs Ende der 1940er Jahre verdienstvoll nachgezeichnet. Freilich, so manche etwas zu sehr anekdotenhafte Episode verstellt den Blick für die sich dahinter befindende Komplexität der Ereignisse; aber die verschlungenen Entscheidungsfindungen in vielen Sachfrage der Stadt Pforzheim auf kommunaler und landespolitischer Ebene haben durch die Form eine durchaus adäquate und lebendige Form gefunden.

Gewinnbringend sind die vielen Quellen, die hier zusammengetragen und breit wiedergegeben wurden. Doch haben die allgemeinen und öffentlichen Verlautbarungen über Brandenburg und die vor allem aus der Perspektive der späteren Jahre herangezogenen Zitate für die eigentlichen Vorgänge der beschriebenen Ereignisse nicht immer erhellenden Charakter. Eine etwas kritischere Haltung der Kommentare und Betrachtungen aus der historischen Distanz hätte durchaus gut getan. Kleinere Ungenauigkeiten sind zu verzeihen. So ist die Bildunterschrift (S. 23) irreführend: Abgebildet sind Theodor Heuss und Reinhold Maier an Maiers 70. Geburtstag 1959 in Schorndorf. Das Bild zeigt den Altbundespräsidenten und den Altministerpräsidenten – bezeichnet sind die Herren als »Ministerpräsident« und »Kultminister«, was sie zu diesem Zeitpunkt schon längst nicht mehr waren. Doch solche Unschärfen sind nicht wirklich relevant.

Die Autorin geht weniger der Frage nach, wie sich Brandenburg als »Zugereister« überhaupt im biederen und durchaus eigenbrötlerischen Südwesten etablieren konnte, sondern sie erzählt vielmehr verschiedene, durchaus verwinkelte und an einigen Beispielen aufgezogene Geschichten der Stadt Pforzheim und ihres Oberbürgermeisters Johann Peter Brandenburg. Die Tätigkeit Brandenburgs, der in den 1950er Jahren im Zenit seines Ansehens und seiner politischen Möglichkeiten stand, ist in die Aktivität des Abgeordneten und Kulturpolitikers eingeflochten. Mit dem notwendigen Übel der Wiederholung und Verschränkung, die hier durchaus zu finden sind, wird man leben können. Die tatsächliche Gleichzeitigkeit verschiedener Ämter, die Brandenburg inne hatte, lässt die erzählerische Klarheit etwas in den Hintergrund treten.

Zwar geht Heide Hammel auf Ämter und Funktion ein, doch bleibt sie in ihrer Analysemöglichkeit des in mancher Hinsicht durchaus auch gescheiterten Brandenburg als Parteipolitiker hinter den Erwartungen zurück. Die Erinnerungen von Zeitzeugen nehmen einen großen und wichtigen Raum ein – ein Verdienst, das dem Werk Authentizität verleiht. Allerdings leidet die kritische Distanz darunter etwas und die Trennung von Einschätzung, Entscheidung und Entwicklung ist oft schwer auszumachen. Wo es um konkrete Projekte geht (Reuchlinhaus, Gestaltung des Markplatzes u.a.) ist die Einbettung der

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Persönlichkeit Brandenburgs in die Entscheidungsfindung der Gremien eher angedeutet. Beschlussfassungen hingegen sind meist akribisch beschrieben und ihre Entwicklung manchmal sehr breit nachvollzogen. Weitere Akteure bleiben schemenhaft und nebulös verborgen.
Die Abwahl Brandenburgs als Oberbürgermeister 1965 ist von besonderer Bedeutung, weil eine derartige Niederlage eines amtierenden Oberbürgermeisters in Baden-Württemberg praktisch bis in die 1990er Jahre so gut wie nicht vorkam.
Es ist sehr verdienstvoll, dass sich Heide Hammel an die quellenmäßig schwer zu erforschende und in ihrer formalen Vielfalt ausufernde Beschreibung des Lebens von Johann Peter Brandenburg gewagt hat. Das Buch gibt einen gesunden Überblick über einige Schwerpunkte des politischen Lebens eines Nachkriegspolitikers, der nicht rechtzeitig genug erkannte, wie sich die Welt um ihn geändert hatte.

Winnenden *Jörg Brehmer*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Milène Wegmann: Der Einfluss des Neoliberalismus auf das Europäische Wettbewerbsrecht 1946-1965. Von den Wirtschaftswissenschaften zur Politik

Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2008, 124 S.

Die vorliegende Studie zum Einfluss des Neoliberalismus auf das Europäische Wettbewerbsrecht 1946-1965 spezifiziert in besonderer Weise die Dissertation der Autorin »Früher Neoliberalismus und Integration« aus dem Jahr 2002. Während dort der Schwerpunkt der Untersuchung auf den theoretischen Grundlagen des Neoliberalismus zu einer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung auf nationaler, supranationaler und internationaler Ebene lag, nimmt sich die Autorin nun zum Ziel, sich dem ureigenen Thema der Neo- und Ordoliberalen – die Schaffung einer nationalen und internationalen Wettbewerbsordnung – zu widmen.

Nach einer ersten Begriffsklärung und Begriffsgenese dieser beiden als wirtschafts- und gesellschaftspolitische Konzeptionen einerseits und als ein Netz von Personen (u.a. Freiburger Schule) andererseits, widmet sich die Autorin dem theoretischen und politischen Standpunkt der Neo- und Ordoliberalen in der Debatte über privat- und öffentlich-rechtliche wettbewerbsbeschränkende Maßnahmen im westlichen Nachkriegseuropa. Dabei wird deutlich, wie intensiv und international die politischen und theoretischen Ansätze einer Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftsordnungspolitik u.a. von Eucken, Rüstow, Gestrich, Röpke, Hunold, von Hayek, Hahn, Miksch, Böhm, von Mises, und Machlup schon während des Krieges und kurz danach auch in die Öffentlichkeit getragen wurden. (S. 30ff) Den zentralen Kern bildeten in allen neo- und ordoliberalen Vorstellungen die Freiheit der Preise und des Wettbewerbs und das Privateigentum in einer neuen Marktwirtschaft. Der Staat sollte die Aufgabe eines »Schiedsrichters« einnehmen, »der die rechtliche Rahmenordnung für das Wirtschaften festlegte und die Einhaltung der Spielregeln in der Wirtschaft überwachte«. (S. 16)

Die Vorstellungen der Neo- und Ordoliberalen fanden ihren Niederschlag im Wettbewerbsartikel des Montanunionsvertrages, der mit noch weniger Ausnahmeregelungen versehen war als der Josten-Entwurf des Deutschen Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen, an dem ebenfalls Ordoliberale (vor allem Böhm und Pfister) »prägend« mitgewirkt hatten. (S. 50, 65) Während Röpke durch seine Veröffentlichungen und persönlich sowohl dem Sekretariat für Fragen des Schuman-Plans als auch Bundeskanzler Adenauer beratend zur Seite stand, wirkte Walter Bauer als Mitglied der deutschen Delegation zu

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den Schuman-Plan-Gesprächen mit. (S. 55f) Dennoch wurden wichtige Bedingungen der Neo- und Ordoliberalen, z.B. die strenge Einhaltung des Kartellverbots, nicht konsequent bewältigt. (S. 72)
1956, in der Entstehungsphase der EWG, nahmen die Neoliberalen erneut Einfluss, ihre Forderung nach einer Ordnungspolitik für einen gemeinsamen europäischen Markt fanden Niederschlag in der Verhandlungsgrundlage der deutschen Delegation. (S. 80f)
Die Autorin weist den europäischen Neoliberalen eine entscheidende Rolle bei der Ausgestaltung der Wettbewerbsregeln des EWG-Vertrages zu. Damit widerlegt sie die These, die Neo- und Ordoliberalen hätten eine realitätsferne Theorie des Wettbewerbs vertreten und sich nicht an der Mitgestaltung des Europäischen Wettbewerbsrechts beteiligt. (S. 81)
Mit der vorliegenden Untersuchung ist der Beitrag der Neo- und Ordoliberalen an der Europäischen Wettbewerbspolitik fundiert aufgearbeitet und an die richtige Stelle gerückt worden: Sie waren ein wichtiger Impulsgeber und ein aktiver Politikpartner auf nationaler und europäischer Ebene.
Die Autorin hat es geschafft, die Haltung neo- und ordoliberaler Repräsentanten in der Politik mit ihren persönlichen Standpunkten und ihren wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu verbinden, um sowohl den theoretischen, als auch den politischen Beitrag zum europäischen Wettbewerbsrecht und damit zur europäischen Integration zu benennen.

Aachen *Ines Soldwisch*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ludger Helms: Die Institutionalisierung der liberalen Demokratie. Deutschland im internationalen Vergleich

Frankfurt a.M./New York: Campus 2007 (Studien zur Demokratieforschung, Bd. 10), 323 S.

An ein- oder weiterführenden Abhandlungen zum politischen System der Bundesrepublik Deutschland mangelt es wahrlich nicht. Hingegen besitzt eine Studie wie· die von Ludger Helms ein Alleinstellungsmerkmal. Der Autor präsentiert wesentliche Bereiche des hiesigen politischen Systems und konfrontiert diese mit solchen aus konsolidierten westlichen Demokratien. Auf diese Weise werden Spezifika der zweiten deutschen Demokratie anschaulich deutlich. Das Werk von Ludger Helms ist weder handbuchartig angelegt noch sonderlich mit Daten gespickt. Ihm geht es vielmehr um eine Synthese. Er zählt zu jenen, »die auf die Kraft des Wortes, auf die sprachlich-argumentative Fähigkeit zur Darstellung, Analyse und Bewertung komplexer Phänomene und Zusammenhänge setzen« (S. 7). Dieser Anspruch wird voll eingelöst.

Der Autor behandelt das politische System nicht in toto, sondern konzentriert sich auf das Institutionengefüge. Er beschränkt sich vielmehr nicht auf formale Institutionen, sondern bezieht informale mit ein. Außerdem kommt die Dynamik politischer Institutionen hinreichend zur Geltung, worauf im Titelbegriff »Dynamisierung« hingewiesen wird. Mit dem anderen Titelbegriff (»liberale Demokratie«) ist eine Regierungsform gemeint, die aus liberalen und demokratischen Elementen besteht. Ludger Helms setzt zu Recht Demokratie nicht mit Volkssouveränität gleich. Der Begriff des demokratischen Verfassungsstaates fängt gut sowohl Freiheit als auch Gleichheit ein.

In den ersten vier Kapiteln der Untersuchung geht es um das Institutionengefüge im weiteren Sinne (Wahlrecht und Wahlsystem; politische Parteien; Interessengruppen; Massenmedien), in den folgenden vier im engeren Sinne (Parlament; Exekutive; Bundesstaat; Verfassungsgerichtsbarkeit). Eine Konklusion fasst jeweils den Kerngehalt der Aussagen zusammen, jeweils mit Blick auf das Ausland.

Das deutsche Wahlsystem steht nach Helms nicht zur Disposition. Nach der schwierigen Regierungsbildung 2005 habe keine Seite – anders als in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre – eine Änderung des Wahlsystems in Erwägung gezogen. Trotz unterschiedlicher Wahlsysteme gab es im Kaiserreich und in der Weimarer Republik Vielparteiensysteme. Dies änderte sich

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Zum ersten Mal war der politische Liberalismus nur in einer Partei organisiert. Wie Helms hervorhebt, ist dies ein beträchtlicher Unterschied zur Aufspaltung des liberalen Lagers in vielen Nachbarländern. Die hiesige Chancenlosigkeit des parteipolitischen Rechtsextremismus hätte der Autor stärker auf die Last der leidvollen Vergangenheit zurückführen können. Was die Zukunft des Parteiensystems betrifft, ist Helms sich nicht sicher. Eine Rückkehr zum »Zwei-Block-System« hält er für ebenso wahrscheinlich wie eine zum »polarisierten Pluralismus« der Weimarer Zeit. Immer wieder arbeitet der Autor die starke Rolle des deutschen Föderalismus heraus, etwa im Bereich der »Medienlandschaft«. So sei die unangefochtene Rolle des Bundesverfassungsgerichts durch die föderative Ordnung begünstigt worden. Auch wenn Helms sein Augenmerk auf die Institutionalisierung der liberalen Demokratie richtet, ist auffallend oft von der politischen Kultur die Rede. »Die Anerkenntnis der maßgeblich politisch-kulturellen Bedingtheit der Wirkungen politischer Institutionen gehört seit langem zum Basiskonsens der internationalen Demokratieforschung« (S. 80, Anm. 67).

Der Autor präferiert »eine doppelte Vergleichsdimension, die sich· zum einen auf den Vergleich der historischen Wege, den die Institutionalisierung politischer Institutionen in unterschiedlichen Ländern genommen hat, zum anderen auf den Vergleich der aus diesem Prozess hervorgegangenen demokratischen Institutionen selbst bezieht« (S. 14). Diese Form des asymmetrischen Vergleichs ist Helms überaus gelungen. Der Leser erfährt so mehr über Deutschland. Zugleich kommen Spezifika anderer europäischer liberaldemokratischer Systeme zur Sprache. Selbst Australien, Japan, Kanada und Neuseeland finden Berücksichtigung, von den USA ganz zu schweigen. Deutschland steht zwar im Mittelpunkt, ohne dass Helms zahlreiche Eigenheiten anderer Systeme unterschlägt.

Die Urteilskraft des Autors, der profunde Literaturkenntnis besitzt, beeindruckt immer wieder. Dem Leser wird vor Augen geführt, dass die politische Ordnung der Bundesrepublik Deutschland Vergleiche nicht zu scheuen braucht. In anderen Ländern ist oft vom »deutschen Modell« die Rede. Das Urteil über das Buch könnte noch positiver ausfallen, wenn sich Helms' Erkenntnisinteresse im abschließenden Kapitel ganz auf den internationalen Vergleich konzentriert hätte. Stattdessen widmet sich der Autor den Gefährdungen der liberalen Demokratie am Beispiel von De-Institutionalisierung und Internationalisierung. So anspruchsvoll dieser Themenkreis auch abgehandelt wird, so geht Helms damit über das gesteckte Arbeitsvorhaben hinaus. Er hebt vor allem die Gefährdungen der liberalen Demokratie hervor – durch die »Auslagerung« von Politik aus den herkömmlichen institutionalen Bahnen und durch die Internationalisierung von Gesellschaft und Politik. Im Grunde betritt der Autor so ein neues – reizvolles – Forschungsfeld. Die

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

abschließende Bemerkung, die liberale Demokratie bleibe eine »außerordentlich verwundbare Staatsform« (S. 274), ist überaus triftig. Gerade deshalb wäre es vielleicht wichtig gewesen, dem Demokratieschutz ein gesondertes Kapitel zu widmen, zumal die Bundesrepublik mit dem Konzept der »«streitbaren Demokratie« einen originellen Beitrag dazu beigesteuert hat. Das Buch ist in einer flüssigen Sprache geschrieben. Was stört, sind allerdings zahlreiche Anglizismen. »Path dependence« etwa ist schlicht »Pfadabhängigkeit«.

Chemnitz *Eckhard Jesse*

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Autorenverzeichnis

Bublies-Godau, Birgit, Jg. 1966, M.A., Mitherausgeberin des »Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung«

Becker, Ernst Wolfgang, Jg. 1966, Dr. phil., stellv. Geschäftsführer, Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Stuttgart

Esch, Tabea, Jg. 1978, Dr. theol., Vikarin in Hagen

Fassbender, Monika, Jg. 1950, Dr. phil., Leiterin Archiv des Liberalismus, Gummersbach, Mitherausgeberin des »Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung«

Frölich, Jürgen, Jg. 1955, Dr. phil., Archiv des Liberalismus, Gummersbach, Mitherausgeber des »Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung«

Heinze, Carl, Jg. 1980, M.A., Doktorand an der Universität Freiburg

Iorio, Marco. Jg. 1965, PD Dr. phil., Hochschuldozent an Universität Bielefeld, z. Z. Lehrstuhlvertretung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Koch-Wegener, Annette, Jg. 1975, Dr. phil., Vorstandsassistentin bei der Sparkasse Bremerhaven

Lucke, Andrea von, Jg. 1977, M.A., Doktorandin an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt

Mensing, Hans-Peter, Jg. 1942, Dr. phil., ehem. Geschäftsführer Stiftung Bundeskanzler-Konrad-Adenauer-Haus, Bad Honnef

Nörr, Knut Wolfgang, Jg. 1935, Prof. Dr. iur., Dres. h. c., Forschungsstelle für internationale Privatrechtsgeschichte an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

Recker, Marie-Luise, Jg. 1945, Prof. Dr. phil., Professorin für neuere Geschichte an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Rüter, Anne, Jg. 1960, cand. phil., Historikerin, Bad Arolsen

Schiller, Theo, Jg. 1942, Prof. Dr. phil., em. Professor für Politikwissenschaft an der Phillips-Universität Marburg

Soldwisch, Ines, Jg. 1976, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Universität Aachen

Weber, Peter, Jg. 1978, M.A., Doktorand an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

https://doi.org/10.5771/9783845211336 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY